PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

# Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Guſtav Schleſier.

---

Neue Ausgabe.

---

Stuttgart,
Franz Heinrich Köhler.
1854.

Digitized by Google

838
H9220
S34

Digitized by Google

# Inhalt des ersten Theiles.


Seite

Vorwort. . . . . III

## Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre. 1767 bis 1788. . . . . 1

Voreltern. Familie. Eltern. Früher Tod des Vaters. Jugendleben in Tegel. Gemeinsame Erziehung mit Bruder Alexander, zu Tegel und Berlin. Lehrer. Frühe Entwicklung, auch der Gemüths- und Charaktereigenschaften. Jugendbekannte. Früheste Eindrücke und deren Bedeutung. Besucht die Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen. Günstiger Stern, der dem Anfang und Verlauf seiner Lebensbahn leuchtete. . . . . 3

## Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken. 1788 bis 1794. . . . 45

Frühe Entschiedenheit in Humboldt's Wesen. Darstellung der Gegensätze seines Charakters. Richtung auf die Ideen. Wirkungen dieser Gegensätze in Schrift und Leben. . . . 47

Nahes Verhältniß zu Kant. Durchbricht mit Schiller die Schranken des Systems. . . . . 57

Freundschaftsverhältnisse. Vertrauter Umgang und Briefwechsel mit G. Forster. Verkehr mit Jacobi, mit den Aufklärern in Berlin. . . . . 69

Reisen von Göttingen aus. Geht gleich nach dem Ausbruch der französischen Revolution mit Campe nach Paris. Theilnahme an dem Streit über Proselytenmacherei. Reise nach dem Oberrhein, durch Schwaben und die Schweiz (Lavater). 79

Reife seiner eignen Lebens- und Menschenansicht. . . . 110

Kommt nach Erfurt und Weimar. Bekanntschaft mit Dalberg und Schiller. Verlobt sich mit Fräulein von Dacheröden. . . . . 112


Digitized by Google

Seite

Tritt in der Zeit der Reaktion nach dem Tode des großen Friedrich seine Laufbahn in Berlin an. Lebensverhältnisse und Umgang (Henriette Herz. Rahel. Gentz.) Giebt den Staatsdienst auf, um seine eigne Bildung gründlich zu vollenden. . . . . 119

Heirath. Frau v. Humboldt. Lebt in ländlicher Stille (zu Burgörner) den Wissenschaften, insonders den Alterthumsstudien. Bund mit Fr. A. Wolf. Verkehr mit Schiller und Dalberg. Häusliche Freuden. Leben zu Erfurt und Auleben. Besuch in Berlin. Alexander v. H. in Bayreuth. 132

H.'s Arbeiten in dieser Epoche. Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt zu bestimmen. Ansicht von der französischen Staatsumwälzung. Praktische Philosophie, gerichtet auf freieste Entwicklung der Individualkraft. Daraus hervorgehende Theorie vom Staate: einerseits auf ein idealisches Ziel, andrerseits auf das nächste Bedürfniß — gemischte Verfassung — hinstrebend. Fundamente seiner spätern politischen Thätigkeit. . . . . 162

Ansicht des klassischen Alterthums. Begründet mit Wolf die tiefere Gesammtauffassung der Alterthumsstudien. Schrift über die Griechen. Versuche strenger Uebertragung griechischer Dichter (Pindar). Principien der Uebersetzungskunst. Urtheil über Voß. Erste Anfänge der Sprachphilosophie. Vergleichendes Studium griechischer und deutscher Sprache und Litteratur. . . . . 208

## Drittes Buch.

Innigster Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken. 1794 bis 1798. . . . . 257

Humboldt geht mit seiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu sein. Jena und Weimar damals der Centralpunkt deutscher Dichtung und Spekulation. Wird der nächste Vertraute unsrer beiden großen Dichter. Correspondenz dieser Geister. Briefwechsel mit Schiller. Dessen Werth. Anerkennung seiner Theilnahme an dem Wirken unsrer Dichter bei Neueren. . . . . 259

Schiller und Humboldt. Des Letzteren Stellung unter den deutschen Kritikern. Erweitert mit Schiller die Engen des

Digitized by Google

Seite

Kant'schen Systems und hilft die Philosophie der Kunst begründen. Theilt auch ästhetische Irrthümer Schiller's. Tiefe Einsicht in das Wesen des Schiller'schen Genius, aber auch Uebersehen der künstlerischen Mängel desselben. Hält mit Recht an Schiller und Göthe zugleich. Rechtfertigung seines Strebens, die individuelle Größe Schiller's zu behaupten, und Zurückweisung der Ansicht, die H.'s Einfluß auf diesen Dichter als nachtheilig darstellte. Bedeutung dieses Einflusses neben dem Götheschen. Wie Schiller und Göthe Humboldt's Mitwirkung anerkannten. In welchen Irrthümern er mit Schiller befangen war. . . . . 278

Verhältniß zu Göthe. Göthe über Humboldt und Herder. Leben und Umgang in Jena. Fichte. Schilderung des vertraulichen Verkehrs mit Schiller. Gemeinsame Thätigkeit und Ideentausch, gerade während der bedeutendsten Krisis im Leben des Dichters. Die Horen. Humboldts Theilnahme. Verkehr und Briefwechsel mit Göthe. Debatte über W. Meister. Beurtheilung des Woldemar von Jacobi. Verhältniß zu Schiller's Freunden. Körner. Umgang mit jüngeren Männern. David Veit. . . . . 349

Horenaufsätze: 1. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. 2. Ueber männliche und weibliche Form. Anthropologisch-ästhetische Richtung. Auffassung der Weiblichkeit. Anzeige der Wolf'schen Odyssee und Verkehr mit Wolf. . . . . 382

Verläßt Jena. Leben in Tegel. Lebhafteste Periode des Briefwechsels mit Schiller. Inniger Antheil an dessen erstem Musenalmanach. Selbstbekenntnisse. Sein Antheil und seine Urtheile bei Schillers Rückkehr zur Poesie (Ideendichtung). Giebt, von Schiller consultirt, sein Votum über dessen Dichterbestimmung. Weis't ihn aufs Drama. Ueber Schiller (den modernsten der Modernen) und die Alten. Schiller's Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Differenz mit Humboldt. Beide entwinden sich schon ihren Einseitigkeiten. H. über Göthe'sche Dichtungen dieser Zeit. Eigne Pläne: mehr Entwürfe als Ausarbeitungen. Gedruckte Arbeiten. . . . . 389

Reise nach dem nördlicheren Deutschland. Besucht Klopstock und Voß. . . . . 426

Digitized by Google

Seite

Rückkehr zu seinen Freunden nach Jena. Die Xenien. Tod der Mutter. Auch Alexander v. H. in Jena. Verhältniß zu den Gebrüdern Schlegel. Uebertragung des Agamemnon. Berathung darüber mit Wolf, Göthe, Schiller und beiden Schlegeln. Theilnahme an der Vollendung von Hermann und Dorothea. Einfluß auf Wallenstein. . . . . 430

Abschied von seinen Freunden. Will nach Italien. Reise von Berlin, über Dresden, nach Wien. Giebt des Krieges wegen die italienische Reise für jetzt auf. Geht längst den Alpen, über München und Basel, nach Paris. Bleibt zunächst dem bisherigen Interesse treu. Correspondenz mit Schiller und Göthe. Schreibt sein kunstphilosophisches Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche“ über Hermann u. Dorothea. Gehalt und Methode dieser Schrift. Ihre Bedeutung für die Kunstphilosophie. Sendet das Werk an Schiller. Dessen Urtheil darüber. Schicksale und Wirkung des Buches. Hauptstellen der Beurtheilung unseres größten Dichters durch Humboldt. . . . . 446

Digitized by Google

# Erstes Buch.

## Jugend- und Lehrjahre.



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sprößlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Hadersleben und Ringeswalde. Dazu erwarb er das Schlößchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Nach dem Kriege (1765) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er dienstthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzessin von Preußen, Elisabeth, und lebte deßhalb zu Potsdam. Als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde, [1]) verließ er Potsdam und wohnte seitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte. Hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, so würde er vielleicht auch eine bedeutende Person im Staate geworden seyn; denn man zählte ihn unter die ersten Günstlinge dieses Prinzen, ja zu denen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätten, unter ihm ein neues Ministerium zu bilden. [2]) Sein früherer Tod zerschlug diese Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des alten Präsidenten Colomb in Aurich. Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieser Ehe, also Stiefbruder unserer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gensdarmes. Die Colombs, von denen sich Einer auch in unserem

---

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depesche des englischen Botschafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche hoffen dürften, nach dem Tode Friedrichs II. Minister zu werden, nach einiger Wahrscheinlichkeit in drei Classen getheilt. Die eine sei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Hertzberg, Schulenburg ꝛc. genannt, und diese vom Berichterstatter als die am besten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann spricht er von der dritten Classe also: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter ꝛc." Mitgetheilt von Raumer in dessen Beiträgen zur neueren Geschichte, Thl. 5. Leipzig, 1839. S. 297. „Beamter" ist wahrscheinlich ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler; es soll Offizier heißen.

Befreiungskampfe auszeichnete, stammen aus Burgund, wo sie einst große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes wanderten sie aus. Die Familie der Mutter gleichsam des zweiten Entdeckers von Amerika, unseres Alexander Humboldt, hat, wie dieser selbst sagt,[3]) mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre später zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er ist noch gegenwärtig, rüstig bei hohen Jahren, die größte Zierde seiner Vaterstadt und einer der letzten lebenden Ueberreste aus der großen Zeit unserer klassischen Litteratur.

Der Vater unserer Humboldts starb schon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die sorgfältigste Erziehung zu geben sich bemühte. Als auch sie starb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — standen beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geistigen und bürgerlichen Welt viel versprechende Weise ihre Laufbahn schon betreten.[4])

---

3) S. A. v. Humboldt's Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. A. d. Französischen von Dr. Ideler. B. 2. Berlin, 1838. S. 277—78. Note.

4) Ich konnte für dieses wie die folgenden Capitel des ersten Buches auch Privatmittheilungen benutzen und durch sie manche wesentliche Lücke in der Bildungsgeschichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeit, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar sind diese Nachrichten noch immer unvollständig, aber doch reichlicher und zuverlässiger als alle bisher bekannten. Besonders in unsern encyclopädischen Werken finden sich unrichtige Angaben genug.

Wir haben schon den Landsitz genannt, wo die Gebrüder gemeinschaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbte und zu einem Tuskulum seines spätern Lebens umschuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm seines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, so gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinsicht in unserer Literatur verewigt worden ist. Wer kennt nicht die Verse in Göthe's Faust, mit welchen Nicolai, der Geist der Plattheit, dort die Geister der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!"

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Churfürsten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forstrevier daselbst. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenosse des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forstrath, seinen Sitz in Tegel und legte daselbst große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit sogar Aufsehen machten. Das Schlößchen und Vorwerk selbst hatte der alte Humboldt um diese Zeit schon vom königlichen Forstdepartement in Erbpacht genommen. Dieses Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

---

Zu obigem Abschnitt dienten mir noch als besondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Ilmenau, 1825. S. 597—98. — Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456—58. Leider sind Zedlitz's Angaben nirgends so sicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber stehe hier auch die Beschreibung des Wappens der Humboldt'schen Familie. „Das von Humboldtische Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwischen drei Sternen stehenden Baum und auf dem Helme zwischen zwei Adlerflügeln einen wachsenden, geharnischten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter." (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Stadt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügeldämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Aussichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch seine irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an spätrem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarerem

Gewande, gaſtlich bei ſich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einſt auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schloſſe, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in ſeinem Leben, und faſt nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiste nämlich mit ſeinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieſer Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in ſeinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhauſen nach Tegel, ſpeiste da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. [1]) Vielleicht ſah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinſt zu ihnen ſtehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation ſpielte ſchon zu den Füßen unſeres Dichters, der im damaligen Berlin ſich noch ſo wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort geweſen zu ſein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftſteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unſern Dichter ſchon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräſentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang trivialer Aufklärung und wohlmeinend philiſterhafter Geſinnung. Es war die Schaar, die, von Leſſing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geiſt dieſes großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieſer Region hervorgingen. Schon Mendelsſohn iſt ein ganz Anderer. Bieſter und Gedike erwarben ſich, in ihrer Art, wirkliche Verdienſte. Und die jüngern, meiſt jüdiſchen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geiſtig ſehr ausgezeichnete Köpfe, laſſen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Riemer über Göthe, II. 60.

ſelbſt hat den Kern freiſinniger Denkart früh in dem Umgang mit dieſen Männern gekräftigt. In einem Theile ſeines Weſens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt ſich an die einzelne bornirte Geſtalt, die dieſe Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus ſich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch ſpäter nicht auf, ſich zu proſtituiren. Nachdem er ſchon in unzähligen Xenien gegeiſelt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in ſeinem Fauſt und führte ihn unter dem Namen Proktophantasmiſten (Steißviſionair) auf den Blocksberg, den Olymp der Abgeſchmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geiſtern und Geſpenſtern Händel anfangen. Tegel, das ihm ſo nahe lag, hatte ſeine Galle erregt. An dieſem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai ſo viel gegen den Aberglauben geſchrieben, bei ſeinen Lebzeiten ein Geiſt umzugehen, und eben dieſes Verdruſſes gedenkt er, da er mit den oben citirten Verſen die Teufel und Geſpenſter auf dem Blocksberg anſpricht. In Tegel hatte ſich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berüchtigten Vorleſung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er ſelbſt kurz zuvor von Viſionen geplagt worden ſei, ſich aber auf recht praktiſche Weiſe davon befreit habe, auch dieſe Tegeler Geſpenſtergeſchichte angezogen.[2]) Wie hätte das Göthe ungenutzt laſſen ſollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geiſt in Tegel hauſe, der Nicolai'n vielleicht ſo wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Geſpenſt!

---

2) Beiſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen, nebſt einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgeleſen in der Berl. Akad. d. W. 28. Febr. 1799. Gedruckt in Bieſter's Berl. Monatſchrift, Mai 1799 und im 1. Theile ſeiner geſammelten akademiſchen Abhandlungen (1808). — Ueber die Geſpenſtergeſchichte in Tegel ſoll ſich in den Berliniſchen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübſcher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geiſt, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungeſcheut ſeinem Genius folgen und die unerſchrockene Freiheit des Gedankens wie der Geſinnung bewähren ſollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's ſcheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenſtand ſeiner Forſchung. Es gehört ſogar zur Eigenthümlichkeit dieſes vielſeitigen Mannes, daß er, ein ſo klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in ſeinem Humor gläſerne genannt hat, ſondern ſelbſt, wie ein feiner Beobachter ſagt, „die Schauer der Geſpenſterfurcht kannte.“ [3])

Als Wilhelm ſein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wiſſen; er umgab ihn aber mit den ſchönen Formen einer freiern und lichten Kunſt. Er war ein Geiſt, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Muſenſitz erhob, drückte er dieſen Charakter auf.

---

Haben wir ſo eben der platteſten Erſcheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren ſich noch breit machen durfte, ſo laſſen ſich doch die Verbeſſerungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts auftauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächſt intereſſirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wiſſenſchaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rouſſeau

---

3) Varnhagen in ſeiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt,“ Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt worden, und in Preußen griffen diese Neuerungen besonders tief ein. Der Domherr von Rochow auf Rekahn ging mit edlem Beispiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Basedow sammt dem Dessauischen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbst der Adel verschmähte nicht, seine Kinder nach den neuesten Fortschritten unterrichten zu lassen, und Erzieher und Hofmeister hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte sich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungseifer eine viel niedrigere, auf das blos Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht fast gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffrischung erhalten hätte. Diese ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechische, wieder auf.

Wir haben Campe schon genannt, er interessirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm selbst, als dem Humboldtischen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den ersten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wissen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innrer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er sich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hause des Major Humboldt ist daher um die Mitte der siebziger Jahre zu setzen. Im Jahr 1777 trat er schon als Lehrer an das Philanthropin zu Dessau, und in demselben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtische Haus. — Obschon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieses ersten Lehrers vorauszusetzen sein dürfte, so ist es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn sie auch in diesen viel großartiger wieder erscheinen. Konnte der Mann, der nächst Klopstock einer der Ersten in Deutschland war, die mit

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Alexanders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungslust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gesprächs geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer, [1]) doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe", sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!" Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorsichtig zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverläßiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis gehörig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und ſpäter werden wir Wilhelmen ſeinen erſten größern Ausflug in Campe's Geſellſchaft machen ſehen.

Nicht ein ſo berühmter Name iſt es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher ſeiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derſelben hauptſächlich leitete. Er hieß G. J. Chriſtian Kunth. Derſelbe war noch ſehr jung und hatte aus Mangel an Unterſtützung die akademiſchen Studien abbrechen müſſen; aber an höherer Geiſtesbildung ſchon ſeinen Jahren voraus, in der lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Litteratur, in Philoſophie und Geſchichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreiſen vorgebildet, erſchien er doch ſchon geeignet, als Erzieher in ein ſo angeſehenes Haus zu treten.

„Selten, ſo ſagt der Verfaſſer ſeines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollſtändiger beſtätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntniſſe auf den Geiſt reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben ſo thätiges, als wohlgeordnetes Beſtreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln beſaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußiſchen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel iſt mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statiſtiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienſt und hier erwarb er ſich um das preußiſche Gewerbweſen, beſonders in der ſchweren Epoche ſeit 1808, große Verdienſte. Er ſtarb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

den Forschungen des Andern Theil. Alexandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beschäftigt und die ausgebreitetste Kenntniß alter wie neuer Sprachen konnte der große Reisende ohnehin nicht missen. Wilhelm dagegen sucht auf seines Bruders Bahn seine eigne Menschheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Gestalt, den Verhältnissen der Geschlechter nachforschte, — wie hätte er anatomische und physiologische Kenntniß nicht mit in sein Bereich ziehen sollen? Aber auch dann, wenn es sein eigenes Gebiet nicht berührte, strebte sein universeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forschung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit seinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforscher vor sich zu sehen geglaubt haben, und nicht wenig gestaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Gespräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geist von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung so reicher Talente erwählt wurden, so stoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch ist es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteste Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, sogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, besonders in frühern Jahren, auch vorzugsweise unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rücksicht zureichend gewesen sein, und wir hörten es schon als Kunth's höchstes Verdienst rühmen, daß er eben die besten Kräfte der Hauptstadt für die Bildung seiner Zöglinge in Bewegung zu setzen verstand.

So erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernſt Ludwig Heim, [3]) daß dieſer die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war ſeit dem Jahre 1776 als Phyſikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphyſikus im Havellande angeſtellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre beſuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforſtmeiſter Burgsdorf theilte er ſeine reichen Kenntniſſe von ausländiſchen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieſer dann an Ort und Stelle in ſeiner Baumſchule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'ſchen Hauſe, war er ſehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781," erzählt Heim's Biograph, „leſen wir in der Chronik (ſeinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag geſpeist; den jungen v. Humboldt's die 24 Claſſen des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems erklärt, welches der Aeltere ſehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." [4]) Als ſpäter des Jüngern Ruhm in der Naturkunde ſich über alle Länder verbreitete, erinnerte ſich Heim mit höchſter Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erſt eilf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unſrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres muſterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeiſterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und ſelbſt als er ſich ſchon in Berlin niedergelaſſen (ſeit 1783), verſäumte er doch jenes Schauſpiel nicht, ſondern begab ſich „mit den Tegelſchen

---

3) Leben E. L. Heim's. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler (ſeinem Schwiegerſohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) A. a. O. Thl. II. S. 8 — 9.

Freunden, Herrn Kunth und dessen berühmten Zöglingen dahin, die Specialrevue gründlich zu beschauen.“ [5])

Was sie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwissenschaften empfingen. Von Alexander wenigstens wissen wir, daß später in Berlin der junge Wildenow sein Lehrer in der Botanik war. [6])

Mehr aber als alles andre interessirt es uns zu wissen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den ersten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage seiner ganzen Bildung: alles, was ihn sonst auszeichnete, knüpfte sich hier an. Die ästhetische Kritik, das Interesse an unserer vaterländischen Litteratur, seine Größe als Sprachforscher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anschauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es schon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit selbst geschmackvollen Philologen fehlen. Dort war schon viel für die Aufbesserung gelehrter Schulen geschehen. Unser Humboldt besuchte zwar keine der dortigen Anstalten; aber es fanden sich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

---

5) A. a. O. Thl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Bergrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorlesung, die dann unter der Aufschrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's“ in den Zeitgenossen, Leipzig 1829, B. 2. H. 2, im Auszug mitgetheilt worden ist. Wir werden für unsern Zweck auch später noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Berhauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachsen) sind von ihren Freiberger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns also hier an einer in jeder Rücksicht ausgezeichneten Quelle.

darmes, nachmals Ober-Consistorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fischer vom grauen Kloster viele Jahre lang Unterricht im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik auch viel Griechisch wußte. — Daß Wilhelm schon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländische Litteratur früh kennen lernte, läßt sich ohne Weiteres voraussetzen. Ein solch Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erst in spätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Universität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort selbst wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabsäumen, was die Jünglinge aufs würdigste ins akademische Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wissenschaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — lasen beiden Brüdern lange Collegien über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Ueber Dohm's Vorlesungen hat uns dessen Schwiegersohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publicisten, einen sehr erwünschten Aufschluß erhalten. Dohm arbeitete um diese Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende seines dortigen Aufenthaltes begehrte der Minister von Schulenburg von Dohm, daß dieser für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen halte. Dohm war ohnehin sehr beschäftigt, und diese Vorträge forderten ziemlich mühsame Vorbereitung. Dennoch entsprach er dem Wunsche des Ministers. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunsche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorlesung Antheil, die ganz den Zuschnitt eines sogenannten Collegiums auf der Universität hatte, im Herbst 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte." [7]) Den Entwurf dazu, sagt uns der Biograph, bewahrte Dohm stets sorgsam auf und die Erinnerung an jene Beschäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht interessanten jungen Männern gehörte ihm stets zu den angenehmsten seines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgestellte Männer, noch später Beweise.

Von einem solchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reife der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie die Vorträge eines so staatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt diese Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und scheint durchaus eine sehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte sich bei so vielseitiger Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein schnelles Wachsthum erzielen lassen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinsamen Erziehung schon mit heftigerer Anstrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs so kräftig als Wilhelm. In den ersten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an seinen Fähigkeiten, bis es im spätern Knabenalter plötzlich Licht in seinem Kopfe ward. [8]) Körperlich leidend war er sogar noch in und nach den Universitätsjahren. Er selbst leitete diese Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das sich von Zeit zu Zeit einstelle. Freunde aber, wie Georg Forster, waren fest überzeugt, daß sein Körper nur deßhalb leide, weil der Geist zu thätig sei und „die logische Erziehung der Herren

---

7) Ch. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.

8) Freiesleben, a. a. O.

Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen habe," [9]) eine Bemerkung, welche einen guten Schlagschatten wirft, bei der man aber doch nicht vergessen darf, daß Forster gerade der Berlinischen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So schritt die Erziehung der Brüder so weit fort, daß sie wohl ausgerüstet auch ihre Universitätsstudien gemeinschaftlich beginnen konnten.

---

Nicht blos die Geistesfähigkeiten unser's Humboldt entwickelten sich in frühestem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen sich schon so früh an seinem Wesen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende seines Universitätsleben, thut und schreibt, schon den ganzen, fertigen, entschiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der frühesten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht besonders aufmerksam zu sein pflegt. Und selbst dieß Wenige, diese einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, sprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innersten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieser liegt, wenn auch etwas verhüllt, schon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm aufdrückten, so wie in der einseitigern, jugendlichern Gestalt, die, charakteristisch genug, so früh an Humboldt verschwindet, am Ende seines Lebens jedoch, zwar in geklärterer Form, aber in ursprünglicher Stärke hervortritt.

Ein schwärmerisch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt sein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieses Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenschaften seines Wesens.

---

9) Forster an Heyne, 13. Juni 1790 (in Forster's Briefwechsel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Maßen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng verschlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen ꝛc. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zusammen, dann mit Rahel, der berühmten Briefstellerin, und besonders mit Henriette Herz, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Professor Markus Herz, die an Schönheit so sehr wie an Geist hervorragte. Mit dieser pflegte Humboldt insbesondere innige Freundschaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrautesten Briefwechsel. Die Sentimentalität, die alles beherrschte, gab allen diesen Verhältnissen einen ganz ungemeinen Schwung.

Neben dieser Empfindsamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweise wiederkehrte, aber auch in der Zwischenzeit nie ganz erlosch, — entwickelte sich aber fast eben so früh der schroffste Gegenpart in Humboldt's Natur, nämlich die furchtbarste Schärfe und Kälte des Verstandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigste Anmuth des Scherzes, die ausgebildetste Macht der Dialektik, der allseitigste Trieb der Forschung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was später so hervorstechend an Humboldt's Wesen war, daß Manchen jener schwärmerische Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei späterer Charakterschilderung, sogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr sein Innerstes sogar absichtlich zu verhüllen suchte und wohl gar einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein nahm.

Doch keineswegs war solche momentane Kälte immer Verstellung oder Absicht. „Ein Vorfall in Humboldt's Universitätjahren" berichtet uns Varnhagen, [1]) den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverischen Leibarzt,

1) In der Skizze über Humboldt, a. a. O. S. 289 — 90.

bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich [wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!] in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ Das ist ganz richtig. Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Diese Kälte und dieser kühle Forschungstrieb bildeten einen höchst wesentlichen Theil seines Charakters. Seine geistige Größe wie seine Festigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engste damit zusammen. Daher stählten sich jene Anlagen wohl auch am frühesten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Lessings Schule hervorgegangen waren und sich zum Theil später an die Kantische Richtung schloßen. Mit den meisten dieser Männer war Humboldt, den seine äußere Stellung eben so wie seine Geistesgaben begünstigten, sehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Biester, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — sämmtlich Männer von einer hellen Denkweise und freien bürgerlichen Gesinnungen. In diesem Kreise konnte Humboldt früh seine

angeborne Forſchungsluſt und ſeinen Charakter kräftigen, und wenn er ſo bald ſchon durch Unerſchrockenheit ſeines Denkens wie durch freimüthiges Weſen unſere Bewunderung auf ſich zieht, ſo dankte er wohl ſelbſt die frühe und entſchiedene Ausbildung dieſer Naturgaben zum Theil dem Umgang mit dieſen Männern, deren ſonſtige und beſonders äſthetiſche Einſeitigkeit dagegen auf ſeine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erſcheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdiſchen Urſprungs waren. Gerade dieſes israelitiſche Element bildete aber von jeher einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil des Berliniſchen Geiſteslebens und namentlich damals concentrirte ſich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptſächlich von Leſſing und deſſen Freund Mendelſohn, dem Lehrer und Vorbilde dieſes Berliner Kreiſes, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir ſehen, von früheſter Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu ſuchen, wo ſie irgend zu finden iſt, und dieſe Unbefangenheit im geiſtigen Verkehr bewies er auch dann ſtets, als er ſchon die höchſten Ehrenſtellen der bürgerlichen Welt erſtiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit ſeines Lebens ſuchte er, was nur irgend ein Intereſſe bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem ſo freien Geiſt ohnehin nicht die Rede ſein.

In die Reihen und Verhältniſſe der vornehmen Welt trat Humboldt ſchon durch Geburt, als Glied einer angeſehenen und begüterten Familie, ſo daß ihm auch von dieſer Seite, von frühſter Jugend an, jede Gunſt entgegen kam. Alle geſellige Verbindungen, jeder geiſtige Verkehr ſtanden ihm offen. Wie mußten ſich ſolche Jünglinge, die, im Beſitze großer, genialiſcher Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verschmähten, unter ihren Standesgenossen auszeichnen, während sie vor den bürgerlichen Genossen schon durch die Geburt einen Vorsprung hatten!

War es schon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familiensitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendsten und erregtesten deutschen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erster Quelle benutzen zu können, so müssen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter dessen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daselbst betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erst als sie Berlin zu verlassen und die Universität zu beziehen im Begriffe standen, starb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Aussichten geöffnet schienen. Unter den zerrissenen und verfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches gab der Staat schon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverläßigern Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthanen eines solchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer schien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre bestand; und diese Erinnerungen haben, als einmal alles verloren schien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geistige Welt und die Litteratur Deutschlands hatten, zum Theil wieder seinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthusiasmus, der von ihm ausging. Mit seiner Herrschaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutschen an, der wir mit allen unläugbaren Auswüchsen große, theure Errungen-

ſchaften danken, Errungenſchaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit ſogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete ſich eine aufgeklärtere Denkweiſe in religiöſen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politiſchen Dingen aus, und die Männer dieſer Hauptſtadt, deren Vorzüge und Einſeitigkeit wir ſchon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unſerer Tage, wiſſen freiere Geiſter wohl zu würdigen, was Friedrich für ſeine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wiſſen es am beſten, die noch unter ſeinem Stern heranwuchſen. Als vor einigen Jahren das Jubelfeſt ſeiner Kronbeſteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unſers Humboldt bei dem Feſtmahl, zu dem ſich die königliche Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt hatte, das Wort und ſprach das allgemeinſte Gefühl in dem beſcheidenen und denkwürdigen Eingang ſeiner Rede alſo aus: „Mir iſt die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Verſammlung zu richten. Dieſen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geſchlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anſchauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geiſtigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, ſo weit Geſittung und Weltverkehr die Menſchheit empfänglich machten, auf die Herrſcher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römiſchen Geſchichtſchreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchſpähte), er hat die ſchroffen Gegenſätze, „die widerſtrebenden Elemente der Herrſchaft und Freiheit“ mit einander zu verſöhnen gewußt. Den köſtlichen Schatz dieſer Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweiſe dem wiſſenſchaftlichen Vereine anvertraut, deſſen Glanz

er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte.“ [2])

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen und seit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daselbst nahmen. Trübe, unsittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königes schrittweise bis an den Rand des Unterganges. Während dieser Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meist im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptstadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünschenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchsten Bestrebungen des deutschen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche suchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten sich diese Brüder das Vorbild für eine frischere Generation in ihrer Heimath und Geburtsstätte zu werden; so reihten sie sich in reinster Form an die trefflichsten Geister der deutschen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft besäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da strahlte der Name Humboldt unter den Ersten und Tüchtigsten, die zu dem schweren Werke herbeigerufen wurden.

---

Auch ihre akademische Laufbahn traten beide Brüder gemeinschaftlich an. Zunächst besuchten sie die vaterländische Universität Frankfurt an der Oder, wo sie sich vorzugsweise

---

2) S. Beil. z. Allg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsstudien beschäftigten. Wilhelm machte da einen juristischen Cursus, Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, wobei sie jedoch ihren philologischen und naturwissenschaftlichen Neigungen sich gewiß nicht entschlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hause ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unseres Humboldt möchte der bekannte Jurist Reitemeier auszuzeichnen sein, der die Rechtswissenschaft, in manchem der Zeit vorauseilend, besonders von geschichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewiesen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt schon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm später in einer sehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna studirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, also ziemlich in derselben Zeit mit unsern Brüdern. Neben der Berufswissenschaft widmete auch er sich insbesondere den classischen Studien. Sein Biograph, der als Geschichtschreiber Preußens rühmlichst bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einflusse auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert.“ [1]) Diese Einwirkung des jungen Humboldt hat für

---

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenossen, B. 4. H. 6—7, Leipzig 1833, S. 19. (Diese Lebensskizze erschien auch gleichzeitig in besonderm Abdruck).

Freunde, hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben.“[3]) Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten gestellt wurde, daß er gegen diese, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann sein wirkliches Verdienst nicht schmälern.

Beide Brüder genoßen den näheren Umgang Heyne's,[4]) der auch diese jungen Männer wohl zu schätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten sie wohl zunächst ihm auch das freundschaftliche Verhältniß zu seinem Schwiegersohne Georg Forster. Forster hielt sich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erst im Herbste dieses Jahres trat er in seine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwischen Forster und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Interesse, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Augusta unser Humboldt sonst noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geschichts- und Naturwissenschaften war reichlich besetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieser war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juristen zeichneten sich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, sondern auch jüngere, wie Martens, dieser als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo insonders aus. In der philosophischen Facultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derselben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere sehr interessante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

---

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.
4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a. O.

Fiorillo ꝛc. Das nächſte Intereſſe mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obſchon er ſich, wie es ſcheint, niemals in das philologiſche Seminar aufnehmen ließ [5]), wird er doch in deſſen Vorleſungen über Homer, über Pindar, über griechiſche und römiſche Alterthümer ꝛc. ein um ſo eifrigerer Zuhörer geweſen ſein.

Für die vielſeitige Richtung unſeres Humboldt fand ſich in Göttingen die reichſte Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Bücherſammlung dieſer Univerſität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er ſich während dieſer Jahre mit beſonderem Eifer: in die Alterthumswiſſenſchaft und in das Studium der Kantiſchen Philoſophie. Wie früh er ſich durch ein umfaſſendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundanſicht von der Bedeutung der Alterthumsſtudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchſtücken Humboldtiſcher Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren ſollen und die F. A. Wolf, in deſſen Hände ſie „durch einen angenehmen Zufall“ gelangten, im Jahr 1807 ſeinem Entwurf einer Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft einzuverleiben für angemeſſen hielt, bei welcher Veranlaſſung Wolf den Verfaſſer dieſer Bruchſtücke geradezu für denjenigen erklärte, in deſſen Umgang und Bunde er ſelbſt ſich zu einer tiefern Anſicht des Alterthums emporgearbeitet habe. [6]) Wir ſparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieſer Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfaſſer der Göttinger Gelehrtengeſchichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergeſſen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Woltmanns und ſo vieler Andern.

6) Siehe: Muſeum für Alterthumswiſſenſchaft, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133 — 37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen frühesten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Köpfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch schon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu studiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundschaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine diesem verwandte Natur. Man sagt von ihm, daß er höchst umsichtig in der Wahl seines Umgangs gewesen, und zum Theil schon seinen akademischen Freundschaften die spätere glückliche Gestaltung seines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er sich als Arzt in Hannover nieder. Geistreich und vielseitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engern Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er sein Glück und stieg zu dem angesehensten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete sich besonders als kritischer Schriftsteller in diesem Fache aus. Ueberhaupt schien er nur Verstandesmensch zu sein: die umsichtigste Lebensklugheit, die schärfste Berechnung aller Verhältnisse und Lagen ließ dem Anschein nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freunde die unerschütterlich treue Gesinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. [7])

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrschenden Empfindsamkeit und an den

7) Ueber ihn besitzen wir den „Necrolog des weiland Dr. J. Stieglitz ꝛc." Von Dr. G. P. Holscher. Hannover, 1841."

Veredlungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte sich zu diesem empfindsamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt schon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genosse des Grafen Schlabrendorf, Oelsner, der wie jener fast sein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch später in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch schon in Göttingen zusammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwischen diesen in ihrer schriftstellerischen Bahn sehr nahe verwandten Geistern bestanden, scheinen doch früh schon auch lebhafte Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu sein, wie sich denn z. B. Humboldt noch später in einem Briefe an Schiller[8]) erinnerte, daß er schon in Göttingen sich mit jenem oft lebhaft über Heinse's Ardinghello gestritten habe, welchem er selbst nie einen solchen Geschmack abgewinnen konnte. In späterer Zeit vermittelte sich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode seiner helleniſtischen Bestrebungen unter allen Jüngeren fast am nächsten mit Humboldt's Richtung zusammentraf, nur mit dem Unterschied, daß dieser sich fest an den Göthe-Schiller'schen Kreis und unsere Klassik schloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die sie heranbrachten, des schon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verlustig gingen. Für uns ist es hier nur von Wichtigkeit, diese ausgezeichneten kritisch-ästhetischen und forschenden Köpfe, ja Nebenbuhler, schon so früh sich begegnen zu sehen.

So geleiten wir unsern Humboldt bis ans Ende seiner Lehrjahre — wenn man diesen Ausdruck von einem Geiste

---

8) Vom 18. Dez. 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir stehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit stand er schon während dieser Zeit als selbstständiger, fest entwickelter Mann da, er trat schon von dort aus in Verkehr und Briefwechsel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reisen, die er von Göttingen aus machte, seine äußere Weltkenntniß wie den Kreis seiner Verbindungen. Damit beginnt denn seine eigne Lebensbegründung und sein erstes Wirken in der geistigen Welt, dessen Darstellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium seiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt seiner eigenen Wirksamkeit. Welche Reihe der namhaftesten und verdientesten Männer zählt die Georgia-Augusta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt ist gewiß keiner der geringsten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, seinen Dank eben so laut ausgesprochen haben als sein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieser Universität (1837) beizuwohnen und der bei dieser Gelegenheit das schöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieser berühmten Hochschule den edleren Theil seiner Bildung empfangen."

---

Hier am Schlusse der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt selbst in den geistigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfing, wollen wir auch einen Blick auf die günstigen äußern Conjunkturen werfen, unter denen er seine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glücksstern der Stunde seiner Geburt geleuchtet. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an schien kein Streben, kein Wunsch versagt. Den

die Sturmperiode unsrer Dichtung, durchschütterte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieser an den Werken des Alterthums das vollendete Kunstideal in sich aufgenommen hatte, schenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten sich die Jahre, wo auch Schiller sich zum Kunstideal erhob und mit Göthe zu gemeinsamer Wirksamkeit verband, wo dann in schneller Folge die größten Werke geschaffen und die höchste Stufe der Kunst und Kunsteinsicht erstiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unserer Litteratur, der die mächtigsten Impulse hinterließ, wenn auch die Litteratur selbst von dieser Höhe nur zu bald wieder herabsank. War es schon ein nicht geringer Vortheil an diese Höhe gleichsam mit heranzuwachsen und nicht das schon Errungene nur so mühelos zu erben, so war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchsten Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unserer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unserer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genosse betrachtet und so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen Glanzepoche erscheint. Ohne selbst ein Kunstwerk solcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forschungen unserer größten Meister nahm, seinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundsätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zusammenwirkens, war der größte und

entſchiedenſte und kein Dritter konnte ſich in dieſem Bezug irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, dieſen Einfluß auf unſre claſſiſche Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Univerſalität ſeines Geiſtes, ſein Geſchmack, ſein Verſtändniß der neuern Philoſophie, vor allem aber ſeine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er ſich mit den großen Dichtern ſo wunderbar begegnete. Und wie begünſtigte ihn dabei der andere Umſtand, daß das Studium des Alterthums in ſeinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wiſſenſchaft entſtand, an deren Begründung Humboldt, der Genoſſe und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in ſeine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philoſophie durch Kant. In früheſter Zeit machte dieſe Lehre den größten Eindruck auf ihn und er eignete ſich dieſelbe mit dem lebendigſten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage ſeines Denkens, ſie diente ihm auch da noch als Leitſtern, wo er über ihre Gränzen hinausſchritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieſer Philoſophie erweiterten, theils durch die äſthetiſchen Forſchungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philoſophie der Sprache, die wir erſt ſeiner Vertiefung in dieſes Gebiet verdanken.

Wir könnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm ſpäter vergönnt wurde, zu der ſo nothwendig gewordenen Reorganiſation ſeines Vaterlandes mitzuwirken und ſich hierbei durch freimüthiges und entſchiedenes Streben an die geehrteſten Namen unſrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlaſſen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an ſchon erworbenem Rufe und Verdienſte; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre ſeines Alters zu verewigen und ſich eben in den ſprachphiloſophiſchen und vergleichenden Forſchungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unſere Zeit und Nation ſo einzig daſteht, wie ſein Bruder auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die beſtimmenden und fördernden Einflüſſe ſeiner Jugend im Auge zu behalten. Zudem dürfen wir die ſonſtigen Glücksfälle ſeines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung ſetzen. Denn, wie ſich Geiſt und Charakter in ihm faſt unabhängig von ſeinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, ſo würde auch ſeine ſpätere geiſtige Thätigkeit unter allen Umſtänden faſt dieſelbe geweſen ſein, während für ſein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in früheſtem Lebensalter ſich aneignen konnte, das glückliche Geſtirn, unter welchem ſein Leben und ſeine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt ſelbſt ſcheint die Wichtigkeit dieſer Jugendeindrücke und ſeiner früheſten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beſeelte ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die ſein Weſen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu ſein; ja das Gefühl des Segens, der in dieſer Treue ruht, ſprach er am Abende ſeines Lebens in einem der Sonette aus, die ſeine letzten Bekenntniſſe enthalten. Da ich einmal einen Blick auf ſein ſpäteres Leben geworfen, wüßte ich auch nicht beſſer als mit wörtlicher Anführung dieſer ſchönen Strophen zu ſchließen.

„Wer ſeiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet dieſe Treue,
Bewahret Einheit in des Geiſtes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Bruſt noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der erſten Sehnſucht leiſes Wonneleben
Dem ganzen Daſein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigſten der Kranz der Jugend ſchwillet;
Bis hin zum Grabe Balſam ihm entquillet.

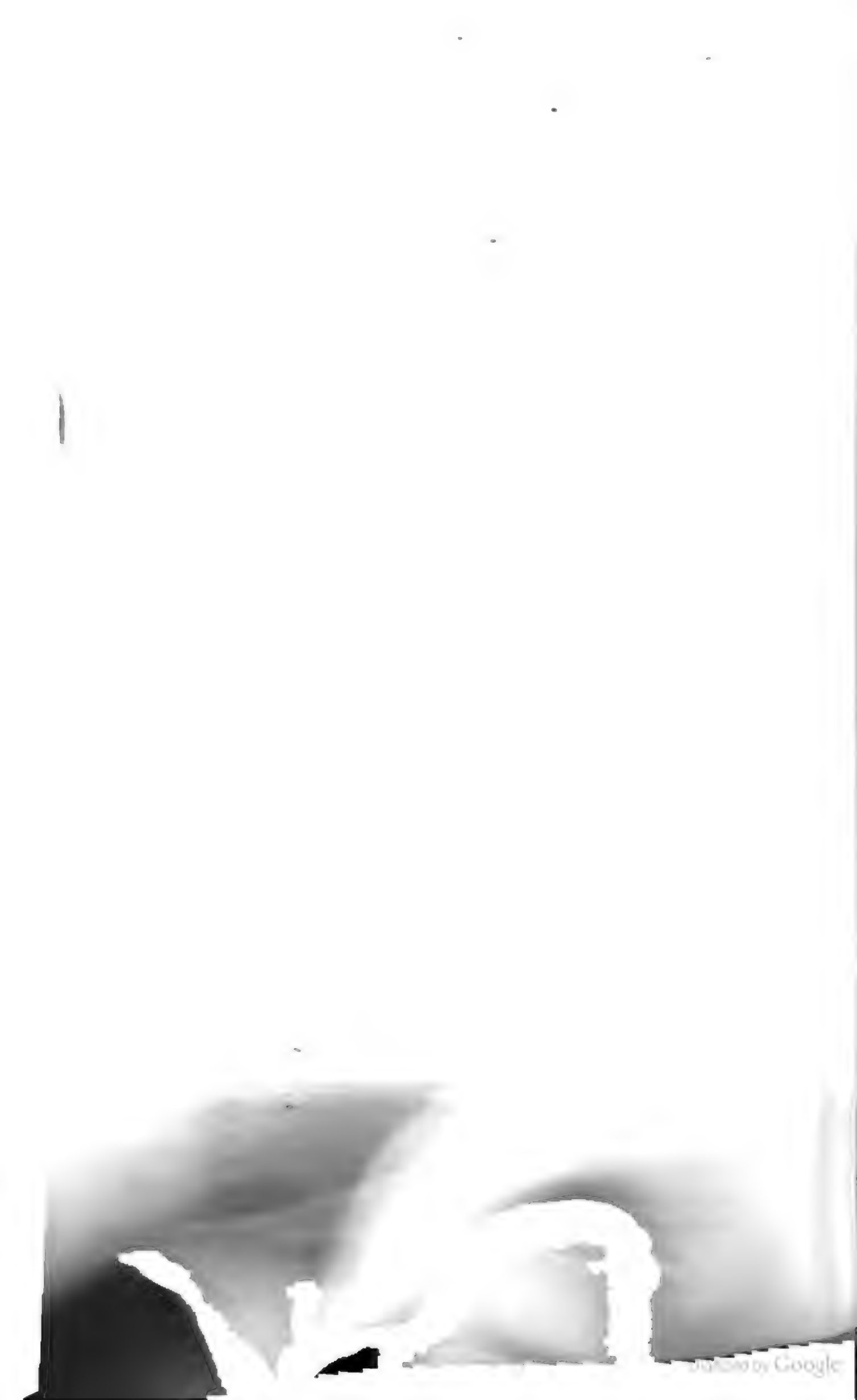
Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet."

Digitized by Google

# Zweites Buch.

## Lebensgestaltung und früheſtes Wirken.

1788 bis 1794.



er sei von keinem Alter
d diese Bemerkung wird
:en, wohin wir nun ge=
Die erste jugendliche
aarte sich schon in den
Besonnenheit und von
:nsalter, welche sonst wohl
engesetzter Gestalt zeigen,"
sie bezeichneten nur äußer=
egenstände, mit denen er
In in verschiedenen Epochen,
.ben Grundcharakter, ja bis
.ritt uns schon in den Briefen
Gepräge entgegen, das wir in
gers wieder erkennen, und das
:ner Natur, wie diese, unver=

Humboldts Jugendleben haben wir
aus denen seine Natur sich ent=
Wir sahen die schroffen Gegensätze
:nkeit und kältester Ruhe seltsam ge=
Gegensätze sind es, die, gemildert und
Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe,
widersprechende Gegensätze [illegible] anzen

D., S. 276.

Digitized by Google

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört, [1]) und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthusiasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen," an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

---

1) Varnhagen a. a. O., S. 276.

Anlage des Menschen bilden häufig genug gerade die Bedingung großer Individualitäten, noch öfter jedoch sind sie auch die Ursache großer Charakterlosigkeit und schroffer Widersprüche in ihrem Leben. So auffällig verbunden aber und doch so glücklich geeint, wie in Humboldt's Erscheinen, begegnen sie uns selten. Was sich sonst kaum in einem und demselben Menschen zusammenfindet oder nur schwächend und paralysirend wirkt, das vereinte sich bei ihm zu kräftiger Totalität. Die große Empfänglichkeit, die Humboldt, wie Schiller von ihm sagte, zum gebornen Kritiker machte, schloß bei ihm die Energie des Charakters nicht aus; zu der empfindsamsten Reizbarkeit des Gemüths gesellte sich die schützende Kälte des Verstandes; mit dem höchsten Schwung des Gedankens verband sich die Vertiefung in die trockensten Einzelheiten positiver Wissenschaft. Wie oft hatte man nur eine Seite seines Wesens berührt, wenn man den ganzen Humboldt geschildert zu haben meinte. So z. B. in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Den Meisten erschien die Universalität des Geistes bewunderungswürdig. Andere wieder bezeichneten die Gründlichkeit des Strebens und Wissens als das, was ihn besonders charakterisire, was ihm selbst als Höchstes gegolten. So äußerte sich einst auch K. L. von Woltmann, der bekannte Historiker, über unsern Humboldt. „Wenn es, sagt er,[2]) seinem Bruder Alexander eigen war, ungeheure Strecken der menschlichen Erkenntniß zu durcheilen, so war es Wilhelms Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete derselben auf eine Zeit lang fest anzusiedeln, und alles, was

---

2) In einem Artikel über Humboldt, der einst in den von F. A. Brockhaus herausgegebenen Deutschen Blättern (B. 2., 1. Jan. 1814) erschien. Den Verfasser würde man leicht schon an der ihm eignen diplomatisirenden Phraseologie erkennen; allein man weiß auch, daß er damals einen nahmhaften Antheil an jenen Blättern hatte. Dieser kleine Artikel über Humboldt ging dann in die ältern Auflagen des Conversations-Lexikons über.

es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf.“ So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwundert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich, ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegenstrebenden Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der idealische Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmender Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb ſelbſt aber verſchaffte ſich nur in reinerer Geſtalt Geltung, er beſeelte jedes Beſtreben Humboldts, ja ſein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktiſchen oder ſcheinbar außerweſentlichen Dingen ſich zu beſchäftigen ſchien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forſchung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchſten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geſchwängert von der Begeiſterung für das Ideale, und ſelbſt in den trauten Umgang, den er pflog, miſchte ſich unabänderlich ein Zug ſchwärmeriſcher Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenſchaften und die Verkettung der geiſtigen Welt in ihrer Tiefe zu faſſen und ſelbſt in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menſchheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde ſeines Weſens eine erforſchende Natur, er lebte nur in den Anſchauungen und Ergebniſſen, die er gewonnen, und verglich ſich ſelbſt in den ſpätern Tagen ſeines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indiſchen Poeſie vorgeführt werden. Dieſen Kern der Humboldtiſchen Natur in allen oft ſo abweichenden Erſcheinungen noch zu erkennen, muß man ſtets den Trieb von dem Gegenſtande, den Stoff von der Form ſeines Wirkens unterſcheiden; man muß überall den vorherrſchenden Zug von den nebenwirkenden Eigenſchaften, den handelnden, von entſchiedenen Grundſätzen geleiteten, praktiſchen Humboldt von dem denkenden und überſchauenden geſondert im Auge haben. Seine Größe beſteht darin, daß er mit jenem alles beherrſchenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entſchiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältniſſen vereint. Ueber ſeinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieſes Geiſtes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu ſehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Geſinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen ſeiner Rede — nur laßt uns auch den Geiſt, der über all dem waltete, in ſeiner Heimath aufſuchen — den Geiſt, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zuſammenfaſſend, nichts höher achtete und nichts höheres erſtrebte, als in der ganzen Menſchheit den ideellen Menſchen zu entdecken und deſſen reinſter Form und reichſten Umfangs ſich bewußt zu werden, ja beides, inſofern ſeine Kräfte zureichten, an ſich ſelbſt, wenn auch immer in individueller Geſtalt, zur lebendigen Erſcheinung zu bringen. Er lebte ebenſo in der älteſten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, faſt mehr in jener. In dieſem Sinne iſt es zu verſtehen, wenn er in ſpätern Jahren einen alten Freund von deſſen politiſchem Standpunkt er ſich nur zu ſehr entfernt wußte, alſo anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Anſichten nennen kann, verſchieden wären, liebſter Freund. Aber auch mit Menſchen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das ſehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Anſichten, und es iſt mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt.“

Auf dieſe Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innerſten Drang doch die nächſte Lebensſtellung nicht verabſäumt, ſondern ihr auf das würdigſte Genüge leiſtet. Ja er ſtand, gleich Wenigen, wie ein Rieſe unter der thatloſen, unkräftigern Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genoſſen — und er war keiner der Geringſten unter

ihnen — wie ein fremder, ſonderbarer Geiſt: er ſcheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kälteſten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang ſeines Geiſtes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutſchen und preußiſchen Intereſſen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeiſterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheiniſchen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decemberſonne“ nannte.

Wie unheimlich mußte ein ſolcher Geiſt den Diplomaten, und gerade den feinſten und verſchlagenſten, ſein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern ſich gedrungen fühlte: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre,“ zu andrer Zeit ſein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchſchaue und ſeine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverſtändliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von ſeltener Anziehungskraft, auch da wo ſie wie gefliſſentlich zurückzuſtoßen ſchien. Dem einſeitigen Blick oft unverſtanden, dem tiefergehenden eine der geſundeſten Erſcheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geiſt, denkend, ſinnend, brütend wie der Modernſten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Menſch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitsſchwelgerei ein Grieche. Die Energie ſeines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebniß des Denkens zurückſchrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, ſo entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war ſeine Natur von vornherein angelegt. Der kritiſche Verſtand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene ſinnende Tiefe. Er ſchützte ihn aber zugleich davor, in dieſer letzteren zu verſinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Jener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er alles, was er liebte, die Liebe selbst, die Freundschaft, das Alterthum, die Kunst und die Freiheit. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund," rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung."

---

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten; ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes zuständig und

unterthan; er legte sich wie der strengste Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeisterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geist in der That nicht groß genug gedacht werden könne." Aber um ihn in einem so außerordentlichen Maße und in solcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht blos jene innere, idealische Einheit in ihm vorhanden sein, sondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch so vielseitiger Kräfte dieser alles beherrschenden Kraft — des Verstandes. Er hatte diese Herrschaft und übte sie mit freiester Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieser Stärke hing aber auch, wie wir schon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zusammen. Indem er die innerste Empfindung zurückdrängte und fremden Augen absichtlich entzog, wurde der ideale Zug seines Innern oft ganz versteckt. Statt der edelsten Empfindung und wärmster Begeisterung zeigte sich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eisigste Kälte, eine gewisse Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unrechten Orte auch verletzend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengesetzten Anschein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er sich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchschauen und auch solche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ sich seine Gleichgültigkeit an der äußern Zusprache kaum zur kältesten Erwiederung bewegen, so daß er, der Beredte, wie Einer erschien, dem dreifaches Erz die Brust umgürtet. Varnhagen, dem wir in der Schilderung seiner äußeren Erscheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einst sogar an dem bekannten Verbrenner Moskaus, dem Grafen Rastopschin, eine gewisse Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieſelbe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann. [1]) In der Periode ſeiner politiſchen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verſtellung zu üben und mit Menſchen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe geſtiegen ſein. Erſt in den letzten Lebensjahren fiel dieſe Hülle wieder großentheils ab, und das innigſte Gefühl trat unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten. [2])

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat ſtets das Gefühl und der ideale Trieb unverſtellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geiſtern ſo wie überhaupt in ſeinem höheren Streben und Wirken.

In ſeinen ſchriftlichen Arbeiten iſt zwar auch der forſchende, kühle, ganz auf den Gegenſtand gerichtete Verſtand vorherrſchend. Aber auch dieſer iſt hier gewohnt, das Einzelſte an die höchſten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Weſens zu verfolgen. Auch in den kälteſten Entwicklungen weht uns plötzlich ſein perſönlicher Geiſt, ſein Gemüth an. Den einfachen Wogenſchlag des Gedankens unterbrechend, ſtrömt die Idealität oder ein ſchwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und deſto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

---

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.
2) Varnhagen, in ſeiner Skizze über Humboldt, a. a. O. Thl. 4., S. 289.

seiner Forschungen. Gerade darin liegt für uns eine besondre Schönheit seiner Schriften. Männer von auffallend schwärmerischer oder nüchterner Denkart zeigt unsere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in so charakteristischer Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrscht bei Lessing und Göthe ein verständiges Element. Welcher Reiz aber ist es z. B. in Göthe's Prosa, auf dem ruhigen, spiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenschaft übermannt und fortgerissen zu werden! Der Idealismus, der sich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poesie, ja er ist der eigentlich poetischen Gabe innerlichst verwandt. Bei Humboldt wirkt diese innere Begeisterung stark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme selbst die kältesten Spitzen auf der Oberfläche der Darstellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar ist es, daß der Verstand, der sich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den seltsamsten Verhüllungen erging, sich in der schriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophistik verirrte. Da war er stets an das Höchste geknüpft; ja man verspürt nichts von dem Hange zur Paradorie und willkührlichen Dialektik, der den Nordostdeutschen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenso in Schriften wie im Leben, eigen ist — und der hie und da sogar zur Sophistik wird. Ein solcher Zug von Paradorie liegt selbst in Lessing. Kant hielt sich vielleicht am freiesten davon und prägte den Geist seiner Landsleute gewiß am nüchternsten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieser Lust zur Verhüllung, ja zu kalter und sophistischer Dialektik. Seine Schriften aber, wie sein ganzes höheres Streben und seine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den baarsten Ernst walten, weshalb er uns auch da durchaus so gesund

erſcheint, zuweilen vielleicht eher ſchwärmeriſch, noch öfter kühl, niemals aber willkührlich oder ſophiſtiſch.

Wenn ſchon im perſönlichen Umgang mit Freunden ſich die Empfindung unverhüllter ausſprach, ſo tritt uns vorzüglich in ſeinen freundſchaftlichen Briefen die innigſte Verknüpfung des idealiſtiſchen und gefühlvollen mit dem verſtändigen Humboldt entgegen. In dieſem Sinne erſcheinen ſie uns als die ſchönſten Denkmale ſeines Geiſtes, als der unmittelbarſte Ausdruck ſeines ganzen Weſens. Da ſpricht der Menſch uns an und ſein idealſtes Streben, das wärmſte Gefühl, die innigſte Begeiſterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegenſatz des Verſtandes, aber auch nur ſo weit, um auch das Innerlichſte in keuſcher, durchſichtiger, cryſtalliniſcher Geſtalt ans Licht zu fördern. Daher der ſeltne Reiz, den ſeine geiſt- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den ſchönſten gehören, die wir in unſrer Sprache beſitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geiſt, ſind darin auf eine wunderbare Art gemiſcht.

Damit haben wir die Hauptgegenſätze des Humboldtiſchen Charakters und ihre bedeutendſten Ergebniſſe in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Anſichten und Richtungen dieſes Geiſtes dieſelben Urbeſtandtheile nur in andern Formen und Nüancen wieder finden, ja ſelbſt an ſeinen äſthetiſchen Sympathien erkennen, wie bald der ideal-empfindende, bald der verſtändige Theil ſeines Weſens Genüge ſucht.

---

Die Kantiſche Philoſophie ging, wie jede große geſchichtliche Erſcheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geiſter hervor. Kant ſuchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenſo in der Kunſt wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angebornen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innern Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings haftete Humboldt in früheſter Zeit noch ſtarrer an der Kantiſchen Anſchauungsweiſe, auch hatte er ſelbſt in ſpäteſter Zeit einzelne der ſtrengen Kantiſchen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forſchungsſtufe von den außerweſentlichern Einzelheiten der Form unterſcheidet, der wird nicht zweifelhaft ſein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigſten anthropologiſchen, äſthetiſchen und ſprachlichen Forſchungen ein fortgeſchrittener und eigenthümlicher ſei oder nicht. Selbſt die Darſtellungsweiſe zeigt einen Genius, der, ohne des kritiſchen Sinnes verluſtig zu werden, ſich an der Realität der Erſcheinung viel inniger geſättigt hat und in die Gegenſtände, die er ergründen will, mit unverkennbarerer Hingebung gedrungen iſt.

Humboldt würde ſeine Abſtammung von dem Boden des kritiſchen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr ſprach er nur wenige Jahre vor ſeinem Tode, als er die Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſchrieb, dieſe Anhänglichkeit unverholen aus, ja er ſetzte bei dieſer Gelegenheit ſeinem großen Lehrer und Vorbilde wie abſichtlich ein Denkmal, welches ſelbſt den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.[1]) Er gab darin, mit aller Vorſicht, ſein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu dieſem beleuchtet, ſeinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Indem wir hier ſchon dieſe Stelle anführen, leiten wir zugleich den ſpätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieſer Männer ein, für deren Freundſchaft und gemeinſames Wollen das Zuſammentreffen in Kant und das Weiter-

1) Karl Roſenkranz namentlich in ſeiner „Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie" (Leipzig, 1840. S. 411.) rühmt dieſe Schilderung Kant's „als eine der ſchönſten Charakteriſtiken des Weiſen."

ſtreben auf dieſem Wege eine der weſentlichſten Grundlagen bildete.

„Kant", ſagt er,[2]) „unternahm und vollbrachte das größeſte Werk, das vielleicht je die philoſophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und ſichtete das ganze philoſophiſche Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philoſophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden deſſelben, zerſtörte die darauf angelegten Truggebäude, und ſtellte, nach Vollendung dieſer Arbeit, Grundlagen feſt, in welchen die philoſophiſche Analyſe mit dem durch die früheren Syſteme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menſchenſinne zuſammentraf. Er führte im wahrſten Sinne des Worts die Philoſophie in die Tiefen des menſchlichen Buſens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, beſaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in ſich, was ſich ſonſt zu widerſtreben ſcheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu faſſen, die auf dieſem Wege nicht erreichbar iſt, und das philoſophiſche Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausſpinnt, und alle vermittelſt der Einheit der Idee zuſammenhält, ohne welches kein philoſophiſches Syſtem möglich ſeyn würde. Von den Spuren, die man in ſeinen Schriften von ſeinem Gefühl und ſeinem Herzen antrifft, hat ſchon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philoſophiſche Beruf beide Eigenſchaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo ſich ſein Geiſt nach Einer Richtung hin zeigt, ſo lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieſes Mannes auch an ſeinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wiſſens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in ſeinen Kreis; aber da das ſelbſtthätige Princip in ſeiner Intellektualität ſichtbar die Oberhand behauptet, ſo leuchtet ſeine Eigenthümlichkeit am ſtrahlendſten da hervor, wo, wie in den Anſichten über den Bau des geſtirnten Himmels, der Stoff, in ſich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantaſie ſtehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig ſich von der Kantiſchen Philoſophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entſcheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant ſeiner Nation, den Nutzen, den er dem ſpeculativen Denken verliehen hat, beſtimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird ſich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigſte iſt, ſo hat er eine Reform geſtiftet, wie die geſammte Geſchichte der Philoſophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erſcheinen ſeiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch ſchwache Kunde von ſich gebende ſpekulative Philoſophie von ihm zu einer Regſamkeit geweckt, die den deutſchen Geiſt hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel ſeines eigenen Suchens anzündete, ſo veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Syſteme und Schulen, und es charakteriſirt die hohe Freiheit ſeines Geiſtes, daß er Philoſophieen wieder in vollkommner Freiheit und auf ſelbſt geſchaffnen Wegen für ſich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann iſt in jeder Gattung und in jedem

jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde“ und den „ästhetischen Briefen“ durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.“ —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu sprechen.[3]) Sehr charakteristisch für seine eigne Entwicklung ist aber besonders folgende Stelle, ebenfalls in

---

3) S. 213. 222—23. 272. 351—52. Ferner über Kant's philosophische Diktion: Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller.[4]) „In jedem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe mit philoſophiſchem Nachdenken beſchäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt aufſteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es ſcheint mir ein vorzüglich ſchwieriges Kunſtſtück der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es iſt ſchon immer viel ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſt zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können. Bei Wenigen iſt dieß ſo offenbar als bei Kant, wenn man ſeine früheren Schriften mit den ſpäteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt iſt ihm eigentlich erſt ſpät erſchienen, aber aus den Bruchſtücken ſeiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren ſeines Ganges. Ihnen iſt es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche ſich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen leſe, ſelbſt in der flüchtigſten Bemerkung in einem Briefe, herrſcht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit."

Daſſelbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade dieſe Einheit und Sicherheit des Weſens iſt von ſeinem erſten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantiſchen Werke einen ſehr weſentlichen Antheil, dieſen Zeitpunkt ſeiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein ſo wahlverwandter Geiſt, wie Humboldt urſprünglich war, durfte ſich von ſolchem Studium eine ſo frühzeitige Wirkung verſprechen.

---

4) Vom 27. November 1795.

Verwandt war Humboldt dem Geiſte Kant's ſeiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das Syſtem des Letzteren am beſtimmteſten charakteriſiren. Verwandt in ſeinem Hinausſtreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und deſſen Gränze ſorgfältig beobachtet. Die Weiſe ſeines Erkennens war die Kantiſche, nämlich transcendental. Der Transcendentalphiloſoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit ſtets eine ſkeptiſche Stimmung mit und vergißt nicht, daß das Denken allein, ohne ſich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu laſſen, inhaltlos iſt. Dieſe Beſonnenheit vermiſſen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er ſich auch in die höchſten Regionen begibt, wo die philoſophiſche Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen ſprach er ſchon ſeine Freude aus,[5]) daß Forſter es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Ueberſinnlichen ſchlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi ſei zwar zu ſehr Philoſoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anſchauen zu können. „Ich geſtehe Ihnen gern," ſetzt er gegen Forſter hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen." Er hatte dies auch Jacobi'n ſelbſt in mehreren Briefen vorgehalten, dieſer aber die Antwort immer erſt verſprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philoſophie die zu großen Forderungen ab, die ein ſo denkender Geiſt, wie Jacobi, für ſeine ſubjektiven Bedürfniſſe geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den ſpätern großen deutſchen Philoſophen, die ein abſolutes Erkennen überſinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt iſt er Kant in der Begeiſterung für die

---

5) Brief an Forſter, 14. März 1789.

moraliſche Freiheit des Menſchen, wie für die Anerkennung der Menſchenwürde in der bürgerlichen Welt, alſo für Menſchenrechte und politiſche Freiheit. Auch er glaubte, wie ſein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktiſchen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in ſeinen politiſchen Ideen eine eigne Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden" gegen ſeinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus iſt nun meinem Geſchmacke nicht recht gemäß, ſo wenig als gewiß auch dem Ihrigen." [6])

Verwandt ferner durch die Richtung des Geiſtes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich ſo eng an Schiller knüpfte. Neben der reinſten und allgemeinſten Begeiſterung für alles Schöne und Künſtleriſche hat er dennoch dieſe Vorliebe für das Erhabene ſo wie für das Gedankliche in der Dichtung ſein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeſchylos, Pindar, für Schiller, ja für die philoſophiſche Poeſie der Indier, war er ſo eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja ſein ſcharfer, kunſtgeübter Blick ließ ſich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Geſtalt auftrat, auch manchmal im äſthetiſchen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meiſter Kant endlich auch in Rückſicht auf die Methode des Forſchens. Nicht etwa deshalb inſonders, weil er unter dem Einfluß der Kantiſchen Syſtematik und Architektonik arbeitete und ſich in den Kantiſchen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja faſt mit der ganzen nachfolgenden wiſſenſchaftlichen Generation —

---

6) 30. Oktober 1795.

ſondern hauptſächlich, weil er in ſeinen ſpekulativen Forſchungen immer von pſychiſchen und anthropologiſchen Erfahrungen ausgeht oder doch ſtets Anhaltpunkte und Analogien in der Natur des Menſchen ſucht. Auf dieſem Wege vorzüglich war und iſt der Philoſophie noch Bedeutendes zu leiſten übrig, und von den Nachfolgern in Kant's Schule zum Theil wirklich ſchon geleiſtet worden. Humboldt's Ideenkreis wurzelte durchweg in Beobachtungen der geiſtig-ſinnlichen Menſchennatur, und auch in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen erklärte er das Weſen und die Gattungen der Poeſie aus dem Weſen der menſchlichen Einbildungskraft und den möglichen Wirkungen auf dieſe.

Wir werden ſpäter, beſonders im Anfang des Umgangs mit Schiller, den feinen Kritiker in mancher abſtrakten und übel angewendeten Formel der Kantiſchen Lehre befangen finden, z. B. wenn er, vielleicht eben um für Schiller's individuelle Dichtweiſe eine befriedigende Rechtfertigung zu geben, eine Zeit lang in den Satz einſtimmte, daß die Dichtung in ihrem höchſten Fluge einen nothwendigen Inhalt, die Wahrheit der Idee, zum Gegenſtande haben und auch in der Form dieſes Nothwendige zu erzeugen ſtreben müſſe, ſo daß aller Reichthum poetiſcher Weltanſchauung einer kleinen Summe poetiſcher Ideen, aller Reiz des individuellen Geſtaltens einem kalten Formenideale weicht — eine Lehre, die ſo abſtrakt aufgeſtellt, ihre Anwendbarkeit an manchen Mißgeſtalten der hochſinnenden Muſe ſeines Freundes Schiller, am ärgſten vielleicht in der Braut von Meſſina erprobt hat. Glücklicherweiſe macht Humboldt's kritiſcher Inſtinkt von dieſen Sätzen faſt keinen Gebrauch, ſobald er ſich nicht gerade der Muſe des großen, ihm gemüthlich ſo nahe ſtehenden Denker-Dichters gegenüber befindet.

Von andern Einſeitigkeiten des Kantianismus befreite ihn ſein eigner, die Schranken des Syſtems durchbrechender

Geiſt, und das Streben, dem er gemeinſchaftlich mit Schiller oblag, die Prinzipien dieſer Lehre auszubauen und den ſtreng Kantiſchen Standpunkt zu erweitern. Diejenigen dürften ſehr irren, die Schiller und Humboldt in ihren philoſophiſchen Bemühungen ausreichend zu charakteriſiren meinen, indem ſie ſie als verſtockte Kantianer hinſtellen. Die Spekulation könnte noch an manches wieder anknüpfen, was dieſe Geiſter anbahnen — ohne deshalb die neuere Errungenſchaft geradehin zu opfern. Humboldt's Geiſt war nicht in den Banden eines Syſtems gefangen. Noch ganz erwärmt von der Lehre des großen Weiſen ſuchte er doch ſchon in frühen Jahren den Umgang mit Männern von ganz abweichender Denkart, wie mit Fr. Jacobi, oder den von ſolchen, die, der Fülle und Richtung des eignen Geiſtes, wie z. B. Forſter, vertrauend, gar keinem ſyſtematiſchen Ideencentrum huldigten. Wie hätte er einem Syſtem zu Lieb, die Erweiterung ſeines eignen Ideenkreiſes verabſäumen ſollen? Der individuelle Genius, in ſeiner Fülle und Abſonderlichkeit arbeitet auch dem Philoſophen in die Hände; ihm ſind eigne Aufgaben geſetzt; und noch in ſeinen Verirrungen iſt er ein Gegenſtand des Intereſſes. Für Geiſter wie Humboldt und Schiller ſtand die ſelbſtſtändig denkende Kraft auch neben dem vollendeten Syſtem berechtigt da; am wenigſten glaubten ſie, daß Kant ſelbſt ein fertiges Syſtem geboten, er, der „nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte.“ Und ob ſie ſchon nicht jedem individuellen Gelüſt geſtatteten, ſich für Philoſophie auszugeben, ſo waren ſie doch gewiß eben ſo weit entfernt, die Aufgabe der denkenden Menſchheit in den Paragraphen irgend welchen Meiſters für abgeſchloſſen zu halten.

---

Humboldt's Charakter ſpiegelte ſich auch in ſeinen Freundſchaftsbündniſſen und im freundſchaftlichen Verkehr ab. Auch

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist *sein* Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

---

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe“ — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen,[2]) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!“

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde.“ Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

---

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

---

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forſter, geſchrieben in den Jahren 1788 — 1792. Litteratur, Philoſophie, Politik — ſind ſchon die Gegenſtände, die ihn vorzugsweis beſchäftigen. Durchaus männlich und fertig erſcheint er, vom erſten Federzuge, vor uns. Das geläutertſte Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geſchmacks und Urtheils. Feſt und energiſch in ſeinem Ideenkreiſe. Freiſinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Geſinnung. Aechte und oft ſchwärmeriſche Begeiſterung, im Bunde mit kühler Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der ſcharfe, kalte Verſtand, der ſeine reifſten Schriften charakteriſirt.

Georg Forſter iſt, nächſt ſeinem Bruder Alexander, die erſte gewichtige Geſtalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1] Forſter's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte ſich bald das innigſte Seelenband und namentlich mit Forſter ein höchſt intereſſanter Briefwechſel. — Schon der Bund mit dieſem charakteriſirt Humboldt. Jetzt wiſſen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetiſchen Geiſt des unglücklichen Forſter, der überdies einer unſerer ausgezeichnetſten Schriftſteller und Proſaiſten war. Sein angeborner Freiſinn, genährt auf Reiſen, die er als Knabe ſchon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältniſſe des deutſchen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unſerer beſten Geiſter ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel geriſſen, dem deutſchen Vaterlande verloren. Die Läſterung warf ſich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2] bis ihn ſeine herrlichen Briefe, die ſeine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forſter's Tod geſchriebnen Aufſatz über ihn und ſeine Schriften. Er ſteht in dem erſten Band der Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten. [3])

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte sich im Umgang mit diesem freien, vorurtheilslosen Geiste gehoben und gestärkt. Beide Brüder suchten und genoßen seine Freundschaft; Alexander machte am Schluß seiner akademischen Jahre mit ihm die bekannte Reise nach England. Sie mußten ihn zwar seinem Geschick überlassen, als er blindlings in den Ocean der französischen Umwälzung stürzte; aber sie hielten ihn stets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Vorlesungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendsten Versammlung hielt, Forster's Verdienst würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte sein Gefühl für den Freund seiner Jugend nicht besser an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß ertheilte, seine Briefe in dem Forster'schen Nachlaß mit abdrucken zu lassen. Sie stehen am Schluß des zweiten Bandes und sind jetzt auch in Humboldt's gesammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewisser Hinsicht kann man Humboldt's Umgang mit Forster als Vorbereitung seines spätern Verhältnisses zu Schiller betrachten. Sein Charakter, sein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der sich schon in den Berliner Kreisen, dann im Studium Kant's gebildet und gestählt hatte, fand in jenem Bunde die seltenste Gelegenheit, an die größten Geister der Zeit ebenbürtig heranzureifen.

---

3) Die schönste Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in seiner „Neueren Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen." B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forstern nachsagt, „er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir schlechtverdienter Maßen mit diesem Namen beehren", so thut er gerade damit seinem Liebling Unrecht; ja dieser würde solchen Ruhm in so trauriger Zeit gar nicht einmal haben ansprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äußres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müssen jetzt auf diese Zeit wieder zurückblicken. Im Herbst 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreise. Forster hatte ganz kürzlich seinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Universität. Vier Tage, „die glücklichsten, die er auf der ganzen Reise verlebte", brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forster zu, auf das angenehmste und unerwartetste durch die freundschaftliche Güte überrascht, die dieser ihm erzeigte. Forsters Frau, die nachherige Gattin des Schriftsteller Huber, nahm an den geistigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der sie bewundernd einst die erste aller Frauen genannt hat, hielt sie bis an seinen Tod in höchstem Werth. Forster selbst gab dem geistvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philosophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reisend, aufzusuchen nicht versäumte.

Jacobi's Stellung zur Philosophie ist schon in dem vorangehenden Abschnitte gedacht worden. Für unsern Freund war eine so erregte Persönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der sich Kant, wie den nachfolgenden Systemen der deutschen Philosophie, als Widersacher entgegenstellte, aus sich selbst zwar ein ebenbürtiges Gedankengeflecht zu erzeugen nicht die Kraft besaß, dennoch aber als fühlender Denker so reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logischen und scholastischen Befangenheiten der Systematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigstens, gewaltig interessiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuelles Streben auf seinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber sein, die allseitigste Kenntniß suchender Geist mußte auch einem Genius dieser Art näher zu rücken wünschen und sich von dem, was ein so denkender Kopf darbieten konnte, so viel aneignen, als sich nur immer mit seinem eignen

vertrug. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben.“ [1])

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

---

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, ſich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen; und dieſes Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beſchreiben, wie ſtark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner erſten Bekanntſchaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundſchaft und — ich darf es ſagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwieſen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich ſein wird, und daß nie der Wunſch in mir erſtickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich ſo gütiger und freundſchaftsvoller Geſinnungen immer würdiger zu werden ſuche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reiſe, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düſſeldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einſt ſein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundſchaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlaſſen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiederſehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Geſandter Preußens am niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe angeſtellt und zwar zu jener Zeit beſonders mit der Aachener Verfaſſungsangelegenheit, ſpäter mit den Lütticher Händeln beſchäftigt. Humboldt ſah ihn doch im nächſten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erſt nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwarteſten Freundſchaft, mit einer Freundſchaft, die mich ſtolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich ſie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

2) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherm Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Uebersinnliche fassen zu können meinte.[3]) Dieser gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza" heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel," sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft." —

---

3) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieſes Briefes geht Forſter ſelbſt an und zwar einen Aufſatz deſſelben über die engliſche Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's brittiſchen Annalen, über den er ſich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten ſprach dieſer ein ſehr gewichtiges aus. „Aufſätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten ſie ein magres, armſeliges Anſehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor ſich hatten, iſt es ſo ſchwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth ſo leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregiſter zu liefern. Darum hat mir die Darſtellung in Ihrem Aufſatz ſo meiſterhaft geſchienen. Es geht alles ſo in einer Reihe, an einem ſo künſtlich geſponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunſt bemerkt, die dazu gehörte, ihn ſo zu ſpinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittiſchen Nationalgeiſtes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neueſten Schriftſteller eines Landes, ihrer Schriften u. ſ. f. kann immer ganz intereſſant ſein, aber der raiſonnirende Leſer verlangt doch mehr; er will wiſſen, warum die Schriftſteller in dieſem Lande gerade in dieſem und keinem anderen Geiſte ſchrieben, warum gerade dieſe Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszuſtande in England iſt ganz in dem Geiſte geſchrieben, in dem ich jetzt recht vieles geſchrieben wünſchte.“

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, ſondern meiſt ſchon auf kleinern und größern Reiſen in und außer Deutſchland begriffen. Zunächſt iſt ein Beſuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar ſchon früher perſönlich bekannt war, diesmal aber beſonders mit Friedrich Jacobi zuſammentraf. Den Tag vor ſeiner Abreiſe dahin (20. Juni) verſpricht er Forſtern vollſtändige Nachricht

von diesem Rendezvous zu geben und fügt für diesen selbst nur den Wunsch bei, daß er doch ja seine Gesundheit schonen möge. „Auch das bischen Genuß dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken" — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil sie, gerade so gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden sein möchte.

Er genoß in Hannover fünf sehr vergnügte Tage, wovon er das Meiste allerdings auf Jacobi's Anwesenheit, Einiges doch auch auf Hannover selbst rechnet. Er schränkte sich diesmal absichtlich auf wenige Gesellschaften ein, und unter den Personen vom ersten Range sah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei diesem zu und mit ihm besuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen sonst von dortigen Notabilitäten von Interesse war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendste Persönlichkeit in jenem Kreise. Auch er huldigte der kritischen Philosophie und war außerdem ein Mann von seltenem politischem Scharfsinn — dessen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zusammenstellung, noch heute zu dem Besten gehören, dessen wir uns in politischer Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philosophischen und romantischen Phantasmen neurer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt sehr, wie er diesen auch in seinen durchaus edlen Gesinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewissen kalten Abgeschlossenheit gegen jede andre Geistesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunstgeschmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächsten," so schrieb dieser, gleich nach der Rückkehr von dieser Excursion, an Forster,[4]) „ist Jacobi, wie Sie sich leicht denken

4) 1. Juli 1789.

können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich." Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, seiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu besuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obschon sie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals sehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewönnen als dieser. Ein gewisser Stolz, der freilich unverkennbar an ihm sei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf seine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für seine Person mache, äußere sich auch weit weniger im Umgang als in seinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft so grießgrämigen, einseitig urtheilenden Jacobi etwas versöhnlicher zu stimmen. So brachte er ihm auch über Biester, von welchem er in sehr hartem Ausdruck gesprochen, eine bessre Meinung bei. „Ich," sagt Humboldt (in demselben Briefe an Forster), „der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm stehe,[5]) wollte dies für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung." Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Wangenheim war einen Mittag der ganze Kreis sehr heiter zusammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Universität folgte und sich auch als Schriftsteller, besonders gegen die französische Revolution, Namen gemacht hat —

5) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angespielt ist, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden ꝛc. ꝛc. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Witz. „Vorzüglich mußte ich," setzt Humboldt hinzu, „als Campe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein."

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Meßkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Biester in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Düpaty's Briefe über Italien. die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Düpaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammenfügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltsamkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiste rechnen, was aus seiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgesehen von seinem besondern Werthe, zugleich Humboldt's geistige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

---

Gleich darnach sollten größere Ereignisse, als die litterarische Debatte in dem erregten Kreise einer einzelnen deutschen Stadt, die Aufmerksamkeit des Jünglings in Anspruch nehmen. In der Hauptstadt Frankreichs hatte die politische Krisis eine solche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entscheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptstadt, die drohende Stellung der National-Versammlung zu Versailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe schon im Monat Juni Trotz geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen sollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Aristokraten complottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Ministerium verabschiedet und des Reiches verwiesen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die französischen Garden weigerten sich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Bastille war der Sieg des Volkes entschieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutschland, die schon ein wachsames Auge auf die Weltverhältnisse richteten und den herannahenden großen Umschwung der Dinge sogar mit Sehnsucht erwarteten. Wenige wohl mit einem solchen Enthusiasmus, wie J. H. Campe, den wir schon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte seit einigen Jahren in Braunschweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewissen Freisinnigkeit stand, einen hübschen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Ausflug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochnen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen." In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden. [1]) Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitern Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

---

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben," die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergehen sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789. Braunschweig, 1790" (dann auch im VIII. Theile seiner Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthaltes in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhitzt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine so günstige Gelegenheit für das Unternehmen sich darbot.

Campe selbst drückt sich also über seine Reisegenossen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stelldichein in Holzminden." Am 17. Juli verließen sie Braunschweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Bestellung. „Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen." Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar vom ersten Tag an im erwünschtesten Humor. Ihr nächstes Nachtquartier, so erzählt uns Campe in den Briefen an seine Tochter, schlugen sie in dem Gesundbrunnen bei Driburg auf. Es war spät nach Mitternacht, als sie anlangten. „Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehen." Den umständlichen Bericht, den sie nach der Zurückkunft abzustatten nicht ermangelten, schaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er sich zu sagen veranlaßt, „daß er sich, dieser guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glück gewünscht habe." „So sollte man," sagt er, „so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre

Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Westphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends versäumten sie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüsse, die sich darboten. In Aachen hatten sie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu sehen. Noch ehe sie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich schönen Begebenheiten" des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entscheidende Schlag war geschehen. Die erste Kunde empfingen sie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariser, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, dessen Eröffnung sie so herzlich gern beigewohnt hätten, schon seinen Anfang genommen. „Meine Reisegefährten und ich," schrieb Campe nach Haus, „eilen, so sehr wir können, um wenigstens den zweiten Akt dieser großen Weltbegebenheit mit anzusehen." Schon strömten französische Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant schon an mehreren Orten, durch die sie reisen sollten, der Aufruhr ausgebrochen sei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüssel selbst nur die militairische Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo sie hinkamen, schüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reisen. Alles dies klang sehr bedenklich. „Aber nicht für uns," sagt der mehrgenannte Berichterstatter. „Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, sich wieder in Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte zu setzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen." Doch hatten sie zur Vorsicht sich noch in Aachen und

Lüttich mit Päſſen der preußiſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaft verſehen. Wirklich trafen ſie es im Brabantiſchen überall ſo, wie man es vorhergeſagt hatte. Nur die Militairanſtalten hielten das Volk zu Brüſſel noch im Gehorſam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgefahren. Eilig nahmen unſre Reiſenden die Merkwürdigkeiten der ſchönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenſchein: das Brabanter Land und Brüſſel inſonders gefiel ihnen ungemein. Dann fuhren ſie faſt ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von ſeinem Eintritt in Frankreich war Campe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieſes Volk, das bisher für ſo geckenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preiſt er die Artigkeit, die Großmuth, den Geiſt ſelbſt an den unterſten Claſſen der Bevölkerung. Als man ſie in Valenciennes aufforderte, ſich die Freiheitskokarde an den Hut ſtecken zu laſſen, da glaubte er mit der ganzen franzöſiſchen Nation Brüderſchaft zu machen. „Unſere Reiſegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunſchweiger zu ſein. Aller Nationalunterſchied, alle Nationalvorurtheile ſchwanden dahin.“

Am 3ten Auguſt kamen ſie in Paris an und bezogen ſogleich im Faubourg St. Germain, Rue des petits Auguſtins, eine Wohnung. Den anderen Tag ſtürzten ſie ſich in den Ocean dieſer damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten ſie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon ſie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Verſailles und Ermenonville benutzen wollten. Bei dem heißeſten Wetter mußten ſie die beſchwerlichſten Tagereiſen in die verſchiedenſten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das ſie zu genießen hatten, war hinlänglicher Erſatz. Wir wollen ſie auf ihren Wanderungen durch die Oertlichkeiten dieſer Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Campe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte." Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaktion erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen," erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz." Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

den Versuch wagten, sich ihnen anzuschließen und so der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle besetzten Eingänge und Säle durchgelassen, kamen sie in die große Gallerie des Schlosses. Anfangs herrschte auch hier das wildeste Getöse. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präsident hielt die gestern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palast in seinen Grundfesten erbebte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unsre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als sie in das letzte Zimmer traten, erschien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erstemal seit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mdme. Elisabeth, um in die schon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm seinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den ersten besten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erscholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünstiges Hoch. Mit dieser Feierlichkeit wurde die Niederlage der französischen Monarchie — nicht blos des Despotismus — besiegelt. Campe konnte sich Glück wünschen, den Zweck seiner Reise vollständig erreicht zu haben.

Denselben Abend kamen die Reisenden nach einer sehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten sie an ihren Heerd: so heimisch fühlten sie sich in den Räumen dieser Stadt.

Einige Tage später traten sie eine Wallfahrt zu Rousseau's Grabe an.

Ueber St. Denys und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten sie das schöne romantische Besitzthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elysium. Ueberall hatte der geschmackvolle Besitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grasbänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderst nach dem Hause, welches Rousseau während seines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er starb. Es war ein kleines bescheidnes Häuschen, in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett stand noch da, auch der Lehnstuhl, in welchem er den Geist aufgab. — Jetzt wallten sie nach seinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Insel eines kleinen Sees beerdigen lassen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geschmückt, die leider, seit er das Schloß nicht mehr bewohnte, schon in Verfall geriethen. Auch die Pappelinsel trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte sich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So standen die Reisenden im Angesicht des Monumentes, ohne in dessen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den schönsten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten sie noch einen besonders interessanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande besonders festlich begangen ward. Processionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdistrikten, Menschenwogen — so ging es in Paris vom Morgen an. An diesem Tage standen alle Akademien offen, der Ertrag der schönen Künste der letzten beiden Jahre wurde ausgestellt und in einer öffentlichen Sitzung der französischen Akademie Festreden gehalten und die jährlichen Preise zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier" hatte sich ihm für diesen Tag ganz zu überlassen und ihr Cicerone zu sein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anspielte, den man seinem „jungen Anacharsis" geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiasmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean Jaques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave" Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Astronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den besonders um Homer verdienten Philologen Villoison, der unter seinen Landsleuten, nächst Barthelemy, das Alterthum am besten und außerdem Paris vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer.

Die Frist, die ihrem Aufenthalte in dieser Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es schmerzlich, diesen Ort gerade in dieser Zeit wieder verlassen zu müssen. Den 27. August Morgens reisten sie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte sich Humboldt von seinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthusiasmus hingerissen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariser Eindrücke abgekühlt worden — es scheint, daß er sich am Ende dieser Reise durchaus nicht in so glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er seinen Freund Forster, dem ja jede Mittheilung aus solchem Munde und über solche Dinge höchlich willkommen seyn mußte. Schon am 28. August schrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen halben Tag genossen." Forster sagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Popularschriftstellerei übel zu sprechen. Vierzehn Tage später schrieb Forster an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That inſipid ist."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umsichgreifen des Papismus waren in der Hauptsache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jesuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Rosenkreuzer, selbst in dem Hauptsitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen sah? Im ersten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und sogar fanatisch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papstthum in milderm Licht darstellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beschuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schlosser, Lavater und selbst Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieser Männer sich verpflichtet, die Angegriffenen zu beschützen, so daß am Ende das geistige Uebergewicht entschieden auf dieser Seite war und die Ausforderer zurückgeschlagen, und als „Jesuitenriecher" zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim besten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie sollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatschrift unterstützt, gegen Widersacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergessenheit. Der Angriff selbst wurde erst in einer viel späteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholischen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einst so hart angefochtene und heftig vertheidigte evangelische Oberhofprediger Stark in Darmstadt sich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widersacher Biesters und seiner Freunde wahrhaft eine Nemesis getroffen. Fast

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Eltvill abdrucken lassen, worin dieser der Wittwe eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdroß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses [1]). Er kämpfte

---

1) Wenn daher Göritz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das positiv Bestehende und hielt diesen Kampf an sich meist für vergeblich, ja in gewisser Rücksicht schädlich. Dennoch sah er in dem Bestande selber nur eine Knechtschaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religiosität und suchte sich deshalb, für seine Person wenigstens, von allen diesen Beziehungen, so viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Alterthum — auf jeden gesunden und empfänglichen Geist üben werden. Die Duldung war ihm die erste Forderung. Er stellte sie so gut an den Protestantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confessionellen Streitigkeiten berührten ihn auf seinem Standpunkt fast nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Protestanten gegen die hierarchischen Plane zu unterstützen, erklärte sich aber sogleich wider jene, sobald sie ihre sogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle stand er zwischen Biester und dessen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgesinnte Streben und die persönliche Gesinnung des Ersteren in Ehren hielt und diese Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forster nirgends verhehlte, stimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff solcher Denunciationen, der Forster'schen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forstern zu solcher Mäßigung zu bewegen, daß dessen

---

warnte, wie er sie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der christlichen Ansicht hervorhob. Von der kirchlichen Satzung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, seiner innersten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieser. Das ganze Kirchenthum, nach unserm herrschenden Begriffe, erschien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberlieferung, gegen die man die Einzelnen so viel als noch möglich in Freiheit zu setzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Göthe „Heiden" genannt hat, müßte sich Humboldt allerdings gefallen lassen auch für einen solchen zu gelten.

Aufſatz recht wohl in die Berliner Monatsſchrift eingerückt werden konnte.

Dieſer Aufſatz Forſters „über Proſelytenmacherei“ erſchien im Dezemberheft dieſer Monatſchrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, ſo äußerte er ſich darin, das den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proſelytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel ſoll man bekämpfen. Auf welchen ſchwachen Füßen müßte der Proteſtantismus ſtehen, wenn er ſich ſo kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Bekehrungsverſuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Proteſtanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf dieſe Arbeit deutet Forſter wiederholt in ſeinen eignen damaligen Briefen an. So ſchreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier iſt! Ich ſchreibe an meinem Aufſatz gegen Bieſter. (Nun berührt er die Veranlaſſung des Aufſatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, leſe ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Bieſtern den Aufſatz für die Monatſchrift ſchicken, denn ich habe es nicht mit ihm, ſondern mit ſeinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch.. halten. Der weltliche Despotismus ſoll bei mir übel ankommen.“ — Auch gegen ſeinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieſes Aufſatzes und ſagt: „Humboldt hat es entſtehen geſehen, und wir haben während ſeines Hierſeins beſtändig darüber philoſophirt.“ Auch ſpäter gedenkt er dieſes Einfluſſes noch einmal, gleichſam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es iſt leicht möglich, daß mein Aufſatz etwas Geſchraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortſchreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verclausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster," schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet."

---

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie Schade, daß wir der Briefe nicht mehr haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt." Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September [1]) — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage." — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind."

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kirchenrath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

---

[1]) Das Datum des Briefes ist irrig vom 23. gedruckt.

Aufſatz vor, und fand volle Zuſtimmung für dieſelben. Auch er erhob ſich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieſer Mann einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er ſcheine ſo gerade, ſein Verſtand ſo hell und durchdringend, und dabei habe er ſo viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menſchheit. Selbſt in ſeiner Ausdrucksweiſe liege eine gewiſſe Einfalt und Kraft.

Von Tübingen ſchreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die ſich würdig an die ſchönſten ſchließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin dieſe einzige Oertlichkeit in Proſa und Dichtung gefeiert haben. „Die Ausſicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in dieſen Gegenden ſah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, ſelbſt da, wo ſie am ſchönſten ſind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewiſſe Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felſen, und ihre Mainzer Gegenden ſind zwar lachend und mannigfaltig, aber ſie ſind nicht maleriſch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und ſchöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieſer Gegend, und der Eindruck, den ſie in der Seele zurückläßt, iſt groß und tief.“

Von hier ſchlug er den „überaus ſchönen“ Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um ſich nach Stuttgart zu begeben. Hier beſuchte er zuerſt den Profeſſor Abel, der damals an der dortigen Carlsakademie angeſtellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unſeres Schiller, genoß auch in der philoſophiſchen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer dieſem lernte Humboldt noch den Profeſſor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Guſtav Schwab, und, wie Abel,

ein Widersacher Kant's — schien ihm nicht blos ein vernünftiger und aufgeklärter, sondern sogar ein feiner Kopf zu sein. Ueber Schubart äußert er sich gar nicht. Desto entschiedner über Abel. Sie kamen bald in eine metaphysische Unterredung. „Er griff," sagt Humboldt, „die Kantischen Grundsätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche System, welches zum ersten Princip die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntschaft mit Kant's und den übrigen neueren philosophischen Schriften, aber in seinem eignen Raisonnement bemerkte ich weder großen Scharfsinn noch Feinheit und tiefen Blick." Humboldt wohnte einer seiner Lehrstunden in der Akademie bei; er las über empirische Psychologie, wie Kant es nennen würde. Nach Humboldt's Meinung, verfehlte er die richtige Methode, wie Gegenstände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müssen. Es war ein ewiges Abstrahiren. Er prüfte nur die einzelnen Seiten eines Gegenstandes, ohne sie hernach wieder zusammen zu stellen und die Veränderung anzugeben, die er im Verhältniß zu anderen erleidet. Dies eben sei aber die schwierige Kunst in der Erforschung aller Erfahrungsgegenstände. Auch scheine Abel oft zu vergessen, daß, was er in Gedanken trenne in sich doch nur Eins sey. Sein Vortrag wie seine ganze Ausdrucksweise sei zwar deutlich und bestimmt, aber kalt, trocken und in vieler Rücksicht mager.

„Ueberhaupt," fährt Humboldt fort „ist es doch sonderbar, wie die Philosophie, die gerade am meisten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare Weise behandelt, zu einem fleisch- und marklosen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wissenschaften es sein sollten, die sich blos mit Analysirung selbst construirter Begriffe, also im eigentlichsten Verstande mit blos formellen Ideen beschäftigen. Allein freilich ist die

gewöhnliche Philosophie auch beinahe nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiken nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntniß dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden."

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Constanz, um den Bodensee wenigstens nicht vorüberzureisen, von da nach Schaffhausen und langte in den ersten Tagen des Oktober zu Zürich an. Nur über eine Persönlichkeit, die er hier kennen lernte, schrieb er Forstern, aber auch ein

so interessantes Urtheil, daß es dem Litteraturgeschichtschreiber geradezu als unentbehrlich zur Schilderung des Betroffenen erscheinen muß. Das ist Lavater, eine jener bizarren Subjektivitäten, die allerdings zur Anregung unsers geistigen Lebens entschieden mitgewirkt haben, in den siebziger und achtziger Jahren eine bedeutende Rolle spielten, dann aber, als Kunst und Wissenschaft einen vollgültigen Gehalt und strenge Form erzielte, plötzlich in ihrer Unzulänglichkeit erkannt wurden. In jener früheren Epoche imponirte Lavater den meisten seiner Zeitgenossen; selbst Göthe, den Jüngling, wußte er so zu fesseln, daß es erst Jahre brauchte, um ihn ganz über ihn zu enttäuschen. Es sollte unter den Seltsamkeiten unsrer litterarischen Genieperiode auch nicht an einem Mann fehlen, der die Prophetenrolle spielte, leider ohne in höherem Grade von dem Geiste der Gottheit angewehet zu sein. Alle Schlauheit des Priesters, alle Selbstbeäugelung eines Kleingeistes, alle Täuschung eines Schauspielers, und daneben doch auch unbewußter Selbstbetrug, ein glücklicher Naturſinn und so viel Lichtblicke, daß man ein Genie muthmaßen konnte, das alles vereinte sich in dem Kopfe, von dem später die Xenien sagten, daß in ihm zum würdigen Mann und zum Schelmen der Stoff sei. Zur Zeit, als der junge Humboldt ihn kennen lernte, hatte sein Ruf zwar schon manche Anfechtung erlitten — auch noch kürzlich im Kampfe mit den Berlinern — aber immer umschwebte ihn noch der Nimbus der Genialität. Um so mehr überrascht uns Humboldts Scharfblick, der, als er den Propheten im Hauskleide vor sich sah, statt des tiefen und genialen sogleich den kleinlichen, selbstgefälligen und pedantischen Geist erkannte. Dies Zeugniß, so wie das von Heinse, der (in einem Brief an Jacobi vom Jahr 1780) ein ähnliches Urtheil über Lavater's Persönlichkeit ganz unverholen ausgesprochen, ist uns von um so größerer Wichtigkeit, als sich dadurch die freundliche

Schilderung, die Göthe in seinen Lebenserinnerungen von dem Freunde seiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weise ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unsern Reisenden bei Lavatern eingeführt, und zwar auf sehr charakteristische Weise. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er diesem schreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieses Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, **[Biester] sey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“ [2])

„Unstreitig,“ so äußerte sich nun Humboldt gegen Forster[3]) über diese Erscheinung, „interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. . . Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blos getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in

---

2) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserlesenem B. 1. Leipzig, 1825. S. 505.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften ꝛc. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

müsse. Seine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, über deutsche Schriftsteller und über den Maßstab, nach dem man Geistesprodukte bei uns beurtheile. Darüber, daß so wenig Werke bei uns erschienen, aus denen eigentlich Genie hervorblicke, sagte er allerdings manches Gute, nahm aber, zu Humboldts Erstaunen, von dem allgemeinen Verdammungsurtheil nur Jacobi, Spittler und — Löffler, den Gothaer Theologen, aus.

Bei Gelegenheit der Physiognomik knüpft Humboldt selbst eine sehr charakteristische Aeußerung an. „Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehen, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hineinträumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn, als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee.

Konnte Humboldt dem Züricher Propheten wenig Geschmack abgewinnen so gewährten die herrlichen Aussichten am Züricher See desto größern Genuß. Er begab sich von da weiter nach Zug und Luzern, und dann trat er Fußreisen in die Gebirge des Berner Oberlandes an. Es war das schönste, heiterste Wetter. Die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Durch die bekannten Thäler und Hochpässe kam er bis nach Spital im Oberaarthale, in der Absicht von da

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte," schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein."

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neufchatel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Clärchen gegeben. „Ich freue mich," schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Clärchen herabgestimmt hat.“ Das eigentliche Nördische scheint Humboldt durchaus abgestoßen zu haben. Auch selbst an Shakespeare möchte gerade dieses Element und eine gewisse damit verwandte Rauheit der Grund gewesen sein, daß er ihm viel ferner stand, als die alten und unsre vaterländischen Dichter. Selbst von Italienern, wie z. B. in den „Aesthetischen Versuchen“ über Ariost, spricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend selten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philosophen, gesehen, aber er fand ihn gar nicht wie seinen Bruder, weder dessen Geist, noch Phantasie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffeln in Colmar sprach er flüchtig, konnte diesem aber schlechterdings kein Interesse abgewinnen. In Straßburg sah er Brunk und Oberlin; keiner interessirte ihn. Wie lang er in Carlsruhe bliebe, sollte von der Art abhängen, wie J. G. Schlosser (Göthes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, diesen oft und lange zu sehen. Es ist bemerkenswerth, wie Humboldt sich in jener Zeit von einem Geisterkreise, dem er mehr oder minder fern stand, an den sich aber manches persönliche und geschichtliche Interesse knüpfte, eine genauere Anschauung zu verschaffen suchte. Lavatern hatte er widerwärtig gefunden. Schlosser, ein tüchtiger Mann und praktischer, leider verdüsterter Kopf, mußte schon längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewissem Sinn das bedeutendste Haupt dieses Kreises, nahm Humboldt auch in spätre Lebensepochen eine besondre Neigung hinüber.

Die Herbstreise ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unser Wanderer wieder in Mainz ein. Forster gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier schieden sie, ohne sich persönlich je wieder zu sehen. Während Humboldt in

seinem Eifer für Freiheit die besonnene Ruhe fest hielt, ja den höchsten Werth nicht in das unmittelbare Handeln und Wirken, sondern mehr und mehr in die individuelle Ausbildung setzte, — wurde Forster bald ganz von den politischen Schwingungen fortgerissen und erlag in ihren Strudeln.

---

Unleugbar ist es, daß durch die französische Revolution, die in Humboldt den freien Sinn nicht erst zu erwecken hatte, sein Geist gerade mehr nach innen und auf das persönliche Dasein gelenkt wurde, dessen Interesse er von nun an neben jedem anderen versicht. Die Revolution war ja im besten Zuge, im Namen der Gesammtheit und des Rechts, nur eine neue Tyrannei zu gründen — um so entschiedner verlangte Humboldt die Freiheit und Achtung des Individuallebens. Wie er alsbald in seinen politischen Ideen die Freiheit der Individuen von jedem entbehrlichen Zwange und jeder unnöthigen Bevormundung als Hauptgesichtspunkt erfaßte, so legte er schon im Anfang des nächsten Jahres in einem Briefe an Forster (8. Februar 1790) nachfolgendes Glaubensbekenntniß nieder:

„Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt.

„Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als

von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehn und nützen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist."

Mit dieser Ansicht war Humboldt recht eigentlich in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung getreten. Der Grundzug seiner ganzen Persönlichkeit liegt darin ausgesprochen, sein ganzes Streben bezeichnet. Von nun an konnte die Aufgabe seines Lebens in nichts Höherem bestehen, als diesen Gesichtspunkt in allen Gebieten des Denkens festzuhalten, den idealen Menschen theoretisch zu begreifen und praktisch an seinem eignen Ich zu bethätigen. Interessant ist es, daß gerade um diese Zeit Humboldt zum ersten Mal, seinem nachherigen so innigen Freunde, dem idealischen Dichter und Denker Friedrich Schiller begegnete.

Wie jedem idealen Prinzip, so lag diesem die Gefahr schlechter Anwendung nahe genug. Wie leicht hätte sich ein quietistischer Sinn dahinter verstecken können! Humboldt's Charakter bedurfte aber eines solchen Deckmantels nicht. Sein verständiger Sinn war weit entfernt, sich vom

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er ist uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht schuldig geblieben. Nur war ein solches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umständen gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchste gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in übeln Jahreszeiten diese Bahn zu verlassen und einer Thätigkeit zu entsagen, die mit Ehre und Consequenz oder mit einem sicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft sich schon durch ihr bloßes Dasein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philosophie Humboldt's eignen Ideenkreis gezeitigt, so hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher sein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunst der Griechen. Dazu verschaffte er sich auch alsbald die Muße, da es ihm ohnehin besser dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerst noch für einige Zeit Abschied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und sein Wirken blos ein litterarisches und wissenschaftliches war, den Sinn für das Oeffentliche wach zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße sogleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beseelten, auch in einer umfassenderen politischen Ansicht und Theorie auszuprägen.

---

Jetzt öffnet sich unsern Augen eine neue Scene. Zu den schon fest stehenden Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutsamere hinzu, und neben der Freundschaft erblüht auch schon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt sich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften sich folgende, zum Theil für sein ganzes Leben entscheidende

Verhältniſſe: das mit dem Koadjutor von Dalberg, mit ſeiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürſten von Mainz beſtimmte damalige Koadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter ſeinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Univerſität beſaß, wo ſelbſt eine Litteraturzeitung erſchien und der namentlich durch die Anweſenheit des für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo überaus thätigen Dalberg immer einiges Anſehen erhielt. Die nachherige, eben ſo glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieſes edlen Geiſtes iſt bekannt. Obſchon ſeine Stellung als Fürſt Primas im rheiniſchen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erſcheinen mußte, hat er doch auch da, als Menſchenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlaſſen. Er, der ſelbſt als Schriftſteller auftrat, und zwar beſonders im Fache der praktiſchen Philoſophie, der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik, machte ſich noch beſonders durch die Gunſt verdient, die er, ſo ſehr es nur die Verhältniſſe geſtatteten, den hervorragendſten und zum großen Theil ſolcher Stütze nur zu bedürftigen Geiſtern unſrer Litteratur auf eine ſehr reelle Weiſe zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, dienen uns doch als Zeugniß ſeiner trefflichen Geſinnung. Humboldten, der ſpäter noch längere Zeit in ſeiner Nähe lebte, intereſſirte er als praktiſcher Philoſoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten ſich und ſtritten über dahin einſchlagende Gegenſtände. „Je länger ich Gelegenheit habe," ſagt er einmal,[1]) „mit dem Koadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters." Ja die Auf-

1) Brief an Forſter, 1. Juni 1792.

merksamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf diesen wendete, fand Humboldt ganz besonders charakteristisch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gastfreundschaft und Geselligkeit, welches für unsern Humboldt der erfolgreichste Anziehungspunkt daselbst werden sollte, nämlich das des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem sächsischen und besonders thüringischen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhausen, an der Unstrut, liegt das Stammschloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, und mit einer Baronin von Posadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Besitzung in dem damals schon preußischen Antheil der Grafschaft Mansfeld. Dacheröden, der auch sonst ansehnlich begütert war, erfreute sich aus dieser Ehe einer sehr ausgezeichneten Tochter. Er gab seine Stelle in Halberstadt auf, und setzte sich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der sorgfältigsten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geselligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in seiner italienischen Reise, daß ihn im Palaste des Vicekönigs zu Palermo ein Malteserritter anredete und sich nach Erfurt und der von Dacherödischen Familie daselbst wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er sagt, hinreichende, jenem sehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieses Hauses, fesselte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen schön zu nennen, ja ihr Körper sogar ein wenig verwachsen. Aber ihr Kopf war von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewundernswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete sie ihr

inneres Wesen aus, ein Geist, wie er, in weiblicher Gestalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt," sagt Varnhagen, „hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeschlossen waren." Gerade ein solches Wesen war wie geschaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmerische, was in seiner Natur lag, was er im Außenleben so zurückdrängte, fand hier seinen Brennpunkt, die innigste empfindsamste Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, so vermochte sie an seinem innern Leben, seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieser Fülle des Gemüthes vereinte sich in ihr eine so männliche Bildung, daß sie nachmals mit ihrem Gatten die griechischen Dichter in der Ursprache lesen konnte. Dazu war sie ganz geboren für höhere auserlesene Geselligkeit, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und, wo sie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geisteslebens wurde. Auf Humboldt selbst wirkte sie vom ersten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als sie gestorben war, vergingen seine Tage nur in Sehnsucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der schwärmerischen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken seiner letzten Lebensjahre erhalten sind.

An die Bekanntschaft mit ihr knüpften sich für Humboldt sogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schwestern, gebornen Fräu-

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarischen Geheimenrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verehlichen. Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudolstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Faden ausgeworfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin," sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers[2]) „wurde

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie. (2 Bde. Stuttgart 1830) B. II. S. 22.

Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter." Dort war es auch, wo Schiller sich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er[3]) welche große Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für seine Schriften gefaßt habe. — Nur Göthe stand noch in scheuer Ferne, während der Mann, an dessen Seite Schiller für dessen Umgang reifen sollte, Wilhelm von Humboldt, schon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schwester eine Zeit lang in Weimar; Schiller besuchte sie fast jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hindernisse der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derselben Absicht, Schillern die Hoffnung einer sorgenfreiern Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte sie dort aufs angenehmste, in Besuchen und Gegenbesuchen. In dieser Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erste Bekanntschaft Schillers,[4]) ein Begegnen, aus dem bald die edelste Freundschaft entsproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Caroline von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, sich nicht ohnedies schon beim ersten Zusammentreffen gewaltig anziehen sollen! Wie sympathisirten sie gleich über die damaligen Pariser Begebenheiten, die zur ernstesten Theilnahme und Unterhaltung den nächsten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge so sehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er sich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaften Briefwechsel mit ihm

3) Fr. v. Wolzogen a. a. O., II. 16.
4) A. a. O., II. 48. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammen-Lebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden[5]). Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise konnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Daseiη. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin[6]), hat je ein so schönes

---

5) A. a. O., II. 58—59.
6) A. a. O., II. 60.

Leben existirt, als es ihre Phantasie dichtete. Nur Dalberg selbst hörte lächelnd diesen Träumen zu, und sagte dann mit verdüsterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses. Ein Sturm kann das Alles umstürzen!“ Und bald rieth er, den Umsturz der vaterländischen Zustände ahnend, selbst den Freunden, ihr Glücksschiff nicht an das Seinige zu binden.

So schied Humboldt für jetzt von seiner Verlobten und von diesem ganzen Freundeskreise. Vorerst hatte er in Berlin einen Probecursus zu machen und sich dadurch in den Staatsdienst einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwischen wurde Schiller schon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntschaften, die Humboldt muthmaßlich noch in diesem Winter machte, ist wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieser strahlte damals als neuaufgehendes Gestirn der Alterthumswissenschaft auf der Universität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreise nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, so holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von seiner Ankunft gehört hatte, in sein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacherödischen Hause kennen, und wurde zu ihm geladen. Es ist klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreise angekündigt hatte.

---

Ob und wie lange Humboldt sich diesen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn schon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien sowohl als der ersten Reisen, zunächst zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereiste indeß dieses Frühjahr, und zwar in Begleitung

G. Forsters, die Niederlande, England und Frankreich, eine Reise, der wir eine der trefflichsten Forster'scher Schriften, „die Ansichten vom Niederrhein ꝛc." zu verdanken haben. Noch immer war Alexander kränklich, ja er hatte sich eigentlich schon fünf Jahre her fast ununterbrochen leidend befunden. Nur langsam erstarkte er zu den großen Reiseunternehmungen, deren Plan schon sehr früh seinem Geiste vorschwebte.

In Berlin konnte es Wilhelm damals wohl nicht geheuer finden. Nach dem Tode Friedrichs des Großen folgte ein Regent, der sich auf die Hinterlassenschaft seines energischen Vorgängers übel verstand. Maitressenwirthschaft, Vergeudung des Staatsschatzes, eine reaktionäre, kindisch entgegengesetzte Politik war die Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, bei der herrschenden Partei eine, noch dazu heuchlerische Richtung auf Frömmelei und Mysticismus. Im Jahre 1788 erschien, unter dem Minister Wöllner, das berüchtigte Religionsedikt. Die auswärtigen Verhältnisse wurden theils ohne Rücksicht auf sehr veränderte Zeitverhältnisse, theils mit solchem Schwanken, so schroffem Wechsel und so unverhüllter Schlechtigkeit geleitet, daß Preußen innen und außen herabsinkend, ohne den bessern Kern seines Wesens, den harten Ausspruch des Grafen Mirabeau wirklich verdient hätte, der von ihm sagte: pourriture avant maturité. Auch das sittliche Leben verpestete bis in die untern Classen, die Gesinnung, in Worten übermüthig, erschlaffte, es mußten erst schwere Leiden folgen, um selbst im Volke die ächte Begeisterung und den erstorbnen Muth neu zu erwecken. Daß die französische Revolution, die mit wachsender Energie alle Dämme niederriß, ein solches Gebäude früh oder spät zertrümmern werde, wie hätte ein weitblickender Kopf das nicht schon damals ahnen sollen?

Wie es Humboldt zu Muthe war, als er unter solchen

Verhältniſſen nach Berlin zurückkehren und ſeine bürgerliche Laufbahn betreten ſollte, dies iſt auch ohne nähere Kunde leicht zu errathen. Doch fand er eine geliebte Mutter und ſeine alten Freunde und Bekannten wieder, zu denen ſich bald auch manches neue angenehme Verhältniß geſellte. Die Männer, mit welchen wir ihn früher dort verbunden ſahen, waren dem gegenwärtig herrſchenden Geiſte ſämmtlich abgeſagt. Bieſter, Gedike, Engel, die unter der vorigen Regierung und dem Miniſter des Kirchen- und Schulweſens v. Zedlitz amtlich oder rathgebend wirkſam geweſen waren, ſahen ſich nun beargwohnt und theilweis ſelbſt in ihrer litterariſchen Thätigkeit gehemmt. Die Oppoſition, die gegen die nächſten Zuſtände nicht laut werden durfte, konnte zur Noth ſich in litterariſchen Debatten und über allgemeinere Gegenſtände, wie z. B. in der kryptokatholiſchen Frage, Luft machen, wobei freilich die geiſtige Beurtheilung gar oft zu kurz kam. Humboldt ehrte ihre Abſicht, ohne ihre Bewegungen überall gut zu heißen. Er ſelbſt trat zuerſt in Bieſters Monatſchrift als Schriftſteller hervor, und lebte mit ihm, wie mit Herz, Engel, David Friedländer und Gleichgeſinnten in fortdauernd vertrautem Umgang.

Humboldt, mit allen Schätzen einer reichen Bildung in die Heimath zurückkehrend, war für das damalige Berlin eine Eroberung, mit deren Erſcheinen gleichſam das Signal gegeben war, daß dort eine neue Generation erblühe, die ihre Wurzeln tiefer und breiter in das erwachende allgemeinere Geiſtesleben der Deutſchen geſenkt hatte. Es blieb ſogar in der damals vielſeitig erſchlaffenden und für jede Ueberfeinerung zugänglichen „Brennenſtadt" nicht bei dem Maße des Fortſchritts wie Humboldt ihn darſtellte, der nicht blos an den größten deutſchen Dichter, ſondern zugleich an die kräftigſten Denker und Forſcher, inſonders an Schiller gekettet war. Sondern, als müſſe es nun auch den Gegenſatz

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Aeußersten steigern, wurde Berlin bald der Hauptsitz der hyperpoetischen, in alle Extreme geworfnen, eben so geistesfrischen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthskranken romantischen Schule. Zunächst waren es auch einige weibliche Erscheinungen, jüdischen Ursprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation sogleich an sich zogen, selbst nicht frei von den Einflüssen dieser Ueberbildung, aber doch durch die gleichsam stammvererbten Ueberlieferungen der Lessing-Mendelsohnschen Epoche vor der geistigen und ästhetischen Verweichlichung des folgenden Geschlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tiefsinnende, wahrheitsdürstende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wundersamen Briefen, uns jetzt zugleich als Repräsentantin des damaligen großen Umschwungs dasteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meister verdiente, ging zuerst zum großen Theile von dem dortigen Kreise aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieser hingebenden Begeisterung auch die höchste Energie freien, eigenthümlichen und straffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetischem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geistig große Anziehung: Schleiermacher, der straffste Denker der romantischen Epoche, wurde ihr vertrautester Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um diese Zeit ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßstabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptstadt zog vorzüglich Friedrich Gentz die Aufmerksamkeit Wilhelm von Humboldt's auf sich. Ja es bildete sich zwischen ihnen

eine Freundschaft, die nie ganz erlosch, während sie, bei der großen Verschiedenheit dieser Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte sie der politische Standpunkt. Nur im ersten Moment stimmte Gentz in die allgemeine Begeisterung für die französische Revolution und wurde sehr bald ihr entschiedener Widersacher. Obwohl er in seiner Anschauung dazumal noch immer Raum für Verfassungsleben hatte, und nur die demokratisirte, ebenso wie die absolute Monarchie von sich wies, so war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innersten entgegengesetzter und freierer. Sein Hauptgesichtspunkt war der Mensch, dessen Selbstentwicklung und Selbstberechtigung, während Gentz jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegensätzen großen Reiz für einander haben, um so mehr, da sie doch wieder manche Fähigkeit besonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und sich selbst, wenn auch in höchst verschiedner Weise, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich sehr verschiedene Naturanlage zu schwelgerischem Genusse. Während sie Gentz in den Abgrund der herrschenden Sittenlosigkeit riß, nährte sie in Humboldt die dem antiken Geist verwandtere Beurtheilung oder erschien an ihm auch als eine Richtung seines allseitigen Forschungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Gentz war die Schärfe des Verstandes und die Macht der Beredsamkeit zu bewundern; aber der Verstand war bei jenem unendlich mehr als bei diesem nur äußerliche Macht, und die Beredsamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausschließende Gewohnheit. In seinem weitumfassenden Gesichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publicisten doch

zu würdigen, und einst nannte er Gentz gegen Schiller [1]) sogar schlechtweg den denkendsten Kopf Berlins, während dieser erst gegen das Ende seines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenossen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber seiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Gentz, der nachher in österreichische Dienste ging, sah Humboldt dann erst nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an seine Freundin Rahel schreibt, [2]) durchaus nicht verändert; „eben so klug, eben so amüsant, eben so dämonisch als sonst." „Sie haben mir," fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, sie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten (!) von solcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indessen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Wesentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen." Und im nächsten Jahre schrieb er abermals an diese Vertraute: [3]) Humboldt habe das alles verloren, wodurch er sonst tragisch auf sie wirkte und sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal schrieben — übt er so wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

---

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1810 (in den von mir herausgegebnen „Schriften von Fr. von Gentz.")

3) 8. Aug. 1811 (a. a. O.)

schwunden ist." So charakteristisch diese Aeußerungen für den damaligen Gentz, ebenso sind sie es für die ganze Freundschaft dieser Männer. Dennoch ist zu verwundern, daß Jener gar nicht spürte, warum Humboldt, der damals als preußischer Gesandter zu Wien war, seine Ueberlegenheit so wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congresses wieder fühlbar genug wurde. Wie sehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Gentz immer Interesse und in seinen späteren hingebenderen Jahren sprach er dies auch ganz unverholen aus. Ueberhaupt hatte er den noch so entgegengesetzten hervorragenden Zeitgenossen gegenüber den großen Vorsprung, daß er, der entschiednen Richtung seines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch so fern stehenden Betrachtungsweisen einzugehen und auch vom Entgegengesetzten das Bessere sich leicht anzueignen vermochte. Seine Geistesfreiheit und humane Denkart scheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geist- und talentvoller Erscheinung begegnete; vielmehr stählte sich, im harmlosen Umgang mit solchem die eigne Gesinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald sich absichtlich verhüllend, in fortwährender Uebung blieb. Geist, Geschmack, Bildung — dies war es was ihn selbst an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schlosser, Lavater ꝛc. verkehrte, so schreckten ihn später auch die katholisirenden Romantiker nicht, noch Gentz, als Geheimschreiber der heiligen Allianz. Manches Geistige und Tiefe schätzte er gerade an ihnen oft besonders, so namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlassungen aber verfehlte er doch nicht seinem Spott und Sarkasmus Luft zu machen; aber er durfte, selbst in widerwärtigen Zeitströmungen, auch schweigen, ohne fürchten zu müssen, daß man vergesse, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schreckniß vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen vorauseilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi:[4]) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!"

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernen Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt", schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

---

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

ist bei Büsch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, morsondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt possierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit. Der älteste ist immer noch der brave Mann, der er war." — Den 6ten August 1791 schreibt Forster abermals an Jacobi über diese Gebrüder. Wilhelm hatte nun schon beschlossen, seiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerst aufzugeben. „Alexander Humboldt", sagt Forster, „ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bedauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu."

Wirklich fing Humboldt, wie schon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieser Zeit von ihm vorhanden, spüren lassen, während dieser Geschäftsperiode an, seinen entfernten Freunden abzusterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt so werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint ist, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forster schreibt: „Von unserm guten Humboldt habe ich nun auch die Versicherung seines freundschaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann ist mir ungemein werth." Es ist aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften sich doch die philosophischen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieser sich von der günstigen Meinung sehr geschmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und besonders gegen

ihn äußerte, als deſſen Briefe über Spinoza von der ſtreng-kantiſchen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi ſendet ihm ſeine neueſten Abhandlungen, drückt aber zugleich ſein brennendes Verlangen aus, ſich einmal ausführlich über Kant und deſſen Syſtem zu erklären, wobei er auf dieſen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausſpruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieſer und andern Seiten, auch auf alle ſpätern Syſteme, ja gegen dieſe in erhöhtem Maße, geltend zu machen ſich bewogen gefunden. Wer in der Philoſophie gerade das ſucht oder in ſie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innerſten widerſtrebt, der wird als Philoſoph vom Fach, ſo geiſtvoll und ſinnig er immer ſei, nie über einen exoteriſchen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philoſophie eigentlich erſt anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Syſteme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wiſſenſchaftlichen Gedankengängen eines ganzen, ſo erregten Zeitalters und einer ſo zum Denken geſchaffnen Nation nur den Mißbrauch des philoſophiſchen Vermögens hervorzuheben, iſt, namentlich wo nicht ſittliche oder politiſche Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten deſſen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu ſetzen vermag, ſtets ein noch vermeſſeneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es ſich ſchmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünſchte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31ſten", ſo ſpricht er dieſen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erſtenmal ſah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo ſehen wir uns einmal wieder?" ...

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“ [5])

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ [6]) — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

---

5) Fr. Jakobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—44. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte." Der erste Aufsatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, solle seinem Schutze vertraut sein. — Endlich erwähnt Humboldt in diesem Briefe noch eine „sonderbare Schriftstellerarbeit", die er geliefert, nämlich im Prozesse, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Universität und Professor der Rechte nach Halle versetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eisenbergen gehörte nur die Unterschrift. Das Ganze wurde gedruckt.[7]) „Diese an sich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei."

Am unterbrochensten war Humboldt's Briefwechsel um diese Zeit gewiß mit seiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntschaft doch erst mehr äußerlich.

---

7) Und zwar als Broschüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Censurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von K. L. Amelang zum Druck befördert. Mir ist sie noch nicht zu Gesicht gekommen. Wird man eine so frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen so interessanten Gegenstand, nicht mit in seine gesammelten Werke aufnehmen?

Wenigstens scheint der Verkehr zwischen ihnen erst von 1791 an reger geworden zu sein, wo sie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.[8]) — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, besuchte dann die Seinigen in Berlin und begab sich von da, noch zu weiterer Ausbildung für seinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli desselben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognosten Werner, bis zum März des folgenden Jahres studirte.[9])

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin so bald als thunlich wieder zu verlassen. Unmöglich konnte er sich unter den damaligen Gewalthabern in den Geschäften gefallen, so klug er auch in seinen Briefen diesen Punkt verschweigt. Das Böse, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, schlug er so hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünscht haben, daß er seinen Posten behaupte, um in besserer Zeit gleich zur Hand zu sein. Humboldt aber konnte sich dazu nicht verstehen, und hatte dafür noch andre entscheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz seinem Familienkreise leben. Hauptsächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe seiner Lebens- und Menschheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu schien ihm die Philosophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm seine frühern philologischen Studien die

---

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 3. sagt: „Vorher (vor 1793) kannten wir uns wenig," so widersprechen dem doch seine früher geschriebenen, schon sehr innigen Briefe an Schiller. In diesen Jahresangaben scheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlassen worden zu sein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings sein ganz intimer Umgang mit diesem anfängt, aus Versehen ins J. 1793 setzt.

9) Freiesleben, a. a. O.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hiezu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuenden und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preußischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, fein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sichrer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und schloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben schon eine kurze Charakteristik dieser Frauengestalt zu geben versucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an seinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verschiedenen Zuständen seiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieser Liebe wurde ein wesentlicher Theil des so überaus glücklichen Humboldt'schen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er selbst zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieses beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft," sagt Varnhagen,[1]) „der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." Er genoß

1) A. a. O., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit seines Herzens erwiedert zu sehn; in weiblicher Anmuth strahlte ihm das Innerste seines eignen Wesens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie sie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erscheint, möchten wir, seinem vorwiegend antiken Geiste gegenüber, einen romantischen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrsamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geistesgenusse und zur Kunst. So hatte sie z. B. eine besondere Vorliebe für die Werke der Malerkunst, für die Musik, während Humboldt, der sonst so vielseitige, so kunstsinnige Geist, für das in dem eigensten Wesen der Weiblichkeit liegende Kunstelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunstkenner Lessing völlig abging. Wir haben früher schon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewiesen. Es war nicht blos vorhanden, sondern machte als Theil seines idealisch schwärmerischen Triebes einen Grundzug seines Wesens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verstande, so daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline spricht einmal in einem Briefe an Rahel [2]) von ihrer ältesten Tochter, und schließt am Ende mit den sehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater." Bei Frau v. Humboldt aber erschien dies schwärmerisch-Gemüthliche auch in entsprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geist und Verstand des Mannes zu erinnern. Mit dieser, wenn es gestattet ist das Wort zu wiederholen, romantischen Seite ihres Wesens paarte sich die anmuthigste

---

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erhoben habe. „Eine starke Seele," schrieb er an seinen Freund,[3]) „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen." Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiederte Schillern:[4]) ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit." Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in seltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansichhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkührlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

---

3) 12. Sept. 1803.
4) 22. Okt. desselben Jahres.

mußten oft seine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in spöttischem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meister nur im geringsten Widerpart leisten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus gesellige, zur Liebe und Freundschaft in reichster Ausdehnung geborne Natur. In der frühesten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wissenschaften, der Litteratur und einer viel erwählteren Gesellschaft lebte, da hatte sie diese Gaben noch nicht in solchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten sie ans Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteste Kreis sich um ihr gastliches Haus sammelte. Da erschien sie innen als der waltende Geist, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geselligen Umgang mehr seinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja sie ebnete dadurch auch den Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber später zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'sche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geistigen und geselligen Verkehrs, ein „point de ralliement," wie sie selbst sagt, für Einheimische und Fremde. Jeder Mann von Geist und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in diesem Hause. Wenn man eine Staël und Recamier als solche hervorhebt, die im geselligsten Lande Europas die eminentesten Vereinigungspunkte des geistigen Lebens neuerer Zeit gewesen, so können wir von unsern Landsmänninen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Varnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberstellen, und diesen in Ermanglung von Eigenschaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zusprechen, welche deutschen Frauen solcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zustehen. Die Liebenswürdigkeit

des Geistes und Charakters, — so drückt sich Herr von Varnhagen über die gesellschaftliche Erscheinung Carolinen von Humboldt's[5]) aus — der hohe Rang gesellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sei den noch lebenden Zeitgenossen in zu frischem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für sie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn sein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem solchen Spiegel festgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein solches Denkmal würde auch Humboldt's Gestalt in noch schärfern Tinten beleuchten, da so vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erscheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch solche Ueberlieferungen der Mensch bis in die geheimste Tiefe seines Wesens, ja selbst seiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu sein, des emsigen Ausgrabens aller Schattenseiten entschieden weniger, nicht deshalb allein, weil sein eigentliches Leben und Wirken von ihnen so gar nicht berührt wird, sondern auch, weil das für sein ganzes Wesen Charakteristische in dem uns Ueberlieferten wahrhaft schon enthalten ist, sein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menschlichkeiten nicht erschüttert werden würde. Auch wir unsrerseits haben uns nach Pflicht und Gewissen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen bestrebt, wenn anders die Quelle, aus der geschöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverlässig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung seines ehelichen Glückes hinreichen. Unsre Leser glauben wir nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in den

---

5) In der Gallerie von Bildnissen, I. (Leipzig, 1836), S. 141.

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

---

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacheröden'sche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forſter. Beide müſſen wir, ihres hohen Intereſſes wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, ſondern ſchildern uns auch ſeine ganze damalige Stimmung.

Den erſten dieſer Briefe ſchrieb er am 7. Auguſt 1791.[1]) „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erſte bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu ſagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und beſonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geſchäften entfernte, ſo werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schickſalen einen freundſchaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie ſchon aus meinen Planen wiſſen, und aus der Ueberſchrift dieſes Briefes ſehen, auf dem Lande . . . und mein Leben iſt ſo einfach, daß es Ihnen nicht ſchwer ſein wird, ſich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beſchäftigung mit den Studien, die mir immer die liebſten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart faſt ganz hatte vernachläſſigen müſſen, wechſeln mit Spaziergängen und meinem höchſt angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein ſtilles, aber ſehr genügendes Glück. Für mich iſt der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmſte; es iſt der, den ich am beſten auszufüllen vermag, und ſollte es nicht wichtiger ſein, ſeinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade dieſen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieſer Kreis fordert, nun ſo findet ſich vielleicht auch ein

---

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42—44 mitgetheilt.

größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er sich über Friedländer's Befinden und das seiner vortrefflichen Familie und seiner Söhne erkundet, fährt er also fort: „Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu schwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand diese Dinge vor zwanzig Jahren geweissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schließen, wer weiß, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon ist wohl die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülfe betrachtet, und nur jenem innern Ideengesetze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald," schließt er. „Es ist ja ein Wort, das Sie in die Wüste sagen."

An Freund Forster wendet sich Humboldt erst am

16. August, nach langem Stillschweigen, um dessentwillen er sich aufs angelegentlichste entschuldigt. „Ich wollte," sagt er, „die Zeit erst abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen."

„Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherm Maße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidner

Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſein, einen kleineren Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage."

Flehentlich bittet er, ſein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forſter verlebten Tage gefreut. Sie ſei es auch, die ihn ermuthige, noch auf ſein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forſter, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch blos durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gern an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverſtändniß, wozu mein Stillſchweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erſtickt hätte, die mich ſonſt ſo innig beglückten." —

Um aber ſolchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn ſich völlig überlaſſen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Exiſtenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringeswalde — bei Soldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag ſeine große Reiſe nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgischen. Durch die Heirath wurde der Besitz seines Hauses noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Auleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacherödischen Lehnsnexus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

---

Das Hauptstudium, dem Humboldt während der ersten dieser Musejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In diese versenkte er sich ganz; selbst die politischen Untersuchungen, mit denen er sich wohl dazwischen abgab, gingen nur nebenher. Auch seine ersten eigentlich schriftstellerischen Arbeiten gehören diesem Zeitraume an; es waren Uebersetzungsversuche aus griechischen Dichtern und Fragmente eines politischen Ideencyclus. Das Wenigste jedoch von seinen Ausarbeitungen und von den Ergebnissen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meist dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendste davon nur denjenigen seiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbstbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Resultate seiner Forschung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieser Zeit erhaltenen Humboldt'schen Schriften, seine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerst den äußern Gang dieser Studien und Arbeiten mit den Begegnissen seines Privatlebens zusammenfassen. Von letzterem ist freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber so lückenhaft die uns zu Gebot stehenden Quellen sein mögen, soviel geht doch aus ihnen hervor, daß sein äußeres Daseyn in dieser Epoche ziemlich einförmig war, da fast nur der Umgang und Briefwechsel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen seinen äußern Verbindungen war ihm in dieser Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforscher in Halle, und auch von diesem wissen wir, daß ihn während seines halleschen Leben nichts so beglückte als die Freundschaft Wilhelm von Humboldt's, „συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καοῦ κἀγαθοῦ," wie Wolf sich ausdrückte, als er dieses fördernden Umgangs zum erstenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten sie sich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt sich fast ausschließend den humanistischen Studien hingab, mußte diesen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, so trafen doch Beide im Hauptgesichtspunkt wunderbar zusammen und arbeiteten, aus ursprünglich ganz verschiednen Absichten, vereint auf ein und dasselbe Ziel, nämlich eine tiefere Gesammtauffassung des classischen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensansicht und Kunst der Alten, Beide waren große Dialektiker und von sehr verwandtem Forschungsgeiste. Dabei waren sie aber doch sehr verschiedenen Charakters, und verschiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen solchen schon zu dessen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieser, gerade den Umfang des Geistes zu schätzen, und überhaupt fesselte ihn die Originalität der Wolf'schen Natur

mit nie versiegendem Reiz. Dagegen bewährte sich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unschätzbarer Genosse, da er in den Verhältnissen der Gegenwart viel heimischer war, und Wolf's, wie H. selbst von ihm sagte, oft „göttliche Vermessenheit" nicht allein zu achten, sondern zugleich durch seine Zusprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er sich nicht mit dem welterfahrnen Freunde berieth, und in seiner ganzen Umgebung sehen wir Niemand, dessen Rath er auch wirklich so beachtet hätte. [1])

Auch in unmittelbarster Nähe fand Humboldt die wohlthuendste Theilnahme an seinen Alterthumsbeschäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge seines Geistes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot ꝛc. in der Ursprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufsuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wissenschaftlichen

---

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieser Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegersohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien F. A. Wolf's." 2 Thle. Essen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechsel sind bis jetzt leider nur wenige Bruchstücke der Humboldt'schen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieser Bruchstücke finden sich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß seiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe desselben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'schen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet sich in Körte's Besitz, der schon längst versprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Oeffentlichkeit zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte sich nun bewogen fühlen, Humboldts Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt sich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, seine Briefe von diesem vorlegen lassen, manches ausgestrichen und sie ihm dann zurückgestellt. Zeugniß genug, daß der Briefsteller selbst der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Persönliche, das in dem so vertrauten Briefwechsel berührt sein mochte, aus Rücksicht auf die Betroffenen getilgt wissen wollte.

Ernst der Männer mit allen Grazien weiblicher Anschauung der ältesten Kunst und Poesie verschönend.“ [2]) Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechisches. Ihr widmete daher auch Humboldt später (1816) die gedruckte Uebersetzung des Agamemnon, die reifste Einzelfrucht seiner hellenistischen Studien, zur Erinnerung an so manches in diesen gemeinsamen Genüssen durchschwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erste Zeit seiner Ehe verlebte schrieb er im August 1791 einen Brief, wahrscheinlich an einen seiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen französischen Constitution vertrauliche Ideen über Staatsverfassung und politische Entwicklung niederlegte. Dieser Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entstellt, durch die Berliner Monatsschrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'schen Proceß ausnehmen, das Erste, was von seiner Hand zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zusammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden besuchte ihn auch Gentz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie setzten hier jene politischen Debatten fort, die sie schon in Berlin oft auf Spaziergangen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Gentz erinnerte sich in spätrer Zeit noch dieses anregenden Zusammenlebens und schrieb während des Laybacher Congresses, unter anderem, an Alexander v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

---

2) Körte, a. a. O. I. 140 — 41.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner.“ [3])

Im Februar 1792 begab sich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von städtischen Hülfsmitteln, die Niederkunft seiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Besuche; auch sie nahm an den geistigen Beschäftigungen Theil, die durch diese Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden. Viele Monate waren sie daselbst, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch so nah waren, besucht hatte. Der Gesellschaften bot Erfurt wenige, die meiste Zeit lebte er auf seinem Zimmer, im Kreise seiner gewohnten Beschäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft seiner Frau anspielend, schrieb er an Schiller (3. Mai), es müsse mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein. Seit sie Drei in Erfurt zusammen seien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes, zur Welt komme. Er selbst fühlte sich poetisch gestimmt und übersetzte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus.“ Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Mensch, den Humboldt unter den am Orte Einheimischen interessant nennen konnte. Er genoß auch seinen Umgang, so viel es dessen Geschäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeschäftigung blieb auch hier das Studium

---

3) Brief von Laybach, 3. Febr. 1821. (In meiner Sammlung „Schriften von Gentz.“)

der Alten. Wie tief er in dieſes Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in dieſem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um dieſe Zeit war es beſonders Pindar, der ihn reizte und zwar ſo ſehr, daß er ſogar einen Verſuch wagte, dieſen ſchweren Dichter in einer der Urſchrift möglichſt treuen dichteriſchen Ueberſetzung ins Deutſche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich dieſe Verſuche gleich im erſten Entſtehen mittheilte, munterten zur Fortſetzung auf; die Luſt dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obſchon er fürchtete, daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer ſchwankte der Entſchluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte," ſchrieb er an Schiller (an demſelben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſein, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandtheit des deutſchen Ausdrucks zu beſitzen; ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verſe zu machen, ohne von Genie oder wenigſtens Talent unterſtützt zu ſein, unnütz verſplittert." Er ſandte deshalb mit dieſem Briefe gleich den erſten Verſuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entſcheidend anſah, da die erſte Luſt ſie begünſtigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, deſſen er jetzt wenigſtens fähig geweſen. Zugleich bat er um ein völlig offenherziges Urtheil. Rührend iſt die Beſcheidenheit, mit der er, wie früher Forſtern gegenüber, ſo jetzt Schillern ſich ſo ganz unterordnet. Schon in dieſem erſten Briefe, der uns von ihrer Correſpondenz erhalten iſt, ſetzte er das größte, unbedingteſte Vertrauen in deſſen Urtheil, ſelbſt über Dinge, die dieſer doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," schrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung." Ueberdies befinde er sich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich sei. In gewissen Momenten halte er die Uebersetzung für sehr schön, und eben jetzt erscheine sie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er also nach dieser Probe keinen Beruf in ihm zu solchen Arbeiten, so solle er ihn gewiß folgsam sehen. Urtheile er anders, so könne er ihm vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Uebersetzung die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und „nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden." — Frau v. Beulwitz hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in seiner Thalia gönnen. Dies, sagte Humboldt, würde ihm unendlich schmeichelhaft sein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren

erscheinen könne. Er selbst vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten sehr zugesprochen, in diesen Versuchen fortzufahren, ist nicht zu bezweifeln. Diesen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er sicherlich andre Gründe. Humboldt setzte nicht blos solche Arbeiten fort, sondern Schiller nahm selbst einige derselben später in die Horen und Musenalmanache auf; ja diesen ersten Versuch sogar, die Uebersetzung von Pindars zweiter Olympischer Ode, gab Humboldt in diesem Jahre noch abgesondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden in der Berliner Monatschrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zusammenleben im J. 1794 sich auch persönlich wiedergesehen, und ob öfter, wissen wir nicht bestimmt. Vermuthen läßt es sich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet scheint es in den Schlußworten dieses ersten Briefes von Humboldt, wo er sagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu sehen, sei es nun in Erfurt, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, sei ihm und seiner Frau eine überaus frohe Aussicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund desselben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unserm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeister bei dem Prinzen von Würtemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu studiren, und bezog im Herbst 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philosophie im Rechtsfache am schärfsten verarbeiteten; Schiller rühmte seinen hellen Kopf und großen Scharfsinn, und auch Humboldt interessirte sich sehr für ihn, correspondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anstellung dem dirigirenden Minister der preußischen Fürstenthümer in Franken. „Wegen Gros," schreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen.“ Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Professor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in sein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollste Laufbahn durchschritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des ersten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forstern, dem er seit seinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geschrieben, theilt er sogleich diese frohe häusliche Begebenheit in den entzücktesten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist.“

Den übrigen Theil dieses Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach seiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den oben erwähnten, in der Berl. Monatschrift abgedruckten Brief gelesen und daraus ersehen, wie sehr Humboldt sich mit Fragen der politischen Philosophie beschäftigt hatte. Er bat ihn daher, seine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegengründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Okt. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Voll Verzweiflung über die Gräuel, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen," sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu." Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in alter Weise sein Studien- und Stillleben fort. „Meine Frau," meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben.“ Dennoch war es ein Fest für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Besuch einsprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schicksalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er sie drucken lassen wollte, machte die Censur Schwierigkeiten: der eine Censor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod Feind, war Humboldt entschlossen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu lassen und wandte sich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Göschen aus zarter Rücksicht nicht persönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um seine Vermittlung ersuchend und nur den Wunsch hinzufügend, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er seine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen seiner Abhandlung mit Interesse eingegangen und sich selbst jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftige. Humboldten hatte dieser schon einmal die Mittheilung seiner Ansichten darüber versprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorschlag, diese in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es scheint mir zu interessant,“ ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspunkten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben.“

Schiller ging zwar nicht auf dieſen Vorſchlag ein, intereſſirte ſich aber ſonſt lebhaft für das Erſcheinen dieſer Schrift, bot ſeine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göſchen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Bieſter, dem er das Manuſcript des Werks ſchon früher zur Benutzung einiger Abſchnitte überſendet hatte, ſchon drei derſelben in der Berl. Monatſchrift hatte abdrucken laſſen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in ſeinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz beſcheiden hinzufügend, daß er gewiß dieſen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabſichtete er ſchon das Werk einer nochmaligen Durchſicht zu unterwerfen, ja einzelne Abſchnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächſte Zeit hatte er ſchon ganz heterogene Beſchäftigungen gewählt. Er wünſchte alſo den Druck lieber aufgeſchoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenſtand ſelbſt ſei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumſtände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entſchluß, die Herausgabe auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges ſogar ſeine Ideen durch Geſpräche erſt klarer zu machen wünſche, alles Gebundenſein in dergleichen Dingen aber gar ſo unangenehm ſei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen intereſſiren, und je günſtiger ich ſogar von meiner Arbeit urtheile, um ſo weniger könnte ich mir die Nachläſſigkeit verzeihen, ihr nicht dieſe letzte Sorgfalt gewidmet zu haben.“ Er bat daher Schillern, der ja zuerſt dieſer Meinung geweſen, das Geſchäft, ſofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erscheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebste. Schiller entsprach seinen Wünschen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrscheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in seinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenso mit seinem an sich vollendeteren Aufsatz über das Studium des Alterthums, insonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebnisse aller seiner bisherigen Forschungen darüber zusammengefaßt hatte. Auch diese Abhandlung war eigentlich nur für ihn und seine Freunde geschrieben. Er theilte sie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat sie, ihre Glossen an den Rand zu setzen. Mit Wolf unterhielt er sich viele Jahre über diesen Gegenstand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufsatz ganz mißverstanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Noten gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komisch fand, weil er sich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu denen er nicht einmal den Verfasser des Aufsatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreisungen der Griechen in Humboldts Aufsatz reizten ihn zum Widerspruch. Humboldt erkannte wieder bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus,“ — schrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schicksale dieses Aufsatzes kund

that [4]) — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht.“ Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber“ — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

---

4) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 304—7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältniſſe. Von Bekanntſchaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem ſchwediſchen Diplomaten Guſtav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutſcher Litteratur und Wiſſenſchaft, der auch mit Gentz und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil ſeines früheren Lebens als Geſchäftsträger in Berlin zubrachte. Auch Göckingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu feſſeln vermochte.

Den Herbſt und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Gleiſe einſamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der ſeit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwiſchen aber ſeinen früh begonnenen philoſophiſchen Roman Woldemar vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und überſendete Anfang 1794 dieſes Werk, [5]) wohl mit der leiſen Andeutung des Wunſches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich beſprochen zu ſehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt ſowohl ſeine bürgerliche als ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Aſſeſſor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in dieſem Jahre als Oberbergmeiſter in den vor kurzem erſt Preußen zugefallenen fränkiſchen Fürſtenthümern nach Bayreuth verſetzt, wo er das Bergweſen wie neu aufzurichten hatte. Dieſe Fürſtenthümer leitete damals der nachher ſo berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminiſter. Schon 1794 begleitete Alexander dieſen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatiſchen Geſchäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußiſchen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht überſehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenſtellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unſer Humboldt einſt noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforſcher erhob ſich ſchon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er ſich auf Reiſen in die Alpenländer, Schleſien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für ſeinen höheren Beruf vor. [6])

Als nun W. v. Humboldt ſich ſchon mehrere Jahre faſt nur mit dem Alterthum beſchäftigt hatte und er das Hauptziel dieſer Studien erreicht ſah, regte ſich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauſchen und wußte ſich in dieſem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu ſuchen, als den mit Schiller, deſſen Forſchungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigſte anzogen. Dieſem Intereſſe zu Lieb begab er ſich im Frühjahr 1794 mit ſeiner Familie nach Jena, um daſelbſt längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieſes innre Bedürfniß aber und das Intereſſe für Schiller verſchaffte Humboldten die Gelegenheit, ſich zugleich Verdienſte zu erwerben, an die er ſelbſt gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünſtigenden Umſtände abgerechnet, das natürliche Ergebniß ſeines für alles Höchſte in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft erweckten Sinnes ſo wie ſeines vorausgegangenen Strebens nach einer ſo auserleſenen und umfaſſenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächſt an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

---

6) Freiesleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

---

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).[1]) II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

1) Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Biester. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

stücken trägt das wichtigste die Aufschrift: „Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?“ Aber auch dieser Abschnitt ist nicht vollständig, sondern nur seinem bedeutendsten Theile nach gedruckt worden.[2]) Außer diesem kamen drei kleinere Abschnitte des Werks an's Licht: der 5te „Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“[3]) — der 6te: „Ueber öffentliche Staatserziehung“[4]) — und der 8te: „Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.“[5]) — Nur Nro. I. erschien anonym, die Bruchstücke aus Nro. II. mit dem Namen des Verfassers.

„Ich beschäftige mich,“ sagt Humboldt in obigem Schreiben vom August 1791, „in meiner Einsamkeit mehr mit politischen Ideen, als ich es je bei den häufigen Veranlassungen dazu, die das geschäftliche Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäßiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie ein großes Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch am meisten die französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück.“ Sein Urtheil über diese, sagt

---

2) In Schiller's Neuer Thalia, 1792. H. 5. S. 131–69. Jetzt in den Werken, B. II. S. 242–63. Die in der Thalia am Schluß versprochene Fortsetzung erschien nie, vermuthlich, weil Humboldt damals entschlossen war, das Ganze von neuem zu überarbeiten, von Schiller's Zeitschrift aber auch nur einige Hefte weiter erschienen.

3) In der Berl. Monatschrift, 1792, Okt., S. 346–54. Jetzt in den ges. Werken, Th. I. S. 312–17.

4) Ebendaselbst, December, S. 597.–606. (Humboldt's Ges. Werke I. S. 336–42.)

5) Ebendaselbst, November. S. 419.–44. (Humboldt's Werke, I. 318–35.)

er ferner, ſtimme dann mit keinem andern geradezu überein; der Freund würde es vielleicht ſogar pavador finden, aber er werde wenigſtens Conſequenz und Zuſammenhang mit ſeinen übrigen Anſichten nicht vermiſſen. „Was ich am häufigſten, und, ich kann es nicht leugnen, mit dem meiſten Intereſſe über die Nationalverſammlung und ihre Geſetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer ſo nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein kleingeiſtiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, ſo blieb doch immer der leidige Entſchuldigungsgrund, daß 1200 auch weiſe Menſchen immer nur Menſchen ſind.“

Mit der Beurtheilung einzelner Anordnungen, meint Humboldt, komme man alſo ſchwerlich ins Reine. Dagegen gebe es eine allgemein anerkannte Thatſache, die ſchlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des Unternehmens vollſtändig enthalte. Die conſtituirende Nationalverſammlung habe es nämlich unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundſätzen der Vernunft aufzuführen. „Nun aber kann keine Staatsverfaſſung gelingen, welche die Vernunft (vorausgeſetzt, daß ſie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichſam von vornher gründet; nur eine ſolche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenſtrebenden Vernunft hervorgeht.“ Dieſer Satz ſei ihm ſo evident, daß er ihn gern auf jedes praktiſche Unternehmen überhaupt ausdehne.

Er laſſe, fährt er fort, den Entwurf der Nationalverſammlung zu einer Geſetzgebung zuvörderſt für den Entwurf der Vernunft ſelbſt gelten; wolle auch vorausſetzen, daß die Geſetzgeber dabei den wirklichen Zuſtand Frankreichs

auf das anschaulichste vor Augen gehabt, und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübsal des jetzt lebenden Geschlechts, da, was letztere anlangt, erst der Erfolg zeigen müsse, ob nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch sage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn selbst ausführbare Staatsverfassung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zustände, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen sollten, seien völlig entgegengesetzt. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenständen der Erfahrung, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen wissen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modifikation. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe

menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist's, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die französische Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengesetzten Zustand doch hinlänglich vorbereitet sei, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Dieß verneint er aber schlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein." Hier verläßt Humboldt anscheinend die politische Eröterung, indem er sich zu einer anthropologischen wendet. Diese ist aber, genau besehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgestellten, und leitet auch alsbald auf die politische Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn sie aber auf der einen Seite nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieser Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein bestimmter Charakter hervor. Dieser ist herrschend für eine gewisse Zeit. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, so erreicht er dies doch nie vollständig: und was er der Einseitigkeit abgewinnt. verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. — Ebenso ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weise Gesetzgeber, unter welchem hier der Verfasser durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweisen versteht? Er studirt die gegenwärtige Richtung. Dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen. So erhält sie eine andere Modifikation und diese wieder eine andere, und sofort. In dieser Weise begnügt er sich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Trefflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich historisch, durch einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfassung, sagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Zuerst betrachtet er die Entstehung der

Herrschaft und ihre Abschüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwickelung bei ihnen nahm, auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Nationen, wie einzelne Menschen, vermögen außer sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem erstern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derselben an; bei dem letztern auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erst mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus diesem überläßt uns Humboldt selbst hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrschern so viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich ist, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Existenz blos zu stellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, schon der Selbsterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt also für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbstthätigkeit der Einzelnen. Für diese absonderlich, weil die Verfassung des Ganzen sich auch nur langsam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erst wieder aufsteigen müssen, zugleich die wesentlichste Bedingung jedes allgemeineren Fortschrittes ist.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günstigen Lichte sieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieser Zeit, „da die tiefste Barbarei alles überdeckte," vermochte nur der Kampf der Herrschsüchtigen unter einander einen Rest von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Anderen waren. So konnten im Lehnssystem

die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existiren. Endlich schuf die Eifersucht der Regenten auf die Macht der Vasallen diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß diese wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Absichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verschaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Absichten nicht mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sklaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsere heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der Nation beabsichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieses Wohlstandes, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt."

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geschichte. Der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben, von der Kindheit bis zum Greisenalter, ist eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde, indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Mensch existirt in jeder Periode ganz; aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; in den andern ist's der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geschlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus diesem allem?" schließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; daß die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen."

Wer mit solchem Blicke die Menschheit und die Geschichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeistig davor zurückschaudern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieser Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortschritt des Ganzen nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, also durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen sei. Wir sind

nun aber um so begieriger, Humboldt's eigne politische Ansicht und Richtung, wie er sie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats" niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchstücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie diese Abhandlung entstand. In dem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies schöpften, hat Humboldt diesem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth ist, weil sie den politischen Grundgedanken wie vor unsern Augen entstehen läßt und ihn zugleich in seiner ganzen Schärfe zusammenfaßt. Von dieser Seite ersetzt sie uns gleichsam die Abhandlung selbst. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieser die Ausführung des eigentlich politischen Theiles, so weit sie vorhanden ist, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entspricht und auf keinen Fall den Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpft. Humboldt fühlte diesen Mangel wohl, und beschloß den Rest ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein großer Verlust, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchstücken nicht den andern Theil, die anthropologische Grundlage, die eben so tief gedacht, als trefflich durchgeführt ist, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forster nicht noch einigermaßen schadlos hielte.

„Ich habe," schrieb er an Forster, — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein

theoretisch in ihrem ganzen Umfange abgeschnitten. Ich glaubte also auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raisonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menschen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menschen, was eigentlich seiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchste und proportionirlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist daher das Ziel gewesen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Gesichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich diese innere Kraft des Menschen es allein ist, um die es sich zu leben verlohnt, daß sie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, sondern auch der einzige Stoff alles wahren Genusses ist, und daß daher alle Resultate ihr allemal untergeordnet bleiben müssen. Auf der andern Seite ist es aber auch eben so wahr, daß in der Wirklichkeit und fast überall, wo auf den Menschen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Gesetzgebung, im Umgange, fast nur die Resultate beachtet werden, wovon sich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft selbst große Sorgfalt auf die Resultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Desto mehr also muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung so leicht das letzte Ziel scheint, wieder an seine rechte Stelle setzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menschen, in ein helles Licht zu stellen versuchen. Wenn also die Staatskunst sich meistens dahin beschränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu sagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, so muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich diese Dinge sehr schön und wünschens-

werth sind, daß sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um dessen willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren, aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statistik aufzählt, wie viel Menschen, welche Produkte, welche Mittel, sie zu verarbeiten, welche Wege, sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so muß die reine Theorie sie anweisen, daß man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und daß sie also das Verhältniß aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung selbst, oder die von ihr vorhandenen Bruchstücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, so finden wir, daß sie unverkennbar aus zwei Theilen besteht, einem fundamentalen — und dieser ist uns fast ganz erhalten, und einem speciell politischen, der ungleich fragmentarischer vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgesprochen ist. Den erstern Theil bezeichnete ich schon oben als den viel ausgearbeitetern, und er ist außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politischen herabsetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in diesem fundamentalen Theile entwickelt, war das Gesammtergebniß seiner bisherigen Forschungen, der Kern seiner Lebens- und Menschenbetrachtung, der Ausdruck seiner ganzen Richtung. Es sind die Grundzüge einer praktischen Philosophie, die, in Kant's Schule erwachsen, durch tiefere Erforschung der menschlichen Natur die Schranken des Systems durchbrach — einer spekulativen Geisteerichtung, welche, nach unserer Ansicht, ihre wissenschaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die systematische Philosophie hat inzwischen andre Bahnen betreten — und sie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forscher über den Menschen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf diesem Wege einzelne Wissenschaften aufs Tüchtigste fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, besonders aus jüngster Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philosophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wissenschaft selbst nicht in dem Grade gelungen ist, hat durch Schiller, der fast um dieselbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einschlug und diese nicht blos als Denker, sondern auch als Dichter in

ſeinen Werken ausprägte, im Leben ſelbſt und in der Nation eine deſto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, ſo ſehr ſie in einzelnen Anſichten wieder entfernt ſein mochten, ſo verſchieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geiſtige Welt und die Nation ſein mußte, ſtehen in dieſer Hauptrichtung als deren Gründer und gleichſtrebende Genoſſen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philoſophie der Kunſt geleiſtet haben, ſo erkennen wir in dieſen, faſt gleichzeitigen Beſtrebungen eine ſeltne Gemeinſamkeit — der Richtung ſowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete ſich ihr Denken auf die überraſchendſte Art. Daß Kant ihr gemeinſamer Führer geweſen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieſes Meiſters ſo gleichlaufend fortzuſchreiten und die Schranken ſeiner Anſicht ſo unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtſchaft der Naturen. Auf dieſe gründete ſich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieſer Beiden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerſt eingeſchlagen. Vom früheſten Auftreten an finden wir ſie bei Beiden wenigſtens ſchon im Keime vorhanden: ſie arbeitet ſich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch ſo ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erſcheint ſie uns zuerſt in dieſen Humboldt'ſchen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um dieſe Zeit noch im innern Kampf mit dem kritiſchen Syſteme begriffen; erſt in den ſeit 1793 erſchienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufſätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbeſitze dieſer eigenthümlichen, die Schranken des Syſtems wieder durchbrechenden Anſicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienſt,

dieſer Anſchauungsweiſe einen ſo ausgebreiteten Einfluß verſchafft zu haben, während Humboldt, dem dieſer apoſtoliſche Trieb fern lag, zunächſt nur auf einen engeren Kreis erwählter Geiſter und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarſten ohne Zweifel auf Schiller ſelbſt, der ihm dafür den Genuß gewährte, dieſe gemeinſchaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darſtellungskraft geſchmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu ſehen. — Nur ein großer Zeitgenoſſe mußte ſich noch mit dieſen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutſcher Weltbetrachtung in ſeltnem Bunde vereinigt daſtehen ſollte, nämlich Göthe, der auf ſeinem Pfade, inſtinktmäßig und in ſinniger Natur-, Welt- und Kunſtbetrachtung, zu ähnlichen Grundanſichten gelangt war, ſie jedoch zugleich von ſeinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle ſeiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier beſprechen, hat, ſo will uns ſcheinen, nicht die Geſtalt empfangen, die die ihr angemeſſenſte und zugleich die wirkſamſte geweſen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil ſie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politiſche hätte angelegt werden ſollen. In dieſem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünſtig geweſen ſein. Hätte der Verfaſſer ſich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, ſo würde dieſer ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in ſeine Thalia gerade einen ſolchen Abſchnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweiſe zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rückſicht vollendet daſtünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wiſſenſchaft hätte erlangen müſſen. Dieſes Werk würde die Aufſchrift erheiſcht haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menſchen, und den zuläſſigen Mitteln, ſie zu

erzielen." Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und dessen Aufgabe als integrirenden Theil berührt, auch so hätte er diese auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieser praktisch vielleicht wichtigste, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beilaufende Gesichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptsache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieser noch der politische Theil hat bei dieser Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim ersten Entstehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfasser, nach diesem vorwiegend politischen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben sich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den wesentlichsten Verlust zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philosophischen Theil dieser Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von seinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorschreiten sahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältnisse ausgebreitet vor seinen Augen liegt. Der Mensch als Individuum ist und bleibt sein Gesichtspunkt — alle Anstalten der Gesellschaft erscheinen ihm nur als Mittel, jenen seiner Natur und Bestimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menschen zu einem Ganzen, ohne Verlust seiner ersten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt seine Betrachtung an, damit endet sie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'schen Moral, ohne darüber die erhabene Ansicht von der menschlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die sinnliche Natur in ihrer Selbstberechtigung und ihrem Verhältniß zu unserm geistigen und moralischen Wesen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwiſchen dem Sinnlichen und Ideellen ſah er, mit einer Klarheit wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, nicht nur die Aufgabe dieſer Zeit, ſondern die Ære, um die alles Forſchen und Philoſophiren ſich in ſeiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Unſinnlichkeit," ſagt er einmal in dieſer Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unſerm Auge verſagt iſt, dieſes Band zu ſehen, ſo ahnet es unſer Gefühl. Dieſer zwiefachen Natur der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieſer und dem Gefühl der gleichſam ſüßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Weſen des Menſchen entſprungene, conſequente, philoſophiſche Syſteme; ſo wie eben daraus auch die ſinnloſeſten Schwärmereien entſtehen. Ewiges Streben, beide dergeſtalt zu vereinen, daß jede ſo wenig als möglich der andern raube, ſchien mir immer das wahre Ziel des menſchlichen Weiſen. Unverkennbar iſt überall dies äſthetiſche Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geiſtigen und das Geiſtige belebendes Princip der Sinnenwelt iſt. Das ewige Studium dieſer Phyſiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menſchen." (Geſ. W. I. 324—5) — Nämlich des forſchenden und intellektuellen Menſchen, den Humboldt aber ohne den ſchaffenden und moraliſchen nicht denken kann. Auch in dieſen Anſchauungen tritt der Gegenſatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefſten Idealiſche, zum Denken, Betrachten und Genießen Geſchaffne erweitert die Grenzen ſeiner Natur und ſtellt unmittelbar daneben ein ſinnenkräftiges und werkthätiges Leben als unerläßliche Forderung zur Vollendung des Menſchen auf. Unter den ſinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energiſch wirkenden über alle empor; ſie ſind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unſichtbaren am nächſten rücken, durch die wir mit dieſem Urweſen in einer oft überraſchende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anscheinend alleinherrschender Richtung auf Intellektualität neben einer so hohen Bildung und solcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Gesinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur so oft begleiten! Und doch ist dies keineswegs so. In ihm war ächte Naturkraft; die geistige Anlage wurde durch den Verstand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht blos Geist, sondern auch Charakter. Daher finden wir seine Gesinnung wie seine Denkart, so oft es am Ort ist, wirklich tapfer. Hier ist nicht von einer blos intellektuellen oder ästhetischen Bildung die Rede. Dem Geschmack, sagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die sich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — sondern er hält auch die Ideen der heroischen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimärisch, sondern für unentbehrliche Reizmittel unseres geistig sinnlichen Wesens. Daher er selbst den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menschheitsbildung ansieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wissen will. Man solle ihn ja nicht künstlich beseitigen. Wenn die Menschen und Nationen sich nur frei regen können, werden auch ihre ursprünglichen Leidenschaften auftauchen, und es wird Krieg von selbst entstehen. Und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist. Denken wir ein Fortschreiten von Generation zu Generation, so müssen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. „Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die

freien Menschen, friedlich geworden. Jetzt — das beweist Ein Jahr europäischer Geschichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab." (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die sich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während sie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüstung ihre Beherrscher an der Zerstücklung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen sieht — eine solche Verfeinerung, wie sie zum Theil noch heute Europa beherrscht, konnte Humboldt nicht für ächt und gesund halten. Aechte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unserer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müssen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menschen zu erlangen oder zu erhalten suchen.

Doch nicht allein in die sinnliche, geistige Natur unseres Wesens und unserer Bestimmung schärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der sie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unsere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu stärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erste und unerläßliche Bedingung. Der nächste Zweck dieser Freiheit ist die Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

so sehr als Einförmigkeit der Verhältnisse oder das, was eine solche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zustand für den Menschen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundensten Freiheit genießt, sich aus sich selbst seiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieser Satz führt sofort zu den Verhältnissen der Gesellschaft und zur Staatseinrichtung selbst.

Wir können und wollen hier dem Verfasser in seiner Auffassung des menschlichen Wesens nicht in alles Einzelne folgen, sondern wünschen vielmehr den Leser auf die vorhandenen Abschnitte jenes Werkes selbst hinzuführen, die ein Studium jedes strebenden Geistes zu sein verdienen.[6]) Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geistigen und Sinnlichen im Menschen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, sondern durch Veredlung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in seine Schranken gewiesen sehen. „Wo die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften schweigen, ehe noch Cultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zu Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen

---

6) Leider sind in den Humboldt'schen Werken die einzelnen Stücke dieser Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfasser selbst in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieser Aufsätze müssen wir sogar erst in der Mitte eines andern Bandes aufsuchen.

ſie alle Vorſtellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ausſichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verſchiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organiſation, und dieſe wieder — auf eine Weiſe, die uns freilich nur in den Reſultaten ſichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt." (I. 319—20.) Die ſinnliche Kraft iſt demnach die Vorausſetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung bilden will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unſers Weſens. In dem ächten Menſchen aber müſſen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen ſein. — Die intereſſanteſten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verſchiednen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebensſituationen ſpricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geſchlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten geſellſchaftlichen Anſtalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit beſondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geſchlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß ſie dem Ideale der Menſchheit *näher* ſtehe, wenn ſie es auch in der Wirklichkeit *ſeltener* erreiche, vielleicht, weil es überall ſchwerer ſei, den unmittelbaren, ſteilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf dieſe Unterſuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er ſie ſpäter beſonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was ſonſt zur Ausbildung der Menſchlichkeit wirkt, vor allem die Kunſt und Wiſſenſchaft, zieht er, wie man ſich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer urſprünglich politiſchen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er ſelbſt recht wohl fühlte,[7]) faſt befremdende Weiſe. Er thut es aber abſichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über dieſe Dinge geſchrieben worden ſei, dieſe aber von ſelbſt zu einer ähnlichen Behandlung einluden. Da begegnen wir den reichhaltigſten Andeutungen über die Wirkung der verſchiedenen Künſte, wie der Kunſt überhaupt. Die Poeſie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunſt", ſagt er, „iſt auf der einen Seite die vollkommenſte aller ſchönen Künſte, aber auf der andern Seite auch die ſchwächſte. Indem ſie den Gegenſtand weniger lebhaft darſtellt, als die Malerei und die Plaſtik, ſpricht ſie die Empfindung weniger eindringend an, als der Geſang und die Muſik. Allein, freilich vergißt man dieſen Mangel leicht, da ſie — jene vorher bemerkte Vielſeitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menſchen gleichſam am nächſten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichteſten Hülle bekleidet." (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weiſe erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunſt die Forderung ſtellt, daß ſie unſere Natur von allen Seiten bilde, insgeſammt alſo auf den ganzen Menſchen wirke. Wodurch aber vermag ſie dies zu erreichen, als durch den verſchiedenen Charakter der Künſtler? Die Kunſt, ſagt er, ſoll den Menſchen auf zweierlei Weiſe ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt beſonders auf das moraliſche Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieſes auf den Geſchmack. Doch nur von der Kunſt überhaupt, nicht von dem einzelnen Künſtler oder Kunſtwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne iſt auch für ſich eine Macht. Der Geſchmack, den dieſes entwickelt, iſt es allein, der alle Töne

7) Geſ. Werke, I. 324. 330.

des vollgeſtimmten Weſens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unſre, auch blos geiſtige, Empfindungen und Neigungen ſo etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da iſt die ſinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben ſelbſt wiſſenſchaftliche Unterſuchungen vielleicht Scharfſinn und Tiefſinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt ſind ohne ihn die Tiefen des Geiſtes, wie die Schätze des Wiſſens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moraliſchen Willens ſelbſt rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.“ (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, ſind auch die Schriftſteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So ſtellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philoſophen ſpricht, zuerſt den Satz auf, daß ſie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geiſtes, und eine Anſtrengung der vereinten, menſchlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn ſofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philoſoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen deſſelben Maßes und derſelben Bildung der Geiſteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beſchäftigung ſind verſchieden. Selbſt ein gewiſſer Grad von Phantaſie und äſthetiſcher Cultur gehöre nothwendig zum Philoſophen. Auch um den ruhigſten Denker zu bilden, ſei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantaſie ihm oft um die Seele geſpielt habe. — Dann citirt er Rouſſeau und zwar den Emil, und einige ſehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Taſſo und die Metamorphoſe der Pflanze. Dies iſt das erſte Zeichen, das uns beweiſt, wie ſehr ſich Humboldt, auch vor der Zeit des perſönlichen Umgangs, für unſern größten Dichter intereſſirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchstens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erst, wo der politische Theil anhebt, d. h. die Untersuchung über die Zulässigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menschen zu wirken. Den Kern seiner Ansicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forster gelesen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit seiner Anschauungsweise in ein grelleres Licht; hier erst fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und seine Ideenwelt im Tiefsten beherrscht, nicht allein von Schiller, dem er so nahe stand, sondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenossen abgeht. Wir wissen, wie außer Schillern, sich besonders Herder, selbst Göthe, doch dieser nie ausschließlich, für das Leben in der Gattung begeisterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrschend. Auch er fordert von dem Menschen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte sich gegen einander und an dem Ganzen erproben müssen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm konnte der Zustand der Gattung oder großer Gemeinschaften der Menschen nicht gleichgültig sein, aber nie sah er in ihm den letzten und absoluten Zweck und in keiner Hinsicht will er dem Ganzen oder dessen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchsten Ansprüche des Individuums und dessen Freiheit opfern. Dieses in der neueren Menschheitsentwicklung nur zu sehr wieder hintangesetzte Princip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung christlicher Weltansicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf diese, in seiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder späterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktischen Philosophie. Nach unserem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis seines „von der Gegenwart nicht beschränkten Sinnes," sondern auch die fruchtbarsten Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menschheit unentbehrlichen Richtung der Denkweise und Spekulation hinterlassen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigstens in dieser Abhandlung, jene Ansicht aussprach, gar keine Einschränkung wünschen lasse! Wir glauben vielmehr, daß sie diese nothwendig erheischt, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier ist aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Vergleich mit der entgegengesetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, fast nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, sich jene Afterrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, sondern mit ihm das Princip selbst in seiner Reinheit ergriffen und seiner vollen Anwendbarkeit versichert werde. Humboldt stellt den Menschen in seiner Würde dar, — aber zu wenig in seiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterstützung. Er betrachtet die Menschen, ich möchte sagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verschiedenheit des Grades derselben. Er sieht zu sehr darüber hinweg, daß die Durchschnittsbildung der Menschen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit sie die geistigeren wie die roheren Brüder an sich kettet — ein Band, das an sich oder vom Staate zu seinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendsten Sklaverei wird. Existirt aber dieses Band d. h. die Sitte in unserm Sinne, einmal, so werden dieselben Menschen, die es stifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere gesetzliche Sicherung dafür verlangen, und so oft es auch wünschenswerth erscheinen mag, wird es doch unthunlich sein, dieses, aller-

dings unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demſelben Grund der großen Verſchiedenheit unter ſich hat die Menſchheit das inſtinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate mehr als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatiſche Bedrängniß oder ein gewiſſes, meiſt durch ungückliche Schickſale geſteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieſes Bedürfniß wirklich oder ſcheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaſchen, und zuletzt eine Bevormundung entſtehen, die Niemand wollen und wünſchen konnte. In dieſer doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelaſſenſten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menſchheit neuerer Zeit. Er forſchte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengeſetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menſchlicher Entwicklung gefährdet werden ſoll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menſchheit und der Nationalitäten angemeſſenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er durch ſein tiefes Studium der alten Welt zu dieſem Aeußerſten geführt wurde. Sein Geiſt mußte der Menſchheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünſchen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchſchauend, womit die für uns nothwendig gewordnen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die dieſe Gefahr vermehren, und die ohnedies beſchränktere äußere Sphäre des Menſchen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weiſe verengern. — Es iſt ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat; in dieſem Sinne kann man ſeine Politik eine antike nennen,

ob sie schon im Grunde die allermodernste ist. Er selbst fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanstalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann genossen sie auch übrigens einer größereren Freiheit als wir; und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meistentheils [und in ihrem Fundament fast durchweg nothwendig] monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, blos schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meisten uncultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jetzt schädlicher als ehemals." (I. 336—337).

Man kann diesen Worten völlig beistimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, schlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politischen Theile nicht in alle seine Einzelnheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats, denn wo dieser auf den Charakter der Nation zu influiren suche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünschen sei. Denn der Staat achte nur auf die Resultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menschen. Deshalb liegt alle besondere Aufsicht desselben auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze ꝛc., nach Humboldt's Ansicht, ganz außerhalb der Schranken seiner Thätigkeit. Auch sei die Gefahr des Sittenverderbnisses gar nicht so groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlasse, und dennoch behauptet er, daß, je müssiger, so zu sagen, der Staat sei, auch die Zahl der letzteren geringer sein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal größer sein." (I. 334.) — Eben so erklärt er sich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Mensch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweist — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfassung des Staates verändere. Darum sei es ganz verkehrt, den Menschen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß," sagt er, „ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers so viel als möglich zusammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben." Daher muß, nach seiner Meinung, die freieste, sowenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfassung des Staats möge sich dann gleichsam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menschen die Energie — die sogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während sie da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, sich fast nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form." Wolle man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so sei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch sei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht so schwierig, als man meine. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwen-

diger gemeinschaftlicher Erziehung fehlen." (I. 341.) Nachlässigen Eltern könne man Vormünder setzen, dürftige unterstützen. — Nirgends giebt der Verfasser eine Einmischung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geschlechtsverbindung, wie fest oder locker es zu knüpfen sei, solle kein Gesetz bestimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und „dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlassen. (II. 262—3). Die Besorgniß, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, würde ihn, sagt er, — von Lokalumständen abgesehen — nicht abschrecken. „Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht." (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menschheit ansieht, wurde schon erwähnt. Dennoch ist er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die stehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegführung, die, was der Krieg entwickeln solle, den persönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten lasse und somit die heilsamen Folgen verringere. Der Verfasser spricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, sich in den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzustellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen soll sich „der Staat aller positiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie derselben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind." (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Absicht, die Bürger vor jeder Abrichtung durch den Staat zu schützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anspruch. Er würdigt die monarchische Institution, doch versteht sich von selbst, daß sie, wenn sie irgend vollkommner sein soll, mit streng gesetzlichen Formen und mit wirksamen Antheil erwählter Bürger an der Gesetzgebung verbunden sein müsse. Auch, wo er die Verfassungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unsrer Zeit vergleicht, ist er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfassungen gaben ja dem Menschen eine bestimmte, wenn auch schöne, doch immer einseitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber ist es nicht gut, wenn eine Nation ausschließlich eine bestimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenstrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht", sagt er, „liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor." (I. 342.) Eine solche bestimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch schon diese Verminderung sieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menschen und deshalb als eine Wohlthat monarchischer Verfassungen an. Für

dieſe iſt nämlich eine ſo beſtimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger iſt in monarchiſchen Verfaſſungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört," ſagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzuſehen iſt, nicht ſo viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken." (I. 339.)

Unleugbar athmet dieſe Theorie eine großartige Begeiſterung für Recht und Freiheit des Menſchen; viele werden, kleingeiſtig genug, hinzuſetzen: eine eben ſo gefährliche. Wir unſern Theils glauben, daß Humboldt die innerſte Wahrheit erfaßt, ſie aber in der Theorie nur zu ausſchließend verwendet hat. Manche werden ſagen, die Theorie des bloßen Rechtsſtaates ſei nichts Neues, ſondern ſchon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgeſehen aber, daß Kant auf ſeinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirkſamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unſeres Wiſſens, alle angeſehenern Denker früherer und neuerer Zeit, ſelbſt Rouſſeau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeiſterung für Menſchenrecht noch am nächſten zuſammenkommt, immer nur die Geſellſchaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrſcht durchaus eine gewiſſe Vergötterung des Geſammtlebens, beſonders ſeitdem ſie erkannt haben, daß ſie ſo wenig Tüchtiges davon beſitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfaſſung des Staats, weil ſie fühlen, wie viel ſie einmal dieſem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des geſellſchaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der franzöſiſchen Revolutionszeit hofften auf dieſem

Wege zu beglückenden Resultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß sie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit selbst, alle Verschiedenheit und Selbstbestimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als solle auch der einsame Denker von einem Extrem nicht sofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenstellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er selbst hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in seinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeständniß bewogen. So wie sie vorliegt, fordert sie Einschränkung, muß sie Widerspruch finden. Der Staat ist nur Mittel für die Zwecke des Menschen. Auch ist er nur für eine bestimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über diese Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewissen Punkt, ein zulässiges sein. Diesen Punkt zu bestimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menschen, die sich durchaus nicht durch Zwang erreichen lassen, und zu deren Förderung sich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird sich der Staat mit dem Oberaufsichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, sich aber jedweder positiven besser enthalten. Dagegen belegt es die Geschichte, daß die Einzelnen die Hülfe eines mit so wirksamer Gewalt ausgestatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter ansprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird sich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entschlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieser Abhandlung zu wenig, wahrscheinlich, weil er sie, insofern sie

kein freiwilliges Band oder die ſittliche Humanität ſelbſt iſt, als eben ſo arge Tyrannei verabſcheute. Gewiß iſt, daß ſich die Sitte nie in ſo unbedingter Freiheit und Reinheit dargeſtellt oder erhalten hat. Es iſt auch natürlich, ja nothwendig, daß der Menſch ſich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich ſein, ihren Einfluß und gewiſſe von ihr ausgehende Anordnungen des Beiſammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung geſetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern beſtimmen, oder, was eben ſo viel ſagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewiſſen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Geſellſchaft ganz abhanden kommen und dieſe ohne Zweifel in Auflöſung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt ſelbſt in ihren Grenzen halten, wer ſie aber auch ſchützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch ſchwerlich nur bei ſeinen Freunden volle Zuſtimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächſt gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat“, bemerkt Humboldt gegen Forſter, „zu einer weit ausgebreitetern Wirkſamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenſtand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunſch der Nation abwarten.“

Können wir alſo den politiſchen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewiſſen Schwärmerei losſprechen, ſo müſſen wir doch ſogleich wieder das Wort für ſie einlegen. Einmal iſt ſie eine ſehr unſchuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrſcher auf den Gedanken kommen, der Theorie, ſo wie ſie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem sie so sehr aus den Begriffen der Menschen verdrängt worden, zuerst vielleicht nur durch so extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellste Bild seines Zustandes und ein manchmal schwärmerisches der wieder zu erlangenden Gesundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernsten Kur zu bewegen. Endlich ist auch dieses Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengesetzte Princip schon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein besserer Instinkt die Menschen von den meisten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'sche ist sogar nicht so phantastisch wie die Extreme entgegengesetzter Art, die Idee des Platonischen Staats, der Staat der Jesuiten, die pädagogische Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simonisten. In der Praxis schaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verständigkeit hinschleichenden Irrthümer und falschen Principien. — Im Interesse der Wissenschaft möchten wir wünschen, daß Humboldt die Idee nicht auf diese Spitze getrieben hättte. Wie oft wird das Beste übersehen, sobald es nicht in seiner vollkommenen Gestalt auftritt. Zum Theil ist es vielleicht daher zu erklären, daß diese Aufsätze zur Zeit ihres Erscheinens so wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß sie bisher in den Journalen, in denen sie erschienen, wie eingesargt lagen. Kein Wunder, wenn unsere Politiker und Staatswissenschaftslehrer die darin niedergelegten Ideen so ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern scheint Schleiermacher dieser Humboldt'schen Ansicht vom Staate noch am nächsten zu kommen, doch im hauptsächlichen Interesse der Religion. Auch Schiller, trotz seiner Begeisterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigstens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So schrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“ [8]) Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwankende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Pörschke in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte. [9]) Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

---

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. O. I. 330.
9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit setzen zu wollen. Dazu war er viel zu sehr auch von staatsmännischem Geiste beseelt. Viel zu sehr mit der Gabe ausgerüstet, die Dinge, wenn er sie für sich zurecht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So sagt er mitten in diesen Fragmenten einmal: „Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte." (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man sich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegenstelle, man diese doch nur verändern kann, indem man sich ihr und besonders ihrem Fortschreiten mit gesundem Sinne anschließt, und den höchsten Principien nur da Platz verschafft, wo sie sich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen lassen. Nur allmählig wirken theoretische Ansichten auf die Gesinnungen, nur nach und nach bewegen diese die Welt. Wie tief, wie freisinnig und staatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue französische Constitution den Gang der Menschen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht selbst vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorieen? Wie sollten aber unsere Zeitgenossen, die so tief in den entgegengesetzten Verhältnissen

befangen sind, jetzt plötzlich so auf eignen Füßen stehen können, wie sie es nach Humboldt's Ansicht, selbst wenn wir diese auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen soll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müssen wir auf Umwegen zu erreichen suchen. Andrerseits bringt uns aber nichts so leicht von Einseitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktische Leben selbst. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in seinen Theoremen so weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanstalten zu verwerfen, später, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnasien zu wirklichen Erziehungsanstalten zu machen, und in der neu zu gründenden Universität Berlin eine Musteranstalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch sein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten untersagt hatte. Er, der sich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine besonders glänzenden Resultate von einer freien Staatsverfassung versprach, schloß sich doch mit ganzer Seele dieser Bewegung an, sobald er erkannte, daß nur auf diesem Wege dem System der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Ansichten Humboldt schon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrschend berücksichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfassungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen späterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir besprechen, ist dieser Gegenstand kaum berührt, doch können wir seine Ansichten über diesen Punkt

aus einzelnen faſt gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher iſt, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zuſammenleben der Völker in größern Maſſen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſungen an. Was die Form dieſer Verfaſſung anlangt, ſo können wir bei einem Mann wie Humboldt vorausſetzen, daß er der geſchichtlichen Entwicklung nicht durch Feſtſtellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieſer Entwicklung hängt ja das Meiſte von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philoſophiſche Politiker nur höchſt allgemeine und negative oder hypothetiſche Sätze aufzuſtellen. Dies thut auch Humboldt. So weiſt er zum Beiſpiel rein demokratiſche Ideen entſchieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach ſeinem Geſchmacke. [10]) Der Geiſt der Republik und Monarchie läßt ſich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Inſtitute, die die fortſtrebende Menſchheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben geſehen, welchen Weg Humboldt einſchlug, die Menſchen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichſt zu ſchützen. Während er aber die Wirkſamkeit derſelben durchaus in engere Grenzen einſchloß, zerſtörte er dennoch den Charakter der Einherrſchaft nicht, ſondern erkannte vielmehr auch der monarchiſchen Staatsgewalt, in der ihr zuſtehenden Sphäre, größere Selbſtſtändigkeit zu, als mit demokratiſchen Anſichten vereinbar iſt. Aber auch dieſe Selbſtſtändigkeit kann gar wohl mit Beſchränkung und in conſtitutioneller Form beſtehen, ja ſie muß, früher oder ſpäter, dieſe Form

---

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn sie nicht mit dem Freiheitsgeist der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen sehr ungleichen Kampf bestehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeschränkte Regierung als eine irgend vervollkommnetere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entsprechende anzusehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung dessen: Theilung der gesetzgebenden Macht zwischen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichste Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Gesetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräsentanten derselben. Das Princip der Theilung der gesetzgebenden Macht besteht darin, daß von keinem beider Theile einseitig eine gesetzliche Neuerung oder Aenderung des Bestandes der Staatseinrichtung durchgesetzt werden könne. Es ist dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, so manche Streitfrage noch zu lösen sein mag, die Einsichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutschland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, schon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann diese Verfassung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortschreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zustände raisonnirenden Politikers, die Bedürfnisse eines Volkes in einem bestimmten Zeitalter recht scharf in's Auge zu fassen, wovon uns z. B. Dahlmann ein so tüchtiges Beispiel gegeben hat. — Ist es aber auch am Platze, die constitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, so vorbereitet und würdig es durch seine übrige Bildung sei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in diesem Punkt die Schwäche unserer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutschen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit gewesen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politischer Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfassungsformen begehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an diese Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefacht und fortdauernd gestärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einstweiliger Ausnahme des so vielfältig zusammengesetzten und zu einem wesentlichen Theil auf außerdeutschen Grundlagen ruhenden Oesterreich, für alle deutschen Staaten die Aufnahme eines wirklich constitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit sei. Wohl hätten früher diese Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigstens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Existenz nicht berühren, sich selbst mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung kosten, jene Formen gesetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da sein, das Ganze und nicht blos die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Absicht nicht, wie gewisse Verhandlungen im englischen Parlament durch Vertagung auf ungewisse Zeit, gänzlich fallen lassen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt seine eigne, höchste Richtung aus dem Auge verlor, da er die Bestrebungen für constitutionelle Freiheit mit seinem ganzen Gewicht unterstützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweise im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfnisse unsrer Nationalität modificirt. Der Deutsche wird zur

allſeitigern Entwicklung ſeiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Weſen den Sinn wendet. Da er nun ſo gewohnt iſt, ſich von dem Ganzen leiten zu laſſen, kann ſein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an dieſem Ganzen erfriſcht werden. Ganz beſtimmt drückt ſich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir ſpäter noch unſer Auge richten. „Daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen," heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen, von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem, durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beſchränken, darüber müſſen Alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt." Das iſt offenbar noch unſer Humboldt von 1792. Er hat ſich in ſeiner praktiſchen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeſchloſſen und ſichtbarlich durch billige Zugeſtändniſſe an das Allgemeine ſeine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt ſchon in früherer Zeit die oben aufgeſtellten Grundzüge der Theorie der Wechſelwirkung in ſeine Spekulation aufgenommen hatte, wollen wir, zu Beſeitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es Gentz in ſeiner unbefangneren Zeit, der, in einem Aufſatze ſeiner deutſchen Monatsſchrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben dieſe Theorie, ſchärfer als vielleicht irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen deducirte und in ihren einzelnen Theilen unterſuchte. „Jenſeits der Theilung der Macht," ſagte damals auch Gentz, „iſt keine brauchbare Regierungs-

form mehr zu ſuchen.“ Nur einigen acceſſoriſchen Sätzen der Gentziſchen Entwicklung ſtimmte Humboldt gewiß nicht bei, da ſich der Verfaſſer hier ſchon wieder an das Vorbild eines beſtimmten Staates, und zwar die engliſche Verfaſſung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das brittiſche Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur inſofern für muſterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichſt enge Grenzen gewieſen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Gentziſchen Aufſatzes ſeinen Beifall. „Gentz“, ſchreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober ſeiner Monatsſchrift einen äußerſt braven, politiſchen Aufſatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.“ Kaum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anſchauungsweiſe Gentzens himmelweit entfernt war. Denn in dieſer wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimiſch. Auch ſein einſtmaliger Conſtitutionalismus war mehr ein dem Verſtande abgenöthigtes, partielles Zugeſtändniß; es war auch nie ein abſoluter, ſondern nur engliſch-ariſtokratiſcher. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung geſprochen, die in dieſen Humboldt'ſchen Aufſätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darſtellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber ſagen. Denn da dieſelben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die dieſen Abhandlungen nachzuſagen wären, in allen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten Humboldt's faſt gleichmäßig wiederkehren, ſo faſſen wir dieſen Gegenſtand lieber an den Stellen ausführlicher zuſammen, wo wir Humboldt's intellektuelles Vermögen überhaupt und insbeſondere ſeine Forſchungs- und Darſtellungsgabe näher zu würdigen ganz

beſonders veranlaßt ſind. — Eine ſolche Veranlaſſung bietet uns z. B. gleich demnächſt ſein Verhältniß zu Schiller, einem Geiſte, dem er ſo nahe verwandt und von dem er dennoch ſo ſichtbar unterſchieden iſt. Beide Männer ſtehen zugleich in ſo ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annährung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er ſich weder mit Schiller noch Kant paralleliſiren läßt, nicht ſelten an Leſſing erinnert. Manches hat er mit dem Geiſt ſeines Bruders, des Länder und Völker Ueberſchauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's ſtille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Faſſen wir dann das Ganze zuſammen, ſo finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, deſſen Grundzüge wir im Eingang dieſes Buches zu charakteriſiren verſucht haben.

Schon aus dieſen philoſophiſch-politiſchen Aufſätzen ſpricht der ganze Charakter Humboldt'ſcher Forſchung und Darſtellung, wie ſie überhaupt zu dem Bedeutenſten gehören, was er geſchrieben. Es herrſcht die kritiſch-anthropologiſche Methode, die überall an die innerſte Empfindung des eignen und an die ſicherſten Erfahrungen des Menſchengeiſtes und der menſchlichen Natur überhaupt anknüpft und ſelbſt da, wo ſie bis auf die höchſten Spitzen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unſeres Erkennens nicht überſchreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang ſeiner Natur: auch das Einzelſte hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt ſich in ſeiner Hand. Die Darſtellung ſelbſt iſt nur der Abdruck ſeines Weſens, voll Seele, ſo tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch ſtets zur reinſten Klarheit emporarbeitend, nichts Künſtliches und Geſchraubtes, völlig geſund, das Zeugniß ſtrengen Wahrheitſuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühlſten Selbſtentäußerung noch von der

Geistesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieses Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, so willig in die Tiefe geleitend und doch so licht, so einfach, so ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefesselt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit seiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfasse, den ideenvollsten oder den allertrockensten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt seines Wesens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenstand übt Gewalt über ihn: es ist immer derselbe, den wir in allen Formen und Verhältnissen wieder finden. „Es zeigt sich darin" — sagt der vertraute Kenner dieses Geistes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."[11])

Wenn der Gang der Entwicklung in diesen Aufsätzen von 1792 zuweilen etwas desultorisches hat, so liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, dessen Inconvenienz wir schon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten sein, wenn es nicht hier, in einer politischen Schrift, zu kurz und episodisch hätte abgehandelt werden müssen. Hie und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was seinen Grund in der Schwierigkeit der Untersuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Uebung des Verfassers hat, wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß das Ganze die letzte Durchsicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

---

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Gesammelten Werken.

Aus dem vorigen Abſchnitt erſahen wir, wie gründlich Humboldt die Schattenſeite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen verſuchte; in dieſem beſchäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichſten dünkte, dieſe Einſicht zu erhöhen und das Bild des allſeitig entwickelten Menſchen zu erfaſſen — das Studium des Alterthums und beſonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Intereſſe an alterthümlichen, ja ſelbſt uncultivirteren Zuſtänden, namentlich ſüdlicher Völker, weil man bei ihnen meiſt ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er ſchon mit beſonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreſte des Vaskiſchen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Unterſuchungen. Als er zuerſt nach Italien zu gehen beabſichtete, erwartete er von dieſer Reiſe und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung ſeiner Menſchenkenntniß. „So viel ich ſie jetzt kenne," ſchrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß ſie mit und neben aller Cultur ſehr viel urſprüngliche natürliche Menſchheit zeigen, wenn gleich, da die ſinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet ſcheinen, keine ſehr hohe. Sie muß formloſer ſein, als irgend eine andere Nation und daher äußerſt zweckmäßig gewiſſe Seiten der Menſchheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin ſehr mit den Alten übereinkommen, gleichſam ihr zurückgebliebener Schatten ſein. Von dieſer Seite greift ſie ſo in Alles ein, was mich intereſſirt und beſchäftigt, daß ich einer anſchaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen ſehe." Rom ſelbſt erſchien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigſten feſſelte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeſchichte der Menſchheit daran zu ſtudiren. Am kräftigſten äußerte er ſich noch

einmal darüber [1]) in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen. „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen." Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht blos in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen." Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich-

1) Ges. W. II. 327—9.

lebendige Bild ſtehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um ſie kurz zu benennen, idealiſche Eigenthümlichkeit des Alterthums ſich aus der hiſtoriſchen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuſchung beruht) iſt die Geſchichte ſchuldig, allein bis jetzt von keiner Geſchichte Griechenlands irgend vollſtändig geleiſtet worden."

Den höchſten Genuß und die tiefſte Belehrung ſchöpfte Humboldt aus dem Studium des griechiſchen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er ſah darin nicht blos das Mittel für ſeine eigne Ausbildung, ſondern er forſchte an dieſem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unſerer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten ſtützt ſich, nach Humboldt's Anſicht, ein großer Theil unſerer Einrichtungen und unſerer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allſeitigen Entwicklung ächter Menſchheit unentbehrlich iſt. Durch nichts ſo leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir dieſe Einſicht erhöhen, und nicht nur unſere eigene Bildung vervollkommnen, ſondern zugleich erkennen, was uns Neueren überhaupt abgeht, was wir eifrig erſtreben müſſen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine ſeltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad urſprünglicher Menſchheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen ſie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn dieſe auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieſer Cultur und gerade durch ſie müſſen wir früher oder ſpäter zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menſchheit, um ſich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieſer Rückſicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines ſchö-

neren Himmels, ſondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, ſo wie wir Neueren es auch in der Kunſt als ſolcher gewiß nie bis zu griechiſcher Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Troſt dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geiſtigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir ſogar in der Kunſt durch Gehalt zu erſetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag ſich vor allen der Deutſche rühmen, in den höchſten Kreiſen der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Kunſt den Griechen noch am nächſten gekommen zu ſein; dennoch — und dies iſt das Gefühl der Beſten unter uns — müſſen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur ſo viel als nur immer möglich wieder zu erlangen ſuchen, und wie wir ſchon in der Kunſt unſre Vervollkommnung dem Anſchluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu ſo ſchönen Formen gelangte, alſo auch unſer volles Daſein im Wetteifer mit dieſem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenſchönheit liegt hauptſächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erſt zu erringen ſuchen müſſen. In der Kunſt wurde uns dies leichter möglich: da wirken einzelne hervorragende Geiſter; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und ſchwingen ſich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutſchen — da ihre innere Begabung ſich durchaus ſchneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wunderſam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob ſie auch einerſeits ſichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerſeits auch ein Vorbild und gleichſam eine Vorentwicklung unſeres lebendigen Daſeins. Doch in dieſem ſelbſt wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel ſchwächer

empfunden und langſamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtſein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm ſchon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden ſollten! Haben wir nicht vielmehr ſo manche Reaktion gegen den doch immer nur leiſen Einfluß unſerer claſſiſchen Studien erlebt? Dennoch haben wenigſtens die vorzüglichſten Geiſter die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeſchadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbſtentwicklung, alſo des Grundprincipes, das, wenigſtens in der Idee, die Neueren beherrſcht, dieſe dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, ſo viel an ihnen iſt, auch das wieder zu erlangen ſtreben müſſen, was die alte Welt in ſo hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von ſo überwiegend geiſtiger Bildung und ſo wenig ſinnlich natürlicher und urkräftiger Menſchenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommnen Menſchen? Das fühlten faſt alle großen, und vor allen die größten Geiſter unſrer Nation. Durch unſere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unſere ausgezeichnetſten Köpfe lediglich unter dieſen Geſichtspunkt vorüberführen wollte: einen Leſſing, Winckelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinſe, Schiller, die Schlegel, beſonders den jüngeren Bruder vor ſeiner katholiſchen Zeit, auch Schelling in ſeiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterhumsforſcher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den ſogleich vermiſſen, der dies Bedürfniß der Neueren vielleicht am tiefſten erkannt und gewiß am ſchärfſten ausgeſprochen hat, ja der, wie Wenige ſeiner Landsleute, in der hohen und allſeitigen Durchbildung ſeines Weſens und in der Tüchtigkeit ſeines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Gesinnungen wie verkörpert darstellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menschenansicht kräftigte sich an jener vergangenen, naturfrischen und doch so hoch gebildeten Welt; er senkte sich recht eigentlich in die so entgegengesetzten Zustände, um dann mit höheren Schätzen an die unsrigen heranzutreten; auch fand er fast nirgends diesen Hochgenuß als an den Ueberresten der Alten, das sinnige Anschauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt selten, und auch dann nur in Kunst und Wissenschaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht sagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächste gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, sondern die Dinge immer auch so ansah, wie sie sein würden, wenn die Kraft der Alten unser Dasein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnsucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchste; in der Geschichte und sofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, spürte er hauptsächlich den Entwicklungsgesetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beschränkt, doch am sichtbarsten verwirklicht hatte, komte er, soweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Dasein anzugehören, sich wohl und gleichsam heimisch fühlen. —

Wir haben im Zusammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geschäftsleben, in das er schon eingetreten war, wieder zu verlassen. Sogleich warf er sich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um seine höchsten Absichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er sich beinahe ausschließend in die griechische Welt vertiefte. Aber ehe diese Zeit um war, sehen wir ihn schon zu einer unendlich tiefern Auffassung des Alterthums gelangt, als selbst die tüchtigsten Philologen jener Tage sich rühmen

konnten, so daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieser Gesammtansicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebniß seines Studiums gewesen war, jetzt zum Theil selbst der Zweck dieser Studien wurde. Wie er auf diesen Weg gelangte, und was er zunächst dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,[2]) den er schon im Jahre 1792 an F. A. Wolf schrieb: „Es ist mir sehr wahrscheinlich", schrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geschieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechische, meine ausschließende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und ist doch das Resultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, besser, stärker von dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum größern und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während sie in sehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieser Rück-

2) Mitgetheilt von Körte, a. a. O. I. 181—82.

ſicht bewunderungswürdiger Menſchen, oder, um es mit Einem Worte zu ſagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichſten der iſt, daß kein anderes Volk zugleich ſo viel Einfachheit und Natur mit ſo viel Cultur verband und keines zugleich ſo viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck beſaß, — ich glaube, ſage ich, beweiſen zu können, daß nicht blos vor allen modernen Völkern, ſondern auch vor den Römern, die Griechen zu dieſem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieſer Rückſicht alſo und die Darſtellung ihrer politiſchen, religiöſen und häuslichen Lage in ihrer höchſten Wahrheit, wird mich für mich ſo lange beſchäftigen, bis meine Aufmerkſamkeit gewaltſam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, ſchwerlich ein Leben hinreicht." — Aus dieſen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, ſich ganz in den Gegenſtand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium deſſelben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit ſeines Lebens fort, den Geiſt des Alterthums ſich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch ſchon vor Ende dieſes Jahres (1792) war, wie wir ſogleich berühren werden, die Auffaſſung des Ganzen, namentlich in ſeiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an dieſe Studien ging, ſchon tüchtig für ſie vorgeſchult. Wie hätte er ſonſt in ſo kurzer Zeit einen ſo weiten Ueberblick gewinnen können? So beſcheiden er, in obigem Briefe, von ſeinen blos philologiſchen Kenntniſſen ſpricht, ſo dürfen wir doch überzeugt ſein, daß er es auch vor dieſer Zeit darin ſchon ſehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in ſo ungeheurer Ausdehnung beherrſchte, ſollte ſich nicht

ſchon früh in der griechiſchen feſtgeſetzt haben? Beſchäftigte ihn doch, wie wir bald ſehen werden, um dieſe Zeit auch ſchon die Philoſophie der Sprache! Wie ſoll man ſich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieſer Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an ſich ſelbſt machen ſehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtſame Beſcheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und beſonders einem Wolf gegenüber, in deſſen eigenſten Gebiete, nicht als ebenbürtig angeſehen ſein wollte. Verhehlt es doch um dieſelbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er ſich „des Griechiſchen hinlänglich Meiſter fühle," um den ſchwerſten griechiſchen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhytmen der Urſchrift zu übertragen! Dagegen iſt es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologiſche Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen ſich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geiſt und das Leben der Alten ſich zu erfaſſen vornahm, deſto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß ſtehen bleiben, ſondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieſer Wiſſenſchaft, ſelbſt bis in grammatiſche Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wiſſenſchaft giebt es nichts, das an ſich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entſchieden ſprach dies Humboldt ſelbſt, ſchon im Jahre 1795, in einer kritiſchen Anzeige der Wolf'ſchen Odyſſee [3]) mit den Worten aus: „Es iſt ſchwer zu ſagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen ſolle? Für denjenigen, der ſich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſt

3) Geſ. Werke, I. 264—65.

zu ſtudiren, hat kein Theil deſſelben eine abgeſonderte Wichtigkeit, ſondern jeder erhält dieſelbe nur durch ſein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Geſichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen. Nun aber hängt in der Wiſſenſchaft alles mit allem zuſammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange ſtudiren muß, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erſchöpfend, ſondern allenfalls nur bis zu einem gewiſſen beliebigen Grad ſtudiren könne." So vertiefte ſich auch Humboldt bei allem, was er ſich einmal zur Aufgabe ſetzte, bis in die entlegenſten oder ſcheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, deſſen er für ſeine Zwecke bedurfte, ſo, als wenn es an ſich Zweck und Beruf ſeines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächſten Jahres (1793) ſendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewieſen, welche Wirkungen dieſes Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen ſolle — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — ſo machte ſich Humboldt zur nächſten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu ſeiner Selbſtbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieſes Aufſatzes ſollten in den künftigen Geſprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.[4]) Wir haben oben ſchon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichſten Sinne war ſie Wolfen gewidmet. Denn dieſer war, unter den Denkern und Alter-

4) Körte, a. a. O. I. 183.

thumsforſchern jener Zeit[5]) der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthſchätzung dieſer Studien, noch davon befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. beſonders damals von Seiten unſrer erſten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr ſichtbar nacheiferte, ſondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in ſeinem Totalwerth, und beſtimmter in ſeiner Wichtigkeit für uns zu erfaſſen. Er berührte daher Humboldt in dieſen Studien am allernächſten. Da er aber dieſe Forſchungen als Beruf trieb, ſo dachte er ſogleich daran, ihre Ergebniſſe auszubreiten, ja er ſteuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsſtudien auf dieſe Grundanſichten zu ſtützen, und ſo die Geſammtheit dieſer Studien zur Einheit und Gliederung einer Wiſſenſchaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg ſei, dieſe Studien den übrigen Forſchungen und Strebungen unſrer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch ſonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädiſchen Behandlung gekommen, wie er ſie nachmals in der bekannten „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft“ (in ſeinem und Buttmanns Muſeum, Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen iſt es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß ſeines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philoſophiſchen Grundanſicht über das Alterthum und das Studium deſſelben gelangt ſein würde, daß alſo dann der encyclopädiſchen Ueberſicht zum Theil mindeſtens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Beſcheidung anerkannt, und öffentlich ausgeſprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darſtellung“ (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

---

5) Wenn man nicht Barthelemy ausnehmen will, der wenigſtens mittelbar, durch Darſtellung der griechiſchen Welt, dieſelbe Richtung verfolgte.

ſeiner Sätze, zwei Bruchſtücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber ſo ſignaliſirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es ſeien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechſel zerſtreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unſern Zeiten höchſt ſelten unter Männern ſeines Standes finde. Mit dieſem habe er ſeit vielen Jahren gemeinſame Studien gepflegt. Dieſe Bruchſtücke, die durch einen angenehmen Zufall [?] in ſeine Hand gekommen, ſeien zwar vom Jahre 1788. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit“ ab, die alles haben werde, „was der in Geſchichte und Philoſophie mit dem hellſten Blick und dem tiefſten Sinn forſchende Verfaſſer dem Publikum allzu lange vorenthalte.“ Zugleich machte Wolf darauf aufmerkſam, „wie viel er für dieſe Betrachtungen — die Geſammtauffaſſung des Alterthums — aus den mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen eines ſolchen Freundes gelernt habe.“ Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und ſomit auch das Fremde zu ſeinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerſeits Humboldt aus dem Umgang eines in dieſer Sphäre wieder ſo ſelbſtſtändig heimiſchen und ihn doch ſo nah berührenden Freundes ſchöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unſerer großen Dichter und beſonders noch die Tendenz eines Ueberſetzers der Alten, wie Voß, die damaligen Forſchungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allſeitige Sympathie jedoch durfte er zunächſt nur bei Wolf zu finden gewärtig ſein. Demnach ſind unſtreitig dieſe Beiden als gemeinſame Begründer unſerer neueren wiſſenſchaftlichen Geſammtauffaſſung dieſer Studien zu betrachten. Humboldt betrieb dieſe Forſchungen zunächſt nur zu ſeiner Selbſtbildung oder für einen engeren Kreis; dieſem jedoch theilte er die Ergebniſſe auch aufs freigebigſte mit;

beſonders Wolf'en, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinſamen Reſultate dem Publikum vorlegte, auf den geiſtvollen Mitbegründer, ja, in gewiſſem Sinne, Urheber hinzuweiſen. Die frühe Gemeinſamkeit dieſer Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweiſe war auch der vorzüglichſte Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unſerer neuern großen Alterthumsforſcher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug ſelbſt ſeine Schwächen, und würdigte auch da noch den ſeltnen Geiſt, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermeſſenheit, die ihn groß, aber eben ſo oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufſatz über die Griechen nicht gedruckt worden iſt, ſo muß uns jetzt Wolf's Darſtellung des Alterthums[6]) zum Theil auch für jenen als Erſatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener ſelbſt noch ans Licht. Sollte er ſich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von deſſen Hand geſchrieben, auffinden laſſen?[7]) Im Uebrigen müſſen wir uns bis jetzt mit den Bruchſtücken, die Wolf, gleichſam als Commentar ſeines Textes, aufgenommen hat, und die, ſeiner Ausſage nach, vom J. 1788 herrühren ſollen, begnügen. Dieſe letztere Angabe iſt aber ſicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt ſich erſt ſeit Anfang 1792 ſo gründlich in dieſe Studien vertiefte. Wir ſind daher der Anſicht, daß dieſe Bruchſtücke, falls ſie nicht der Abhandlung über die Griechen ſelbſt entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herſtammen müſſen. Daß eine beſtimmte Perſon darin angeredet wird, widerſpricht

6) Iſt auch einzeln abgedruckt erſchienen: Leipzig, 1833.

7) Iſt er vielleicht gar in dem Manuſkript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterariſchem Nachlaß, a. a. O. II. S. 291, alſo aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, inſonderheit des Griechiſchen.“ (25 Bll. 4 to.)

der Zulässigkeit der ersten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genossen dieser Studien gerichtet sein.

Es wurde schon bemerkt, daß Humboldt zunächst weniger beabsichtigt, die Wirkung des Alterthumsstudiums auf die neuere Menschheit überhaupt, sondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzustellen und ihm dasselbe unter den verschiedensten Gesichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg ist am Ende derselbe; aber die Zusprache wird so wirksamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimärisch dünken könnten, der Natur der Dinge überlassend.

Wolf machte es ebenso und mußte es wohl für seinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichste Hülfsmittel für die Bildung des Menschen zu ächter und allseitiger Menschlichkeit. Beide Männer waren die Ersten, die diese Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieser Studien erkannten und diese Ansicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieser das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetische im Leben der Alten und den poetischen Geist der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es schon ein Fortschritt, den Heyne that, indem er es bei diesem Studium besonders auf Bildung des Geschmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unsrer ganzen moralischen Natur abgesehen wissen wollte. Aber die Nothwendigkeit dieser Studien für alle nach höherer Menschenbildung Strebenden bleibt immer problematisch, so lange das Ziel, das hier erreicht werden soll, nur ein ästhetisches oder höchstens ästhetisch-moralisches ist. Es darf Einer des ästhetischen Organs nur ganz ermangeln so wird man ihm

ſchwerlich einreden, daß ihm dieſe Bildungsſchule auch nur das Mindeſte nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreiſe einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in ſeiner abſoluten Nothwendigkeit für unſre moderne Cultur darzuſtellen. Erſt Humboldt und Wolf gelang es, dies höchſte Ziel der Alterthumsſtudien in ſeiner ganzen Bedeutung zu erfaſſen. „Es iſt," ſagt Wolf, „dieſes Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." Kein niedrigerer Standpunkt als dieſer kann allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen; kein geringerer iſt hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der claſſiſchen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erſt ſo betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel Humanitätsſtudium beilegen; erſt ſo wird es — neben den Eindrücken, die unſer religiöſes Gefühl entwickeln — die höchſte Bildungs- und Erziehungsſchule der Menſchheit.

Iſt die Totalentwicklung ſeiner Kräfte in richtigem Verhältniß derſelben gegeneinander die Aufgabe des Menſchen, ſo kann ihm nicht leicht etwas ſo förderlich ſein, als was ihn über ſeine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werkthätigen Streben anſpornt. Beides zu bewirken iſt aber nichts ſo vermögend, als ein großes Vorbild, ſchon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allſeitig entwickelten Nation. Ein ſolches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die urſprünglichen Kräfte und Richtungen des Menſchen in möglichſter Vollſtändigkeit entwickelt, ſie ſtellen die Menſchlichkeit am reinſten von innen heraus gebildet und am vielſeitigſten gebildet dar.

Mit ihnen müssen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unsrer Bestimmung, eine vollendete Erhöhung unsrer Geist-, Gemüths- und Lebenskräfte schärfer in's Auge fassen und unschwerer erreichen wollen. Während uns sonst das Meiste abschreckt, was uns zur Selbst-, was uns zur Menschenkenntniß führen soll, ist das Studium der Alten schon an sich ein Genuß, ja einer Reise vergleichbar, die uns an den wunderbarsten Welterscheinungen vorüberführt. Wie belohnend, wie schon an sich den Geschmack bildend ist der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlassen. Aber nicht blos eine ästhetische, sondern eine viel allseitigere Wirkung macht schon die bloße Beschäftigung mit diesen Werken, denn sie schon setzt alle Seelenkräfte in gleichmäßigere Thätigkeit. „Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.“ [8]) — Dringen wir aber dann in den Geist dieses Volkes ein, so begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie sie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenlande,“ sagt ebenfalls Wolf, „findet sich, was wir anderswo fast überall

8) Worte Wolf's in der „Darstellung der Alterthumswissenschaft.“

vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menſchheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungeſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt, zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten, nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten, neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaft, zugleich die erſten bewunderungswürdigen Muſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben." — Bei aller Vielſeitigkeit war doch in allem Griechiſchen Ein Geiſt vorherrſchend; auch die Werke, die von ihnen herſtammen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Litteratur und Kunſt ſo nationale Empfindungen, nirgends entwuchſen ſie ſo aus nationaler Sitte; ſelbſt die Wiſſenſchaft war bei den Griechen von Vorſtellungen und Anſichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk ſchuf in ſolchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es ſeine Cultur aus eigner innrer Kraft gewonnen. So erſcheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielſeitiger und wahrhaft organiſcher Entwicklungszuſtand der Menſchheit.

Das sind die Grundzüge der Humboldt- Wolf'schen Betrachtung, die dann der Erstere noch auf mannigfache Weise in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Ansicht soll man die Werke der Alten stets mit Hinsicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der sie entstammen, ins Auge fassen. „Nur diese Betrachtungsart", sagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchstücken, „kann zu wahrer philosophischer Kenntniß des Menschen führen, insofern sie uns nöthigt, den Zustand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem großen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktischen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Veredlung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daß von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewissermaßen aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das seither einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird."

„Von dem blos genießenden Menschen," fügte Hum-

boldt noch hinzu, „ließe sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich setze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt. Je höher solche Freuden sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des Seins unserer selbst und Anderer: aber dies ist nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menschen überhaupt. Diesen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der ästhetische Genuß der Werke der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Gestalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Ansichten möglicher menschlicher Empfindungen uns zu Gebote stehen, desto mehr äußerer Gestalten ist die Seele empfänglich. Selbst der sinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verschiedenheit des Genießenden zugesellt, und indem sie dadurch gleichsam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.“

„Lassen Sie mich jetzt,“ sagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchstück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen sich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueste Kenntniß ihrer Nationalität zu den schönsten Absichten unserer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerst den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der sich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

ſolche Ausbildung des Charakters verbunden iſt, wie er in jeder Lage des Menſchen da ſein kann und da ſein ſollte, ohne Rückſicht auf individuelle Verſchiedenheiten und veränderliche Verhältniſſe. Der Menſch, den uns die griechiſchen Schriftſteller darſtellen, iſt doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Geſichtspunkten aus betrachtet, auch ſchönen Zügen zuſammengeſetzt. Beſonders heilſam muß das Studium eines Charakters, wie der griechiſche, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umſtände die Aufmerkſamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menſchen, mehr auf Maſſen von Menſchen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet iſt, und wo hohe und mannigfache Cultur ſehr weit von der erſten Einfachheit abgeführt hat. In ſolchen Zeiten muß es ſehr heilſam ſein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerſt vollſtändiger kennen lernen, ſtand noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur. Er ſtrebte nur ſeine perſönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Weſen war um ſo mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieſer am ſtärkſten ergriffen wurde. Dieſe Sinnlichkeit gab ihm ſo große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zuſammen. Humboldt beſchreibt dieſe alſo: „Als die Nation ſich noch nicht gänzlich aus dem Zuſtand der Rohheit herausgeholfen hatte, beſaß ſie ſchon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunſt und einen richtigen Geſchmack, nicht der Kritik, ſondern der Empfindung; und wiederum, als ſie ſchon das männliche Alter überſchritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes urſprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geiſtige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und ſtets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth iſt hier beſonders die ſehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unſere Welt wichtiger ſein, als ein Auffaſſen dieſes charakteriſtiſchen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung iſt überhaupt unentbehrlicher als dieſe, da ſie das ganze Weſen zuſammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine ſo große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geſchmack und Schönheitsgefühle entfernen müſſen.

„In den beſſern Zeiten von Athen (und auf dieſen Staat müſſen wir, als auf den am höchſten gebildeten, auch am meiſten zurück kommen) in Athen machte bei einer ſolchen Sinnesart die freie Verfaſſung ſelbſt eine ſo vielſeitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht blos der Natur und Stärke ſeiner Gründe nach; es ſah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anſtand: ſo blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungeſtraft vernachläſſigen durfte. Allein die Eigenſchaften, nach denen er zu ſtreben hatte, bezogen ſich alle eigentlich auf rein menſchliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur beſonderer Talente und Kenntniſſe. Dieſelbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menſchen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geſchäften Theil nahm, nur fort, ſich ſelbſt höher auszubilden.“

Am Schluſſe dieſes Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinſten griechiſchen Ausbildung zu verweilen, ſondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den früheſten Perioden. „Denn in dieſen liegen die fruchtbarſten Keime des eigentlich ſchönen Charakters der Griechen.“ Es ſei von da aus um ſo belehrender zu ver-

folgen, wie er sich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieser Zeit sogar Humboldt's ernstlicher Plan — nicht blos diese Hauptandeutungen — sondern geradezu „eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters" zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er sich dies einmal vorgesetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er diesen Gegenstand wegen seines zu großen Umfangs schon so gut wie aufgegeben habe und sich jetzt auf eine Schilderung des dichterischen Geistes der Griechen zu beschränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er sich klar gemacht hatte, auch andern aufzuhellen. Wir müssen uns daher, in diesem Betreff mit den trefflichen Bruchstücken begnügen, die allerwärts in seinen Schriften zerstreut sind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darsteller des griechischen Geistes und Lebens nicht verloren gehen werden. Der Geist eines solchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Diesen erfasse man und dann wird, gestützt auf das was unsere Alterthumsforscher nach dem Erscheinen des Anacharsis ergründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabsichtete, selbst zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung seines Geistes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerstreuten Winken über den Geist und die Bedeutung des Griechenthums sei hier nur noch einer herausgehoben, der zwar aus spätrer Zeit herrührt, aber nicht nur alle seine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, sondern zugleich die politisch-nationalen Ansichten, die wir im vorigen Abschnitt beleuchteten, auf höchst bemerkenswerthe Weise ergänzt. Humboldt unter-

ſchied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz ſelbſtſtändigen Weiſe, in der es ſich dieſelben zu eigen machte. Gerade in dieſer Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare ſeiner Erſcheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und ſich doch wieder gegenſeitig in Schranken haltender Individualität.“ „Denn das Bewundernswürdige der griechiſchen Bildung,“ ſetzte er hinzu, „und was am meiſten den Schlüſſel zu ihr enthält, hat mir immer geſchienen, daß, da den Griechen alles Große, was ſie verarbeiteten, von in Kaſten getheilten Nationen überkam, ſie von dieſem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den ſtrengen Begriff in den loſeren der Schule und freien Genoſſenſchaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geiſtes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerſchaften und einzelne Städte, und durch wieder eben ſo aufſteigende Verbindung, die Verſchiedenheit der Individualität zu dem regſten Zuſammenwirken brachten. Griechenland ſtellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dageweſene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daſeins liegt, ſo beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechſelwirkung alles weltgeſchichtliche Fortſchreiten der Menſchheit.“[9]) Dieſe Worte finden ſich in einer der merkwürdigſten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweiſen uns auf's unverkenntlichſte, 1) wie ſehr ſeine Anſchauung der griechiſchen Welt mit allen ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in ſeiner ſpätern, praktiſchen

9) Geſ. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, sei es Gesellschaft, Staat oder Nation, angemessene Zugeständnisse gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt seiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menschlichen Einrichtungen feststeht, im Geringsten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'schen Alterthumsbetrachtung und seiner Richtung dahin zusammengefaßt. Ehe wir nun auf die sonstigen Alterthumsbeschäftigungen und dahin einschlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, sei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf schütteln, und selbst, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit seines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieser habe schon an sich solche Anlagen und Eigenschaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tausende dagegen werde diese Schule, wie schon die Erfahrung hinlänglich beweise, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieser Einwendung; doch läßt sich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß ist, daß immer eine gewisse Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachsen," ist es um so nöthiger, die Fähigen dringend auf diese höhere Bildungsquelle hinzuweisen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieser Studien an's Herz zu legen. Endlich ist ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige sich zu allseitigerer Ausbildung anspornen lassen, diese Wenigen, schon

durch ihr bloßes Daſein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, blos weil er die Claſſiker ſtudirt? Wer nicht den Geiſt der Alten einzuſaugen vermag, nicht ihren allſeitigen Uebungen nacheifert, mit Einem Worte nicht, in gewiſſem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie ſo vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beiſpiel gefördert wird, als durch Studien. Für ſie iſt am meiſten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechiſch geſchulten Geiſtern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechiſcher Bildung überhaupt beſtreiten und die Forderung, ihr nachzuſtreben, nur als eine Ueberſchwenglichkeit ſolcher anſehn, die von der Schönheit und Claſſicität der aus dem Alterthum erhaltnen Werke hingeriſſen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unſre beſten Köpfe hätten das Alterthum überſchätzt. Allerdings bringt namentlich deutſcher Geiſt tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unſer Streben auf einem ſolideren ſittlich religiöſen Grunde — aber an Allſeitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und äſthetiſcher Vollendung der ganzen Menſchlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und beſonders neueren Nationen in ſolchem Maße, daß es in dieſer Hinſicht, trotz ſeiner graduellen Beſchränktheit, gewiß als fruchtbarſtes Vorbild dienen kann. Humboldt ſelbſt überſchätzte den Grad griechiſcher Bildung und Fähigkeit und das Weſen griechiſcher Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt ſtellt er an ſich gar nicht einmal als Muſter für die Neueren auf, und ſelbſt in Kunſt

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entschieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in seiner Totalität und Vollendung, am besten geeignet sei, das große Bruchstück moderner Bildung zu ergänzen und diese damit zu vollenden. — Wenn Humboldt sich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthschätzung hätte verleiten lassen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache schon übt manchmal einen verführerischen Reiz. So würden wir z. B. die attische Prosa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als so vollgültiges Muster hinstellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Ges. W. I. 108—9 — thut. Denn so vollendet in ihr auch die Scheidung des poetischen und prosaischen Ausdrucks vollzogen sein mag, so dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und süße Geschwätzigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu sehr unter dem Einfluß dichterischer Form stand und wie alles Dichterische mehr auf den schönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu sehr von dem Element einer den Athenienſern eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt selbst bemerkt, Sophistik durchdrungen war. Es ist gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Prosa die Form über den Inhalt setzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieser Prosa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form so viel und in gewissem Sinne alles gilt, das aber sonst mit allseitigster Kraft und Fertigkeit gerüstet ist, selbst in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es versteht sich, daß wir, wenn von attischen Prosaikern die Rede, den Thucydides nicht speciel mitinbegriffen haben. Dieser steht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angesehen werden, der den Charakter dieser Prosa zuerst durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt ſtellte, voller Ernſt. Er ſelbſt blieb dem Studium der Alten bis an ſein Ende treu, und ſetzte, um das Band ja nicht locker werden zu laſſen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutſche zu übertragen, ſelbſt unter den wichtigſten und drängendſten Staatsgeſchäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congreſſes feilte er an griechiſchen Chorgeſängen, und erfüllte ſolche Aufgaben gleich der nächſten und nothwendigſten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Alten" — ſchrieb er einſt an Wolf — „verderben ſonſt einen Menſchen von Grund aus." [10])

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechſel, in welchem nicht nur die Anſicht über das Alterthum und die Encyclopädie der claſſiſchen Studien erörtert wurde, ſondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beſchäftigte. Urtheile und Rathſchläge gingen hin und wieder. Mit regſtem Intereſſe begleitete Humboldt Wolf's Forſchungen, und zwar nächſt den encyclopädiſchen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homeriſchen Werke und die projectirte der Platoniſchen. Humboldt war der Erſte, dem Wolf ſeine homeriſchen Unterſuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homeriſch genannten Gedichte," erwiederte ihm Humboldt ſchon im Januar 1793, „beſchäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntniſſe und Beurtheilung näher liegt." Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchleſen, ohne ſich zu präoccupiren, und, als hätte er blos einen ſolchen Gedanken gehört, auf ſeine Empfindungen merken. Dieſe werde er ihm dann en gros ſagen. Das Détail könne er erſt

10) Körte, a. a. O. II. 33.

Wolf's künftigen Détails hinzu oder entgegenſetzen. Dies that er, als die Wolf'ſchen Prolegomena ad Homerum erſchienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte verſichert,[11]) hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von dieſen mitgetheilt worden, geht ſchon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Anſicht über den Verfaſſer der Ilias und Odyſſee für erſchüttert, die Unterſuchung des Gegenſtandes aber noch lange nicht für geſchloſſen anſah. So ſpricht er ſich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Voß in Eutin einen Beſuch gemacht und auch mit ihm über dieſen Gegenſtand geſprochen. Voß war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geſchrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge für ſo ſchwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern," ſagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer, mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und andern Theils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. O. I. 277.

Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können.“ [12]) Bis zu einem solchen entschiedenen Sieg wird es aber auch schwerlich jemals irgend eine Ansicht über die Verfasser der Homerischen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyssee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demselben Dichter niedergeschrieben worden sind. — Voller Bewunderung äußert sich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt sie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee,“ gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifere, platonice brauchen. Es sei in jeder Hinsicht ein großes Werk und müsse ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatische Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müssen, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. [13]) — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten seines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beschäftigte er sich wohl hauptsächlich um dessentwillen mit der Aeschyleischen Orestie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu specielleren Forschungen in dem Gebiete der philosophischen Grammatik angeregt worden, läßt sich, auch ohne nähere Belege, fast als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der schon 1788 die deutsche Uebersetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von seiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er sich einmal so gründlich mit dem Studium der Alten beschäftigte, auch zu einzelnen specielleren Forschungen

12) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. S. 311—12.
13) S. Körte, a. a. O. I. 276–77.

auf diesem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptsächlich zu solchen, die die allgemeinere Richtung seines Geistes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächst dem Forschen über die Natur und die Zwecke des Menschen und neben der Alterthumskenntniß nichts so wichtig als das Studium der Kunst, und zwar hauptsächlich der Dichtkunst, und das Studium der Sprache. So finden wir denn sein besonderes Augenmerk, auch schon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poesie gerichtet und unter den Gattungen derselben wieder besonders auf die Lyrik. Diese Untersuchungen gingen bei ihm stets Hand in Hand mit der Totalauffassung des antiken Geistes auf der einen und mit ästhetischer Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unsere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutsche und griechische Sprache wie die Kunst und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu paralleliſiren. Mit diesem Triebe hingen auch seine Versuche zusammen, Musterstücke des griechischen Dichtergeistes in's Deutsche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unsrer Sprache, sich bis zu griechischer Beweglichkeit und Kunst emporzuschwingen, gleichsam mit eigner Hand auf die Probe stellte, während ihm die Ueberwältigung solcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darstellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So ist uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichsten Charakteristiken antiker Anschauungsweise und Kunst erhalten. Wir rechnen hieher besonders seine Einleitungen zu einzelnen Pindarischen Hymnen, die große Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in seinem sprachphilosophischen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des

menſchlichen Sprachbaues" (Einleitung zur Kawi-Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervorheben, z. B. die Darſtellung der antiken Begriffe Nemeſis und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der griechiſchen Göttergeſtalten (Geſ. W. I. 217—30), und von den vielen unvergleichlichen Charakteriſtiken griechiſcher Dichtereigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar (Geſ. W. I. 297—98. 330—31), des Aeſchylos und des Agamemnon insbeſondere (in der Einleitung zu dieſem), des Lukretius (Geſ. W. I. 99—100), endlich folgende Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über die Griechen, 253: Griechiſche Litteratur, 255: Römiſche Proſa, 239—40: über eben dieſe und über Tacitus, 250: über Ariſtoteles und Platon. Dieſe Stellen gehören zu dem Herrlichſten, was je über den Geiſt der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftſteller und Werke geſagt worden.

Am meiſten jedoch beſchäftigten Humboldt die Dichter, vor allem Pindaros und Aeſchylos — eine Vorliebe, die wirklich ſehr charakteriſtiſch, und in mehr als einem Betracht der zu gleichen iſt, die er für Schiller's Dichtweiſe hegte. Pindar und Aeſchylos ſind die erhabenſten unter den griechiſchen Dichtern, Schiller iſt es unter den neueren. Beide Griechen, und namentlich Pindar, ſind vorzugsweiſe ſpruchreich; ſie mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellektualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminationspunkt erreicht hat. Wie aus Schiller, ſpricht uns aus dieſen Griechen ein ſittlicher Adel und die Kräftigkeit eines Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigenſchaften, die Wirkung ihrer dichteriſchen Kraft verdoppelt. Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz. An ihnen beſonders ſtudirte er die alterthümlich kraftvolle Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poeſie,

die ſich bei dieſem Volk nachher in ſo vielfachen Formen und Geſtalten offenbarte, wirkt bei dieſen ältern Dichtern noch in zuſammengedrängter Kraft, und um ſo ſtärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verſchmelzung plaſtiſcher und muſikaliſcher Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt ſteht. Ueberhaupt ſchienen Humboldt die Lyriker und die lyriſchen Beſtandtheile des Drama am geeignetſten, die Elemente griechiſcher Kunſt und das Charakteriſtiſche ihrer Compoſition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächſt Pindarn dem Aeſchylos beſonderes Studium, weil bei dieſem das Lyriſche weit unvermittelter dem epiſchen Beſtandtheile der Tragödie zur Seite tritt, ſtatt durch innigere Vereinigung mit dieſem das eigentlichſt Dramatiſche hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechiſchen Dramatik ein beſonderes Studium zu widmen, um die lyriſche Poeſie dieſes Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es ſchien ihm daher wünſchenswerth, daß dieſe Chorſtücke vollſtändig geſammelt und, von deutſchen metriſchen Ueberſetzungen begleitet, beſonders herausgegeben würden. Dann erſt werde ſich ſowohl ihre Verwandtſchaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit überſchauen laſſen, während ſie jetzt nur zerſtreut und mit einer auf das ganze Stück, dem ſie einverleibt ſind, getheilten Aufmerkſamkeit geleſen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit ſelbſt einmal eine ſolche Sammlung zu veranſtalten. Er ſpricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden voranſtellte, von welcher gleich nachher die Rede ſein wird. Der Plan war jedoch ſchon damals auf ſpätre Zeit hinausgeſchoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Intereſſe, das Humboldt gerade für dieſen Theil der griechiſchen

Dichtkunſt hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, ſondern vielleicht ſogar ſein Hauptwerk in dieſer Hinſicht, die Ueberſetzung des ganzen Aeſchyleiſchen Agamemnon. Denn in dieſem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein ſichereres Mittel, ſich ganz in den Geiſt eines Volkes oder ſeiner Sprache und Kunſt zu ſenken, als der eigne und immer fortgeſetzte Verſuch, deſſen Schriftſteller und namentlich Dichter, mit möglichſter Treue in die Mutterſprache zu übertragen. Humboldt lag dieſe Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten ſchon, daß er daran zugleich die Verwandtſchaft unſerer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und ſein eignes Sprachvermögen in ſteter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzuſetzen, daß er auch ſeine eigne dichteriſche Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Beſitze eigentlich produktiver Dichterkraft, ſo loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allſeitiger begabten Menſchen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetiſche Flamme, und zwar in ihm eine ſolche, die, faſt zunehmend mit den Jahren, ſich auch in ſelbſtſtändigen lyriſchen und elegiſchen Ergüſſen Luft machte. Pindar und Aeſchylos waren von den Griechen die ſeiner eigenen poetiſchen Stimmung wahlverwandteſten Geiſter. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade dieſen ſchwerſten griechiſchen Claſſikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher geleſen, mit wieviel Selbſtprüfung er an die erſten Verſuche ging, wie er Schillern um ſeine Meinung erſuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zuſammen das Urtheil ziemlich erſchöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfiſche einholte, wie er es ſpäter auch bei den erſten Verſuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Ueberſetzer ſtellte, war es auch keine Kleinigkeit, ſich gleich an ſolche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Ueberſetzungskunſt unter den Deutſchen in der erſten Entwicklung begriffen war, die Zeitmeſſung unſrer Sprache noch ſo ſehr im Argen lag und endlich unſre Sprache ſelbſt zu ſolcher Schmiegſamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbſt Voß, der große Meiſter, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte ſich erſt viel ſpäter an ſchwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeſchylos ſo wichtigen Silbenmaße feſtgeſtellt und wie ſehr damals noch der Text dieſer Dichter in dieſer Hinſicht und überhaupt verwahrloſt war, ſo können wir Humboldt's Wagſtück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Geſetze finden; der Verſuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forſcher in dieſem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'ſchen Arbeiten gewiß die wichtigſte werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in ſo weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz iſt er es allerdings noch von keinem Ueberſetzer. Die meiſten Verſuche fielen immer noch zu ſteif aus, oder ſie verwäſſerten den Dichter. Es giebt ſogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urterts, gar nicht zu genießen ſind. Von frühern Verſuchen ſind auch die einzelnen Herderſchen keineswegs zu verachten. Sie ſind zwar eher Umdichtungen, als Ueberſetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetiſchen Friſche und Klarheit verdienſtlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Ueberſetzer iſt auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die ſtrophiſche Abtheilung ganz verwiſcht. Humboldt's Ueberſetzungen ſind noch bis heute faſt die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, ſich erſt kürzlich ausdrückte,

„Treue in Inhalt und Form mit Klarheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks vereinigen.“ Eine Freiheit, die er sich, namentlich in früherer Zeit, genommen, nämlich die Brechung der Worte, ist, nach neueren Untersuchungen, bei Pindar als unzulässig befunden worden. Wir erwähnen dies nur, weil es — mit Ausnahme einiger der frühesten Versuche — Humboldt's Wille war, sich ganz streng auch an die Form des Originals zu halten.

Es war einmal sein Wunsch, den ganzen Pindar zu übersetzen. Aber schon 1795 glaubte er nicht mehr an die Realisirung desselben.[14]) Doch fuhr er bis in seine spätern Jahre fort, an der Uebertragung einzelner, auserwählter Oden zu feilen. Er suchte sich theils die schönsten, theils solche aus, die ein besonders eigenthümliches Gepräge an sich tragen. Im zweiten Bande seiner gesammelten Werke sind fünfzehn Stück enthalten, von denen bisher kaum der dritte Theil im Druck erschienen war. Wir können mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein beträchtlicher Theil dieser Oden schon in den Jahren 1792—94 entstand oder wenigstens angefangen wurde. Doch nur von Zweien wissen wir es gewiß, von der Uebersetzung der zweiten Olympischen, die Humboldt einzeln (Berlin, 1792) herausgab, und von der vierten Pythischen, die er, nach seiner eignen Aussage gegen Schiller[15]), schon zu Auleben gemacht hatte, aber erst 1795 in Gentz neuer deutscher Monatsschrift abdrucken ließ (November, S. 173—208.) Letzterer fügte er eine sehr interessante Einleitung und auch erklärende Anmerkungen bei. In dieser Einleitung sagt er auch, daß die Uebersetzung ihm nicht mehr ganz genüge, und daß er mehrere Stellen noch umgeändert haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu schaden, von der die Hauptwirkung

14) Briefwechsel zw. Schiller und Humboldt, S. 295.
15) Ebendaselbst.

hänge. Das Silbenmaß kommt in dieser Ode mit dem des Urtexts in der Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse überein, was Humboldt erst etwas später versuchte. — Außer diesen Pindarischen Stücken übersetzte er in diesem Zeitraum auch einige Chöre aus Aeschylos' Eumeniden und einen derselben (V. 299—399) ließ er, mit einer kurzen Vorerinnerung, in Biester's Berliner Monatschrift v. J. 1793 erscheinen (August, S. 149—56.) Wir haben oben von dem Plane berichtet, mit dem diese Versuche zusammenhingen.

Humboldt gehört anerkannt zu unsern trefflichsten Uebersetzern; seine Arbeiten in dieser Hinsicht, namentlich der Agamemnon, reihen sich würdig an die Leistungen eines Voß, A. W. Schlegel, Wolf, also der berühmtesten Namen in diesem Fache an. Wenn seine Arbeiten noch immer etwas Schweres und an einzelnen Stellen selbst undeutsch Scheinendes an sich tragen, so liegt der Grund davon nicht in der Fähigkeit des Uebersetzers sondern in der Strenge der Principien, denen er folgt, dem damaligen Stand unserer Sprache, die in ihrer Bildung noch nicht so weit vorgeschritten war, um das überall freiwillig zu leisten, was man nach diesen Principien von ihr fordert, endlich aber und hauptsächlich, in der Schwierigkeit der Dichter, deren Bewältigung der Uebersetzer sich zur Aufgabe machte. — Nach diesen Principien ist eine nur den Sinn und Grundton eines Werkes wieder spiegelnde Nachbildung, so verdienstlich sie auch sein mag, noch lange keine Uebersetzung im wahren Sinne. Diese besteht in der Kunst *charakterischer Nachbildung* d. h. in dem Vermögen, den Charakter des Originals mit möglichst treuer Anschmiegung an Inhalt, Ton, Sprache und Rhythmus in einer andren Sprache wiederzugeben. Was die Treue der Uebersetzung, in Betreff der im Urtext gebrauchten Wendungen und Ausdrücke anlangt, so

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich scheinen wird. Man müsse, sagt er, bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, daß das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe sei, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe seien. Nur von demjenigen, der dies richtig verstehe, und davon durchdrungen sei, lasse sich eine gute Uebersetzung erwarten. „Jede Uebersetzung," fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht blos an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals sein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß sie mehr leisten. Er muß nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande sein, welches Wort im Text steht." (Ges. W. I. 136.) Aber nicht blos der Ausdruck soll mit dieser Treue wiedergegeben werden, sondern eben so der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Uebersetzung, die nicht auch dies erstrebt, giebt keinen vollständigen Begriff von dem Charakter der Urschrift, und namentlich eines Kunstwerks. Selbst bei Uebersetzungen indischer Lehrgedichte, wo es hinreichend scheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an sich doch meist nicht von so großem Werthe ist — gab Humboldt dennoch die metrische Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, sagt er selbst bei einer solchen Veranlassung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleistet haben, aber eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung gewähre doch immer einen anschaulicheren Begriff von dem Originale. Sie könne auch in unserer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen ſchleppende proſaiſche Umſchreibungen unmöglich, und ſchneiden die ſonſt leicht zu weit gehende Unſchlüſſigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weiſe ab.“ (Geſ. W. I. 35.) Am umfaſſendſten ſprach ſich Humboldt in der Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon über dieſen Gegenſtand aus, und hier vergaß er auch nicht des erſten Begründers dieſer Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, ſagt er, ſeien eigentlich unüberſetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von ſo eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die blos körperliche Gegenſtände bezeichnen, ſo ſei ſchon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieſer oder jener Nebenbeſtimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verſchiedenheit dar. Vergleiche man die beſten, treueſten Ueberſetzungen, ſo erſtaune man, welche Verſchiedenheit ſelbſt da vorhanden ſei, wo man Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten ſuchte. Eine Ueberſetzung werde ſogar abweichender, je mühſamer ſie nach Treue ſtrebe; gerade weil ſie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verſchiedene gegenüberzuſtellen vermöge. „Dies darf indeß,“ fährt Humboldt fort, „vom Ueberſetzen nicht abſchrecken. Das Ueberſetzen, und gerade der Dichter, iſt vielmehr eine der nothwendigſten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen ſonſt ganz unbekannt bleibende Formen der Kunſt und der Menſchheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutſamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es iſt die wunderbare Eigenſchaft der Sprachen, daß

alle erſt zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geiſt der Nation, die ſie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren geſteigert werden können. Es iſt nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten ſehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen . . . ſich Alles, das Höchſte und Tiefſte, Stärkſte und Zarteſte ausdrücken läßt. Allein dieſe Töne ſchlummern, wie in einem ungeſpielten Inſtrument, bis die Nation ſie hervorzulocken verſteht. Alle Sprachformen ſind Symbole . . . Dieſen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geſchieht, daß man ſie in ſolchem denkt, ausſpricht, empfängt und wiedergiebt, und ſo wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne geſteigert, zu einem mannigfaltiger ſich darſtellenden ausgedehnt. Wie ſich aber der Sinn der Sprache erweitert, ſo erweitert ſich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beiſpiel anzuführen, nicht die deutſche Sprache gewonnen, ſeitdem ſie die griechiſchen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat ſich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derſelben, ſondern in ihrer Maſſe, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverſtellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden ſind? Es iſt nicht zu ſagen, wieviel Verdienſt um die deutſche Nation durch die erſte gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopſtock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klaſſiſche Alterthum in die deutſche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung iſt in einer ſchon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und ſie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch dieſe mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialischte Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet sein, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist." Wenn man dagegen aus ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, so zerstöre man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die französischen Uebersetzungen auch nicht das Mindeste des antiken Geistes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationelle Verstehen derselben — denn von einzelnen Gelehrten ist hier

nicht die Rede — dadurch im Geringſten gefördert worden ſei. Der wahre Ueberſetzer müſſe ſich möglichſt ſchlicht an den Ausdrnck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verſchiedener Ton entſteht. Vor Undeutſchheit und Dunkelheit habe man ſich zu hüten, allein in dieſer letztern Rückſicht müſſe man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Ueberſetzung kann und ſoll kein Commentar ſein. Sie darf ſogar Dunkelheiten enthalten, wo ſie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urſchrift verſtellen. Man muß ſich nothwendig in die Stimmung des Dichters, ſeines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Perſonen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieſer Aufmerkſamkeit muß man auch der Ueberſetzung ſchenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Urſprache rieſenhaft und ungewöhnlich iſt, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich ſein ſolle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Ueberſetzer am ſchwerſten, und nie durch Mühe erringt, ſondern meiſt nur einer erſten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes iſt, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Ueberſetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechiſchen Dichtern, vorzüglich den dramatiſchen, waltet, iſt eine Welt für ſich, auch abgeſondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Muſik. „Er ſtellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es ſich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen iſt.“ Die Griechen ſind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies ist, nach Humboldt's Erachten, das, was sie am schärfsten charakterisirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, sei nur ein schwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmischer Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja sogar das moralische und politische Schicksal der Nation in hohem Grade bestimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen." Denn er ist der Erhöhung fähig; und deßhalb dürfe der Uebersetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, sich doch keine rhythmischen Freiheiten erlauben. Nur so wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen — als dauernde Werke."

Zu so vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Uebersetzungskunst, so selbstständig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voß zuerst begründet hat und die mit dessen Ansicht auch im Wesentlichen ganz übereinstimmen. Eben so scharf sind die Sätze, die Humboldt (in derselben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutsche Zeitmessung, auch hier auf Voß'ens Wege eigenthümlich fortschreitend, aufstellt. Diese Grundsätze sind zum Theil strenger, und auch richtiger als die von Voß. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen deſſelben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in ſeiner bekannten Recenſion des Voß'ſchen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geſchrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den ſich der junge Recenſent gegen einen Voß erlaubte, hie und da für muthwillig.[16]) Humboldt ſelbſt tadelte viel an dem, was ſich Voß, als Ueberſetzer, in Behandlung der deutſchen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in ſeinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller ſchreibt (14. Sept. 1795), einige Geſänge der Voß'ſchen Odyſſee einmal nur in Rückſicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, ſagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbeſſerungen ſeien gewiß unentbehrlich, aber man müſſe die rechte Grenze im Neuern zu finden wiſſen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt ſelbſt viel über dieſe Grenzen nachzudenken. Man müſſe, davon ſei er überzeugt, beſonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor ſich habe, achten. Der Ueberſetzer müſſe daher am ſparſamſten mit Sprachverbeſſerungen ſein, da er ſeine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, ſondern nach einer beſtimmten anderen Sprache umändere. Es würde daher, nach ſeiner Meinung, zuvörderſt nothwendig ſein, die Eigenthümlichkeiten einer beſtimmten Sprache ſo genau und zugleich ſo ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empiriſche Regeln für die Sprachverbeſſerung herzuleiten. Er ſelbſt aber ſehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen ſei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voß ſtreiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 313.

haben." — So sehr Humboldt im Allgemeinen den Voß'schen Principien der Uebersetzungskunst beistimmte, so hielt er die Art, wie dieser sie selbst anwendete, und die ganze Manier seines Uebersetzens durchaus nicht für eine vollgültig musterhafte. Diese Manier hat zu wenig Geschmeidigkeit, sie behandelt alles beinahe über einen Leisten, und verräth oft zu wenig Kunstsinn. In dieser Hinsicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'sche Uebertragung des Homerischen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich) [17]) an welcher sonst in Rücksicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszusetzen war. „Göthe's Hymnus," schreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „ist stellenweise sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voß'schen so ganz abgehende Manier zu sehen." Humboldt's eigne Arbeiten sind ganz frei von der doch wieder beschränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Uebersetzungskunst sich von Jahr zu Jahr mehr einsponn, der darin wieder recht die Schranken der menschlichen Natur Kund gab: im Besitz der vollkommensten Principien, und von dem eifernsten Streben beseelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leisten. So konnten es ihm die ausgezeichnetsten seiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutschheit und einer dem Genius der Urschriften treueren und selbst genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu solcher Musterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch später beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er sich nicht gerade die schwierigsten Auf-

17) Warum fehlt sie noch immer in Göthe's Werken?

gaben geſetzt, ſo würde er gewiß das Höchſte, was zu ſeiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch ſo gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollſten und Bedeutendſten, was Deutſchland in dieſem Gebiete geleiſtet hat.

Schon das Studium der griechiſchen Sprache feſſelte Humboldt mit unverſiegbarem Reiz. Sie erſchien ihm als die vollendetſte aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, ſagt er in einem Sonette, entbrannte des Geiſtes heilige Flamme „tonreich, wie keinem andern Volk hienieden“. Daß ſich die geſchichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geiſt dieſes Volks von ſelbſt zum Stoffe der Kunſt geſtalteten, hielt er hauptſächlich für eine Wirkung der in ihrem erſten Urſprung dichteriſchen Sprache, die als ſchöne Form jede Materie ſich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er ſie in einer Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen (1822): „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache,“ ſagt er da, „bildet die Stellung der grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht blos eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt.“

Das Studium dieſer Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philoſophiſchen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entstehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 schreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten.“ Es war auch in jeder Hinsicht auf diesem Gebiete so gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforschern früherer Zeit fehlte der spekulative Sinn und von den ältern Philosophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch diese, ein Locke, Leibnitz, die Sensualisten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten sie zu Tage gefördert! Humboldt, dessen Nachdenken so tief auf den Zusammenhang des Sinnlichen und Nichtsinnlichen gerichtet war, und der damit einen solchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine confrete Einheit jener Faktoren gegeben sei; das Studium des Gegenstandes mußte ihn nothwendig immer mehr anreizen; er mußte sich in das ganze Gebiet der positiven und vergleichenden Sprachkunde versenken, um in seinem höhern Alter selbst der Schöpfer der Philosophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für seine ästhetische Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darstellung der ästhetischen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch stete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um so fruchtbarer auf seine Kunsteinsicht, weil er dabei stets auch die deutsche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unabläßig mit einander zu vergleichen. In

der deutschen Sprache, die er so innig liebte und verehrte, sah er jederzeit das dem Griechischen verwandteste Idiom, ja selbst die Bürgschaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preist er in einem dichterischen Zuruf, schon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geschick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menschheit gründlicher zu durchschauen.

„Denn die Sprache Teutonien's ist's, die, geschmeidiger Bildung,
„Einst dir des ahnenden Geists Erstlingsgedanken erschließt;
„Sie, die von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
„Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.
„Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden,
„Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht;
„Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
„Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
„Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
„Sichrer herrschet durchs Wort, edler sein schaffender Geist.
„Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
„Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
„Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
„Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht." [18])

So war er auch unabläßig bemüht, nicht blos den Charakter der griechischen Kunst, sondern zugleich das Wesen der neuern Dichtung, und besonders der deutschen, zu erfassen. Je mehr die Alten seine ästhetische Einsicht förderten, je weniger übersah er das großartige Streben seiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch seine Studien so gekräftigt war, führte ihn das Geschick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten sich dem Kunstideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretische Einsicht zu vollenden, eines Genossen kaum

18) Ges. W. I. 382.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geſchöpft hatte und nicht ſchon von vornherein in modernen Vorſtellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenoſſen, an Herder, Woltmann, ſelbſt an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffaſſung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geiſt, der eben ſo viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunſt, eben ſo ſelbſtſtändige Bildung als Hingebung an die edelſten Beſtrebungen Andrer beſaß. Da Leſſing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieſer Männer ein; er förderte ſie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieſer Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menſchlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf dieſe, hauptſächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unſre neuere Philoſophie der Kunſt begründet.

# Drittes Buch.

## Innigſter Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Digitized by Google

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundschaftsnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit solcher Begeisterung feiert Humboldt noch in späten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meisten Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unsrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentausch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberschrift: „Morgen des Glückes" (Ges. W. II. 364). Es bezieht sich zum Theil schon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allseitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe sich dazu gesellt, wo unser

Freund an dem Wirken dieſer Männer den vertrauteſten und ehrendſten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigſten Glieder jener Weimar-Jenaiſchen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zuſammenlebens ſo vieler bedeutenden Geiſter auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unſrer Dichtung und die ſchöne Jugendzeit unſrer Wiſſenſchaft in ſich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unſrer claſſiſchen Poeſie — auch Schiller nahm endlich da ſeinen Wohnſitz, und hier war es, wo er vom Wallenſtein ab jene Reihe Meiſterwerke ſchuf, die ihn uns Allen und namentlich unſrer Bühne ſo unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Profeſſor an dieſer Univerſität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in ſich deſto ergriffener von dem philoſophiſchen Geiſte, der an dieſem Orte damals ſeine Stätte gefunden hatte. Zunächſt war es der Geiſt des großen Königsbergers, der dort den mächtigſten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er ſich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutſchland aus. Bald aber wurde das Kant'ſche Syſtem von neuen Richtungen, die aus ſeinem Schooße emporſtiegen, zurückgedrängt, und an demſelben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrſchaft gehabt hatte, erlebten Fichte's Syſtem und die Naturphiloſophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da ſeine Laufbahn. Wie Weimar, ſteht auch Jena, in ſeiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das ſpätere Berlin verglichen werden kann, ſo ſtellt ſich doch gerade in dieſem Vergleich die weſentliche Unterſchiedenheit zu Tage. Jena erſcheint uns im Gegenſatz zu der Capitale des deutſchen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräſentirt das jugendliche Alter des deutſchen Denkens mit allen ſeinen Mängeln und Vorzügen, während an der ſpäteren Schöpfung ſchon das gereiftere Weſen der Forſchung und Wiſſenſchaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blasirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar ist. In der Musenstadt an der Saale gährten die verschiedensten Bestrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des spekulativen Geistes waren vertreten; während der spätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der ersten Jahre nach der Stiftung der Hochschule — so vielseitig nicht war und sich meist noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit sein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die spätere Zeit anschlagen möge, so bleibt doch unbestritten, daß dieser nur an die Stelle des früheren getreten ist, dabei aber jenen Reiz des frischen Blühens und Werdens der Wissenschaft entbehren muß, ohne seinerseits durch eine genugsam befriedigende Erhebung der Spekulation diesen Mangel schon zu ersetzen. — Hiezu kam noch, daß die philosophische Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unsrer classischen Dichtung parallel ging, und schon mit dieser, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantischen Schule — die schon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zusammenhange stand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philosophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch schon einer unsrer größten Dichter mit der Spekulation in so inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie sie die neuere Philosophie bot, fast bedurfte. In der That, diese neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unsre großen Dichter in den Xenien angezündet, die Atmosphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen sich leichter auf das Aechte und Große wenden konnten, so pflanzten an demselben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmfahne auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetiſchen Tendenzen der ältern Poeſie und den Ungeſchmack der Maſſen. Auch das ſteigerte den Ruf dieſer Stadt; alle Blicke waren auf dieſen Mittelpunkt Deutſchlands gerichtet. Beinahe Alles, was ſich in der Litteratur hervorthat, beſonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Ilm und Saale, um von den Meiſtern der Kunſt oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, ſich gleichſam den Ritterſchlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwiſchen Alt und Neu, wie es auf ſo engem Raume, in den Ringmauern ſo kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürſtlichen Hofes vielleicht nie, wenigſtens in dieſer Art nicht erlebt worden. Es war für das geiſtige Leben ein prächtiger Moment. Weſtlich und ſüdlich gab es Stürme ganz andrer Art, Stürme, gegen die der litterariſche, der philoſophiſche Kampf ſelbſt den Kleingeiſtern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erſcheinen mochte, während Andere den ganzen Ernſt dieſer Kämpfe erkannten und ſich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuariſchen Getöſe franzöſiſcher Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutſchland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weiſe, an Anderes zu denken! Wie manches Reinmenſchliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu ſcheinen, wie mancher Uebermuth ſelbſt ſich umtummeln, ohne, wenigſtens in den Augen der meiſten Regierungen, als ſtaats- oder ſittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Churſachſen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochſchule vertrieb, ſo wurde dieſem alsbald und zwar damals von der preußiſchen Regierung und in Berlin ſelbſt ein Aſyl gewährt. Ein reges Geiſterleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürſten von dem offnen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl August oder — bürgerliche Zustände, die einen Schirm solcher Art entbehrlich machen.

In solchem Glanze stand Weimar und Jena um und seit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Besitz eines Dichterpaares, das, ursprünglich so verschieden geartet, sich zum Staunen der Zeitgenossen vereinigte, um gemeinsam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben diesen Geistern und einem solchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, sei es von Alters her oder neuauftauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts so volle Früchte abgeworfen, als unsre Dichtung, so konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleistet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritisch als produktiv; sie erweiterte zwar die betretnen Pfade in der Theorie und Praxis, aber sie verflüchtigte auch das Gewonnene und stellte bei all' ihrem Streben, die Phantasie aus den Ketten der Philisterhaftigkeit und unpoetischer Tendenzen zu befreien, doch viel weniger selbst etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß sie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beste zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabsichtete man freilich nicht — demnächst Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchste Verdienst der Romantiker: den Sinn für die Kunst unter den Deutschen außerordentlich gehoben zu haben, so kann dagegen die Thatsache kaum noch bestritten werden, daß sie selbst das Wirken und Schaffen jener großen Geister unmittelbar fortzusetzen nicht im Stande waren, ja daß sie einen Fortgang solcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück — dürfen wir hinzusetzen — huldigten wenigstens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beispiel. Auf solche Weise, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungeneren Formen unsrer classischen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in spätrer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantischen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Besten, was unsre alten Meister schufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil sogar wetteifernd, sich anreihen. Was sonst unsre poetische Literatur neuerer Zeit aufweisen mochte, besonders die überwuchernde, blos subjektive oder Tendenz-Lyrik, steht nur allzusehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und so sehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angebornen dichterischen Natur unsres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz versiegte und gegenwärtig sich auf der Höhe einer großen Errungenschaft und sehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig schöpferische Kraft oder wahrhaften Fortschritt in der Kunst.

Ich habe hier nicht ohne Absicht die Einwirkung der romantischen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unsrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandtniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der sich selbst als Dichter versucht haben will — dann haben wir um so triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir besonders diejenigen Männer als sichere Leitsterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter selbst am unverrücktesten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anschauungsweise am innigsten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachsen sind und nächst den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigste Tradition jener Weimar-Jenaischen Periode gelten können. Nun — ein

ſolcher Führer kann uns Humboldt ſein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie ſo viele Andere, ſich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geiſtigen Beſchäftigungen lebte, den regſten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor ſo Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der ſeine. Aber je ſtiller und für Viele unſcheinſamer ſeine Mitwirkung war, deſto tiefer und bedeutender war ſie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andrer in dieſem Grade — genoß die Freundſchaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erſtern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrauteſten und wirkſamſten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch ſeine Mitwirkung, die Principien der Kunſt auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Weſentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, inſofern es der Kunſt angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueſte Hingebung und fühlte ſich noch kurz vor ſeinem Ende mehrmals gedrungen, ſie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller nebſt der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunſtverſammlung zu Berlin richtete, ſind uns dafür die unzweideutigſten Belege. Dabei ſpricht ſich zugleich wenigſtens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einſtmalige Verbindung mit dieſen Geiſtern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieſes Buches geſtellt, äußert ſich dieſes Gefühl wahrhaft begeiſtert; und auch im vertraulichen Geſpräch hielt er es nicht zurück, „daß er ſich jener Zeit ſelig wiſſe." Dagegen hat er es, mit löblicher Beſcheidenheit, den Nachkommenden überlaſſen, von ſeiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu sprechen. Als er seine Correspondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen diesen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbstgefühl an, das sich doch, ohne anmaßend zu sein, recht wohl hätte blicken lassen können.

Erst mit dem Erscheinen dieses Briefwechsels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unsern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, gestanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch diese wurden meist nur von Kundigen verstanden, und gar oft ganz übersehen. Solche Winke fanden sich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken seit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichsten in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, der aber in dieser Rücksicht allerdings erst durch das Erscheinen der eben besprochenen Correspondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'sche Lebensabriß enthielt schon einige Stellen aus Schillers Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, gestützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und seines Verhältnisses zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demselben Jahre, erschien der Briefwechsel zwischen Schiller und unserm Humboldt selbst, von diesem mit der schon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung). So ist denn endlich auch hier, wie fast über das ganze Gebiet unsrer neuern Litteraturgeschichte, durch die Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und voll-

ständiger Briefwechsel derselben — Mittheilungen, deren wir uns besonders seit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünschtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieser Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geschichte der Schiller-Göthe'schen Zeit zu entwerfen. Denn erst jetzt ist uns vergönnt, auch in die Werkstätte jener großen Künstler zu schauen. Waren doch vorher oft die interessantesten Nebenumstände oder wirksamsten Einflüsse völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörensagen einige Kenntniß von unsers Humboldt's Theilnahme an den Bestrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller sehr befreundet, sagte man, lebte einige Zeit in dessen Nähe zu Jena, und schrieb einst ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was selbst Gebildetere wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von diesen nur die Wenigsten gelesen.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinsicht eine besonders anziehende und hervorragende Erscheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung so vieler Briefschaften brachte, läßt sich doch auch nicht verkennen, daß unsre Litteratur gar viel Spreu in sich aufnehmen mußte, um in Besitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt selbst von geringen Geistern das Geringfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Interesse ausgebeutet, das die Zeitgenossen für diese Publikationen an den Tag legten. Dagegen ist die Correspondenz zwischen Schiller und Humboldt unter der Masse dieser neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigsten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollste von allen. Von den Briefwechseln historisch-politischen Inhalts können wir hier ohnehin absehen. Welche litterarische Correspondenz

überragte aber die hier in Rede ſtehende, ſei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel ſtreichen müßte — nämlich den Briefwechſel Schiller's und Göthe's, da für dieſen ſchon die Bedeutung des Verhältniſſes den Ausſchlag gäbe, wenn auch der Inhalt an ſich ſo unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem ſteht die Schiller-Humboldt'ſche Sammlung nicht zu ſehr hinter dieſer zurück, ja wir dürfen kecklich behaupten, daß ſie faſt eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgeſetztere Wirkung auf den Leſer hervorbringt. Dieſe fortwährende Spannkraft erklärt ſich zur Genüge aus der Individualität beider Briefſteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt iſt ſo zu ſagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in dieſem Göthe mehr als Gegenſtand, denn als Mitredender erſcheint und deshalb der kritiſchere Geiſt Schillers in gewiſſem Sinne vorwiegt, ſo erſcheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forſchenden, aber zugleich ſchöpferiſchen und beſonders in dieſem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit ſuchenden Genius hier ein andrer ſinnender Denker gegenüber, dem es beſchieden iſt, jenen in dieſer Kriſis zu fördern und in der Gewißheit ſeines Berufs zu beſtärken. Allerdings kann ſelbſt in dieſer Lage der kritiſche Geiſt eines Schiller ſich nicht ſo leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt ſich nicht blos „ſeine Träume auslegen;" nein, ſelbſt mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung beſtärkt, ihm mit den ſinnverwandteſten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebenſätze und Nüancen, hält, oft länger als gut iſt, an ihnen feſt, und erſcheint ſelbſt im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, dieſem

ergeht es faſt eben ſo wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er ſich bemüht, den Geiſt des mächtigen Genoſſen in ſeiner Tiefe zu erfaſſen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller ſeiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenſchwung und alle Liebenswürdigkeit, die Humboldt Freunden zu ſpenden vermochte, in dieſen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieſer Briefwechſel für unſre Litteraturgeſchichte anzuſprechen hat, müſſen wir noch beſonders den Zeitabſchnitt ins Auge faſſen, in welchem dieſer Verkehr zwiſchen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptſächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieſer Zeitraum, ſo drückt ſich Humboldt ſelbſt darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendſte in der geiſtigen Entwicklung Schiller's. „Er beſchloß den langen Abſchnitt, wo er ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſteins an, wie im Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war eine Kriſe, ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat." Welcher Einſichtige würde dieſen Worten nicht beiſtimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, ſchon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation feſtgehalten, dem Drange, zu neuer dichteriſcher Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerſtehen konnte, die Zeit, wo er ſchon anfing, in der Spekulation ſelbſt ſich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn ſchon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefſten ergriffen; beinahe ſich ſelbſt vergeſſend, hatte er ſich in das Anſchauen dieſer Natur verſenkt. Um ſo ſehnſüchtiger regt ſich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerſtreuen und in das ſonnige Gebiet der Kunſt zurückzutreten. Aber er kann ſich auch

jetzt seiner Natur noch nicht entschlagen: er bedarf der spekulativen Ueberzeugung, denn erst auf dem Boden einer gewissen theoretischen Vollendung wächst ihm der Muth, zur Ausübung in einem höhern Style zu schreiten. Wie er es angreifen soll, das erfaßt er nicht instinktmäßig, nicht aus dem bloßen Vorbild anderer Künstler, sondern durch mühsame Selbstorientirung und theoretisches Studium der Kunst. Mitten in dieser Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an seinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er jetzt anstellte, drückte ihn noch; er mußte erst zur Gewißheit kommen, daß etwas in ihm sei, das er nur vollkommener zu entwickeln nöthig habe, um sich einem solchen Meister gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, sondern selbst mit ihm wetteifern zu können. Hiezu mußte er aber wieder erst die klare Einsicht erlangen, in welchen Zweigen der Dichtkunst sein Naturell sich am höchsten zu entfalten vermöge. In allen diesen Beziehungen nun fand er bei Humboldt die prüfende und ermuthigende Zusprache, die er nur wünschen konnte, ja wir sehen, daß der gleichzeitige Verkehr mit diesem und mit Göthe wesentlich dahin wirkt, den baldigen und glücklichen Ausgang dieser Krisis in ihm zu beschleunigen. — Daher schon die hohe Bedeutung, die dieser Briefwechsel mit Schiller einnimmt, daher auch die Anerkennung, die ihm selbst von Solchen zu Theil wird, die den Einfluß Humboldt's an und für sich mehr als gefährlich für Schiller denn als wohlthuend ansehen wollen. Sonderbarer Weise ist Letzteres gerade den neueren Biographen dieses Dichters begegnet. Dennoch räumt z. B. Gustav Schwab, in seinem sonst überhaupt recht schätzenswerthen „Leben Schiller's" (S. 495) vor allem andern ein, daß dieser Briefwechsel die vollständigste und ausführlichste Nachricht von des Dichters innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die überwiegende Mehrzahl der Briefe," setzt er dann hinzu, „ist

von Humboldt; aber man erfährt auch so unendlich viel und Wesentliches über den Poeten, über sein Forschen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er sich beschaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, sondern auch seinem dichtenden Freunde verwandter, in die philosophischen Tiefen der Poesie eindringender, den Dichter, den er bewundert, studirender Geist ist."

Es ist nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen ist. „Die gegenwärtige Sammlung", sagt Humboldt selbst darüber in seiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'schen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dies schreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen." Es wurde schon bemerkt, daß der bedeutendste Theil dieses Briefwechsels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten sie einige Zeit im engsten persönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meist im Ausland und der Briefwechsel nicht mehr so ununterbrochen. Im Wesen jedoch blieben sie sich immer nah, und selbst der frühe Tod des Einen löste nichts an der Gemeinschaft, die sich in jenem Zusammenleben und Ideenaustausch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die sich Humboldt darbot, seine Kunsteinsicht zu steigern; wie abweichend ferner der Charakter sein mochte, der in unsrer spätern Litteratur vorherrschend ward, so ließ sich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erschüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er diesem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entscheidenden Epoche fördernd und geleitend zur

Seite gegangen war und gleichsam Hebammendienst geleistet hatte, so erfüllte er nach dem Tode desselben den schönen Beruf, ungeirrt von den ästhetischen Einseitigkeiten der Zeitgenossen, seinen großen Freund zu hegen und, gleichsam als Vertreter, in unserer Wissenschaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in seinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieser Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiischeren wissenschaftlichen Ansicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die diesen Dichter neuerdings auch ästhetisch unbefangner zu würdigen wissen, oft schlechtweg an Humboldt's Stimme anzuknüpfen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns diese Correspondenz so wie die Schiller-Göthe'sche zum Theil auch als Ersatz für die dritte in diesem Cyclus dienen — nämlich für die zwischen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchstücke, namentlich eine Schilderung des Monserrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abschluß seines Faust, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieser Briefwechsel uns nun bald vollständig zu Gut kommen und unsre Einsicht in das Verhältniß dieser Geister mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächste und innigste Verbindung unseres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das persönliche Verhältniß mit diesem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erstern mit Göthe; und was seine Ansichten über diesen betrifft, so hat Humboldt dieselben schon in früher Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor seinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unschätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite also auch noch zu hoffen haben, das Wesentlichste davon liegt doch zu Tage, bevor diese Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienst dieses Genossen

und seine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon sich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu sprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unsre Ästhetiker, Kritiker und Litteratur-Geschichtschreiber, aus Humboldt's ästhetischen Schriften und besonders dem eben besprochnen Briefwechsel gezogen, oder nach der Weise, wie sie dessen Stellung zu unsren Dichtern gewürdigt haben, so bleibt uns hier fast eben so viel noch zu wünschen, als in der Beurtheilung dieser Dichter selbst, ihres gegenseitigen Einflusses und ihres gemeinschaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders sein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, muß unseres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem sein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgesehen und in langen Abhandlungen über Poesie, sogar über dramatische Poesie, seinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz so hat man von dem Humboldt'schen Briefwechsel so viel als thunlich Umgang genommen. Von denen besonders, die den neuern philosophischen Schulen angehören, wissen ohnehin die Meisten mit den ästhetisch-kritischen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht blos das ist ihnen ein Anstoß, was darin noch an Kant's Anschauungsweise und Kantische Formeln erinnert, sondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darstellens, die beide Männer so vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturepoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erst in einem Werke dieser Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geister in das hellste Licht gebracht werden. Die verdienstvollen Vorarbeiten für eine solche Leistung zu verkennen, sei weit von uns, so wie wir auch gewiß nicht in Abrede stellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweise oder auch nur andeutend berührten, schon manches geschehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, so waren insonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung seines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetsten von ihnen, wie Hoffmeister und Schwab, und bei Götzinger („Deutsche Dichter"), seiner wohl gedacht und seine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz so, wie wir es erwarten, berücksichtigt. Von Schwab ist schon die Rede gewesen. Aber auch Hoffmeister — dessen Leben und Geistesentwicklung Schiller's (1838—1842) sonst so ungemeine Forderungen befriedigt — behandelt den Geist, der, vor ihm, sich am tiefsten in den Genius jenes Dichters versenkt hatte, nicht mit der Gunst, die er verdiente, oder gab wenigstens erst in den letzten Heften einer, wie es scheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber dessen zu gedenken, der von Allen, die sich mit dieser Litteratur-Epoche beschäftigten, die Stellung unsres Humboldt am schärfsten erfaßt hat. Dies ist Gervinus in seiner jüngst erschienenen „Neueren Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf diesem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortschritt begründet, und auch da, wo wir den Verfasser in die gehörigen Schranken zurückweisen möchten, unsre Beachtung erheischt. Würde der Verfasser, unbeschadet des kritischen Sinns, es über sich gewonnen haben, besonders da, wo er sich ganz überlegenen und classisch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen solcher Geister gegenüber befindet, nicht eine so entschiedne Censormiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel seines Werks auch den culturgeschichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgesetzt hat, die Entwicklung unsrer Litteratur zu verfolgen,

ſo würde er ſeinen großen Zweck noch vollſtändiger erreicht haben. Aber auch ohne dieſe Vollendung bleibt es ein originelles, großes und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daß der Verfaſſer mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daß er ſich ſo oft als thunlich auf dieſe beruft, iſt ein Vorzug des Werks, und ſpricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo dieſe Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäußert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unſrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umſichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muß, und das vollendete Maß da noch immer am ſchmerzlichſten vermißt, wo man es am ſehnlichſten erreicht wünſchte. Gewiß mit Recht vindicirt er Schillern ſeine Ehrenſtelle neben Göthe, doch dieſes löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weiſe zu hofmeiſtern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den größten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts deſto weniger behandelt er ihn mit ſolcher Ungunſt, daß wir darüber ebenſo zu klagen als uns andrerſeits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's ſo oft vergeſſen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleiſtet, ſchon eine ſehr bedeutende Gabe. Beſonders glücklich erſcheint er da, wo er ſich vorzugsweiſe als Geſchichtsſchreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitlage und Umgebungen dieſer hervorragenden Geiſter, und in Gruppirung des Zuſammengehörenden. So hat er inſonders Humboldt ſcharf ins Auge gefaßt und ſein Eingreifen in die große Epoche deutſcher Dichtung mit beſondrer Liebe verfolgt. Mit ſichrer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer angiebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt ꝛc., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten." (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen" ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten." (I. 436) Allerwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo [1]) nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

1) Gervinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836. S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die ebengenannten „ästhetischen Versuche", die sich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt seinem Briefwechsel mit Schiller voranstellt, erklärt er (N. G. II. 472) für „die beiden schönsten Denkmale, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt worden." An ersterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinstimmung der Humboldt'schen mehr metaphysischen Betrachtungen mit den für den Künstlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt sich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterschiede, daß er als eifriger Hellenist dem realistischen Standpunkt Göthe's näher steht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe ist, die moderne Kunstleistung neben der antiken gelten zu lassen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen schaffenden Geistern gegenüber war dies allerdings nur einseitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die sogar Schiller, selbst ein ausgezeichneter Kritiker, zugestand.

Diesen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'sche Zusammenwirken schließt sich so eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der sich ganz eingelebt hat in die Weimarischen Erinnerungen, der Humboldt persönlich kannte und über sein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge sprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufsatz über die ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken.[2]). Er faßt insonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchstücke aus dem Göthe-Humboldt'schen Briefwechsel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

---

2) Neue Jenaische Litteraturzeitung, 1. u. 3. Jan. 1843.

ſie wohl als Vorläufer des baldigen Erſcheinens der ganzen Sammlung anſehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil geſtützt auf dieſe Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieſer großen Litteraturepoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber ſeine Verbindung und Wahlverwandtſchaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

---

Schiller und Humboldt waren urſprünglich verwandte Naturen. Theilweiſe in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, beſonders aber in der ganzen Richtung ihres Geiſtes — ſtehen Beide einander unendlich näher, als Göthen, der in gewiſſem Sinne der Gegenſatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinſchaftliche Anziehungspunkt war. Dieſer genialen, inſtinktmäßig wirkenden, nur künſtleriſch ſtrebſamen Natur gegenüber erſcheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Perſon; und dennoch, näher betrachtet, ſind auch ſie wieder ſehr beſtimmt zu unterſcheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, ſeine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit ſie ſchied, ſondern ſelbſt wo ſie die größte Gemeinſchaftlichkeit bewirkte, läßt ſich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abſtrakter Reflexion, zu ſtreng philoſophiſcher Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und ſich darin gleicher waren, ſo unterſchieden ſie ſich doch weſentlich durch das energiſche Pathos des einen und die leidenſchaftloſe Ruhe, faſt anſcheinende Kälte des andern.“ [1]) Neben dem Geiſte der Reflexion war Schillern eine mächtige poetiſche

---

1) Fr. v. Müller, a. a. O.

Ader zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichteriſche Form und Geſtalten zu ſchmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetiſchen Mitgift baar, war doch ſo überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewieſen, daß erſtere nur wie eine rein perſönliche und gemüthliche Zugabe erſcheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgehen zu laſſen; Humboldt verſenkt ſich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wiſſenſchaft. Nur nebenher regt ſich in ihm das Bedürfniß, die innerſten Gefühle und Gedanken in dichteriſcher Unmittelbarkeit auszuſprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbſtbefriedigung; ausnahmsweiſe, um einen Vertrauten ſeines Herzens mit dem Ausdruck ſolcher Empfindung zu überraſchen, meiſt aber, die Erzeugniſſe ſolcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller ſeine Denkernatur auf den Boden der Kunſt zu verpflanzen ſtrebt, behält ſie dennoch, auch wo ſie ſelbſtſtändig wirkt, mitſammt der Größe und Energie, ſtets jenen eigenthümlich ſelbſtherrſchenden und großartig individuellen Charakter, der ſie im Ganzen ſo bewunderungswürdig als im Einzelnen ſchroff und manchmal einſeitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er ſich anſcheinend ganz der poetiſchen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erſcheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Geſetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, ſo viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Geſetzen des poetiſchen Schaffens, dem Dichtercharakter, man könnte ſagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen ſeines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit ſeine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit ſeiner einſeitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildſamkeit, die gewöhnlich ſie begleiten. Nicht daß er die höchſten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieſer Welt der Ideen hielt er feſt wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete ſie unabläſſig aus der tiefern und breitern Anſchauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielſeitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entſchiedenen Willensſtärke genoß und übte er die Gabe reinſter Empfänglichkeit. Eine umfaſſendere Kenntniß der Natur und vielſeitiger und großer Menſchheitszuſtände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der claſſiſchen Dichtung näherte Humboldt, den Idealiſten, der realiſtiſchen Weltbetrachtung Göthe's. So ſtehen Humboldt und Schiller ſich wie der Forſcher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielſeitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealiſchen, wie der heut beſchaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerſchöpflich humane Geiſt dem immer auf ein Höchſtes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik ſogar, immer gleich energiſchen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erſcheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forſcher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Miſchling aus Beiden, auf der andern jedoch als die ſeltenſte und erhabenſte Erſcheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den geborenen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakteriſirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, ſo oft er die Maſſe der Anſichten und Ideen zu einem beſtimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt," entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem produktiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel ist."

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leistungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine solche Bildungsmasse vereinigt, eine solche Feinheit des Urtheils und ein solcher Umfang des Genusses entwickelt, daß, wenn diese Gaben nur flüssig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reife der Forschung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in so hohem Grade bewundern. Es ist hier nicht etwa von blos

äſthetiſchem Urtheil die Rede, darin allein iſt er vielleicht von Einzelnen ſogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das iſt die Tiefe und der Umfang ſeines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es iſt der Geiſt einer wahrhaft univerſellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch ſeine Kunſtanſichten beherrſcht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm ſich inſonders als kritiſche Geiſter hervorgethan haben. Leſſing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Univerſalität des Geiſtes, und wenn er dieſe auch nicht in dem Grade beſeſſen, wie etwa Humboldt, ſo überragt er doch ebenſo gewiß dieſen wie alle Anderen in der Art, wie er ſeinen Beſitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geiſtvoll iſt auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch ſeine Weltbetrachtung, ſein Streben iſt in hohem Grade univerſell, aber nicht ſeine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der ſchöpferiſche Drang bei weitem den Umfang des Wiſſens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffaſſung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe ſie vollkommen auf ihn einwirkt, ſchon ſelbſtthätig entgegeneilt“ und daher meiſt etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenſo geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu ſtreng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beſeelt, und ſtellt dann Individuen und Produktionen unter Maßſtäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchſten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härteſten und ungerechteſten ſind. Dies iſt namentlich vor ſeiner Befreundung mit Göthe's Geiſte der Fall. Göthen ſelbſt mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war ſein Geiſt zu ſchöpferiſch auf einer, zu hingebend und beſchaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil beſonders Muſterhaftes geleiſtet — wie ſollte dies von einem ſo vielſeitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten ſein? Zu den erſten Kritikern aber müſſen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht blos Geiſt und feiner Geſchmack auszeichnet, ſondern zugleich Beſonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, ſo geſchieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealiſcher Abſtraktion aus, ſondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausſchließliche Kunſtbetrachtung. Daher bei ſo viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und ſelbſt gegen wahrhaft große Geiſter; daher z. B. das gewöhnliche Herabſehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unſere Bewunderung noch herausfordert, wo ſeine Dichtungen vor dem ſtrengen Künſtlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen ſein mögen. Wir ſehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die ſich in dieſe Urtheile miſchte. Die Bildung dieſes Kritikers war im Allgemeinen eine zu äſthetiſch-litterariſche. So univerſell ſie auf dem Gebiete der ſchönen Künſte daherſchreitet, ſo wenig darf ſie ſich mit der Geiſtes-Univerſalität eines Leſſing oder Schiller oder Humboldt meſſen. Ja, dieſe durchgängige Beziehung auf Kunſt und künſtleriſche Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und ſelbſt den genannten Kritiker, den nüchternſten unter ihnen, hie und da auch zu ſtarker Einſeitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunſtorganen nicht zu umfaſſen war. — Von dieſer Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geiſtigen Gehalts zuweilen über den Kunſtwerth einer Dichtung täuſchte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktiſchen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergeſſen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Ausſprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller ſelbſt nieder-

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des erſten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn ſo Viele gehalten, in der That geweſen ſein müßte, wenn ihn das tägliche Emporſteigen eines ſolchen Freundes immer in den Grenzen kühlen Urtheilens gelaſſen hätte. Dann theilte er ja auch ſo viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'ſchen Philoſophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieſer Schule machten ihnen ihr Leben lang zu ſchaffen. Dagegen dankten ſie dem ſpekulativen Boden, von dem ſie ausgingen, auch die Tiefe und Feſtigkeit, die ihre Kunſtanſichten gewannen. Die reifſten Aufſätze Schiller's, an denen in gewiſſem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel ſtanden. Jenen Geiſtern fiel die Arbeit zu, den ſtarren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reſte zu beſeitigen und das ſchon Errungene für praktiſche Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in dieſem Punkt wieder näher an Leſſing's Art. Wenn dieſer ſich noch nicht in die ſpekulative Aeſthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel ſchon auf den Reſultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, ſpätern Philoſophen den Weg.

Von andrer Seite betrachtet, ſteht der Leſſing'ſchen Kritik Niemand ſo nahe als unſer Humboldt. Die Kälte ſeiner Betrachtungsweiſe, die Art, die Dinge von verſchiedenen Seiten anzuſehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilsloſigkeit, die Geiſtesfreiheit, mit einem Worte, wo wären ſie, mit ſolchem Ernſt und ſolcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Leſſing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zuſteht, ſo ging dafür Humboldt in Vielſeitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forſchungsgeiſte gewiß auch über

Leſſing hinaus, und wenn jener ſeiner Zeit unendlich ſtärkere Impulſe gegeben, ſo hat dieſer mit der Fülle des eigenen Geiſtes die reichen Schätze einer fortgeſchrittenen Bildung und Wiſſenſchaft vereinen können. Eine minder ſtrahlende, aber, leiſe und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutſcher Bildung.

Nicht blos als Kritiker, ſondern als Geiſt überhaupt, ſtand Humboldt unter ſeinen Zeitgenoſſen doch immer Schillern am nächſten. Schon haben wir der Gegenſätze in dieſen verwandten Geiſtern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinſchaft ihres Weſens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den ſie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Geiſtes überhaupt betrachten.

Es iſt ein ſeltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben ſowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt ſehr verſchieden erſcheinen, im Innerſten ihres Weſens ſo viel Wahlverwandtſchaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es iſt Ein Grundzug in ihnen: ſie leben Beide im Reiche der Ideen, und dieſe Ideenwelt iſt im Weſentlichen eine und dieſelbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht ſowohl auf das rein Ueberſinnliche und Geiſtige, ſondern vorherrſchend auf den Einſchlag der geiſtig-ſinnlichen Natur, oder, um es ſchlechtweg zu ſagen, auf das ewig Menſchliche. Aus dieſer Richtung ihres Geiſtes erklärt es ſich, warum Beide nicht im eigentlich religiöſen Gebiete heimiſch waren, während ſie für das Idealiſche ſo begeiſtert ſind, wie es nur immer ein eigentlich religiöſes Individuum ſein kann. Bei Schillern ſpricht dieſe Begeiſterung unabläſſig: ſie iſt nicht nur der Mittelpunkt ſeines eignen Strebens, er will ſie auch in den Andern erwecken. Dieſer apoſtoliſche Trieb, dieſes Pathos iſt Humboldt nicht eigen, und wie ſehr er in der Ideenwelt ſeine Heimath gefunden hat, ſo erſcheint er doch überall mehr im glücklichen Beſitz und im Genuſſe dieſes

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder dieſen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geſchieht es mehr durch ſeine bloße Erſcheinung, oder durch den Ausdruck einer rein perſönlichen Begeiſterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil ſie ſo keuſch im Ausdruck iſt, weil ſie ſo wenig wirken zu wollen ſcheint. Aber wie ſehr auch dieſes perſönliche Verhalten zum Ideal dieſe Männer unterſcheidet, wie anders dieſe Richtung bei dem ringenden und apoſtoliſchen Schiller, dem vorherrſchenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geiſt, der, als ſolcher, mehr der ſtillen Forſchung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beſchaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — ſo erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verſchiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtſchaft an ſich. Friedr. v. Müller ſagt ſehr ſchön: „Der tiefe Ernſt, die ruhig beſonnene Auffaſſungsweiſe der Welt und ihrer Erſcheinungen, der ewig rege Forſchungstrieb nach allem Wiſſenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entſchiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, ſpiegeln ſich in jedem ſeiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angebornen Gleichmaß für alle Lebensverhältniſſe ausgeſtattet, weiß er in jeder Lage, in die wechſelndes Geſchick ihn verſetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in ſeinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenſchaftliche Aeußerungsweiſe, ihm ſtehen die reizendſten Farben zu Gebot, aber er verwendet ſie nur ſparſam, der Gedanke, die Idee iſt ihm alles; er ſpricht ihn erſt gemeſſen aus, dann verfolgt er ihn bis zu ſeinem erſten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein ſcharfſinniges Ganze kunſtfertig zuſammen.

Er bohrt ſich — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — gleichſam in ſeinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zarteſten Faſern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft ſeines Verſtandes und ſeiner Phantaſie zum organiſchen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit aushole, unähnlich hierin Göthe, deſſen friſcheres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken raſch zu umkleiden und ſofort bildlich vor die Anſchauung hinzuſtellen. Mit Schiller dagegen iſt Humboldt's Darſtellung weit verwandter, und beide liebten es, den abſtrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den ſie nach allen Seiten auf's feinſte zu ſchleifen wußten." — In Beiden herrſcht der Geiſt der Reflexion, in Beiden iſt er auf dieſelben höchſten Regionen gerichtet, bei Beiden iſt er mit dem tiefſten Intereſſe für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in ſeltnem Maße entwickelt, zeichnet ſie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenoſſen aus. Bis in die Darſtellungsweiſe Beider drückt ſich der verwandte Charakter — ihr idealiſcher Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'ſchen Abhandlungen, ſie ſind aber, wie ſchon eine andre Stimme ſagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beſchränkten, feſten Begründung." Die Entwicklungs- und Darſtellungsart unſeres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'ſchen Schreibart; ſie iſt aber auch nicht ſo rapid und manchmal durchfahrend und deſulturiſch, wie dieſe, ja es hieße den verwandten Geiſt in den Darſtellungen Beider ſehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, ſagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'ſchen abglänzenden Glätte, wie ſie in philoſophiſchen Vorträgen nicht zu billigen

ſei. Nein! die Verwandtſchaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geiſtes, als in der Darſtellung, die bei Humboldt einfacher und ſtiller iſt, die den Unterſchied des ruhigen Forſchers und des produktiven Geiſtes am auffälligſten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, ſich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'ſchen Genius fern hält.

Ergiebiger iſt es, ihre gemeinſchaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Dieſe geht, wie ſchon bemerkt wurde, beſonders auf die Erkenntniß der geiſtig- und ſinnlichen Natur des Menſchen und auf die praktiſche Verwendung dieſer Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philoſophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward ſie das vorherrſchende Problem. Was die Analyſis erſtrebte, war auch der weſentlichſte Gegenſtand unſrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutſchlands, auch in ſocialer und politiſcher Hinſicht, hängt noch heute innig mit der Löſung dieſer Fragen zuſammen, und die Entwicklung dieſer geiſtigen Kriſis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entſchiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieſer Einſicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutſchen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um deſſen Beſitz die Philoſophie und die Dichtung ſtritten, war, ſchon vor der Bekanntſchaft mit Kant's Syſtem, auf einer Bahn begriffen, wo ſich ſein Geiſt nothwendig mit dem dieſes großen Denkers begegnen mußte. Denſelben Geiſteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften ſich aber nur in die Kant'ſche Philoſophie, um alsbald die Schranken derſelben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant ſchon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175—77) beſprochen. Hier haben wir nicht ſowohl von ihrer Verwandtſchaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinſamen Ueberſchreitung des Syſtems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menſchheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Weſens zum Bewußtſein zu bringen und die wahre Verſöhnung des Gegenſatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menſchlichen Weſens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, ſtellte er als zwei unverſöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmoniſch mit einander zu wirken zur Darſtellung der vollendeten Menſchheit. Mit dieſem moraliſchen Rigorismus hing auch die äſthetiſche Nüchternheit der Kant'ſchen Lehre zuſammen, welche die ſinnlichen und gemüthlichen Eigenſchaften unſerer Natur, Empfindung und Leidenſchaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf ſolche, alſo eigentlich die wirkſamſte Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berückſichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegenſätze ſcharf von einander ſchied und die moraliſche Würde des Menſchen wie die intellektuelle Seite der Kunſt, zwar einſeitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe ſeiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erſter Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Inſtinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demſelben Princip wurzelt auch die geiſtige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erſcheinung dieſer eigenthümlich

menſchlichen, edlen Natur. Dieſe Humanität iſt das eigentliche Element Schiller's, ſeines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Anſicht Kant's trug er zugleich ſeine eigene, menſchlichere, in die weiteſten Kreiſe; er predigte ſie lehrend und dichtend, durch ihn vor allen wurde ſie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wiſſenſchaftlich betrachtet, dieſes humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretiſchen Vollendung führt. Eben dieſe Verſöhnung des Geiſtigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und ſchon in ſeinen früheſten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinſame Streben iſt es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieſer den Ruhm davongetragen, dieſe Anſchauungsweiſe ſo ausgebreitet zu haben, ſo hat jener ſie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philoſophie der Sprache, ein wiſſenſchaftliches Fundament in dieſer Richtung begründet. Schiller drang, ſeiner Natur gemäß, vorzüglich auf die ſittlichen und äſthetiſchen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geiſt, ſuchte die Totalität der Menſchennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturſeite des Geiſtes mehr in ſeinen Geſichtskreis ziehen und die Reſultate alsdann nicht ſowohl in die Sphäre des Sittlichen beſonders, ſondern in alle Gebiete der praktiſchen Philoſophie und auch in das praktiſchſte, in die Politik, verfolgen. Es iſt ein Fehlſchuß, den Humboldt von ſeiner Natur auf die ſeines verewigten Freundes machte, wenn er ſich verwundert, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägе. [2]) Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieſer

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 38 u. f.

Gegenstand — „die entschieden primitivste Emanation der menschlichen Natur" — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Ansichten über den Ursprung der menschlichen Entwicklung zurückgekommen sein. Allein gerade dieses Gebiet konnte den schaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für seinen apostolischen Trieb keinen Gegenstand und kein Hülfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und so außerordentlich receptiver Geist sein, eine Forschernatur wie Humboldt. Daher ist es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimnisse eindringt, die die Natur des Menschen darbietet, als Schiller, der die Lösung oft mehr divinirte, die Wahrheit gleichsam als Postulat ergriff. Dennoch aber waren sie einander in dieser Grundrichtung so nahe, wie es bei solcher Verschiedenheit des geistigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen wesentlichen Unterschied, daß Schiller in seinen Dichtungen und Untersuchungen die erhabene Seite und die menschlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geistes und der Sinnenwelt zu erfassen sucht. Denn trotzdem führen Beide die Erscheinungen auf ihren rein menschlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das sittliche Ideal *begeistern*, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen *wohnt*, so zeigt es doch nur die verschiedenen Aufgaben, die diese innerlich verbündeten Geister, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meisten schwinden die unterscheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem sie auf gleiche Weise hingezogen wurden — auf dem ästhetischen. Hier fallen auch ihre Forschungen am auffallendsten zusammen, hier begegnen sie sich in ihren merkwürdigsten Sympathien, und der Durchbruch, den sie hier aus den Fesseln des Kant'schen Systems fanden, ist so gleichmäßig,

daß man nicht leicht bestimmen möchte, was sie darin ihrem eignen Geistesgange oder ihren gemeinsamen Untersuchungen dankten. Vertiefen sie sich dann auch in verschiedene Zweige dieses Gebiets, so scheint es fast, als hätten sie sich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forschung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philosophische Aesthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünstlerische Absicht, die jedem schönen Organismus zu Grunde liegen muß, um diese nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieses höchste Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geist und die Natur schroff auseinander hielt, und die Totalität unsers Wesens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieses Wesen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunst. Dennoch barg schon die Richtung dieses Weisen auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieser Gegensätze gegeben sei, wenn er auch diese Einheit vorerst nur als die Auflösung widersprechender Kategorien des Denkens zu charakterisiren vermochte. Damit war noch kein objektives und somit praktisches Gesetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgesprochenen Willen nun, dieses Gesetz zu erfassen, schritt Schiller, von Kant aus, zu eignen ästhetischen Forschungen. Der gleiche Instinkt führte Humboldt zu tieferer Erfassung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorstellungen befangen, Vorstellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kant'schen Standpunkt überkommen sind, sondern die zum Theil aus ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechselwirkung Beider entsprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunſtphiloſophie zu legen. Die ſpätere Philoſophie hat dieſe Erbſchaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meiſt ſogar, ohne ſie zu kennen. Erſt Hegel hat das große Verdienſt unſers Schiller um die philoſophiſche Aeſthetik offen anerkannt; [3]) deſſen Genoſſen aber, den Verfaſſer der „äſthetiſchen Verſuche," erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieſes Fortſchritts macht. Wie viel verdankte Schiller ſeinerſeits der ſichern Anſchauung und den Künſtlergedanken Göthe's, welche man nur auf den ſpekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerſeits das Verdienſt und die Selbſtſtändigkeit ſeines philoſophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „äſthetiſchen Verſuche" (über Herrmann und Dorothea) im Manuſkript geſendet hatte, erklärte er offen: „Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunſtrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet." Wer, wie Humboldt, ſchon im vierundzwanzigſten Jahre und lange vor dem Erſcheinen der betreffenden Abhandlungen ſeines Freundes Schiller ſo tief in den Mittelpunkt dieſer Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) geſehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, ſondern ſelbſt Genoſſe Schiller's. Anders verhält es ſich ſchon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch ſie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher ſie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mittelſt der Geſetze der Phantaſie, in ſpecifiſcher Art auf die Totalität der menſchlichen Natur zu wirken und ſo das rein Menſchliche in uns zu entwickeln — iſt die Auf-

3) Aeſthetik, B. 1. S. 80—82.

gabe aller Kunſt. Auf demſelben pſychologiſchen Wege alſo, den Kant ſie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geſchmacksкriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunſt," ſagt Humboldt (Aeſthetiſche Verſuche. S. 8) „iſt die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Geſetzen productiv zu machen; und dieſer ihr einfachſter Begriff iſt zugleich auch ihr höchſter." Auf dieſen höchſten Begriffen arbeiten alle Anſichten dieſer Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einſeitige Formel, an der ſie ſelbſt noch feſt hielten, um einzelnen, hoch idealiſchen, aber zu abſtrakt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanſchauung ſchon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide ſich in den Göthe'ſchen Dichtergenius verſenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieſer äſthetiſchen Theorien anlangt, ſo haben wir ſchon anerkannt, daß Schiller das Meiſte zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er beſonders um einen Theil der Aeſthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächſt damit zuſammenfällt, das Tragiſche, ſich unleugbar große Verdienſte erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir ſehen werden, mehr die generiſche Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epiſchen zu, welches ja überhaupt dem reinſten Gattungsbegriff des Schönen am nächſten ſteht. Daher iſt auch Humboldt's Forſchen auf das allgemeine Weſen der Kunſt umfaſſender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epiſchen noch gründlicher erſchöpft, als jener das der Tragödie.

Während ſie auf ſolche Weiſe das Reich des Schönen theoretiſch unter ſich getheilt hatten, hingen ſie doch in ihren äſthetiſchen Lieblingsrichtungen wieder ganz zuſammen, und gerade in dieſen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

deſſen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt iſt. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktiſche ſowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine ſo neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrſchendes Element der Schiller'ſchen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'ſchen Muſe beſonders eigenthümliche Streben, den Erzeugniſſen der Phantaſie den Charakter der reinſten Geſetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkührlichen, in Inhalt ſowohl als Form, zu geben. Obwohl in dieſem Streben ein höchſtes Kunſtideal bezeichnet iſt, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichſte Klippe für ein Dichtervermögen, das ſo eng an die Intellektualität geknüpft iſt, und aus ihr ſo vorwiegend ſeine Nahrung zieht, wie das Schiller'ſche. Gar leicht verführt eine ſo ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochſtrebenden, aber wahrhaft poetiſchen Natur- und Künſtlerſinn drohen — ſobald nämlich die Bedingung alles Poetiſchen, die Anſchaulichkeit der Darſtellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichteriſchen Geſtaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein ſolches Ziel gerichtet iſt, dann noch zu theoretiſchen Irrthümern und falſchen Maximen. Dieſen Klippen iſt auch Schiller's Dichtung, ſo wie ſeine und ſeines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß ſie mit dieſem idealen Sinne doch ein ſo offenes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunſtgeiſte der Griechen, in dem er das höchſte Muſter erkannte, jederzeit auch an das erſte Gebot alles dichteriſchen Schaffens gemahnt wurde und dieſe

Mahnung unwillkührlich auf den andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in deſſen Anſchauen ſie ſich verſenken, an deſſen noch friſchem Quell ſich laben konnten, ein eindringliches Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beiſpiel ganz aus eigenem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Geſetzmäßigkeit eingeſchlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, ſchon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erſt Göthe's mächtiger Vorgang in ſeinen italieniſchen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchſte Entwicklung hervor und erſt der perſönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angeſehen. Als Göthe ſeinen Briefwechſel mit Schiller herausgab, ſprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß dieſe Sammlung ein willkommenes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entſtehung von Schiller's beſſern Werken anſchaulich werde und wie er ſich an Göthen heraufgebildet habe. [4]) Dennoch haben Schiller und Humboldt dieſe Einflüſſe ihres Naturells nie ganz überwunden. So ſehr ſie auch mit den Jahren in ihrer Kunſteinſicht fortſchritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung ſie in dieſer Hinſicht unter den Deutſchen einnehmen! — gewiſſe einſeitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unſerm Humboldt zeigen ſich dieſe Einwirkungen namentlich, ſo oft er mit didaktiſchen und ſymboliſchen Dichtungen zu thun hat. So ſcheint es, als habe der Eindruck der Schiller'ſchen Poeſie ihn nie zu einem ganz entſchiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen laſſen, wiewohl er auch ſo der Wahrheit oft ziem-

4) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, unterm 26. Juli 1826.

lich nahe kommt. In ſpäten Jahren wirkte ſogar die philoſophiſche Dichtung der Indier, nicht blos der Gehalt, ſondern ſelbſt die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor ſeinem Tode noch ſagen kann, Göthe ſei gleich groß in ſeinen früheſten und ſpäteſten Werken, ſo ſcheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber ſchon vertrockneten Phantaſie und eines zu ſpät und zu greiſenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichterwerken in Vergleichung zu ſtellen, die lieber gar keine als eine ſolche Fortſetzung wünſchen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig ſo kunſtſinnige Deutſche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menſchen und Geiſt, in ſo hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für ſein Kunſturtheil. Er überſchätzte den äſthetiſchen Werth mancher Dichterwerke, wenn ſie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'ſchen Poeſien wirklich thun, das Gebiet der Poeſie ſelbſt zu erweitern ſchienen. Unleugbar iſt es, und aus der hier beſprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweiſe ſeines großen Freundes faſt immer haften blieb, nie ganz eingeſtand, und einzelne von deſſen Dichtungen von Seiten ihres künſtleriſchen Werths ſehr überſchätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefern Werth dieſes Dichters zu einer Zeit ſchon zu würdigen und ſelbſt vor der Wiſſenſchaft geltend zu machen wußte, wo eine einſeitig äſthetiſche Kritik faſt nur an ſeiner Schattenſeite verweilte und oft genug vornehm auf ihn herunterſah. Wir können durchaus nicht alles unterſchreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, ſagt; wir müſſen einen guten Theil der äſthetiſchen Einwürfe gegen deſſen Dichtungsart ſowohl als

gegen einzelne seiner Dichtungen gelten lassen, wir dürfen auch zugestehen, daß Humboldt sich die Ursache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgesprochen hat; allein andrerseits ist ihm auch das Verdienst nicht abzusprechen, daß er, früher und vollständiger und umfassender, als irgend einer seiner Zeitgenossen, die großartigen Eigenschaften desselben sich klar gemacht, und auf sie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewiesen hat. Was Göthe instinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das suchte Humboldt kritisch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz seiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn sie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel sein sollte, als sie es in der Wirklichkeit ist.

Man könnte sagen; Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Dichtergenius hat fast dieselben Verdienste und dieselben Mängel wie dieser selbst. Sie ist groß und von entschiednem Werth in der Darstellung des dichterischen Geistes und der Großartigkeit und Fülle seiner subjektiven Begabung; sie ist unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein ästhetischen Form. Wir können dies nicht anders veranschaulichen, als indem wir Humboldt's Aussprüche mit unserer eigenen Ansicht über den großen Dichter zusammenstellen — einer Ansicht, die im Grunde nicht neu und am umfassendsten von Hoffmeister entwickelt worden,[5]) die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verschiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile seines Werks: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern besonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller stützen, weil hier der Gegenstand am ausführlichsten behandelt ist und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der seine Macht doch auch auf den besonnensten Denker und Kritiker äußert, sondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten ist.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkührlich auch zu Göthe geführt, wie man sich des Erstern erinnern muß, um sich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer specifisch verschiedenen Dichtergröße, ergänzen sie einander, nicht blos durch ihre Wirkung auf die Cultur unserer Nation und des Zeitalters, sondern auch durch die entgegengesetzten Richtungen ihres dichterischen Vermögens. Dennoch weist auch dieser Gegensatz auf eine gewisse Einheit, das unterschiedene Gewicht auf eine gewisse Gleichheit zurück, denn sonst würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangensten Gemüther äußern, so unerklärlich sein, wie die Wechselbeziehung, in welche sie für uns treten, so oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfassen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrene, auf Männer und auf künstlerische Geister — es giebt doch eine große Classe von Menschen, die wenn schon meist mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch ist die Entwicklung dieser Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unsrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienst. Wenn irgend Jemand, so kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiser dienen. Denn wer hat größere, unparteiischere Empfänglichkeit in diesem Punkte besessen, als er? In dem Sonett was wir

oben gelesen, spricht er diesen ungetheilten Enthusiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Prosa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller sind ihm strahlverwandte Zwillingssterne. Wo er von dem Einen spricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erschienenen dritten Theil von Göthe's italienischer Reise Veranlassung, auch die Eigenthümlichkeit dieses Dichters noch einmal zu charakterisiren, doch auch da gedenkt er seines Schiller. Ist es ja doch nicht diese oder jene Eigenschaft und Manier, nicht dieser oder jener Grad der Anschaulichkeit und Gesetzmäßigkeit der Darstellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlichem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen." „Ich brauche," sagt Humboldt bei eben diesem Anlaß, „keine der Stellen und Gedichte Göthe's nahmhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, daß sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser Art Göthen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?" [6]) Diese Macht kann so gleich sein, bei sonst so großer Verschiedenheit Beider, weil alles

6) Werke, II. 233–34.

Dichteriſche einem und demſelben Urquell entſtrömt! Im innerſten Kern des Weſens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die dieſen Namen im höchſten Sinne verdienen; in dem Maße dieſer Urkraft ruht der Grad dieſer Verwandtſchaft; ſelbſt das Streben, dieſen innern Drang auf die reinſte und höchſte Art zu manifeſtiren — geſellt ſich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß dieſe, ſo zu ſagen, innere Poeſie bei dieſem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet iſt. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geiſtesſtimmung den gehörigſten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darſtellungskraft vorausſetzt, ſo wird die Wirkung Beider am Ende gleich ſtark ſein. Selbſt wenn der Eine in der Fähigkeit ſeine innere Welt in anſchaulichen und individuellen Darſtellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, ſo wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künſtleriſchen Hervorbringens und, abſolut genommen, in der Dichterfähigkeit zurückſteht, Jenen doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe ſeines Subjekts und ſeines innern Vermögens in dem Grade zu verſtärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künſtleriſchen Schaffens mangelt. Damit iſt gar nicht geſagt, daß er einer großen Fähigkeit des anſchaulichen Geſtaltens überhaupt entbehren könne. Denn dieſe iſt und bleibt die Grundbedingung alles dichteriſchen Hervorbringens und das erſte Kriterium aller künſtleriſchen Leiſtung. Auch wird der eigentliche Kunſtwerth und die ſpezielle Kunſtwirkung der Leiſtungen zweier in ſolcher Art unterſchiedenen Dichter, d. h. die abſolute Dichtergröße, nie die gleiche ſein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche ſein, ſobad es jener, auf der einen und noch dazu entſcheidendſten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen ist, den innern Besitz unendlich zu steigern und die Darstellungskraft noch so viel als möglich zu bilden. Nie wohl ist Beides einem Geiste, der in diesem Falle war, so gelungen, als Schillern. Daß er in diesem Falle war, spricht auch Hoffmeister, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller," sagt er, „näherte sich der reinen Form poetischer Darstellung, ohne sie vollkommen zu erreichen, und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, behauptet Göthe einen entschiedenen Vorzug, welcher allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller sonst vor Göthe voraus hat." [7]) Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller selbst sich in seinen muthvollsten Augenblicken versprach, Göthen nicht unterordnet, sondern im gewissen Sinne gleichstellt, dies verdankt er dem unablässigen Ringen, seine angeborene großartige Natur im außerordentlichsten Grade zu entwickeln, zugleich aber auch sein ursprüngliches Dichtervermögen zur möglichsten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, seine Fähigkeit so zu steigern. Die Wirkung des Erhabenen ist ohnehin sicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel seiner Darstellung leichter bedecken, um so sicherer, je mehr er jenen innern leidenschaftlichen Drang geistig und sittlich veredelt hat und jemehr er die Begeisterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leser überzuleiten im Stande ist. Ein gewisser Grad von Begeisterung waltet in jedem Dichtwerk; sie wird auch in jedem stellenweise stärker hervortreten; doch im vollendeten schönen Kunstwerk wird sie das Ganze nur leise durchdringen, nur mittelbar — durch die schöne Gestaltung, wieder

7) Hoffmeister, a. a. O. III. 242—43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn ſelbſt zu vernehmen berechtigt iſt, nicht aus ſeinem Verſteck hervor will, oder wenn er in ſolchem Falle, eine zu kühle Begeiſterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung ſeiner Kunſt verdoppeln, je ſtärker ſeine innere Begeiſterung iſt, je unmittelbarer er ſie walten läßt. Er wird damit manchen Verſtoß vergeſſen machen. Allein er wird auch ſo ſich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetiſch und tumultariſch zu werden. Je mehr er aber durch ſein Subjekt den Ausſchlag geben muß, deſto mehr wird er ſtreben, dieſem den reichſten Gehalt und die höchſte Würde zu verſchaffen, und indem er dieſe Würde und dieſen Gehalt dichteriſch offenbart, gleichſam das Gebiet der Kunſt ſelbſt zu erweitern, das er in den ſtrengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht ſo befähigt ſein würde. In dieſem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleiſtet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterſtützt, die ihn inſtinktmäßig auf dieſen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit deſſelben ſich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Menſch ſtritten ſich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch ſchon in ſeinem roheſten Auftreten auf die ſpätere Entwicklung hindeuten. Es iſt nicht eine einzelne Eigenſchaft, es ſind alle zuſammen, die ihm dieſe individuelle Größe, ſeiner Dichtung dieſe Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen ſeines Geiſtes wie ſeines Dichtervermögens zuſammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Weſentlichſten der Kunſt aber, in der Anſchaulichkeit der Darſtellung und Individualiſirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einzelnen Momenten. Da er aber ſo vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, so konnte er sich mit Recht vorhersagen, daß die Rechnung sich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man sie in ihrer Totalwirkung und ihre einzelnen Kunstleistungen nach dieser, so muß man sagen: sie hebt sich wirklich. Nur, wenn man streng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann sinkt die Waage doch etwas zu Gunsten des genialeren Genossen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anstrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unserm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er signalisirt ihn namentlich als den Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äußersten Tiefen zu senken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengestanden, als daß er nach etwas noch Höherem gestrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“[8]) Diese Stelle enthält so ziemlich den Kern seiner Ansicht über Schiller, somit den Keim dessen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Diese Ansicht ist auch an sich begründet, sie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erstrebte, erklärt allein die Mängel seiner Dichtart nicht, sondern diese müssen wir zum großen Theil aus seinem Dichtervermögen selbst herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entschuldigt nämlich den Mangel der anschaulichen Gestaltung nur so weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen sein würde, ihm diese zu geben. Daß dieses aber in vielen

8) Ges. Werke, I. 101—2.

Fällen möglich war, hat er selbst am besten durch Beispiele bewiesen, in denen auch er solche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anschaulichen Gestaltens aber, die wir Schillern nachsagen, hat Humboldt, wie wir gleich sehen werden, nie zugestehen wollen, und darin liegt sein Irrthum, die Ueberschätzung der ästhetischen Form des Dichters. Desto glücklicher erfaßt er den Charakter desselben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie," sagt er (Vorerinn. S. 9—11) „kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft... Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete.

Dieſe Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muſen abſprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die ſich ihrer ſelbſt bewußte Arbeit des Geiſtes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur [?] die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlaſſung zu einem ſolchen Tadel darbieten konnte." Dieſe intellektuelle Größe erzeugt nicht den Tadel, ſondern mildert ihn vielmehr, ja von der großen Mehrzahl unſerer Nation wird überhaupt ein Mangel dieſer Art, zum Theil gerade wegen dieſer Größe, gar nicht erkannt werden. Der Deutſche ſucht im Kunſtwerk eine gewiſſe Macht und Fülle von Ideen, auch deshalb iſt Schiller der nationalſte Dichter. Eine größere Innerlichkeit liegt überhaupt im neuern und vorzüglich im deutſchen Charakter; wir, auf unſerm Standpunkt, ſetzen jedoch hinzu, im nordiſchen zugleich ein geringerer Sinn für das eigentlich Schöne. Daher wir die Kunſt zwar zur höchſten Würde emporzuheben ſtreben, nicht ſelten aber gerade durch dieſes Bemühen ihr eigenſtes Weſen zerſtören. Humboldt ſchließt, auf einer Seite ſeines Weſens, ſich ganz dieſem deutſchen Standpunkt an. „Die Kunſt," ſagt er, „und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, iſt keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutſchen, gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten als groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neueren Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie

und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit, und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen." (Vorerinn. S. 34 — 37). Eine herrliche Stelle, und doch nicht ohne gefährlichen Inhalt für den Dichter! Die Identitat

dieſes Urſprungs völlig zugegeben, gehen beide Thätigkeiten, Philoſophie und Dichtung, doch in ſo auseinander laufende Bahnen, daß beide ihr ſpecielles Weſen zu verlieren fürchten müſſen, wenn die eine zugleich auch die andere mit in ſich faſſen will. Allerdings iſt die immerwährende Wechſelbeziehung Beider bei den Deutſchen mehr als bei allen andern europäiſchen Nationen zu finden, und es mußte unter ihnen wohl beſonders glänzende Erſcheinungen geben, die dieſe Wechſelſeitigkeit ganz eigentlich repräſentiren. Für die Dichtkunſt iſt auch die Möglichkeit einer Erweiterung in dieſer Richtung allerdings gegeben. Wie aber bei der poetiſirenden Philoſophie die Vernunft immer Gefahr läuft, ſo bedroht wenigſtens die intellektuelle Dichtung den Geſchmack. Die erſtere dieſer Gefahren mag größer ſein; bei der zweiten wird man wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß es eine iſt. Nur eine ſo große Erſcheinung wie Schiller vermag für die Einbuße, die wir leiden, ſolchen Erſatz zu bieten. Wie es aber ſchwächeren Kräften ergeht, das haben uns einzelne ſeiner Nachfolger ſchon hinlänglich bewieſen. Nein! die größere Tiefe des Gedankens und der Empfindung, die unſre deutſche Poeſie ſelbſt vor der griechiſchen auszeichnet, ſoll uns nicht verlocken, den Erfolg in der unbedingten Vermiſchung der philoſophirenden und dichteriſchen Kräfte zu ſuchen. Verehren wir den Einzelnen, der auf dieſem Wege etwas ſo Großes leiſtet wie Schiller. Hüten wir uns aber, aus der Ausnahme ein Geſetz, aus dem ſeltenſten Phänomen eine Gattung im weitern Sinne zu machen. Sind doch ſelbſt unter Schiller's Werken diejenigen die poetiſchſten, in denen ſeine intellektuelle Größe ſich am wenigſten betheiligt zu haben ſcheint oder wo ſie, wie in dem begrenzten Gebiet des Lehrgedichts und der Ideendichtung, recht eigentlich an ihrem Platze iſt. Auch glaube ich feſt, daß nur Schiller es war, der Humboldt in dieſen Sätzen beſtärkte, denn ſobald er nicht von ihm ſpricht, iſt auch von dieſer ganzen Betrachtungsweiſe nur ſelten eine Spur zu finden.

Hören wir ihn jedoch weiter. „Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger [?] frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise [ganz gewiß!] kein älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben." . . . „Was ihn daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, es ist ganz eigentlich Uebermacht." (A. a. O., S. 62—64).

Humboldt behauptete, Schillers Dichtergenie sei zugleich eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt, und allerdings kann man dies von ihm noch in einem eminenteren Sinne als von allen großen und originellen Dichtern sagen. Durch seinen überwiegend philosophischen Drang steigerte er den Begriff der sentimentalen oder modernen Dichtung zu einer bis dahin nie dagewesenen Höhe, denn er nahm für den dichtenden Geist Regionen in Anspruch, die man bis dahin beinahe unvereinbar mit dessen Wirken geglaubt hatte. Von den Gefahren, die ihn dabei umgaben, ist schon die Rede gewesen. Er hat aber diese Schwierigkeiten in einem hohen Grade besiegt, und insofern ihm dies gelungen, thatsächlich die Grenzen der Poesie erweitert, und

ihr damit und durch den wunderbar ſittlich idealiſchen Trieb einen Charakter gegeben, der die Poeſie ſelbſt an etwas noch Höheres anknüpft, ſie, wenn man ſo ſagen darf, zum Träger von etwas Heiligem und Uebermenſchlichem macht. Unleugbar aber iſt er damit auch dem Geleiſe des eigentlichen Dichterberufs entrückt worden. Denn indem er von dieſem Berufe ein Ideal aufſtellt wie vor ihm Niemand weder denkend noch dichtend gethan, und darnach die Poeſie einem noch Höheren unterordnet, entreißt er ihr einen Theil ihrer Selbſtberechtigung und ſetzt das, was vollgültig genug iſt, um ſelbſt Zweck zu ſein, in gewiſſem Sinn zum Mittel herab. Humboldt hat ganz Recht gehabt, ihn den Modernſten unter den Modernen zu nennen. Schillers Dichtung trägt ein Gepräge an ſich, das ſie von allen ältern und neuern, naiven und ſentimentalen Dichtern unterſcheidet. Er ſteckte ſich ein Ziel, das zwar allen neuern Dichtern in gewiſſem Grade vorſchwebt, da ſie, bewußt oder unbewußt, an Gehalt zu erſetzen ſuchen, was ihnen an der Schönheit der Form abgeht, das aber in ſolchem Maße wie Schiller kein Dichter älterer oder neuerer Zeit erſtrebte. Und gewiß hat er auf dieſem Wege eine ganz originelle Größe erreicht, er iſt der Liebling einer Nation geworden, die gerade das am meiſten in der Dichtung ſucht, das am höchſten ſchätzt, was er ihr bietet. Er hat dieſer Nation damit die ſegensreichſten Impulſe für ihr geiſtig ſittliches, zum Theil ſelbſt für ihr kräftiger Anregung ſo bedürftiges nationales Leben gegeben. Er iſt aber auch in anderer Hinſicht der Modernſte unter den Modernen, der deutſcheſte unter den deutſchen Dichtern geworden. In der Richtung der Modernen liegen verſchiedene Elemente, die vernichtend auf alles Poetiſche wirken; darunter auch ſolche, die der Dichtung zwar einen höhern Gehalt zuführen, endlich aber das zarte Gefäß zerſprengen. In dieſer Gefahr

ſchwebt namentlich die deutſche Poeſie: ihr Feind iſt der Idealismus und die Formloſigkeit, wie der Feind der franzöſiſchen Poeſie der Materialismus und die geſellſchaftliche Convenienz iſt. Beide Richtungen zerſtören zuletzt das Weſen der Poeſie, und, indem ſie den Zweck zum Mittel herabſetzen, eben ſo die Form. Sind die Franzoſen nur ſelten zur Poeſie durchgedrungen, ſo ſind die Deutſchen faſt immer bedroht, mit ihren höchſten Leiſtungen an die größten Verirrungen zu ſtoßen und nach einer Epoche der Macht und Herrlichkeit nur zu ſchnell in langdauernde Unkraft zu verſinken. Oder will man leugnen, daß Schiller, ein ſolcher Glanzpunkt unſrer claſſiſchen Epoche, zum Theil auch der Schlußſtein dieſer Periode iſt; daß er, wie mit den größten Tugenden und Talenten, auch mit vielen Mängeln vorleuchtet, die eine ſchwächere Nachkommenſchaft ſich viel leichter aneignete, als jene Tugenden und Talente? Wenn in der Folge, wie es leider faſt den Anſchein hat, die Poeſie von den entgegengeſetzten Richtungen her immer mehr in die Enge getrieben werden ſollte, dann dürfte die urtheilende Nachwelt der Größe wie der Mängel unſeres Schiller noch viel öfter und aus ganz andern Urſachen gedenken und ſich mit inniger, aber doch getheilter Empfindung an Humboldt's Wort anſchließen: Er war der modernſte Dichter unter den Modernen.

So faßt denn Humboldt die Dichtung und das Streben ſeines großen Freundes faſt durchweg von der Lichtſeite auf, er thut es aber mit ſolcher Hingebung und Unabſichtlichkeit, in einem ſo großen, edlen Sinne, daß wir manchmal Mühe haben, unſer eignes Gefühl einem ſolchen Fürſprecher gegenüber feſt zu halten. Es iſt kein geringes Glück für Schiller, den allerdings nur von der ausſchließenden und beſchränkten Aeſthetik hintangeſetzten, großen Schiller, auch unter den Geiſtern ſeiner Zeit noch einen ſolchen Vertreter gefunden

zu haben. Dafür iſt auch Humboldt's Name ſo eng mit dem Schiller's verknüpft, wie Pylades mit Oreſt; ſo lange das deutſche Volk dieſen Dichter liebt und ehrt, wird es auch dieſes Genoſſen dankbar gedenken. Allem, was die Schlegel und Tieck und Solger und die neueſten Schulen an Schiller getadelt haben, wird ein gerechteres Urtheil Humboldt's Stimme entgegen ſtellen, die allein hinreicht, jenen Kritikern Widerpart zu halten. Der Unbefangene erfreut ſich der tiefſinnigen Würdigung des edlen Dichters, ſelbſt wo ſie der ſtrengen Forderung nicht ganz Stich hält, während ihm die Stimme jener vornehmen Kritiker oft kleinlich und krittlich erſcheint. Denn nur die Liebe hat das Recht mit der Größe zu hadern, und viel weniger entziehen wir uns einem hingebenden und geiſtvollen Enthuſiasmus, als der Kälte, die da nur mäkeln will, wo für uns Andere ſo viel zu bewundern bleibt.

Humboldt's Einfluß auf Schiller fällt gerade in die Jahre, wo dieſer den Uebergang aus der Spekulation, die ihn lange genug gefeſſelt hatte, in eine neue, d. h. in die letzte Epoche ſeiner Dichtung ſuchte. Wir werden demnächſt dieſe Zeit durchwandeln, und werden ſehen, wie groß dieſer Einfluß war. Humboldt war es, der Schillern, als dieſer merkwürdiger Weiſe ſchwankte, ob er mehr für das Dramatiſche oder für das Epiſche geboren ſei, entſchieden auf die Tragödie wies und dadurch das ernſte Angreifen des Wallenſtein entſchied. Schiller vergaß es nie, was ihm Humboldt geweſen war. Noch im Jahre 1805, alſo am Ziel ſeiner großen Tragödenlaufbahn und wenige Wochen vor ſeinem Tode (2. April), ſchrieb er ihm nach Rom: „Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind, es iſt ein erlaubter Wunſch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft

in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekte herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Der Antheil eines solchen Rathgebers und Richters mußte Schillern in dieser Uebergangsepoche doppelt werth sein — in einer Zeit, wo er, von einem hohen Ideal erfüllt, zaghaft zur Ausübung zurückkehrte und manchmal ganz an seiner Begabung zweifelte. Durfte er hoffen, etwas wahrhaft Großes und Unvergängliches zu schaffen, wenn er es Göthe'n, mit dem er sich nun stets verglich, nicht in Allem gleich thun konnte? Durfte er sich überzeugt halten, etwas voraus zu haben, „was sein sei und Göthe nie erreichen könne, so daß Göthe's Vorzug ihm und seinem Produkt keinen Schaden thun werde?" In seinen muthvollsten Augenblicken hielt er sich dessen gewiß, aber wie sehr bedurfte er oft auch einer bestärkenden Zusprache, wenn ihn ängstliche Zweifel dieserhalb verfolgten. Er bedurfte aber eines geistig hochstehenden Zusprechers, denn einen Andern hätte er nicht achten können — eines Geistes, der bei der innigsten Sympathie für Schiller's hohe Dichtungsweise, Haltung genug besaß, von der Anschauungsweise des genialen Freundes und von dessen Vermögen doch nicht fortgerissen zu werden, sondern dabei immer noch eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. Und da es für Schiller eine Nothwendigkeit war, über solche zweifelhafte Punkte zu einer theoretischen Entscheidung zu gelangen, bevor er muthigere Versuche wagte, so mußte der Rathgeber ein Mann sein, der in die Tiefe dieser Diskussionen einzugehen, sie zu fördern, sie mit kritischem Geiste zu begleiten vermochte. Und da diese Erörterung am Ende auch ein Theil der ästhetischen Einsicht war, der Schiller sich zu bemächtigen suchte, so

mußte dieſer Genoſſe an der Bewältigung dieſer Materien überhaupt Theil haben. Es galt das Weſen des Schönen in ſeiner Tiefe wie Mannigfaltigkeit zu begreifen, und ſo auch Schiller's Eigenart ihren Platz, und einen Platz ſelbſt neben Göthe, zu finden.

In allen dieſen verſchiedenen Richtungen leiſtete unſerm Schiller Niemand ſo viel, als Humboldt; ſelbſt Körner, der Vater des bekannten Dichters dieſes Namens, ſonſt der treueſte Freund und in früheren Jahren der vertrauteſte Rathgeber Schiller's, ſtand dieſem in jener entſcheidenden Kriſis nicht ſo nahe, und wenn er von der äſthetiſchen Seite Schiller's Mangel klarer durchſchaute, ſo war er doch im Allgemeinen keine Schillern ſo verwandte und ebenbürtige Denkernatur, wie Humboldt. Es ſcheint Körnern nicht gegeben geweſen zu ſein, ſich in die ſpekulative Aeſthetik zu vertiefen, oder einen Geiſt wie Schiller in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchdenken, oder ſeine Anſicht darüber umfaſſender zu entwickeln. Ein ſolcher Genoſſe jedoch war Humboldt für Schiller, ein ſolcher Fingerzeig für die Zeitgenoſſen. Körner hatte allerdings noch mehr Beruf als Humboldt, Schillern auf das zu weiſen, was ihm abging und noch mehr zu dem zu leiten, der ihm darin als Muſter dienen konnte. Aber dieſes Muſter ſchwebte Schillern ſchon hinreichend vor, er eiferte ihm nach, ſo viel er konnte. Je ängſtlicher ſich Schiller bemühte, ſeine Stellung neben Göthe theoretiſch zu begründen, deſto mehr ſcheint er zu verrathen, wie ſehr ihn dieſes Vorbild peinigte. Körner's Einwirkung war freilich auch von Werth. Da aber Göthe's Macht ſelbſt ſchon auf Schillern wirkte, ja manchmal vielleicht drückte, ſo bedurfte dieſer jetzt gerade eines Mannes, der ihm Selbſtvertrauen und Muth zu wecken, ſeine Natur und deren Vorzüge ganz zu würdigen vermochte. Dieſer Mann war Humboldt. Mitten in der Kriſis, deren Höhepunkt uns in

ſeinem Briefwechſel mit Schiller auf ganz unſchätzbare Weiſe vor Augen liegt, ſchrieb er unter anderm (23. Okt. 1795): „Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unſere Urtheile zu vergleichen. Körner's Brief beſonders hat mich ſehr intereſſirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit ſtimmt ſehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur ſcheint er mir Manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzuſehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünſchen, und überhaupt einen Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit gleichſam in die allgemeine claſſiſche Bahn zu wollen. So kann ich es nicht anſehen. Es ſtreitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß ſeine Eigenthümlichkeit aufſuchen und dieſe reinigen, das Zufällige abſondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen iſt an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch iſt eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber iſt gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen ſagt, kann ich nicht ganz unterſchreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteriſtiſche und über die Schönheit ſind mir noch nicht klar. Er ſcheint mir die letztere zu ſehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu ſetzen, da er ſo viel von der Verbindung des Ganzen ſpricht. Auch das Charakteriſtiſche und dies vorzüglich iſt darauf gerichtet und doch weſentlich vom Schönen verſchieden.“ Dann ſetzt er ganz entſchieden hinzu: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat auch mich oft beſchäftigt. Gerade Sie beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden. Das fühle ich jetzt ſehr deutlich.“

Das eben wollte Schiller hören, das wollte er von einem Geiſte wie Humboldt hören.

Doch gerade dieſen Einfluß Humboldt's hat man neuerdings — und namentlich von Seiten der würdigen Biographen Schiller's — als gefährlich für deſſen damalige Entwicklung oder die ſchnelle Entſcheidung jener Kriſis bezeichnet. Schwab nennt Humboldt den Geiſt der Reflexion und Reflexionspoeſie, der dem Dichter auf ſeinem Pfade zur Poeſie vom Geſchick als ein Dämon beigegeben worden, um ihn in ſeiner philoſophiſchen Richtung ſo lange feſtzuhalten, als es nöthig geweſen, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt habe, in ihm auszubrüten. [9]) Es ſei aber zuletzt doch hohe Zeit geweſen, daß dieſer philoſophirende Genius von ihm geſchieden und daß ihn Göthe, der Schutzgeiſt der Produktion, mächtig an der Hand ergriffen habe. Unter dieſem Humboldt'ſchen Einfluß würde Schiller fortdauernd in den Banden der Spekulation feſtgehalten worden ſein, die Reflexion würde ſich übermäßig in ſeinem Dichten behauptet, die Schulformel gar zu ſehr das freie Schaffen gelähmt oder es in einſeitigen Bahnen gefeſſelt haben. Die Ideendichtung, in all ihrer Herrlichkeit, aber auch äſthetiſchen Mangelhaftigkeit, würde den Dichter ganz in Beſchlag genommen haben, Erzeugniſſe aber, wie Wallenſtein und Tell und einige ſeiner Balladen, würden auf dieſem Wege nie zu Tage gekommen ſein. Nach dieſer Anſicht hat Humboldt namentlich die erſten Verſuche, die Schiller wieder im Dichten machte, viel zu beifällig aufgenommen und dieſen damit in eine Selbſttäuſchung gewiegt, die ihm, trotz ſeiner weiteren Läuterung, vielleicht auch für die Folge noch geſchadet habe. „So rüſtig," heißt es bei Schwab, „Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt empor-

9) Vergl. Schwab, Leben Schiller's. Stuttgart, 1840. S. 494 — 98, 535 — 37, 588.

klimmt, so macht es doch manchmal den Eindruck, als stünde auch er stille unter jener bewundernden Schaar, welche sich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um seinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dies ist besonders dann der Fall, wenn er schon frühere Produktionen seines Freundes übermäßig hoch stellt und z. B. bereits in der „Resignation" das eigenthümlichste Gepräge Schiller's in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache findet." ... „Am sichtbarsten lähmte dieser, unsrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, sondern jetzt auch äußerlich vom Schicksale beigegebene Reflexionsgeist seine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der Formel Kant's, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemessen sei." Darum sei es das höchste Glück gewesen, daß der rege Verkehr zwischen diesen Männern unterbrochen worden und dafür Göthe Schillern immer inniger an sich heran zog.

Göthe selbst mag, in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Schiller, auf die gemeinsamen Ansichten und Verhandlungen dieser Männer und ihr transcendentales Treiben mit Verwunderung geblickt haben. Schwab meint sogar, mit Unmuth. Ohne Humboldt anzuklagen, spricht Göthe selbst, in spätrer Zeit, ein gewisses Bedauern über Schiller's Zustand während der Periode aus, da er mit jenem so eifrig correspondirte. Humboldt besuchte Göthen im November 1823 und theilte ihm die Briefe mit, die Schiller an ihn geschrieben. „Es ist betrübend," sagte Göthe gleich darnach zu Eckermann, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch (wie Schiller) sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir die Briefe mitgebracht, die Schiller in der

unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Als ob die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus dem ſie gleichſam emporwächſt, nur irgend beſtehen könnte." .. „Es war," ſchließt Göthe, „nicht Schillers Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren." [10]) — Man ſieht, Göthe deutet auf denſelben Punkt, wenn er auch Humboldt dabei ganz aus dem Spiele läßt.

Ich glaube, daß wir in dem Vorangehenden eine ziemlich unbefangene Anſicht ſowohl über Schiller's Dichtungsweiſe als über ſeinen und unſeres Humboldt's äſthetiſchen Standpunkt dargelegt haben. Allein ſo weit zu gehen, wie Göthe oder der zuletzt genannte Biograph Schiller's, ſcheint mir übertrieben. Allerdings war Schiller in mannigfachen Täuſchungen befangen, als er die Verhandlungen mit Humboldt pflog, auf welche Göthe hier anſpielt, und gewiß war ihm der Geiſt der Reflexion gar oft im Wege, wenn er dichten ſollte. Dennoch können wir dieſe Zeit nicht eine „unſelige" nennen. Die philoſophiſche Anlage lag einmal in ſeiner Natur, ſie war unauflöslich an ſein Dichtervermögen gekettet. So durfte er denn auch nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er mußte den philoſophiſchen Entwicklungsproceß vollenden, in den er gerathen war, er mußte ſich, wie Hoffmeiſter ſagt, müde philoſophirt haben, um wieder dichten zu können. „Längſt war er mit ſich ſelbſt zerfallen, und erſt, nachdem er auf ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Natur wieder hergeſtellt hatte, konnte

10) Eckermann's Geſpräche mit Göthe, I. 89.

er wieder und zwar zu einer reiferen Dichtkunst zurückkehren.“ Wie sehr mußte er aber in diesem philosophischen Processe durch einen mitwandelnden Genossen, wie Humboldt, gefördert werden; und wenn er durch ihn auch, was wir nicht in Abrede nehmen, in einzelnen Irrthümern bestärkt wurde, so war er doch eine viel zu selbstständige Natur, als daß wir annehmen könnten, er würde, ohne Humboldt's Uebereinstimmung, nicht in Ansichten verharrt haben, die so tief in sein ganzes Wesen verflochten waren, wie die meisten hier in Rede stehenden. Und hat denn Humboldt nicht auch Einwendungen erhoben, wenn Schiller sich zu tief in gewisse Lieblingsansichten verbiß? — Wir sind auch darin ganz einverstanden mit Schwab, daß es für Schillern das höchste Bedürfniß war, sich an Göthe's Geist empor zu bilden. Dies war auch Schiller's eifriges Streben, von dem Moment an, als er mit „dem großen Genius unbedingter Poesie“ in nähere Berührung getreten. Allein vielleicht eben so sehr bedurfte er einer Sympathie, wie sie Humboldt entgegenbrachte, wenn er, in der Betrachtung der Göthe'schen Natur, nicht ganz an seinem eigenen Werth und Wesen irre werden sollte. Je größer der Mann ist, desto leichter verliert er das Vertrauen zu seiner Kraft, sobald er einmal inne geworden ist, was und wie viel ihm noch zur höchsten Vollendung abgeht. Sollte ein so großes Dichtervermögen, wie Schiller hatte, feiern, selbst wenn es ihm durchaus unmöglich gewesen wäre, etwas im höchsten Sinn Vollendetes zu erzeugen? Oder sollte er sich der philosophischen Mitgift, in welcher gerade ein guter Theil seiner Größe ruht, ganz entäußern, um nur das zu erzielen, was ihm seltner gelang, was er nie mit Gewißheit beherrschte? Und würde er sich so seines Wesens haben entäußern können, selbst wenn er es gewollt hätte? Würden wir, fragen wir endlich, die unvergleichlichen Erzeugnisse der Ideendichtung, die er, gerade

in der Zeit ſeines innigſten Verkehrs mit Humboldt, geſchaffen, würden wir dieſe miſſen wollen, ſelbſt wenn wir uns ſagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf ſeine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Dieſe Richtung lag in Schiller's innerſter Natur, ſie kam nur eben in jenen Jahren (1795—97) zur glänzendſten dichteriſchen Offenbarung. Vielleicht war es ſogar wohlthätig für Schiller's Muſe, daß ſie ſo auf einmal ſich in dieſer Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in dieſem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er ſich aber anſchickte, die Balladen zu dichten und im Wallenſtein vorzuſchreiten, dann war es allerdings günſtiger, daß Humboldt's theoretiſcher Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an dieſen didaktiſch poetiſchen Vorübungen ſeine Kräfte geſtählt und ſein Selbſtvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation geſichert, ſelbſt wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen ſein würde, auch mit Göthe zu wetteifern, als es ihm in der That noch gelungen iſt. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in ſo hohem Maße ſouverainem Geiſte ſich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zuſtandekommen eines Wallenſtein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müſſen, und doch dürften wir nicht überſehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie ſein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man alſo ſelbſt dann Urſache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künſtleriſcher Einfluß waren Schillern ſo unentbehrlich als der ermuthigende Zuſpruch und die kritiſche Genoſſenſchaft eines Humboldt.

Schwab ſtellt die Sache in zu draſtiſchen Gegenſatz, er ſieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als ſeiner allgemeinen, auch äſthetiſchen Fähigkeit und ſteht in ſeiner Auffaſſung Schiller's doch manchmal noch zu ſehr unter dem Einfluß der Kritik der romantiſchen Schule. Ich ſtimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird ſie auch in den oben entwickelten Anſichten wieder erkennen; aber ich geſtehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philoſophiſche Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günſtigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab ſcheint auch mit ſeiner eigenen Auffaſſungsweiſe in Widerſpruch zu gerathen, wenn er (S. 494) ſelbſt hervorhebt, daß Schiller dieſe ſchwierige Bahn der philoſophiſchen Selbſtorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter beſtimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſein, den es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangte", wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe dieſen Bildungsgang unſeres Dichters zum lauteren Schönen zu lenken beſtimmt geweſen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geſchick beigegeben worden, ihn ſo lange in dieſer Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich ſcheint man auch nicht in die Wagſchaale zu legen, daß Humboldt ſchon in dieſer Periode mit manchen Einſeitigkeiten Schiller's nicht einverſtändig war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und ſentimentalen Dichtung; daß man ſchon in dieſer Periode den Einfluß der irrigen Vorſtellungen, die er mit Schiller theilte, ſelten ſpürt, ſo oft er nicht eben Ideendichtungen oder

die Poeſie ſeines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denſelben Jahren, wo Schiller ſich von den unfruchtbaren Engen ſeiner Spekulation weit abwandte und ſich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philoſopheme ſich ganz entäußern zu können, Humboldt ſich ebenfalls von den frühern Feſſeln befreite und, fortſchreitend auf der theoretiſchen Bahn, die ihm zugewieſen war, in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philoſophie der Kunſt betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieſer Leiſtung herangewachſen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genoſſen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil beſtärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinſam mit Dieſem erſtrebt hatte, doch in den Jahren ihres engſten Beiſammenſeins noch nicht ganz erfaſſen konnte. Die äſthetiſchen Verſuche ſind Humboldt's entſcheidende That auf dieſem Gebiete. Da iſt keine Anſchmiegung an eine ihn perſönlich anmuthende Manier, ſondern die kühle Hingebung an das Höchſte, was die Dichtkunſt unſerer Tage geleiſtet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunſtſinnigen Forſcher unmittelbar zu den reinſten Principien. Schiller ſelbſt hat, wie wir ſehen werden, das Verdienſt dieſer That höchlich erkannt und von dem äſthetiſch kritiſchen Beruf unſeres Humboldt noch aufs günſtigſte geurtheilt, als er ſchon längſt auf ſeine eignen ſpekulativen Verſuche manchmal zu geringſchätzig herabſah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er ſich ſchon ſo hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebſten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit ſo oft geweſen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich geweſen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Maximen, sondern mit dem universellsten Sinn für Schönheit und Kunst gegenüberstand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch besonders in Anschlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmasse, wie sie Humboldt ihm darstellte, haben mußte. Philosophie und Kunst, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren sie in diesem Geiste vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntnissen eines solchen Freundes der schaffende Genius sich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es diesem solcher Ernst war, sein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild selbst, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der classischen Kunst in sich gesammelt hatte, einen Mann, der die schönen Formen des Antiken bis ins Einzelne studirt hatte und diese Schönheit auch in technischer Vollendung erreicht sehen wollte. An den schwierigsten Produkten Schiller'scher Ideendichtung einzelne Unvollkommenheiten aufsuchen, Verbesserungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in solchem Grade Geist und Kenner zugleich war, mit solcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit solchem Takt die sprachliche Hülle beurtheilen und mit solcher Kenntniß griechischer Kunstvollendung entgegnen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunst, den sinnigen Darstellungen, die Humboldt von dem Geiste der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft classischen Form näher rückten, bis in die kleinsten Außenseiten vollendet wurden. Göthe'n half er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller sich zuerst im elegischen Versmaß versuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm sehr zu Statten. Er theilte damals diesem die meisten seiner Gedichte vor dem Druck zur Durchsicht mit. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rücksicht auf Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann." Kurz darnach, als ihn die Xenien beschäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in seinem und in Göthe's Namen das Versprechen, daß er für eine große Correktheit, auch in der Prosodie, sorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen sorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorlesung der Göthe'schen Helena (im zweiten Faust) erregte bei Schiller Aufmerksamkeit für den Trimeter, er wünschte gelegentlich auch etwas in dieser Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig sei, sich etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. „Ich hoffe," schreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren." (26. Sept. 1800). Inzwischen bittet er sich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe sendet ihm auch, was er zu diesem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde sich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stünden so weit von der Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hinblicke, einen so großen Umweg vor sich sehe, daß man zufrieden sei, wenn man sich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beschäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigstens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck." (G. an S., 28. Sept.) [11]) Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufsatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den sendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'schen Uebersetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen seinen Wünschen entgegen kommen. (Ebendas., 30. Sept.) Diese Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen, nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechische Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des französischen Schauspiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anschauung der Sache beibrachten, sondern, was wir weit höher anschlagen als die Uebersetzungen aus Voltaire, zu denen sich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatische Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß ansahen, darüber ist gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigsten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umstand, daß Humboldt in seiner Kunstansicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja diesen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in solchen Ansichten bestärkte, durchaus kein so großes Gewicht legen. Die Lichtseite dieses

---

11) Doch zog er andre Male desto mehr Nutzen von der persönlichen Belehrung so verlässiger Männer. Auch Riemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) sagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Voß u. s. w. mehr gefördert als durch einsames Studium."

Verhältniſſes erſcheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu ſelbſtſtändig, um ſich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretiſchen hinreißen zu laſſen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weiſe zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo ſo viele Zeugniſſe vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller geweſen ſei. Humboldt hätte aber doch auch ſeine eigne Miſſion an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeiſter ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's", ſagt dieſer Biograph, „wurde er erſt für den Umgang Göthe's reif." [12])

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausſtellungen, die Schwab und beſonders Hoffmeiſter an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil ſeine Richtigkeit hat. Es iſt gewiß, daß derſelbe oft nur bei der Lichtſeite Schiller'ſcher Dichtungen verweilt. Auch über deſſen hiſtoriſche Arbeiten urtheilt er, nach unſerer Anſicht, viel zu günſtig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'ſchen Compoſition treffend erfaßt, [13]) allein er überſieht dabei, was dem Geſchäft des Geſchichtſchreibers ſtörend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeiſt und beſonders der dramatiſche Dichtergeiſt. Sagt er doch ſelbſt einmal, daß die Geſchichte nur ein Magazin für ſeine Phantaſie ſei und daß die Gegenſtände ſich gefallen laſſen müßten, was ſie unter ſeinen Händen würden." [14]) — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeiſter a. a. O., III. 5.

13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.

14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 341.

wo Humboldt den rein lyriſchen Klängen Schiller's eine eben ſo große Anerkennung ſpendet als den lyriſch-didaktiſchen. „Das blos Rührende, Schmelzende, einfach Beſchreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anſchauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet ſich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geiſterſtimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben ſcheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem ſanften Widerſchein erkennt.“ [15]) Von mehreren der hier genannten Gedichte kann man allerdings ſagen, daß ſie zu dem Beſten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen iſt, und es iſt ein ſehr treffendes Wort von Hoffmeiſter, wenn er einzelne ſolcher Stücke wie mit Abſicht in Göthe's Manier gedichtet anſieht, ſo z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieſes allgemeine Urtheil Humboldt's einſtimmen. Den meiſten dieſer Dichtungen iſt doch ein Beigeſchmack gegeben, der ihren reflexiven Urſprung verräth; dem einfachen Gefühle iſt oft die Bläſſe des Gedankens angekränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünſtelte Erguß, deſſen die deutſche Dichtung nun einmal mächtig iſt. Den allgemeinſten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungenſten lyriſch-didaktiſchen Erzeugniſſen der Schiller'ſchen Muſe mit wahrer Entzückung ſpricht, wie namentlich von der Glocke. Nur ſcheint es nicht ganz an ſeinem Platze, wenn er ſein Urtheil über dieſe gleich an obige Stelle anreiht, da dieſes gewiß tief empfundene, hochlyriſche Erzeugniß für das vorher

15) Vorerinn. S. 67.

Behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An sich betrachtet aber ist es eine herrliche Stelle. „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies," sagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." [16]) — Getheilt ist die Ansicht über die Reihe der spätern Tragödien Schillers nach dem Wallenstein, selbst unter denen, die sich die Mängel der Schiller'schen Muse nicht verhehlen. Erst der Tell vereinigt wieder fast alle Stimmen für sich und auch über das dramatische Verdienst der Maria Stuart herrscht größere Uebereinstimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtseite hervor, indem er sagt: „Was seine spätern dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in

16) A. a. O., S 67—68.

Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinne Natur." [17]) Die glänzendste Bethätigung dieses Strebens sieht auch Humboldt im Wallenstein, und mit Recht, setzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete... Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst." Gewiß zeigt sich in jedem dieser Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch sind sie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leisten gearbeitet und lassen, bei aller Verschiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beschaffenheit herleiten kann. Die innere Beschaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem prosaischen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für seinen Dichtergeist die gefährlichste Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigstens in Kampf und im Wallenstein hat die letztere sogar den breitern Boden gewonnen; in diesem spätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Messina, protestirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Gestalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geschilderte Gegensatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Posa, wenigstens den Schein einer gewissen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — sondern die alles beherrschende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Reflexion hat, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Kritikers, „die geschilderte Realität so nach ihren Bedürfnissen umgegossen und umgeschmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derselben auf das erheblichste darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Messina kann kaum mehr von einer realen Welt im selbstständigen Sinne die Rede sein. So sehr stellt sich auch das Reale in dieser Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewisse abstrakte, blasenschaumartige Leerheit, die sich sowohl in den Gestalten als in der Sprache dieses Gedichts, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht, ist die Folge hievon. Wir fühlen, daß der Dichter selbst keine volle, gesättigte Anschauung von der Welt, die er schildert, gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei der Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernstlich darum zu thun gewesen ist.“ [18]) — Die äußere Beschaffenheit dieser spätern Stücke leite ich zum Theil aus Schiller's Streben her, ein bühnenwirksames deutsches Drama, was eigentlich, außer in der nicht ganz poetischen Form Lessing's noch nicht vorhanden war, was auch Göthen nicht hatte gelingen wollen, erst zu schaffen. Wir wissen Alle, in wie hohem Grade es dem großen Dichter gelungen. Allein wir können auch nicht leugnen, daß er dieses Ziel zum Theil mit etwas gewaltthätigen Mitteln erreicht hat. Wir finden daher einen Glanz und ein Effekthaschen, das die zarten Blüthen der Poesie fast erdrückt; das alte rednerische Element seiner Dichtung tritt wieder mächtig hervor, und das Pathos, dessen Göthe

18) Friedr. v. Uechtritz, in einer Abhandlung: Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges, in der Deutschen Vierteljahrschrift, Jan. — März 1842 (Stuttg. u. Tüb., Cotta) S. 60—99. Dieser Aufsatz reiht sich dem Besten an, was über Schiller gesagt worden. Er hält die gewichtigsten Einwendungen der romantischen Schule fest, ja giebt ihnen weit größere Klarheit und Tiefe, aber zugleich versteht es der Verfasser, Schiller's Größe, auch in ihren Verirrungen, zu beleuchten.

ſich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in dieſen Schiller'ſchen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuariſchen Gewalt. — Es iſt ſonderbar, daß Humboldt von dieſen Gebrechen ſo wenig ſpürte, daß er ſo ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker-Genoſſen etwas zu Gut halten, was ſich noch jetzt und wahrſcheinlich immer in unſrem Volke und unſerer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Meſſina ſagt, und zwar gleich, nachdem er ſie aus Schiller's Händen bekommen, iſt wie Vielen unſrer beſten Deutſchen recht aus der Seele geſchrieben. „In Rückſicht der ſtrengen Form," ſchrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann ſich keines Ihrer Stücke mit der Braut meſſen. In ihr iſt alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Dann ſetzt er ſeine abweichende Anſicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und ſchließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künſtleriſche Verdienſt, die reine Kunſtform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyriſchen Partieen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, ſelbſt die Einfachheit der Behandlung muß wenigſtens Vielen fühlbar ſein. Was ich indeß wünſchte, wäre, daß Sie mit dieſen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieſes Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in ſich mächtigen, ſchon durch ſeinen Umfang mühſam zu bändigenden Stoff, wenn nicht ſo groß, wie Wallenſtein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünſtleriſche Theil des Publikums wird zwiſchen der Braut

und dieſen Stücken, das läßt ſich voraus ſehen, Vergleichungen anſtellen und den letzteren in jeder Rückſicht den Vorzug geben, ſchon darum, weil ſie, neben der künſtleriſchen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig ſind. Eine gewiſſe Wahrheit liegt aber dieſen Urtheilen, wenn man ſie wirklich fällt, zum Grunde. Es iſt noch ein anderer Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunſtform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes iſt das ſchon ſichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verſchmähen ſcheinen, die ſie aber unparteiiſch geſtanden, auf dieſe Weiſe nicht kannten. Es iſt wirklich auch noch mehr. Freilich ſcheint es an ſich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darſtellung der reinen Kunſtform an ſeinem Gegenſtande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenſtand auszeichnet. Aber es verſetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt ſich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partieen der Menſchheit, wenn auch feine Charakternüancen erſcheinen. Es iſt unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, ebenſo die Mutter und [?] Beatrice. Es iſt das der höchſte Gipfel der Kunſt und die höchſte Weisheit des Künſtlers, nicht über die Forderungen ſeines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengeſetzten Gattung Meiſter iſt, in dem, ſieht man, iſt das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es iſt vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunſtſinn, der Charakterſchilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragiſchen

Wirkung beizumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir ſind einmal ein reflectirendes und ſentimentales Geſchlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beſchäftigen einmal die Sinne minder als den Verſtand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unſere Weiſe gerührt zu werden, einen durch Verſtand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Inſofern läßt ſich alles ſogenannte Romantiſche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunſt iſt allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausſchließend angehörig. Allein die Kunſt iſt auch nur eine Art, in der der Menſch ſich und die Welt ſinnlich idealiſirt, ſie iſt mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verſchiedenartigſte kann ſich in ihr wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig ſeyn? und ſollte darin nicht für uns das Höchſte beſtehen? Wenigſtens ſcheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächteſten Kunſt keineswegs gleichgültig iſt, das Ideale, deſſen im Gegenſatz gegen das Chimäriſche und Phantaſtiſche, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu ſehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künſtleriſchen Natur iſt das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberſchwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müſſen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunſtwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet iſt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar künſtlich iſt und bei minder guter

Behandlung hätte ſpielend ausſehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verſchaffen. Alles in dieſem Werk beſteht nur durch die dichteriſche Form und bedarf nichts außer ihr."

Man ſieht, Humboldt empfand einen gewiſſen Mangel und wollte ſich doch nicht eingeſtehen, daß es einer ſei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Untadelhaftigkeit des Werks, ſein Urtheil ſtrauchelte an derſelben Klippe, die ſich um dieſe Zeit nicht etwa blos Schillern, ſondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symboliſchen in der Dichtkunſt. Das Symboliſiren erſchien jetzt beſonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Proſaiſche im Bereiche der Kunſt zu tilgen, und auch Göthe fühlte ſich, bei der Abnahme ſeiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in dieſe Richtung gezogen. Das Symboliſche war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, beſonders der dramatiſchen Dichtung. Allein es iſt ein großer Unterſchied, ob es nur in einzelnen Geſtalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben erſteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur kärglichen Begleitung überworfen iſt. Anfangs begnügte ſich Schiller bei ſymboliſchen „Behelfen", nach und nach ward dieſe Richtung herrſchend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte ſehr Recht, wenn er in den Geſtalten der attiſchen Bühne etwas Typiſches fand, wenn es auch nicht geſchickt ſein möchte, mit Schiller zu ſagen, es ſeien nur Masken, was die griechiſche Tragödie vorführe. Dieſe Alten wurzelten ſo tief im Gebiete des Anſchaulichen und lebendig Individuellen, daß ſie, ohne Gefahr, nach dem Symboliſchen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie ſie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr aufs Ideelle gerichtet, in diesem Streben das Poetische zu steigern, es am ersten verlieren können, zuerst durch falsche Anwendung des Symbolischen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungestalten hat es die neuere Romantik und die spätre Göthe'sche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muster einer zugleich symbolischen und individuellen Darstellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Messina gleichfalls eine so musterhafte Anwendung des Symbolischen und solche Kunstvollendung fand, so war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunst führte.

Auffallend ist es ferner, daß ein so tiefer Kenner griechischer Kunst, wie H. an der Schicksalsidee, wie sie dieses Stück durchweht, keinen Anstand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechischen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten ist, vielmehr aus diesen hervorgeht, als in diesem Schiller'schen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schicksalsidee in den alten Tragikern bewiese, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schicksals als die Größe und Kraft im Ertragen desselben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrschende anzusehen; ja diese Richtung der Alten gehört seinem eigensten Ideenkreise, ich möchte sagen, seinem Charakter an. Wir werden dies besonders gegen sein Lebensende bemerklich hervortreten sehen. Was mag ihn also so nachgiebig gegen Schiller's Auffassung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieser Dichter so oft auf ihn ausübte? Auch hier scheint uns H. gefangen, hingerissen. Dagegen können wir abermals nicht in die Ansicht der neuern Biographen des

Dichters [19]) einstimmen, wenn diese so weit gehen, Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerst im Wallenstein die Schicksalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigstens bedauern, daß dieser jenem Einfluß noch so viel gefolgt sei und sich nicht ganz dem Göthe'schen hingegeben habe. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß H., der, gerade als Schiller recht ernstlich an Wallenstein ging (Winter 1796—97), sich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen ansehnlichen Einfluß, auf die Conception dieses Werks gehabt, und eben so wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schicksalsidee geben half, wenigstens so weit sie diesem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von selbst zugeführt hatte. Allein — dieser Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch seinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffassung der Schicksalsidee geleitet worden sein. Auch ist es doch auffallend, daß sie nicht im Wallenstein, sondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutschland — erst in der Braut auf solch eine Spitze getrieben worden. Auch scheint es mir gar nicht, als wenn die Schicksalsidee dem Schiller'schen Genius, besonders auf seiner damaligen Entwicklungsstufe, so fern gelegen, wie Hoffmeister, oder daß eben diese Idee dem Sujet (Wallenstein) so fremdartig gewesen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieses Schicksal sei nur in das Thema hineingekünstelt." So würde also überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten seyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenstein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr ist, was ich nicht leugne, daß sämmtliche Personen des Stücks ein zu klares Bewußtsein vom Schicksal haben und überhaupt

19) Hoffmeister, a. a. O., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. O., S. 637—38.

zu viel davon gesprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffassung des Schicksals wirklich auch hier verfehlt, so hieße es selbst dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einflusse des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieser unbedingten Belobung der Braut von Messina, so wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyrische und lyrisch-philosophische Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieselbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß sie hier wie dort aus einer und derselben Quelle fließt. Unstreitig war es die Macht des Schiller'schen Geistes, die ihn in den theoretischen Irrthum desselben einzustimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Bestreben ging hauptsächlich dahin, in seiner Dichtung Ideen auszusprechen, die ihn erfüllten, und durch den geistigen Gehalt der Poesie überhaupt einen nie da gewesenen Schwung zu geben. Das lag einmal in seiner Natur, darin liegt seine Größe und seine Schwäche als Poet. Denn selbst wo er Empfindungen ausdrücken will, strebt er nach gleicher Idealität, und weiß sie nicht besser als durch eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch sittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale soll getilgt, soll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form soll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logischer Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieser Spiritus Rektor die ganze Darstellung in straffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideendichtung geht dieses Bestreben fast nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebnisse zu Tage bringen. Desto unstatthafter beweist sich das so gefaßte Princip, sobald es sich um Poesie in ihrer reinsten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verſchlungnen Bilder der Phantaſie, alſo das, was die eigentliche Seele der Poeſie iſt, ans Licht gebracht werden ſollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zuſtand, getrennt von der Betrachtung dieſes Zuſtandes und ohne Beziehung auf ſein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzuſtellen.

„Hieraus," ſagt Hoffmeiſter,[20]) „entſpringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'ſchen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verſtandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre äſthetiſche Geſtalt einiges zu wünſchen übrig. Es zeigt ſich in ihr die größte Beſtimmtheit, aber es iſt doch mehr die Beſtimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anſchauung. Alle Gedichte ſind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zuſammenhang ihrer Theile, die ſtrenge Ausſcheidung alles Fremdartigen, und beſitzen in ſo fern allerdings den Anſtrich einer — wie Humboldt ſich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form." [21]) Aber den logiſch ſo vollkommen geſtalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenſchaften, durch welche ſie eine leicht faßliche Geſtalt für die Phantaſie werden. Mag der Verſtand die Form dieſer Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, ſo treten ſie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft." — Am auffallendſten zeigte ſich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium ſeiner Ideendichtung, ſich einmal bewogen fand, die eigenſten Empfindungen auszuſprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher ſehen werden, dieſes Gedicht, in welchem ſich ein konkreter Gehalt ſo charakteriſtiſch

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechſel S. 56; — ein ſchlagendes Zeugniß, daß Humboldt ſich Zeit ſeines Lebens nicht von dieſem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller ſpricht, kommt er auch zum Vorſchein. G. S.

darſtellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher ſie die reine Form ſuchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch ſpürten ſie den poetiſchen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu ſehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künſtlich geworden wäre. Göthe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'ſchen Muſe angekündigt ſei und gab dieſem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugniſſen derſelben den Vorzug. Ganz mit Recht, inſofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugniſſe bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunſten des Schiller'ſchen Strebens und der Theorie ſeines Freundes zu ſagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewiſſe Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geiſtesrichtung aufs Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweiſe dieſem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns ſo oft die Unvollkommenheit der Manier vergeſſen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er ſich rieſenſtark aus den Banden, die ihn gefeſſelt hielten. Und wenn er ſich dem falſchen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben beſprochene Richtung aufs Symboliſche ſogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden ſollte, ſo bleibt doch das Streben ſelbſt etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigſten erſcheint, wenn man die Intentionen ſeines Geiſtes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen iſt, daß das Architektoniſche ſeiner Dichtung, der Umriß, der Wille ſo oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt iſt ſo zu ſagen, nicht in ſolcher Fülle und Schönheit eingegeben iſt, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß iſt Schiller, wenn er ein

fremdes Kunſtwerk beurtheilt, namentlich in ſpätren Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Compoſition des W. Meiſter, er, der entfernt nicht vermögend geweſen wäre, dieſe Compoſition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in ſeiner Natur, er hat denſelben auf ſtaunenswerthe Weiſe überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber iſt, daß er ein Höchſtes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demſelben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt ſeinen idealiſchen Geiſt, und hingeriſſen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung ſonſt heimiſch weiß, und bewundert faſt ohne Einſchränkung eine Dichtweiſe, die wohl nur in dem gemiſchten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Platze, da aber auch in gewiſſem Grade eine Nothwendigkeit iſt.

So viel im Allgemeinen über das intereſſante Verhältniß dieſer Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigſten unſerer Kunſttheorie und Kritik. Schiller ſelbſt, in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung, war der erſte, der ſie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, ſcheint mir, ſind die ſtreitigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenſtand auf dieſen Blättern auch nur ſo weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erſchöpfen. Hier konnte der Zweck nur der ſein, durch einen allgemeinen Umriß für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leſer auf einen Standpunkt zu ſtellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieſer Geiſter folgen können, ohne ſie durch Beiſtimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müſſen. Vielleicht dient dieſes Vorwort auch dazu, über Gegenſtände die unſere Theorie und Kritik verſchiedentlich ſchon für gelöst anſehen möchte, erneuerte Unterſuchungen anzuregen. — Das

Vorangeſtellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunſtkritiker zu charakteriſiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich ſeine Beurtheilung des Göthe'ſchen Dichtergenius, werden das bisher Geſagte theils beweiſen, theils ergänzen. Auf ſeine Kunſttheorie, die Methode ſowohl als die Ergebniſſe zurückzublicken, giebt uns ſein Hauptwerk, die „äſthetiſchen Verſuche", letzlich Anlaß.

Es iſt nicht meine Abſicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'ſchen Briefwechſel in dieſe Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigſte wollen wir entheben, und dann auf dieſe offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweiſen, der etwa verſäumt hätte, ſich daran zu bilden und zu laben. Vieles, inſonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeſchreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich ſein, während ſie nicht gerade weſentlich ſind, um den Andern zu charakteriſiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechſel ſelbſt zur Hand nehmen müſſen, wenn man einerſeits in die Werkſtatt des Dichters treten, andrerſeits den kritiſchen Geiſt ſeines Freundes und den Einfluß deſſelben in ſeinem ganzen Umfange, den Menſchen Humboldt in ſeiner herrlichſten Erſcheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufſätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine ſpezielle Richtung zu berühren, in der ſeine Forſchung und Denkweiſe abermals der Schiller'ſchen beſonders nahe ſteht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geſchlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbeſondere.

---

Einfacher ſind die Verhältniſſe unſeres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

ſchon perſönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran iſt nicht zu zweifeln, ebenſo gewiß aber iſt es, daß er demſelben erſt nach dieſer Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe ſagt auch ſelbſt, zur Zeit da der Schluß des W. Meiſter und die Xenien durch ganz Deutſchland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit für das Reſultat nehmen und ſich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einſicht endlich am reinſten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchſt erquicklich iſt.“

Wenn dieſes Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben beſprochene mit Schiller, ſo iſt es doch eines der vertrauteſten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren ſeines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch beſtanden. Ja, wir dürfen dieſes Band um ſo höher anſchlagen, als es nicht durch ein ſpecielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er ſich zuneigt, hier ein geiſtig ebenbürtiger und Kunſtkenner und Kritiker obenein iſt. Solche Genoſſen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächſt ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von ſeinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den Wilhelm Meiſter zugeſendet, erſchienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „Wilhelm von Humboldt's Theilnahme,“ ſagt er bei dieſer Gelegenheit,[1]) „war indeß fruchtbarer, aus ſeinen

1) In den Tag- und Jahresheften: Werke, Ausg. letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer dieſe Ausgabe von Göthe's Werken.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.“ Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant,“ sagt er einmal zu Eckermann,[2]) „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden.“ In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220—21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54—55.

dankbar zu entwickeln ſein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahresheften gegeben, im Ganzen jedoch ſpärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinſchaftliche Thätigkeit in dieſen Fächern zu ſprechen, als auf Philoſophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht." [4]) Und (1795) ſetzt er hinzu: er ſei von der bildenden Kunſt ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen ſeien. Göthe denkt aber an dieſer Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit ſeinem Bruder in Jena zuſammentraf, obſchon er vielleicht im nächſten Jahre die Freunde wieder beſuchte. „Sie nahmen beiderſeits," fährt G. fort, „in dieſem Augenblicke an Naturwiſſenſchaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen." [5]) Sie forderten ihn dringend auf, ſeine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch ſogleich befolgte, indem er an Max Jacobi (den Sohn des Philoſophen, der um dieſe Zeit in Jena ſtudirte) das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltpunkt für weitere Forſchung. Faſt mit den-

4) Werke, Th. 31. S. 33.

5) Ebendaſ., S. 45—46.

ſelben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Oſteologie, der damaligen Zuſprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich ſolle das in Schriften verfaſſen, was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte.[6]) Wie Humboldt mit Schiller ſpekulirt, ſo geht er mit Göthe und ſeinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Intereſſe.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Univerſität Jena," ſagt er in den Tages- und Jahresheften (B. 31. S. 72), „ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen und glücklichen Umſtänden wäre der treuſten und lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein oſteologiſcher Typus von 1795 gab nun Veranlaſſung die öffentliche Sammlung ſo wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen." Göthe ſchematiſirte jetzt die Metamorphoſe der Inſekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvaniſche Verſuche, die er anſtellte. Auch hier ſpricht Göthe mehr vom Naturwiſſenſchaftlichen, wir werden aber

---

6) Ebendaſ., B. 55. S. 175—76.

auch ſehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewiſſen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die erſten des neuen Jahrhunderts auf dieſem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchſten ſtand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigſte Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reiſen gingen, ſo trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tiek kam zum Beſuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetiſchen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Ueberſiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig ſtiller wurde. Seit den Vorſtellungen des Wallenſtein war es Weimar, wohin aller Augen ſich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von ſeiner Anſicht über den Dichter, deſſen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigſte Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden ſowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geiſtern, die nächſt Göthe und Schiller das Meiſte zu dem Rufe des Weimariſchen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch ſie kannte, iſt nicht zu zweifeln. Wie hätte ſich Humboldt ſo etwas entgehen laſſen — namentlich einen Mann, der ſo vielſeitiges Intereſſe bot, wie Herder, der nach ſo vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und deſſen Name nicht vergehen kann, wie ſehr auch Wiſſenſchaft und Kritik ſpäterer Zeit ſeine Behandlungsweiſe überflügeln mag. In ſeiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgeſprochen, er war gleich-

ſam der Pannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichſten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieſes Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag dieſem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Urſprung der Sprache aufgeſtellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache ſelbſt, zwar noch ſehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philoſophirte. Freilich konnte er gerade in ſo unangebauten Feldern noch am meiſten glänzen, wenn auch einem Geiſt wie Humboldt ſchon damals die ſchwache Seite ſolcher Verſuche nicht verborgen bleiben mochte, und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienſte hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt dieſen großen Denker mit ſolchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberiſch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller ſpricht Humboldt mehrmals und ſehr treffend von Herders Leiſtungen. Was er als Dichter ſpendete, erſchien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und beſonders durch ſeine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrſcht ein vorwiegend didaktiſch-paraboliſches Element, das in mancher Hinſicht an die Schiller'ſche Ideendichtung ſtreift. So fand auch Herder ſich namentlich von Schiller's „Tanz" angezogen — eine Wahl, die Humboldt ſehr charakteriſtiſch findet. In dieſem Gedicht, ſagt er, ſei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargeſtellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, ſei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht," ſetzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, ſo hätte ich es ohne Anſtoß für ein Herder'ſches nehmen können." Das iſt ſehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht ſo ſehr in die Grazie ſetzen. Was auch dieſes Gedicht charakteriſirt, iſt vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewiſſer Glanz der Darſtellung. Eines der bekannteſten Herder'ſchen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderiſch, voll ſeiner Vorzüge, aber auch ſeiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen ſchönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch ſo viel Myſtiſches und ein ſo durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann.“ Einiges war ihm ganz unverſtändlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas beſſer ſcheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken Sylbenmaße, z. B. das alcäiſche, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meiſten bewährt ſich ſein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da beſonders zart und griechiſch, und ſelten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derſelben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieſer Art anzuſtellen. So trefflich die erſteren großentheils ſeien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'ſchen auszeichnet. „Faſt nirgends iſt der Gehalt ſo gediegen, die Diktion ſo rund und kurz, das Ganze ſo ſtark und vollendet.“ Gewiß, aber eben dieſe Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß ſie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'ſchen athmet. — Auch den Forſcher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlaſſung, und was er ſagt, iſt ſchlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufſatz: „Homer ein Günſtling der Zeit,“ worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erſchienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'ſche Arbeit,“ ſchreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Sie iſt zierlich und hie und da genialiſch geſchrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leſer vorüberſchweben, und iſt ein ſehr guter Horenaufſatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er mir doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meisten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufsatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfasser so kurz dabei verweilt. „Daß Herder," sagt er zuletzt, „Wolf's nur so gedenkt, daß Niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herder'schen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit." Wolf trat auch gleich darnach mit einer sehr bittern Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfasser dieses Horenaufsatzes hervor, worin er sich, in seiner Art, leidenschaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünstiges Licht auf sein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundschaft etwas zu vergeben, spricht er sich unparteiisch über beide Theile aus. Wolf's Angriff sei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, habe, desto geringer sei die Gefahr gewesen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwissenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig festen, ernsten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit nicht übersehen sollen. Allein Herder und Wolf, schließt er,

sind einmal incompatible Naturen. — Viel entschiedener noch drückt Humboldt seine Zufriedenheit über den kurz darnach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufsatz: „Homer und Ossian“ von Herder aus. „Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des caledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diktion ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjektiven Züge, die einem Herder'schen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen.“ — Daß Humboldt diesen Mann auch persönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Gesprächsweise mittheilt. „Nie vielleicht,“ sagt er, „hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselseitigkeit des Gesprächs.“ Gerade

dieſe war ein Hauptvorzug des Schiller'ſchen Sprechens, mit dem er Herder's zuſammenſtellt. Dieſe Darſtellung Humboldt's iſt ſehr charakteriſtiſch, denn ſie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erſchien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

---

Hauptſächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit ſammt ſeiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.[1]) Schiller kam erſt einige Wochen ſpäter (im Mai) aus ſeinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit ſich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muſe noch der andern Geiſter zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entferntern Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hauſe begegnete.

Die philoſophiſche Facultät bot natürlich das Hauptintereſſe dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'ſchen Schule an oder ſchritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schütz, der Philologe, und der Juriſt Hufeland, waren Kantianer. Aber auch ſonſt war Geiſt und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geſchichtſchreiber Woltmann, der noch dazu in den verſchiedenſten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Profeſſor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforſcher und Mediciner nicht zu vergeſſen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch ſeinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batſch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

---

1) Briefwechſel zwiſchen Sch. und H., S. 7. Dieſe Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt iſt, wird man den Beleg dort zu ſuchen haben und finden.

die berühmten Aerzte, kamen als solche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Professors dieses Namens, wußte ästhetische Interessen in ihrem Kreise zu hegen, so daß von der trockensten Forschung bis zum heitersten Kunstgenuß fast keine Richtung zu denken ist, die in dem kleinen Orte nicht einen regsamen Vertreter gehabt hätte. Fast an jeder konnte der universelle Geist eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten suchte er sich zu bereichern und während er, als Sechsundzwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wissenschaft verkehrte und mit den Ersten und an Jahren Vorgeschrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, so bald er nur Geist spürte, mit dem Geringsten der Jünglinge, deren in so großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands nach dem berühmten Musensitze strömten, anmuthige und vertrauliche Gespräche zu pflegen.

Mit Schütz verband ihn die Vorliebe für Aeschylos, den dieser herausgab und Humboldt ins Deutsche zu übertragen versuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, damals das erste kritische Institut in Deutschland. Dies gute Verhältniß zu Schütz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.[2]) — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geistreich genug, auch H. Interesse zu gewähren. Aber dieser behandelte ihn stets mit einer gewissen Ironie, und sah ihn, der als Dichter, als Kunstrichter und als Darsteller der Geschichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieser Fächer für voll an. Man spürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geschichte wirklich kein ungeschickter Nachfolger desselben sein werde. Als Aesthetiker findet H. ihn schwach, als Kritiker süßlich, affektirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schütz, in den Zeitgenossen, B. 4. 3—4 H. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meiſt abſcheulich, und in ſeinem Collegium: Quellen der Geſchichte, ſprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbſtgefälligkeit. Anfangs wußte er ſich auch Schillern und Göthen intereſſant zu machen, bald aber zeigte ſich, daß er, bei allem Geiſt, immer eine eitle und ſchwächliche Rolle ſpielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Niethammern, die damals gemeinſchaftlich wirkten. Zu dem philoſophiſchen Journal, das ſie ſeit 1795 herausgaben, luden ſie auch Humboldt ein, ſie führten auch ſeinen Namen in der erſten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,[3]) doch hat er, ſoviel man weiß, keinen Beitrag zu dieſem Journal geliefert. — Wie Woltmann, trat auch Fichte in dieſem Frühjahr ſeine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wiſſenſchaftslehre. Humboldt und Schiller hielten ſich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten ſich mit dieſer Ueberſchreitung des Kant'ſchen Syſtems nicht vereinen, wenn ſchon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben ſcheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieſer. Das geht aber aus allen Zeugniſſen hervor, daß Fichte, dieſer edle und hochſtrebende Mann, ein äußerſt unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie ſelbſtbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbeſſerungsſucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands von unberechenbarer Wirkung war, erſchien in gewöhnlicheren Zeitläuften faſt als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer ſo viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer ſittlichen Begeiſterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfaſſen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 3. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbstverleugnung verbindet, herrscht bei Fichte ein moralischer Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch seine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatorische Ungestüm, der erst in seinen letzten Lebensjahren den erwünschten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unabläßige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten sehr Interessantes gesprochen, und zwar über Schiller selbst und sein philosophisches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und selbst die Art der Betonung mit. „Sie kennen seine Manier," setzt H. einfach hinzu. Ein andermal schreibt Humboldt: an dem Weltverbesserer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig sei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweisen." Fichte's späteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in seinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinsicht noch ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, indem er sein Verdienst um die deutsche philosophische Diktion heraushob und bei dieser Gelegenheit sagte: eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde sich, nach den Griechen, bei Deutschen, einzeln bei Kant, besonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4]) wo aber, meiner Ansicht nach, das Wort „Schönheit", wenigstens auf Fichte, nicht zu passen scheint. — Humboldt stand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ sich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5]) an Reinhold, der über die Unverständlichkeit der Wissenschaftslehre Klage geführt, schrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserlesener Briefwechsel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechsel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), ſeine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren ſeiner Zuhörer verſtändlicher vor, als nicht leicht ein andres philoſophiſches Buch. [6]) Nur einige Monate ſpäter gerieth er mit Schiller in Streit, Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingeſendet, eine Nachahmung oder Parodie ſeiner Briefe über äſthetiſche Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte ſich gegen dieſen Vorwurf und berief ſich auf Göthe's und Humboldt's Ausſpruch, was wenigſtens eine äußerliche Verſtändigung mit Schiller herbeiführte. [7]).

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er ſich im Gebiet der Sprache und Alterthumswiſſenſchaft, ſelbſt der Philoſophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Geſellſchafter und ſah gern Freunde bei ſich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wiſſen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in dieſem Hauſe verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite ſchauen, nämlich von der der äußeren Erſcheinung, und führte auch Humboldt von dieſer Seite vor Augen. Es war, ſagte die Genannte, [8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geiſter, Göthe und Woltmann [9]) ausgenommen, ſchlecht beſtellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendaſ., S. 316—18. Vergl. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in deſſen Modernen Charakteriſtiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfaſſer einen Theil ſeiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieſer Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel ſagen, obwohl er in ſeiner Stellung ſchon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er besorgt für seinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen speiste, bethätigt haben soll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig sich entfernte, den Rock zu wechseln, weil er sein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid selbst sei aber sehr unscheinbar gewesen und er sei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde." Gern versetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geistigen so viel geboten und genossen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt so viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

---

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Ansiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genusses, so ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieses Freundes! Nunmehr knüpfte sich zwischen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schiller's Frau," sagt ein Augenzeuge,[1]) „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß

1) (Göritz:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller ſicherte." Und Schiller's Schwägerin ſagt: die innige Verbindung mit dieſen lieben und durch ſo viele Vorzüge ausgezeichneten Menſchen war eine der ſchönen Lebensblüthen, die das Geſchick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die ſeinige aufgeſchlagen.[2]) „Wir ſahen uns täglich zweimal", ſagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meiſtentheils bis tief in die Nacht hinein." Da erging man ſich in philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechſel dieſer Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenſtände verhandelt, die in das innerſte Leben Beider eingriffen. Häufig gingen dieſe Unterredungen von der Poeſie des klaſſiſchen Alterthums aus, wo dann beſonders Humboldt ſeine Schätze aufſchließen konnte, und gerade dieſe Unterredungen, und was daran ſich knüpfte, halfen die äſthetiſch-philoſophiſche Kriſis beſchleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen ſollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieſer Männer hätte beiwohnen[3]) und uns die ſchönſten Momente überliefern können! Wie lüſtern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'ſchen Hauſes, Wilhelm von Burgsdorf, der ſie in Jena beſuchte, darüber an Rahel nach Berlin ſchrieb. Dieſer Beſuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'ſchen Aufenthalts zu Jena. Er charakteriſirt aber dieſes

2) Schiller ſchreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechſel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauſes waren meiſt, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Eckermann unter ihnen.

Zusammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's", schreibt Burgsdorf[4]), „sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel Werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen [wie sie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt."

---

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Varnhagen, Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Gespräch hat Humboldt selbst eine Schilderung hinterlassen.[5]) Schiller, sagt er, erschien für das Gespräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigsten Gegenstand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach wenigen Zwischenreden sah man sich in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, er schien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meist seine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigstens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abschweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei diesem angelangt war. — Humboldt vergleicht sogar die höchsten Momente dieser Gespräche mit den gehaltvollsten Erzeugnissen seiner Muse. Das Reich der Schatten schien ihm ein treues Abbild des persönlichen Schiller. „Jetzt," schrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt." Derselbe Ernst, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeistert spricht Humboldt von Schiller's Gesprächen. Er selbst, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der seinen Antheil, sein Ringen mit dem großen Genossen recht nach dem Leben gezeichnet hätte.

---

5) In der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 13–15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht geschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der inung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer rheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders gebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen gewachsene Humboldt manches Ding ganz anders an- uen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und er Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen te. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,[6]) i Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung r den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt auptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der ung, sondern blos ein Werk der Nerven sei, also nichts llkührliches, sondern blos Folge einer zufälligen Stim- ng, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller da- en betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen ft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von sisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht rden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne eifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen oche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner eiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach ätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten senstitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu , seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach jährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

---

6) Göritz, a. a. O.

anregender Umgebung und ſo fördernden Geſprächen ſchneller zu einem gewiſſen Abſchluß ſeiner theoretiſchen Beſtrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er ſich der letzten großen Produktionsepoche. Die „Briefe über äſthetiſche Erziehung" waren angefangen; er arbeitete ſie im Laufe des Jahres aus und bahnte ſich damit wie mit den nächſtfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde" waren die Gegenſtände verhandelt, die in dieſen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut ſich in Beiden die Philoſophie und Aeſthetik unſers Dichters auf, eine Philoſophie, die man, der ſtarren Sittenlehre Kant's gegenüber, äſthetiſch nennen könnte, und eine Aeſthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der äſthetiſchen Wirkungen aus den Geſetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieſe, die Ergründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, iſt die Totalität in der menſchlichen Natur durch das Zuſammenſtimmen ihrer geſchiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'ſchen Syſtems zu erweitern und die ſittlichen und äſthetiſchen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dageweſene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher", ſagt H., „ſind dieſe Materien ſo rein, ſo vollſtändig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht blos für die ſichere Scheidung der Begriffe, ſondern auch für die äſthetiſche und ſittliche Bildung gewonnen." Kunſt und Dichtung waren als dasjenige dargeſtellt, woran der Menſch erſt zum Bewußtſein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus ſtrebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aeſthetiſche im Schaffen und Handeln,

also über die Grundlagen aller Kunst, sowie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten, nach Humboldt's Ausspruch, alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein werde, hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet möchte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen werde.[7])

Die Wichtigkeit dieser Abhandlungen, für die Welt sowohl als für den Verfasser selbst, ist anerkannt, und, ohne die Mängel zu verschweigen, von Hoffmeister auf das würdigste beleuchtet worden. Uns interessirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unserm Humboldt dabei zufiel. Dieser Einfluß ist entschieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beschäftigten, leichter und schneller zu bewältigen. Dies will noch mehr sagen, wenn man bedenkt, daß er diese theoretische Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage seines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen sein poetisches Schaffen unauflöslich verschwistert war, mußten, da sie einmal Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch sonst mag[8]) der mitphilosophirende Freund auf die Ueberarbeitung und den Ausbau der „Briefe über ästhetische Erziehung" manchen fördernden Einfluß gehabt haben, wie denn eben so gewiß Humboldt's Aufsätze für die „Horen" unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechsel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.
8) Auch nach Hoffmeister's Ansicht, a. a. O., III. 23.

äſthetiſch-philoſophiſchen Leiſtungen Beider, wie ſie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächſt dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinſchaft zu danken ſind, in der ſie damals ſowohl unter ſich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.

Denn auch dieſes Glück ſollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächſte Veranlaſſung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen ſollte.

---

Durch die Vereinigung der erſten ſchaffenden und denkenden Köpfe Deutſchlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leiſtungen dieſer Männer in Vers und Proſa ſollten die Horen ein bis dahin nicht geſehenes Zeugniß unſrer litterariſchen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derſelben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines ſolchen Unternehmens zu ſtehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempfänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entſpricht nur der erſte Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabſichteten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anſtrengung auf ein Unternehmen wenden ſollen, das das Glück ſo wenig begünſtigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausſchlag gaben.

Bald nach ſeiner Rückkehr aus Schwaben verband ſich Schiller zu dieſem Zweck mit einigen Jenaer Genoſſen, dann wandte er ſich zuerſt an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich ſchickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angesehensten oder geeigneten Männer. Bald konnte er sich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schütz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, sagt schon: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liste der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugesagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liste von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die ersten Dichter und Schriftsteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein sehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anlässen besonderes Gewicht. In seinem ersten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) spricht er im Namen der schon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, sagt er, enthalte den Wunsch einer ihn unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft, die in Rede stehende Zeitschrift mit seinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen sein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen sie sich allen Bedingungen, unter welchen er seinen Beitritt, der für das Ganze entscheidend sei, zusagen wolle. In Jena hätten die HH. Fichte, Woltmann und Humboldt sich zur Herausgabe der Zeitschrift vereinigt und ihr gemeinsamer Wunsch sei es, daß Göthe diesem engern Ausschusse beitreten möge, von dem wenigstens immer Einige die einlaufenden Manuskripte begutachten sollten. — Auch an Kant schrieb Schiller (selbigen Tags) im Namen dieses engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn schon nicht mit gleichem Verlangen nach einer so engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24. August) hob er besonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch selbst thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterstützen und mehrere seiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte sich auch an Jacobi, der ihm zusagte und wiederholt versprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unserm H. bewogen worden sein und von Gentz wissen wir, daß er auf dessen und Schiller's Aufforderung geschichtliche Darstellungen für die Horen versprach und sein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erst erschien, als die Horen schon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt selbst nahm Schiller zwei größere Aufsätze gleich in die ersten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Professor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Eine sehr interessante Unterhaltung verspreche es schon, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieser Zeitschrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichnetes zu machen. Damit empfiehlt er sich Schillern und seinen geschätzten Mitarbeitern aufs Beste. Kurz darnach kam er selbst nach Jena, und bei dieser Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unser Humboldt in so hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei dessen Erwähnung er noch im Jahr 1830 sagt, daß Beide durch diese Freundschaft, „in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hätten."

Auch die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als berathende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in andrer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schütz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.[1]) Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schütz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetiſchen Beiträge in den neun erſten Stücken. Dieſe, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochintereſſante Beſprechung war von A. W. Schlegel.

---

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntſchaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Cirkel, ſchreibt dieſer ſchon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Deſſau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiederſehen meiner Jenaiſchen Freunde." Inzwiſchen rückten Schiller und Göthe ſich durch Briefwechſel näher. Im September lud Göthe Schillern zum erſten Mal in ſein Haus nach Weimar ein, eben als dieſer damit umging, Göthen einen Aufenthalt in ſeinem Hauſe anzubieten. Denn er war eben ganz allein, ſelbſt die Gattin war verreist. „Außer Humboldt ſehe ich ſelten jemand, und ſeit langer Zeit kommt keine Metaphyſik über meine Schwelle." [1]) Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieſer noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht beſucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück" (10. Sept.), ſo begleitete H. Schillern bei dieſem erſten Beſuche nach Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt Schiller, „den Ihre Einladung ſehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben." H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die ſich erſt nähernden Geiſter dem ungeſtörteſten Verkehr überlaſſend.

Von jetzt an begrüßt Göthe faſt in jedem ſeiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen" oder „die Frauen

1) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt", und Humboldt läßt dieſe Grüße in ſeinem und der Seinen Namen „freundſchaftlich" erwiedern. Kein Anderer ſtand den beiden Dichtern ſo nahe. Es knüpfte ſich auch alsbald ein Briefwechſel mit Göthe an, der faſt vierzig Jahre, von nah und fern, fortgeſetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieſer Correſpondenz noch zu erwarten ſteht, ſo müſſen wir hier vorerſt mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerſtreut ſind. [2])

Von Zeit zu Zeit beſuchte nun Göthe die Jenaiſchen Freunde und Humboldt wiederholt ſeine Gegenbeſuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena geweſen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt G. 27 Nov. an Sch., „iſt neulich zu einer äſthetiſch-kritiſchen Seſſion gekommen; ich weiß nicht wie ſie ihn unterhalten hat." „Herr von Humboldt", antwortete Sch., „der ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein ſolches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn ſie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten." — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März ſchreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig geweſen ſein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar ſehr natürliche, doch intereſſante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen." Den April brachte Göthe faſt ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Beſuch Humboldt's aufs

---

2) Wo in dieſen Briefen der ſo oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkömmt, iſt, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen ſind, ſtets unſer Humboldt gemeint.

angenehmſte überraſcht; im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder ſonſt unter der Feder hatte, ſandte er den Freunden im Manuſkript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erſte Horenſtück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt ſehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann ſendete er den Wilhelm Meiſter, deſſen letzte Bearbeitung ihn in dieſen Jahren beſchäftigt. Schon auf die Lektüre des erſten Buchs ſchreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat ſich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle.“ Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebſt der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich deſto fleißiger und unverdroſſener fortarbeiten.“ In den erſten Tagen des neuen Jahres überſendet er den Freunden Exemplare vom erſten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts.“ Und ſo ſpäter auch die folgenden Theile. Doch ſendete er die nächſten Bücher ſchon im Manuſkript an Schiller, ſo das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzuſtreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und ſeine Geſellſchaft.“ Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebſt wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgeſchenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm däuchte — und ſo ſchien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen den Betheiligten ein ſolches Geſchenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorſchlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, dieſen Deſideriis hoffe

er abhelfen zu können und bei dieſer Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und ſendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuſkript an die Freunde, welcher Schillern in den höchſten Enthuſiasmus verſetzte. Humboldt las den Schluß davon erſt in Berlin. „Das fünfte Buch", ſchreibt er (31. Aug. 1795) nach dem erſten Eindruck an Schiller, „iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeß iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, ſogar fürs erſte noch erlaubt war. Meiſters Einſchlafen iſt nicht natürlich."

Da wir einmal dieſes zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'ſche Werk berührten, wird es am Platz ſein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die ſpätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müſſen uns freilich auf zerſtreute Aeußerungen ſtützen, da der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Anſicht können wir jedoch nicht zweifelhaft ſein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meiſter zu Herzen und dieſer nehme es ſehr gut auf. Humboldt erwiedert, von dieſem Werke, wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft ſein müſſen, verſpreche er ſich ſehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele erregten ihm hohes Intereſſe, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen pſychologiſchen Blicke und die große Bekanntſchaft, die Göthe auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele bewieſen. [3]) Die Art der Schwärmerei, die in dieſem Individuum gezeichnet iſt, widere ihn in allen ihren Metamorphoſen immer auf gleiche Weiſe an — was ihm ein Beweis von der großen Kunſt ſei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter soutenirt habe. Gerade dieser Charakter sei der beste für diesen Stoff gewesen, und es scheine ihm ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet seien. „Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie die Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt." Ueber den Unterschied von Roman und Drama hätte sich Göthe, nach seiner Ansicht, ausführlicher oder bestimmter erklären sollen. Die Gegensätze, die er aufstelle, seien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie nicht noch sollten leicht verwechselt werden können.[4])

Die interessanteste Diskussion eröffnete sich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erschienen war, doppelt interessant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte sich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz diesem Romane gewidmeten Schreiben[5]) die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil sprach unbedingt zu Gunsten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob sich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke selbst zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er sprach seine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieser war auch über Humboldts Schreiben hocherfreut, und sendete das Votum sofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es ist doch tröstlich, solche

4) Gleichfalls an Schiller geschrieben (4. Dez.)

5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreiſe iſt mir noch nichts dergleichen zugekommen.“[6]) Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28. Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieſer ſucht ſich zwiſchen die beiden Kritiker zu ſtellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünſtigſte Reſultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief ſchienen ihm, ſagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meiſters Charakter betreffe, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen dieſen Charakter zu ſehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman ꝛc. einen Helden haben zu müſſen, habe ihn verführt. Wilhelm ſei zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon. Dies ſei eben eine Eigenthümlichkeit dieſes Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon brauche. Die Dinge um Meiſter ſtellen die Energien dar; er nur die Bildſamkeit. Humboldt dagegen ſei gegen dieſen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meiſter das beſinnungs- und gehaltloſe Geſchöpf wäre, wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und ins Spiel geſetzt ſei, ſo ſei der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig ſei, hätte G. dieſen Charakter nicht wählen dürfen. Es ſei allerdings ein Uebelſtand für den Roman, daß er, in der Perſon des Meiſter, mit ſo einem Mittelding zwiſchen Individualität und Idealität ſchließe. Ohne entſchiedene Individualität und Beſtimmtheit verſage er uns die nächſte Befriedigung, die wir fordern,

---

6) So ſagte er auch noch ſpäter zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wiſſe, dem er durchaus recht geweſen wäre.“

und da er nur dem Vermögen nach ideal sei, so verspreche er zwar eine höhere und die höchste Befriedigung, aber wir müssen ihm diese auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte also mindestens eben so ungünstig über die Persönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der bessern oder geringeren Qualität desselben beurtheilt wissen, wenn diese nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und seinem Gesammtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die sonstigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu abstechende Composition der letzten Bücher, so möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite stellen und die Schiller'sche Betrachtungsweise hier für etwas zu abstrakt ansehen. Wäre die Composition des letzten Theils nicht so gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meister noch immer mehr erweckt als realisirt, durch seine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erscheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlassen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu schwankend ansieht, um als ein solcher Repräsentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieser Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meister selbst aber mehr die Fähigkeit und Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen.

---

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieser Zeit haben wir zuerst die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1794, Nr. 315—17) erschien, und jetzt im ersten Bande seiner gesammelten Werke (S. 185—214) zu lesen ist. Dieser sehr gehaltvolle Aufsatz berührt die interessantesten Probleme der Psychologie und Ethik, und er behauptet seinen

Werth auch abgesehen von dem vielleicht zu günstig beurtheilten Werke. Der philosophische Theil der Recension ist freilich bedeutender als der kunstrichterliche. Dies ist aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der ästhetischen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Absicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendsten Ansichten über philosophische Systeme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu diesen Systemen und die möglichen Arten die Geschichte der Philosophie zu behandeln. Auch in diesem Aufsatz zeigt sich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes System kennt und auf Jacobi's Ansichten um so leichter einzugehen vermag, als es sich diesmal lediglich um praktische Philosophie handelt. Die Darstellung des Entwicklungsgangs in diesem Romane ist eben so gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktischen Philosophie des Verfassers. Nach unsrer Ansicht ist freilich die Charakteristik, die H. von den Figuren des Jacobischen Werkes giebt, gelungener als diese Figuren selbst; und zu leugnen ist nicht, daß er auch hier eine Darstellung, weil sie ihm psychologisch genügt und auch sonst hohes Interesse erregt, für poetisch befriedigender ansieht, als sie in der That ist. Sonst enthält die Darlegung ungemein viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geschlechter, und manches Bruchstück tiefsinniger Lebensphilosophie. Am wichtigsten jedoch erscheint mir das, was ihn befreit von jedem starren Kantianismus zeigt. So stellt er die Tugend als das Höchste dar, die nicht mehr Kampf, sondern Gewöhnung ist, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menschlichen Instinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinstimmung, aus dem sich unter anderem der nothwendige

Zuſammenhang der Glückſeligkeit mit der Tugend ſtreng beweiſen laſſen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in ſich aufnehmen könne und müſſe, was Jacobi einſeitig beſaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Inſtinkts liege zwar ſchon in dem rechtverſtandenen Moralſyſtem der kritiſchen Philoſophie. Jacobi mache aber, auf ſeinem Wege, die Verbindung zwiſchen dem Moralgeſetze und der wirklichen Natur des Menſchen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbauung einer von allen Seiten genügenden Philoſophie die trefflichſten Winke.“ „Die neuere Philoſophie,“ ſagt H., „hat zu ſehr durch fremde Hand verknüpft, was, ſeiner Natur nach, ſchon verſchwiſtert iſt. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des ſittlichen Gefühls, und ſeiner Wirkſamkeit in dem ganzen Weſen des Menſchen, das ſtreng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut geſtimmten Menſchen ſelbſt ſo laut ſpricht.“ Doch findet er Jacobis Anſichten weder hier, noch in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an ſtrenger Analyſis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Syſtems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt iſt.

Der ſchwächere Theil des H.'ſchen Aufſatzes iſt die äſthetiſche Beurtheilung Woldemars, der Darſtellung ſowohl als der dargeſtellten Verhältniſſe. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfaſſer die Charaktere doch nur als Vehikel dienen, ſeine Moralbegriffe zu entwickeln. Es ſtreift auch an dem Vorwurf einer gewiſſen Unnatürlichkeit der dargeſtellten Verhältniſſe, und beſtärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfaſſer Schuld iſt, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben faſſen. Denn, H. mag noch ſo

Treffliches ſagen, nicht die Wahl, ſondern die Behandlung, entſcheidet meiſt die poetiſche Wahrſcheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbſtgeſchaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflöſung des Ganzen nicht. Allein er bemüht ſich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweiſen, was ihm nicht gelingt, und geſteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühſamer Reflexion und Abſicht, als des dichteriſchen und ſchaffenden Genius iſt.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieſer Aufſatz zum Theil dem Antheil ſeine Entſtehung dankt, den die Perſönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er ſendete auch denſelben Jacobi'n ſchon im Manuſcript zu, und dieſer war, wie ſeine Antwort zeigt,[1]) höchſt erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute ſich über dieſes Urtheil. „Danken Sie", ſchreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recenſion des Woldemar; ich habe ſie ſo eben mit dem größten Antheil geleſen."

Sehr intereſſant iſt, jetzt zu leſen, wie dieſe Recenſion gleich nach ihrem Erſcheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena ſtudirenden Mediciner, David Veit, und von deſſen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wiſſen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Veit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl dieſe „prächtige" Recenſion ſeiner Freundin; ſie ſei wirklich ein Kunſtwerk. Nebenher werden ſie aus dieſer Recenſion beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in ſeine Studien zu bringen wiſſe, wie ſehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

1) Brief an Humboldt vom 2. Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechſel. II. 173—81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielseitigkeit verloren habe.“[2]) Rahel hatte die Recension schon gelesen, ehe dieser Brief anlangte. Man habe sie für zu schwer ausgeschrieen, schrieb sie dem jungen Freunde; sie habe sie aber sehr verständlich gefunden, und bewundere sie im höchsten Grade. Sie sei weit genialer als Woldemar selbst, denn sie leiste alles, was der Beurtheiler leisten solle, Jacobi dagegen gebe nicht, was er solle, er gebe nur die Hülle eines Systems, nicht Charaktere, die es von selbst finden ließen, nicht die Darstellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recension. Rahel empört die Unnatur und Gespreiztheit der Jacobi'schen Figuren. Nur diese, nicht äußere Umstände brächten die Verlegenheiten dieser Personen hervor. Die Heloise, oder Werther, oder Tasso hätte H. vornehmen sollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu sehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand sie kostbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menschenkenntniß wollten Sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit Ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verstanden! Sonst müßten Sie sich ja tief vor dieser Menschenkenntniß gebeugt haben.“ Denn mit dieser und mit seinem philosophischen Geiste, habe er in dieser wunderbaren Recension bestimmt, was Menschenkenntniß sei, und sie als eine Kunst zergliedert und festgesetzt. — Veit fand dies Urtheil so gründ-

---

2) Diese ganze Correspondenz (von Nov. u. Dez. 1794) findet sich in Varnhagen von Ense's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang ꝛc. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u. 10. Dez. desselben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignetste daraus vorlas — unserm Humboldt selbst. „Er hat sich nicht gewundert," schreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gefreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über seine Recension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht... Von dem Urtheil über die Matthiſſon'sche Recension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schiller'schen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brinckmann und Gentz, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Gentz gar nicht." Rahel begriff wieder dieses Zugeständniß nicht. Hat er denn über Woldemar eingestimmt, fragte sie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen gestreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegensatz der Humboldt'schen, das Peinliche dieses Werks, die Unnatur der Verhältnisse und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weise, heraushob.[3]) Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Göthen einen Besuch unsres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Es steht auch schon etwas über

3) Sie findet sich auch in A. W. und Fr. Schlegel's Charakteristiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unſere Xenien in dieſem Briefe.“ Es ſcheint alſo, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenſeite dieſes Buches beleuchtet zu ſehen, und daß die Vorliebe für Jacobi ſich etwas gekühlt hatte. Es findet ſich auch von einem Briefwechſel zwiſchen Beiden in ſpätern Jahren keine Spur.

---

Von Beziehungen und Begegniſſen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 – 95) läßt ſich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Beſuch dahin. Da waren denn galvaniſche und anatomiſche Unterſuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie ſich Göthe, in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn ſelbſt gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reiſe durch die Alpen und Oberitalien, von der er erſt im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. ſehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder ſich in Jena ſeines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Apellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht ſchon im Sommer 1794 perſönlich kennen, und zwar in Weißenfels, wo Schiller eine Zuſammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechſel; denn wie hätten dieſe nächſten Freunde und Rathgeber unſeres Schiller nicht auch für einander ein großes Intereſſe faſſen ſollen! Dazu war Körner derſelben philoſophiſchen Richtung zugethan, und ein feiner Kunſtrichter, der ſich ſogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbſt 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daselbst. Ein herrlicher Dichtergeist, der leider unter unseligem Geschick so früh verstummte. Schiller nahm sich des jungen Mannes, der ihm geistig so verwandt war, den er erweckt hatte, sehr an und sah ihn viel in seinem Hause. Humboldt gedenkt seiner nur bei Gelegenheit des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796, wo er von einem seiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein sehr schönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, sagt, es scheine ihm, obgleich es nicht ohne poetisches Verdienst sei, doch im Ganzen matt und erinnere so sehr an die Götter Griechenlands," eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig sei. Allerdings hatte sich dieses große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geist und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hause Hölderlin kurz zuvor gewesen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieselbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schützling Hölderlin zu sehen. Daß sie auch Humboldt kennen lernte, ist nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Veit, einen sehr begabten Kopf, der sein nachheriges Leben in Hamburg, als praktischer Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correspondenz mit Rahel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 schreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Correspondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an ſie denke; hören Sie? vergeſſen Sie nicht! — Alles wörtlich.“ Und 3. Nov. ſchreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menſchen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich *große* erlangen. Von Leuten dieſes Verſtandes, dieſer *Feinheit* und Bemühung, ſich überall durch eine edle Art, aber doch *nothwendig* zu machen, verſpreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entſpringt, nicht Freundſchaft.“ Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wiſſe ſie nichts über H. „Wenn ich ſagte, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ihn, ſo meint' ich, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ſich und das Verhältniß, das zwiſchen Ihnen beiden ſein kann, und ſein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Syſtemſinne, lieber Jünger), und was er ſich erlaubt (im Urtheil hauptſächlich), erlauben Sie ſich nicht.“ Diesmal ſei es zu „ſorgliche Freundſchaft“ geweſen, was aus ihr geſprochen. Dann berührte ſie Schiller's Recenſion der Matthiſſon'ſchen Gedichte.[1]) Sie wiſſe ſelbſt, daß ſie Hr. v. Humboldt ſo ſehr gut fand, und die eine Idee ſo beſonders, „daß der Menſch dahin zurückkommen müſſe, aber nicht ſtehen bleiben, von wo aus ihn die Natur ſchickt.“ Alles das habe ſie nur noch auffäſſiger gegen jene Recenſion gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Veit über den Geſellſchaftston, der in Jena herrſche, den Mangel alles feinern Geſprächs und wahren Witzes. „Nur bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und ſeine Frau habe ich freilich nicht Aufmerkſamkeit und Lebensart genug.“ . . „Geſtern“, fährt er fort, „habe ich Schiller zum erſtenmal geſehen; ich finde Humboldt's Urtheil ſehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein ſchönes Männergeſicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erſt vor kurzem erſchienen.

davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich", schreibt er, „mit Humboldt spazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthisson'sche Recension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „„Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon."" Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden."

---

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieser Epoche nehmen zwei Aufsätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den ersten Rang ein: I. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Ges. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Ges. W. B. I. S. 215—61). Sie entstanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, also zur Zeit des regsten Ideentausches mit Schiller. Sie sind aber durchaus sein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt seiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier sich mit Schiller berührt, und seine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, so ließe sich doch eher nachweisen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden sei, seinen Genius anhaltender diesem Gegenstande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in solche Tiefe, wie H., er bemächtigt

ſich deſſelben nicht als Forſcher im ſtrengen Sinne, aber in einer Reihe lyriſcher, lyriſch-didaktiſcher und epigrammatiſcher Gedichte, z. B. „Würde der Frauen", „die Geſchlechter", „Tugend des Weibes", „die ſchönſte Erſcheinung", „Forum des Weibes", „Weibliches Urtheil", „das weibliche Ideal", ꝛc. — die ſämmtlich in die Jahre 1795 und 96, alſo in die Epoche des nächſten und nächſtvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in dieſen Gedichten pflückt Schiller gleichſam die Blüthen ab, die dieſe Gefilde tragen, und durchſchlingt ſie mit dem Immergrün ſeiner Muſe, während Humboldt in die Tiefe hinabſteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeiſterte Darſtellung derſelben lag unmittelbar in Schiller's Weſen, ja ſie war dem ganzen Kreiſe eigen, in dem er ſich ſchon länger bewegte,[1]) aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geſchlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der dieſe Probleme zu einem ſpeziellen Studium gemacht, nicht ſo leicht gelangt ſein. Auch hier theilten ſich gleichſam die Rollen zwiſchen Humboldt, dem eigentlichen Forſcher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealiſcher, ſich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darſtellung einer idealiſch abſtrakten Weiblichkeit (Thecla, Johanna) manifeſtirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geſchlechts in den unendlichen Formen der Erſcheinung, von der höchſten Natürlichkeit bis zur reinſten Idealität, zur unmittelbaren Darſtellung bringt.

Die Forſchungen, denen dieſe Aufſätze gewidmet ſind, ſchlingen ſich durch Humboldt's ganzes Leben fort, ſie verknüpfen ſich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

---

1) Profeſſor Fiſchenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's, hatte (ſchon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu ſchreiben.

er in verſchiedenen Zeitabſchnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt ſtehen, dominiren ſie beinahe und ſchließen ſich nur an rein äſthetiſche an. Wenn in den früheſten Jahren eine politiſche Richtung überwog, welche Impulſe für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geſchäften ausruht, die Tendenz ſeines Forſchens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menſchen) eine hiſtoriſch-intellektuelle wurde, ſo müſſen wir die vorherrſchende Richtung ſeiner mittlern Forſchensperiode die anthropologiſch-äſthetiſche nennen. Gerade für dieſe Richtung war ihm auch die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften faſt unentbehrlich, und er verſäumte auch die günſtigen Gelegenheiten nicht, die ſich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieſes Gebiet des Wiſſens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organiſchen Natur den Erſcheinungen nachzuſpüren, die bei dem Menſchen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geiſtigeres Weſen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in dieſe Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forſchung und Grübeln, in derſelben Abſicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeiſtes, nämlich um in den Geheimniſſen der Geſchlechtsverbindung den Zuſammenhang der geiſtigen und ſinnlichen Natur in ſeiner Tiefe zu erfaſſen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in dieſen Aufſätzen entwickelten Ideenganges würde die uns geſteckten Gränzen überſteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen ſchwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Intereſſanteſten, was H. niedergeſchrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt ſeines Geiſtes, die ich in dem Vorangehenden zu charakteriſiren verſuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er ſich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenſtand und Behandlung

ſind eigenthümlich und neu. Wir würden dieſe Aufſätze eher nach als vor der Naturphiloſophie entſtanden glauben, gäbe uns nicht die Geſundheit und Friſche der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytiſche Methode Merkzeichen genug, daß dieſe Aufſätze, trotz der tiefen Verſenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philoſophie verfaßt ſein möchten. Dagegen iſt es allerdings merkwürdig, wie jene Gegenſätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geiſtigen und körperlichen Daſeins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation ſolches Aufſehen erregte, womit ſie einen ſolchen Umſchwung hervorbrachte, ſchon in dieſen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und ſpricht beſcheiden von dem, was „die neuere philoſophiſche Naturkunde“ ſchon geleiſtet habe, worunter er damals nichts verſtehen konnte, als die Arbeiten Einheimiſcher und Fremder ſeit Linné und Büffon und die Erklärungsverſuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie dieſe Aufſätze in die Welt traten, wirkten ſie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphiloſophie erregte, mußte ſich erſt wieder gelegt haben, damit es beſonnenen Forſchern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'ſchen Syſtems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieſer Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aeſthetik hinüber. „So wie ſich beide Geſchlechter zum Ideal reiner und geſchlechtloſer Menſchheit, ſo verhält ſich auch ihre beiderſeitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden iſt die Menſchheit ausgedrückt, denn jedes ſtellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieſer beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben ſo kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrſcht nur ein Beſtandtheil derſelben, ohne jedoch den andern auszuſchließen. . . . Wie in der veredelten Menſchheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunſch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erſcheint, ſo erſcheint in der hohen Schönheit die Geſetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Geſetzes... Wie die Menſchheit *ſpecificirt* iſt, ſo wird es auch jederzeit die Schönheit ſein." In jeder wirklichen Erſcheinung des Menſchlichen und Schönen wird ein Geſchlechtscharakter vorherrſchen, größere Beſtimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber ſchön zu ſein, muß jede dieſer Erſcheinungen beide Vorzüge in ſich vereinen, und nur das *Uebergewicht* des Einen unterſcheidet ſie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch ſeine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterſcheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, ſo wie das Ideal der Menſchheit, das vollkommenſte *Gleichgewicht*. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauſchen in freiem Spiel ihre gegenſeitigen Funktionen aus." So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den äſthetiſchen Briefen aufgeſtellt hatte. Beider Forſchungen hoben und trugen ſich wechſelſeitig. — Den äſthetiſchen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Geſtalten der griechiſchen Götterwelt einen gewiſſen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweiſen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geſchlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geſchlechtsloſe Ideal, der höchſte Grad der Schönheit aber in der möglichſten Verſchmelzung der Geſchlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Beſtimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Dieſe Entwicklung iſt an ſich ein Muſterſtück eindringender und ſchöner Darſtellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erſcheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erſte ſchrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfaſſer[1]). Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abſtrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte ſo geſtellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als ſie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt ſelbſt hegte noch wenig Hoffnung, mit ſeinen Anſichten durchzudringen, und er fühlte dies nie ſtärker, als nach der Lektüre des Schiller'ſchen Gedichts: „die Würde der Frauen." „Mir war es", ſchreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeſchreibliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Todtes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht ſo ſehr, als hier, gefühlt." Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz current und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen", und eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wie viel in jenen Aufſätzen liegt."

Ueber den Aufſatz über männliche und weibliche Form hat jüngſt Fr. v. Müller [2]) ein bedeutendes Wort geſagt, womit wir den Abſchnitt beſchließen. „Als Humboldt dieſen Aufſatz ſchrieb, hatte er noch nicht Italien geſehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüſſen und viele der reizendſten Kunſtgebilde des Alterthums gar nicht. Um ſo bewundernswerther iſt der ſichere und ſcharfe Blick, mit welchem er die Grundformen claſſiſcher Götter und Heroengeſtalten erfaßt und unſerm geiſtigen Auge vorüberführt, um ſo unverkennbarer die glückliche Anlage ſeiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in ſich aufzunehmen, in ihrer tiefſten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforſchen. Ganz gleichzeitig erſchienen in den Horen Schiller's Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Nirgends tritt die innige Verwandtſchaft des Ideenganges beider Schriftſteller entſchiedener hervor. Sie ſcheinen — möchte man ſagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetiſch-reizender Umkleidung der abſtrakteſten philoſophiſchen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit ſich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den ſchwierigen Stoff ſiegreicher bezwungen und alles Abſtruſe, Trockene glücklicher vermieden als eben in dieſem Aufſatze, dem wir in Rückſicht auf Klarheit und Anſchaulichkeit allerdings vor jenen theilweiſe auf allzu fein und dialektiſch ausgeſponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zuſprechen möchten."

2) In der Neuen Jenaiſchen Litteraturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Litteraturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolf's um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen [1]).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß [2]). Humboldt war hocherfreut über den „göttlichen Besuch" dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und ſchrieb unter andern: „Die Entſcheidung der Sache iſt, dünkt mich, ſehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: iſt Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungeſtörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Iſt das Erſtere, ſo iſt keine Wahl. Die Stelle iſt zu vortheilhaft, die Muſe ſelbſt, die ſie verſpricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anſtehen ſollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhnkenius beruhigt Sie hierüber ſehr; allein dieſer iſt bekanntlich, wie die meiſten dortigen Gelehrten, ein Patriot und ſieht die Revolution vielleicht aus Parteigeiſt mit zu günſtigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wiſſenſchaft wünſchen ſoll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite iſt es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln ſein ſollen, mit denen ſchon ſo mittelmäßige Menſchen, wie z. B. Brunck, oder doch ſo langſame wie die Holländer, ſo viel geleiſtet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müſſen Sie ſich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja ſonſt ſo gut begleitet.“ [3]) — Wolf entſchied ſich, in Halle zu bleiben.

---

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Abſicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber ſeine Mutter ſehr krank an und hauptſächlich darum konnte er ſich dieſen Winter nicht und erſt im Herbſt des nächſten Jahres in die ihm ſo werth gewordenen Jenaiſchen Verhältniſſe zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war dieſe lange

---

3) Körte, a. a. O. I. 314—15.

Trennung ſchmerzlich. „Humboldt“, ſchreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt dieſen Winter nicht mehr, welches mir ſehr unangenehm iſt.“ Und an Humboldt ſchreibt er: „Ihre längere Abweſenheit beklagt Göthe ſehr. Auch der Anatomie wegen hat er ſich auf ihr Hierſein im Winter gefreut.“ Am ſchmerzlichſten war es H., von Schiller ſo lange getrennt zu ſein, hauptſächlich dann, wenn er um deſſen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern ſein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da ſei, ſchlechterdings Niemand. Das bringt H. ſogar auf den Gedanken, Schiller ſolle ſich lieber in Weimar anſiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Faſt in jedem Brief ſpricht H. ſeine Sehnſucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigſten Wehmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß ſeine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich“, ſchreibt er (4. Aug. 95), „ſo ſehr an das geſellſchaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Deſto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den beſten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu.“ Immer mehr fühle ich, wie ſie Beide zum Umgang mit einander geſchaffen ſeien, und wie, ohne ihn, aller ſeiner Beſchäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt ſeinen Freund nicht weniger.

In dieſen Zeitraum fällt daher der wichtigſte Theil des Briefwechſels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentauſch ward ſchriftlich fortgeſetzt, ſo daß dieſe Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correſpondenz gewährt ein Zeugniß dieſer einzigen Verbindung, nirgends findet ſich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leſer. Wie herrlich iſt es, dieſe Geiſter in ſolcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt ſich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er ſeine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl ſagen läßt, wie oft Li (ſeine Tochter Caroline) von ihm ſpreche. Dieſer Briefwechſel war Beiden der einzige Erſatz in der Trennung, ja oft die einzige Communikation, in der ſie mit der Außenwelt ſtanden.

Dazu kam noch ein beſonderer Anlaß, ununterbrochene Correſpondenz zu unterhalten, nämlich der erſte Schiller'ſche Muſenalmanach, der im Herbſt 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieſer ſendet nun dem begierigen Freunde die neueſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptſächlich aber, um ſein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfaſſer zu bezeichnen, für den Almanach überſendete, und überwachte den Druck, ſo weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich", ſchreibt Schiller, „daß ich dies Geſchäft in Ihren Händen weiß." Faſt alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei dieſem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit ſeines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die ſich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechſelt. So werden, außer dieſen, auch Göthe und Hölderlin, Matthiſſon und Koſegarten, die Mereau und ſelbſt die geringſten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen ſeine Nachſicht auch gegen die allergeringſten bemerkbar finden, obſchon er bei dem Meiſten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen ſich gedrungen

ſah, ob es ihnen denn nicht ſelbſt Langeweile mache, ſo gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch ſonſt wußte er ſeine Entfernung von den Freunden in ihrem Intereſſe zu nützen. Nicht nur daß er ſeine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Ramler, Gentz ꝛc. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für ſie anſpornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei ſeinen Beſuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuſtrömten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigſtens die andern Freunde des Schillerſchen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, ſtellte er Göthen und Körnern für ihre Beſuche in Jena ſeine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Tegel führte er mit den Seinen ein ſehr einſames und durch Krankheiten vielfach geſtörtes Leben. Seine eigne Geſundheit war ſchon in Jena nicht ſo rüſtig wie früher, nun beſſerte es ſich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm ſogar das Leſen erſchwerte. Die alte Humboldt erholte ſich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut ſeiner Mutter reiſen, und dringende Geſchäfte beſorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht ſelten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen ſchnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu conſultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens faſt ohne geſellſchaftliche Exiſtenz war, nur ſelten Beſuch empfing und manchmal in ſechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuskript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsonnirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund," schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen." Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieſer Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt ſtellte ſich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, ſeine Gedanken ſo vielen andern auszuſpinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewiſſes Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, ſich ſolcher Ideenmaſſe bemächtige. Am meiſten hielt ihn ſein unabläſſiges Studiren ab. Die Lektüre griechiſcher Dichter, um dieſe Zeit beſonders Ariſtophanes, wechſelte mit dem Studium phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Schriften. Er ſelbſt fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, ſei es in geſelligen Zerſtreuungen oder im Genuſſe der Landluft, weil er dann deſto freier in allen Ideen herumſchweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe ſchmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller ſchreiben ſehen, er ſei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig geweſen und bringe den größten Theil des Tages an ſeinem Schreibtiſch zu. „Ich weiß nicht," ſagt er, „durch welche Verbindung von Umſtänden ein großer Durſt des Wiſſens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht iſt, aber ſehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlaſſe mich dieſer Neigung um ſo mehr, als ich gar keinen Muth habe, ſo lange ich von Ihnen abweſend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt ſind doch meine Geſichtspunkte jetzt zu feſt, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrſamkeit auszuſchweifen, die ich gewiß am meiſten geringſchätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Geſichtspunkte, und niemals unterlaſſe ich, aus allem Geſammelten die Reſultate zu ziehen, die dieſen Geſichtspunkt angehen. Dies vorausgeſetzt, kann ich kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch

ſcheint doch einmal da zu ſein, Alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Dieſe Begierde iſt mir immer eigen geweſen, und hat mich nur oft leider irre geführt, ſo daß ſie ſich ſelbſt ihren Zweck vereitelte. Im Wiſſen und im Leben habe ich mich immer ſelbſt durch zu große Verbreitung geſtraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergeſſen, daß Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wiſſen iſt der Kampf, Gottlob! gefahrloſer."

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu ſeiner Kraft, immer wenig producirte, und beſonders in jenen Jahren, wie er ſelbſt ſagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in dieſem Zeitabſchnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umriſſen ſeines damaligen Lebens zu thun.

Die Einſamkeit ſeines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öfterſten durch den Beſuch von Gentz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war". — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu ſein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erſt nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verſchlang ihn der Strudel der Welt, er hatte ſo viele alte Bekannte, durch ſeine Gattin knüpfte ſich manches neue Verhältniß, ſelbſt Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte ſich durch ſie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reiſe nach Italien in H.'s nächſten Lebensplanen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derselben nicht zu denken. Er dachte erst einige Zeit bei seinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten." (Br. an Sch., 23. Okt. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn besuchte, ist nicht klar. Den 24ten Juni schreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald sterben und das halte ihn wahrscheinlich in Berlin fest.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Rast in Jena nähern, müssen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der so eben geschilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten sprechen, die ihn während eben dieser Zeit beschäftigt hatten.

---

„Ich bin begierig zu sehen," schrieb Humboldt (4. Aug.[1]), „wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's. . . . . Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der

---

1) 1795. Alle diese Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt ist, in dieses Jahr.

Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht." Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ganz trennt, der große Unterſchied der vollſtändigen Individualität und der Wahrheit der Idee, iſt, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichſam aufgehoben. Er erfaſſe das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies ſetze aber eine ungeheure Selbſtthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geiſteskraft ſei, deſto mehr vermöge ſie ſich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch ſo feſt an den Wallenſtein und an das vollkommenſte Gelingen der höchſten poetiſchen Verſuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche pſychologiſche Auseinanderſetzung, daß er nur wünſchen müſſe, es möge auch für dieſen Brief Schiller's Ausſpruch gelten: „daß ſie ſich verſtünden, wo ſie ſonſt Niemand verſtehe."

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht deſſelben nach dem andern an und verſetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erſchienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Geſanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. ſ. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakteriſirt ſie alle; am kleinſten Epigramme weist er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewundernswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er ſich, Schiller's eigenſte, oft die ihnen gemeinſamen Ideen ſo herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., ſeiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von dieſen Erzeugniſſen des Schiller'ſchen Genius entzückt ſein ſollen, welche großentheils auch ſolche Leſer am gewaltigſten ergreifen, die ſonſt dieſer Gattung weniger zugethan ſind. Denn, wenn je, ſo iſt es Schillern in den beſten dieſer Stücke, wie ſchon früher in den Künſtlern gelungen, nicht etwa blos eine Lehre mit poetiſchem Schmuck zu umkleiden, ſondern wirklich dichtend zu philoſophiren, und philoſophirend zu dichten und in dieſer merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunſt andrer Zeiten und Völker in dieſer Richtung geleiſtet hatte, in Schatten zu ſtellen. Mag die Gattung an ſich etwas Anomales ſein! Wer ſo groß darin erſcheint, wie Schiller, ſtellt ſich auch damit den größten und normalſten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendſten, edelſten Geiſter eine Wirkung haben, ſo groß und manchmal größer, als die lauterſte Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in dieſen Poeſien etwas Außerordentliches zu finden, die die meiſten Kunſtrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten laſſen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunſt.

Freilich ſah er, fortgeriſſen von der Macht Schiller'ſcher Dichtung und beſtochen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine ſtörende Miſchung der Bilder frappirt ihn nicht; eine weit zu unanſchauliche Darſtellung gewährt ihm das reinſte Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, ſie raſch ſich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich ſtempelt er ſogar die Eigenheiten dieſer intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'ſchen Dichtergenius überhaupt und gefällt ſich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichſt Poetiſche gar nicht beſtehen könnte.

Dennoch behalten auch dieſe Humboldt'ſchen Beurtheilungen und Charakteriſtiken, einmal als ſolche, die Schiller ſelbſt zu leſen erhielt, dann als Zeugniſſe des ihm wahlverwandteſten Geiſtes, ganz unſchätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche ſich nach ihm am tiefſten in Schiller's Genius verſenkten,[2]) nicht verabſäumt haben, die Ausſprüche dieſes edlen Geiſtes am gehörigen Orte zu nutzen. Bedenken wir ferner, wie ſehr unſer Schiller, bei ſeinen damaligen Forderungen an ſich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, ſo ſteigen dieſe ermuthigenden Zuſprüche eines befreundeten Geiſtes noch höher in unſern Augen. Dieſe ermuthigende Wirkung hatten ſie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund," ſchreibt Schiller (21. Aug. 95) „ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Wir lauſchen, in dieſem Briefwechſel, gleichſam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entſteht vor unſern Augen. Unter den erſten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Geſanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergeſſen die Fehler vor der Gewalt dieſer Dichtung, in der man wirklich gleichſam ein Bild des Schiller'ſchen Dichtervermögens ſelbſt erblicken kann. H. wünſchte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime ſage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart ſcheint ihm eine

2) So die neueſten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Götzinger und Hoffmeiſter — die ſonſt auch meinen Dank und meine Achtung zwiſchen den Zeilen leſen mögen.

ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben; er erinnere sich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, sagt er, wo der Reim dem Gedanken geschadet habe, während er mit dem Wohllaut eine Symmetrie verbinde, die unsrer Sprache nichts weniger als überflüssig sei. Damit wolle er jedoch nicht sagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen seien.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überschrieben), und nach dessen Empfang stimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigstens, daß ein Andrer, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher gesagt wünschen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint," schreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart

und die Eigenſchaften, die ſie im Dichter vorausſetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen ſtudirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präciſion der Begriffe die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit in der Darſtellung zu erreichen, und nie hat ſich mir die Produktion des Genies ſo rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigſten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt iſt, die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit zu beſitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungenſten Werke ſeiner Ideendichtung angeſehen werden kann. Auch hier iſt es die Tiefe des Gehalts, die Begeiſterung für eine ihm ebenſo angehörende Idee, das Staunen, ſo etwas in den Formen der Poeſie verkörpert zu ſehen, was ihn ſo gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch ſelbſt ſagt, „daß man erſt durch eine gewiſſe Anſtrengung verdienen müſſe, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteriſtiſch iſt es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, den Idealen, nicht ſolche Gunſt zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte ſich der reinen Dichtung. Schiller ſelbſt wußte es mit den äſthetiſchen Abſtraktionen, die ſie ſich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenſter Art ſo ergriffen, daß ihm nur in dieſem Bereich die Gewalt des Dichters entſchieden dünkte. Und in Bezug auf deſſen Lyrik liegt allerdings in dieſer Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius" benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet," ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichſten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderte Strebſamkeit der Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedichte ſehr groß; faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei ſolchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, ſondern er machte wirklich faſt jedes einzelne Gedicht, und beſonders die größeren, zu einem beſondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigſte zu bemerken blieb, beſonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang ſowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten ꝛc. ꝛc. machte er feingefühlte Ausſtellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, dieſe Dichtungen einer durchgehenden Claſſicität zu nähern. Verſe und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

besonders in Rücksicht des Sylbenmaßes das Gewissen schärft. Es ist hier nicht vergönnt, uns in diese interessanten Wechselreden beider Männer, so sehr es der Gegenstand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller selbst dem Freunde giebt. „Denken Sie doch", schreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen." Und kurz darnach schreibt er ihm von der Knebel'schen Uebersetzung einzelner Elegien des Properz: sie sei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbesserungen; denn er habe darauf aufmerksam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte sich Schiller durch den Erfolg dieser Dichtungen und den Beifall seiner kunstsinnigen Freunde, namentlich Humboldt's, so ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange schon lagen ihm die dramatischen Plane der Maltheser und Wallenstein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantischen Erzählung an und da zeigte sich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er sich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatische oder epische Dichtkunst geboren sei, und schon daran, sich für letztere zu entscheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf seine eigenste Bahn wies und diesen Zweifel verscheuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob seine Dichtart wirklich, wie er selbst meinte, und wie der Freund versicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weise Göthe's und

der Griechen, ſtehen und gelten dürfe. Dieſe eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbeſtimmung, die andere über Schiller's Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über ſeinen Dichterberuf los zu werden, wandte er ſich an Humboldt. Einerſeits zu den Maltheſern hingezogen, die ſich an ſeine jetzige lyriſche Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroiſches und erhabenes Süjet boten, wie er es liebte, wünſchte er von der andern Seite ſich in allen Fächern und Formen zu verſuchen, die Erzählung hatte ſich im Geiſte ſchon geſtaltet und es ſchien ihm fraglich, ob nicht in dieſem Gebiet ein Kranz zu gewinnen ſei, wie er ihm im Dramatiſchen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund," ſo ſchloß er dieſe Conſultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſein; die Frage iſt alſo blos, ob epiſch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?

Warum wandte er ſich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meiſter? Von dieſem hätte er ſchwerlich ein Votum erwarten können, das ſeiner Unſicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an ſeinen Inſtinkt gewieſen und noch waren Beide einander nicht ſo nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf ſeine eigenſte Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu ſeinem poetiſchen Gewiſſensrath, der ſeine Eigenheit am tiefſten würdigte und, weniger noch als ſelbſt Körner,[3]) einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit in die allgemeine claſſiſche Bahn wünſchte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder ſolchen Frage entgegen ſtehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge. Am ſchwerſten, erklärte er in dieſem Schreiben vom 16. Okt. (1795), ſei das auszuſprechen, was Schillern als Dichter charakteriſire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutſchen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in ſeinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in ſeinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Dieſe ſeien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er ſei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieſes Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber ſei ihm deſſen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechiſchen iſt keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfaſſer denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterſchied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, ſondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden ſich alle weſentlichen Schönheiten der griechiſchen Poeſie innerhalb des Kreiſes nicht blos deſſen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, ſondern auch deſſen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in ſo hohem Grade geleiſtet haben. Was Sie unterſcheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortſchritten des Zeitalters beigemeſſen werden. Es iſt Ihnen und nur Ihnen eigen, und iſt ſo innig mit den Forderungen des poetiſchen Genies verbunden, daß es ſogar eine weſentliche Erweiterung deſſelben ausmacht.

Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. . . Um es in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

„Nehme ich nun", fährt er fort, „die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie . . als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epische, eigenthümlich ist. . . Auf der anderen Seite aber setzt das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . . Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu sein scheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir

dieſe Erſcheinung nach meiner Vorausſetzung ſehr wohl erklären. Wenn es richtig iſt, daß Sie der Natur, gleichſam ehe ſie vollkommen auf Sie einwirken kann, ſchon ſelbſtthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht ſowohl aus ihr ſchöpfen, als, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich durch eigene Kraft ſchaffen, ſo muß dies da am meiſten ſichtbar ſein, wo die Natur ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, am meiſten Natur iſt. . . Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen." Nicht in dieſer, ſondern in der heroiſchen Gattung werde Schiller's Stärke ganz ſichtbar ſein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatiſche Poeſie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Wenigſtens ſei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinſten Grade, ſo ſichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein äſthetiſchen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunſtform her.

„Verglichen mit der dramatiſchen, halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen." Daß er an und für ſich des Epiſchen mächtig ſei, daran ſei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in ſeinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, ſei eine Gattung gegeben, die er allein geſtempelt habe, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinige. Aber den höchſten Kranz werde doch die dramatiſche Poeſie, und zwar in

* einfach heroiſchen Gattung, darreichen.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück. „Es ſtellt Schiller's wahre, tragiſche Größe ins Licht, und verſchleiert ſeine Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern.“ [4])

Demnach gab Humboldt, beſonders für den Moment, den Maltheſern den Vorzug, auch vor dem Wallenſtein, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher ſei und auch gewiß in demjenigen Kreiſe liege, für den Schiller beſtimmt ſei. Auf alle Fälle müſſe er aber im Dramatiſchen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller dieſen „ihm in jeder Rückſicht intereſſanten“ Brief erhielt, war er ſchon in der Arbeit begriffen, ſich ſelbſt über die Frage: inwiefern er, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein könne, und zwar noch beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheine? einen definitiven Aufſchluß zu geben, und die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Reſultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt ſei, je mehr es Natur ſei, und er ſtellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht beſſer thue, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und ſich auf dieſem ſeinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingniſſe ewig fehlen würden, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Dieſe Frage ſolle H., noch bevor er die Abhandlung empfange, beantworten, was dieſer in ſeinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptſache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieſer ſo entfernt von den Griechen ſei, und will ſelbſt die eigentliche Sprachkenntniß ſo wenig

---

4) Schwab, a. a. O., S. 549—50.

als wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit denselben gelten lassen, daß er der Meinung ist, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt sei. Das, wodurch er den Griechen so verwandt sei, sei der reine Dichtergeist, der in ihm nur etwas verstärkt sei, was er mit Schiller Geist nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu sein. „Diesen Charakter", sagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen." Nachdem er hierauf auf sehr feine Art den Geist der griechischen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantasie der Griechen sich durchweg treuer unter der Einwirkung der sie umgebenden Natur hielt und dadurch jene so bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewissen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeistigkeit eigen war, welche den gehaltvollsten Produkten der Neueren gegenüber fast wie Leerheit erscheine, — nachdem er dies vorausgeschickt, fährt er also über die Neueren fort: „In ihnen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und ſchwärmende. Bei den Deutſchen iſt Geiſtes- und Empfindungsgehalt hervorſtechend, und in Anſehung des letzteren iſt Göthe, vorzüglich in ſeinen Theaterſtücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt ſind, in Egmont, Fauſt, Taſſo vorzugsweiſe original. In Ihnen endlich, lieber Freund, iſt freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einſchränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hinderniſſe, welche Zeit, Geſundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegenſetzen, denke, ſo iſt Ihre Geiſtesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere geſtimmt, und dadurch glaube ich den parador ſcheinenden Schatz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbſtthätigkeit an ſich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächſten ſind, da aus Ihren Produktionen, nächſt den griechiſchen, am meiſten die Nothwendigkeit der Form ſpricht, nur daß Sie dieſelbe aus ſich ſelbſt ſchöpfen, indem die Griechen ſie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechiſche Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich ſieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen ſpricht. Allein ſich dieſem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich ſchwerer werden." — Noch ſpäter ſpricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieſer ganz moderne Dichter ſich den Geiſt griechiſcher Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „Kraniche des Ibycus" und „das Siegesfeſt" als Beleg an,[5]) ohne uns, namentlich bei

5) Vorerinn. zum Briefw. S. 18—21.

dem letztern, zu überreden, daß hier in der Behandlung von etwas Griechischem die Rede sein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz selbstständige Aneignung griechischer Sagen- und Dichterwelt.

Gespräche mit Göthe brachten Schillern um diese Zeit ernstlich auf den Gedanken, selbst das Griechische zu treiben und er wünschte Humboldt's Rath, wie er es damit am besten anzufangen habe. Den gab dieser auch, bedauerte jedoch schon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken desselben in die classische Bahn wünschte.

Indem er in solcher Weise Wahrheiten erfaßt, die den Kunstrichtern damaliger und späterer Zeit meist entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu sehr hinwegsieht, deren Erfüllung selbst dem genialsten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht so blind für diese Richtung eingenommen, daß er auch den theoretischen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigestimmt hätte. Dieser sendete ihm die schon erwähnte Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuskript zu; den Rest las H. in den Horen, und nun entspann sich abermals eine sehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt [6]) war diese Arbeit vom allerhöchsten Interesse, sie berührte die höchsten Punkte ihrer Kunstansicht, sie war von der entschiedensten praktischen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welch genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, diese folgenreichen Forschungen bewältigte. H. erkannte sogleich, daß damit eine neue

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Epoche der äſthetiſchen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Anſichten eine Reviſion beinahe aller früheren Kunſturtheile nöthig mache. Den unbeſtimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber ſich jetzt kaum mit den Eingeweihteſten habe reden laſſen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm ſelbſt habe er faſt zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in ſeinem Urtheil über Dichter geſchwankt, die Auflöſung, und zu ſeinen Haupturtheilen den beſtimmten deutlich ausgeſagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meiſten, daß Schiller die Verſchiedenheit der Dichter ſo unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichteriſchen Genies, und dieſen ſelbſt geradezu aus dem Begriff der Menſchheit ableitete. Einer ſolchen Tiefe und Conſiſtenz könne ſich kein bisheriges Syſtem der Aeſthetik rühmen, ja es ſei das größte Wort, was je über die Poeſie geſagt worden, daß ſie beſtimmt ſei, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben. Er ſtimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige ſeien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopſtock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geſchmack abgewinnen können, und über Ardinghello habe er ſich ſchon in Göttingen lebhaft mit Schlegel geſtritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie beſonders fruchtbar; er fühlte ſich dadurch auch in ſeinen Betrachtungen über griechiſche Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit dieſem traf er zugleich den weſentlichſten Mangel der Theorie des Freundes, ja dieſe würde durch Beſeitigung dieſes Mißſtandes erſt ihre Vollendung und in Folge davon wahrſcheinlich die allgemeinere Aufſchrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht blos (wie

auch Schiller annimmt) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befinde, sondern daß auch die naiven Dichter schon im hohen Grade sentimentalisch seien, daß ferner die sentimentalen Dichter, der Form nach, auch naiv sein müssen, da sie ihre Idee eben auch zu individualisiren verpflichtet seien. Er greift dann besonders die Stelle an die mit der Unterscheidung der absoluten Darstellung und der eines Absoluten schließt. „Hier bin ich zwar," sagt er, „mit Ihnen ganz einig, daß der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, so wie der sentimentale vielmehr alle Gränzen des seinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht sagen, daß die naive Poesie blos der Form nach, die sentimentale [blos] der Materie nach ein Unendliches sei." Der naive Dichter, und selbst Homer, hat so gut ein Ideal in sich, wie der modernste, aber weil er es nie abgesondert gedacht hat, sondern es noch in der Natur findet, die ihn umgiebt, stellt er es auch in der sinnlichen Gestalt dar, wie es ihm in den Gränzen der Natur erschien. Im sentimentalen Dichter ist die Absonderung des Ideals von der Wirklichkeit vor sich gegangen, er hat also ein Unendliches der Materie nach, aber er muß doch auch dieses Ideale individualisiren, sonst hört er sogar auf, Dichter zu sein. Ganz einstimmend mit Humboldt, hat schon Hoffmeister[7]) erklärt, daß beide Dichtungen nicht der Art, sondern nur dem Grad und der Zeit nach verschieden sind. Die alte Poesie mag mehr real, die neuere mehr ideal sein, die Darstellung muß hier wie dort anschaulich und individuell sein, d. h. sie muß das geistige Menschenleben, dieses eigentliche Objekt aller Dichtkunst, dem innern Sinn vorführen. Dann, aber

---

7) Man vergleiche dessen vortreffliche Entwicklung, a. a. O. III. 74—91.

nur dann, wenn ſie auch naiv iſt, kann man die ſentimentale Dichtung für eine höhere Stufe, ja für den Gipfel der Poeſie anſehen, und ſie wird dieſem Höchſten der Kunſt da am nächſten kommen, wo ſie, wie es bei Shakespeare und Göthe der Fall, beide Vorzüge in eminentem Grade vereinigt. Es liegt klar am Tage, daß der Irrthum, in welchen Schiller's Theorie verfiel, auf ſeiner eignen Dichtungsweiſe ruht und mit allen zuſammenhängt, was man an dieſer tadeln kann. Vom Dichter Schiller wurde auch Humboldt fortgeriſſen, gegen den Theoretiker kann er ſchon entſchiedner Stand halten, Schiller vertheidigte zwar ſeine Darſtellung gegen dieſe Humboldt'ſchen Einwürfe, aber es glückt ihm nicht, uns für ſeine Anſicht zu gewinnen. Sie iſt durchaus irrig.

Aber auch Schiller entfernte ſich mehr und mehr aus ſeinen Abſtraktionen, während Humboldt von dieſen Erörterungen nicht abläßt. Er verhandelte nunmehr die Frage, in wie fern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität vertrage? und wiederholte den Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und geiſtigen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwickelung ſeiner Individualität beſtehe." Ernſtlich und nachdrücklich nahm er das Individuelle, das Charakteriſtiſche gegen das einförmig Allgemeine in Schutz, eine Richtung, die bei ihm, wie wir wiſſen, nicht neu war, jetzt aber um ſo wirkſamer wieder hervortrat, um gewiſſe äſthetiſche Einſeitigkeiten, die eignen, wie die des Freundes, zu bannen. Schiller erklärte auch, nach kurzem Bedenken, daß dieſe Idee von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche ſei, und wünſchte, H. möchte dieſelbe in einer ausführlicheren Charakteriſtik der griechiſchen Götterideale, wozu er in den Horenaufſätzen ſchon den Anfang gemacht hatte, weiter nachgehen.

Schiller's Mittheilungen bezogen ſich von nun an faſt nur auf ſeine poetiſchen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er ſich damals noch trug war eine Art Fortſetzung des „Reiches der Schatten“: die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Dieſen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht ſchwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchſtes an, das er, gleichſam als Abſchluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anſpruch, und auch von dieſem, dem erſten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er ſogar, daß Dieſer und Körner die vorhandene Epigrammenmaſſe ſortiren und etwa ein Drittel für den Almanach ausleſen ſollten. Noch im Sommer[8]) hatte er die Abſicht, H. die Xenien wenigſtens im Manuſkript zukommen zu laſſen, ohne daß dieſem daraus eine Spur werden ſollte, wer der Verfaſſer jeder einzelnen ſei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwiſſenſchaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieſes halbpoetiſchen Zwiſchenſpieles faßte Schiller ſchon ernſthaft den Entſchluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er ſchon in früher Jugend ſo viel geleiſtet und die ihm Humboldt ſo dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenſtande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheſer, ſondern Wallenſtein, und legte ſchon, nicht nur durch dieſe Wahl, ſondern zugleich durch ganz entſchiedene Erklärungen gegen ſeinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realiſtiſchere Behandlung, viel feinere Charakterdarſtellung und einen entſchiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

8) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

gesehn habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie sehr war Schiller unter diesen Verhandlungen fortgeschritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Besten, was er jemals über sich selbst gesagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu sein, womit die interessanteste Unterhaltung schon im Voraus verkündet war.

---

Mit Göthe war auch schon ein Briefwechsel im Gange. „Göthe," sagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen." — Schiller hatte, gleich im ersten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, diesem den Plan des Faust exponirt, wie ihm Göthe denselben mitgetheilt. Auf diesen Brief, den wir schmerzlich vermissen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird." Wir wären begierig zu wissen, wie er (1833) die dennoch bewirkte Ausführung angesehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieser Zeit gewährten ihm, nächst dem Meister, besonders die Beiträge zum Schiller'schen Musenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Besuch" und die „Meeresstille" aber, so wie die Venetianischen Epigramme um so größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen." Das Mährchen (am Schlusse der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie so wenig Sinn haben. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich

von dieſer Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, iſt behend und artig gewandt, und verſetzt die Phantaſie in eine ſo bewegliche, ſo oft wechſelnde Scene, in einen ſo bunten, ſchimmernden und magiſchen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutſchen Schriftſteller ſonſt etwas geleſen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Aleris und Dora. Göthe theilte das Belobungsſchreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein." Schiller fand, daß H. ſehr viel Wahres über das Gedicht geſagt habe. Einiges ſchien er ihm jedoch nicht ſo empfunden zu haben, wie er ſelbſt es empfand. So ſei die treffliche Stelle: „Ewig ſagte ſie leiſe" — nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſtehe, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge, herausſtürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt," ſagt Schiller noch, „verlieren ſich in dem ſchönen Genuß des Ganzen; indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich eiwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will; und ſtrenge nimmt man es gern mit Ihnen." Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der erſten Publikation deſſelben das Anſtößige entfernen; den etwas ſpielenden Gegenſatz hat er doch ſtehen laſſen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieſer Zeit machen ſich, wie wir ſchon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorſätze ſind intereſſant genug, und wir berühren ſie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Voſſens Louiſe zum Gegenſtand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich ſollte es ein kleiner Horenaufſatz werden. Schiller fürchtete faſt, ſie würden bei dieſer Materie, die er im Aufſatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde ſich gern auf das Gebiet der Idylle beſchränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, ſeine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutſchen ins Licht zu ſetzen. Es wurde aber ſo wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieſes Werk in der Allg. Litteraturzeitung geſagt würde. Schiller wollte ſie, da ſie in ihren kritiſchen Grundſätzen ſo ſehr harmonirten, als die ſeinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn ein Horenaufſatz daraus entſtanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) ſogleich ſehr treffende Anſichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm ſchon längſt über die epiſche Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erſt Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunſch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufſatz für Gentz's Monatſchrift ins Publikum ſchicken. Er machte den Vorſchlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte alſo doch der Erklärung, ſelbſt für die beſſere Leſerclaſſe!

von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95 — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alex und Dora. Göthe theilte das Belobungsschreiben, [illegible] er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und [illegible] bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtig sein." Schiller fand, daß H. sehr viel Wahres üb[illegible] Gedicht gesagt habe. Einiges schien er ihm jedoch [illegible] empfunden zu haben, wie er selbst es empfand. [illegible] die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise" — nic[illegible] ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbs[illegible] sondern weil das Geheimniß des Herzens in diese[illegible] Worte auf einmal und ganz, mit seinem unen[illegible] folge, herausstürzt. Ganz richtig. „Die Kleini[illegible] er tadelt," sagt Schiller noch, „verlieren sich in [illegible] Genuß des Ganzen; indessen möchte doch ei[illegible] darauf zu nehmen sein, und seine Gründe [illegible] verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern [illegible] haben freilich viel Schleppendes, und so [illegible] den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit d[illegible] und an einander ist freilich eiwas spielen[illegible] strenge nehmen will; und strenge nimmt [illegible] Ihnen." Da das Gedicht noch un[illegible] Göthe noch vor der ersten Publikation [illegible] entfernen; den etwas [illegible] lassen [illegible] glaube [illegible]

lbst, leugne ich nich
sichten, und nur nac
ng mit mir und den
nherwirft."

nd dieser Zeit: 1) die
vierter Pythischer
kungen.[1]) Er hatte sie
berließ sie, da er nicht
nz zu übersetzen, Gentz,
ne deutsche Monatsschrift,

es Schillers Musen-
steht in der Allgemeinen
1796. Es war billig, daß
hn dieses Almanachs gethan
nt desselben auftrat. Welch
wo Schiller einen Almanach
eisteuerte, was er bieten konnte
ihn ausführlich recensirte! Di
erfasser dieser Beurtheilung wa
zige Schiller'sche Musenalmanach
hen wurde! — beruht allerdings
gen Zeugniß A. v. Chamisso's.[4]
auch einer weiteren Beglaubigung
der Recension kenntlich genug für
spricht. Die darin enthaltenen Ur-

er auf eine Darstellung der Pindarischen
Hermann und Böckh kamen ihm in

43.
Werken, II. 297—328.
n's Denkw. IV. 273.

H., obschon nicht abgeneigt, fand es sonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu sollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernstlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Aristophanes übersetzte, blieb nur Bruchstück, so wie sich auch später Schiller noch an einem allerliebsten „Fragment" ergötzt, das H. dagelassen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.[3]) Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. sich mit der Idee, in einem besondern Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes mit wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Er hatte, wie er selbst sagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals fast sämmtliche griechische Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt gelesen. Das Thema war eigentlich eine Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, traf also beinahe mit dem Haupttheile des Werkes zusammen, das er sich vor Jahren zu liefern vorgesetzt hatte.[3]) Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächst nur den dichterischen Geist der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufsatz, der auch, statt eine Reihe projektirter Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen, wollte er diesmal zuerst an den beschreibenden Theil gehen und die Resultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epische Poesie vorangehen sollte, beschloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt so viel gesprochen sei, mit der lyrischen anzufangen. Da habe er auch das meiste vorgearbeitet. Dieser Theil solle wieder in drei Hauptmassen zerfallen, und Pindar die Grundlage

---

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.

3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römiſchen und neuern Hauptdichter werde in Contraſt und Aehnlichkeit Rückſicht genommen werden. Die Hauptſchwierigkeit bleibe immer die philoſophiſche Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leſer, noch in Büchern beſtimmt vorhanden ſei, die man zum Theil erſt auffinden und dann auf ungezwungene und präciſe Weiſe der Arbeit einflechten müſſe. In dieſem Theile ſei ihm aber durch Schiller ſchon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm dieſen H.'ſchen Vorſatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er ſofort einzelne Vorſchläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden ſein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müſſen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die ſich in ſeinen Schriften zerſtreut finden, als einigen Erſatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur deſto lüſterner macht.

Nicht ſowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufſätze Mehrerer entwickelte H. in ſeinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es ſchien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortſchritte zu halten, die der menſchliche Geiſt und Charakter gemacht hatte, und die er erſt noch machen müſſe. In dieſem Sinne breitet er, nur ſo gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philoſophie der Geſchichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geſchichte der Menſchheit ſich ein Bild des menſchlichen Geiſtes und Charakters ziehen laſſe, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieſes Bild ſei eigentlich das Höchſte, was den Menſchen, als denkendes und freihandelndes Weſen, intereſſire, das letzte Reſultat all unſers Denkens und Thuns, und für den Menſchen, der blos ſeiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All ſein Streben müſſe

darauf gerichtet sein, dieses Gesammtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wolle man in solcher Weise auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, so würde man nach allen Richtungen hin den reichsten Stoff zur Untersuchung finden. Der baarste Gewinn lasse sich diesmal im Reiche der Wissenschaften aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müsse man mehr die einzelnen Künstler und Menschen aufführen, die durch die That den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweisen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe sei u. s. w.

Am Schlusse dieses herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er sich selbst aus dem Gesammtbild der Menschheit schon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitaussehender Entwickelung und Anwendung, der uns so recht in die Mitte des Humboldt'schen Ideenlebens versetzt „Es gibt," sagt er, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien

Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.“

---

Dem Druck übergab er während dieser Zeit: 1) die Uebersetzung von Pindars vierter Pythischer Ode, nebst Einleitung und Anmerkungen.[1]) Er hatte sie schon in Auleben gemacht,[2]) und überließ sie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu übersetzen, Gentz, auf dessen Andringen, für die Neue deutsche Monatsschrift, Nov. 1795.[3])

2) Eine Beurtheilung des Schillers Musenalmanachs für 1796. Sie steht in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der so viel für das Gedeihn dieses Almanachs gethan hatte, nun auch als Recensent desselben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beste beisteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recensirte! Die Kunde, daß Letzterer der Verfasser dieser Beurtheilung war — es ist nämlich der einzige Schiller'sche Musenalmanach, der in A. L. Z. besprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamisso's.[4]) Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recension kenntlich genug für Humboldt's Autorschaft spricht. Die darin enthaltenen Ur-

---

1) Am Schluß machte er auf eine Darstellung der Pindarischen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieser Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den ges. Werken, II. 297—328.

4) S. Varnhagen's Denkw. IV. 273.

theile ſtimmen nämlich faſt durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er ſchon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur geſtehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber ſind, ſie ſind keck und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recenſion iſt er zu rückſichtsvoll, ſelbſt gegen die kleinen Geiſter, und es ſcheint ſogar, als wenn er noch eine gewiſſe Scheu gehabt, das öffentlich zu beſprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder ſchriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Geſangs" am meiſten, unter den Göthe'ſchen gibt er dem „Beſuch" den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweiſe des Dichters den reinſten Abdruck angenommen habe." Zulezt beſpricht er das „Köſtlichſte der ganzen Sammlung," Göthe's feine Gedankenſpiele, die „Epigramme aus Venedig." „Jeder ſchöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, iſt hier durch Zauberei in das angenehmſte Farbenſpiel verwandelt, woran ſich das Auge des Kenners nicht genug erſättigen kann." Nachdem er eine Anzahl der ſchönſten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, ſpricht er noch beſonders von der rhythmiſchen Schönheit dieſer kleinen Gedichte, „welche unſrer Sprache griechiſchen Wohllaut geben müßten, was auch der Verfaſſer in ſeinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit ſage."

---

Da Humboldt dieſe Gegenden bald auf längere Zeit zu verlaſſen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutſchland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt", ſchreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reiſe nach dem nördlichen

Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen." — Das Intereſſe, welches ihn dahin zog, liegt ſo fern nicht.[1]) In Hamburg wohnte Klopſtock, in Eutin Voß — alſo diejenigen, welche, von ihren ſonſtigen Verdienſten abgeſehen, grammatiſche und metriſche Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Ueberſetzungskunſt ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reiſe ſchrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).[2]) Er war mit ſeiner Frau fünf Tage in Eutin geweſen und den ganzen Tag bei Voß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen." Voß litt nur ſehr am Ohrenſauſen, was die Unterhaltung ein wenig ſtörte. Ihre Geſpräche berührten vor allem die Ueberſetzungskunſt, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,[3]) außerdem aber die Wolf'ſche Hypotheſe über Homer.[4]) „Ich habe", ſagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und dies iſt nicht leicht. Wenigſtens iſts nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246—47.
2) Siehe den Brief bei Varnhagen, Denkw. IV. 310 ff.
3) Vergl. oben S. 250.
4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte sagen, poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. . . . Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Wortes brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopstock war damals höchst angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beschäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über dessen Persönlichkeit und diesen Besuch beifügt. Daß die grammatischen Studien der Hauptgegenstand der Unterhalung waren, deutet Klopstock selbst in einem demnächst zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Besuch hatte diesen nordischen Geistern große Freude verursacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding", so schreibt Voß 2. Okt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Besuchern, die mich diesen Sommer bald erfreuten, bald beschwerten, mit dem trefflichen Humboldt und seiner geistreichen bescheidnen Frau, mit einer der köstlichsten. So wahrhaft! so theilnehmend! so voll Liebe für einen Gegenstand, den er einmal auswählte."[5])

Schon im J. 1794 waren Klopstock's „grammatische Gespräche" erschienen, im J. 1797 erschien unter dem Titel: „Fragmente" eine Fortsetzung derselben. Wie willkommen mochte ihm in dieser Zeit ein Mann wie H. erscheinen! Welche interessante Unterhaltungen konnten sie über den Genius der griechischen und deutschen Sprache führen! Den 9. Mai

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberstadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopstock, der bekanntlich wenig correspondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwischen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei. „Ich habe", schrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie sind nahe Nachbarn, und so sehen Sie sich wohl.[6]) Ich bitte Sie, ihm die überschickten Zusätze zu den grammatischen Gesprächen zu schicken. Fragen Sie ihn, den scharfen Forscher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechischen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen sei: daß unsere Sprache durch das Wörtchen aus und seine Stellung sagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?" Ganz Klopstock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechische Sprache Ausdrücke habe, die unserem „Auskrähen" und „Ausbellen" ganz analog seien.[7])

Göthe war sehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieser Reise eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meister vorgenommen hatte, sich mündlich geäußert haben möge. H. sparte aber seine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, so daß Schiller (23ten Okt.) nur so viel melden kann: „Stolbergen, schreibt H., habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen."

---

6) Zwischen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur sehr äußerliche Berührungen statt. „Böttiger", sagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Göthe gelesen, die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel."

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufsatz: Klopstock und Wieland. Bruchstück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutschen Museum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Mittelpunkt ſeiner Anſichten einzudringen
ne überall s merkwürdige Einheit in ſeinem
Gedanken und ſeinen Arbeiten. Meine vom
ihn habe ich ſehr berichtigt. Ich habe ihn
zarter und, ich möchte ſagen, poetiſcher ge
mir vorgeſtellt hatte. . . . Den vorzüglich
ilhafteſten Eindruck hat auf uns Voß' Ch
sliches Leben gemacht. Er iſt im genaueſt
Wortes brav und edel, und in ſehr ho
ßerdem liebenswürdig."

pſtock war damals höchſt angelegentlich
omenen beſchäftigt. Schade, daß H.
deſſen Perſönlichkeit und dieſen Beſuch be
matiſchen Studien der Hauptgegenſtand
aren, deutet Klopſteck ſelbſt in einem
menden Briefe an.

s Beſuch hatte dieſen nordiſchen Geiſtern
ht. Bei Voß war er zugleich mit
Philologen, eingetroffen: „Spaldi
Okt. (96) an F. A. Wolf, „war
uchern, die mich dieſen Somme
eſchwerten, mit dem trefflichen Hum
en beſcheidenen Frau, mit einer der
ſo theilnehmend! ſo voll Lie
n er einmal auswählte." 5)

J. 1794 waren Klopſtock's
ſchienen, im J. 1797 erſchien
ne Fortſetzung derſelben. Wie
Mann wie H.
Zeit ein konnten ſie üb
erhaltungen
deutſchen
ſüh

abge-
gelegent-
folgenden
Jena. In
Schiller's
verbracht
der Freunde.
v. Wolzogen,
von Wei-
bald noch
Wilhelm
Tieck's).
eine
Er hat

in von diesem Zusammenleben
Diese Briefe[1]) sind auch für
n November war er in Jena
was er, als eifriger Verehrer
deren Liebenswürdigkeit sagt,

Hause," schreibt er, „ein paar
alles vorgeht, und werde sehr
nes silbernes Waschgeschirr, seidne
ir." Dann beschreibt er das Zu-
r, eine Schilderung, die wir schon
. „Nach dem Schiller wird noch
getrieben und dann zu Bett ge-
ist man meist allein, und jeder
ter Kaffee und Thee macht hübsche
mittage. Zum Thee kömmt meist die
hübschen Jungen." Und am Abend
Schillern.
ben schon ganz ordinair seinen Gang
nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch
die Erhaltung der theuern
gebetet zu haben — als plötzlich
die Stafette die Nachricht ihres
Die Stafette ging sogleich weiter an
[nach Bayreuth]; auf den kommt es
gt gleich nach Berlin kömmt oder nicht.
es in seinem Gleise, wir waren gestern
bei Schiller. Morgen reist die Frau
[auf kürzere Zeit], und wir begleiten sie
iben da einige Tage. Die kleine Reise
ein. Göthe sehe ich wahrscheinlich noch

[1]) Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 113—18.

Der Gesundheitszustand von Humboldt's Mutter mochte sich inzwischen etwas verbessert haben, wenn er auch keine Dauer versprach. H. entschloß sich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längst erwarteten, daß er Anfang November daselbst eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft", schrieb Göthe (19. Okt.) an Schiller, „freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag ist." Und sendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erschienenen letzten Theil des Wilhelm Meister. Worauf Schiller erwiedert: er freue sich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Okt.)

Ehe H. von Berlin abreiste, war schon der Xenien-Almanach daselbst verbreitet worden. „Humboldt" — schreibt Schiller in demselben Briefe an Göthe — „ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menschen kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Gentz, einen großen Respekt; aber eine Auseinandersetzung unsers beiderseitigen Eigenthumes an diesen gemeinschaftlichen Produktionen findet er sehr schwer."

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er ſelbſt blieb noch einige Tage bei Wolf in Halle, und wäre beinahe mit Reichardt, dem in den Xenien ſo ſchrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen, wenn er ſich ihm nicht mit Liſt entzogen hätte. Göthe, der beſten Humors war, erwiedert auf alle dieſe Nachrichten: „Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht.“

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es ſogleich dem Genoſſen in Weimar. „Er freut ſich gar ſehr auf Sie. Er iſt wohl und heiter, ſeine Frau aber, die ſchwanger iſt, befindet ſich nicht zum beſten.“ Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufſehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und ſomit einen unendlichen Stoff der Ergötzung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte ſo leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erſcheinen der Xenien datirt ein neuer Cenſus in unſrer Litteratur. Es war gleichſam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegenſten Standbilder den Augen der größeren Maſſe entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die ſchwachen und platten und obſkuren Geiſter ſpritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von ſich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Duumvirn bekamen manches Bittre zu hören, ſo daß ſie im erſten Tumult ſich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, ſelbſt einige der ältern Generation, wie Bieſter, Klein ꝛc. erklärten ſich beifällig;

dem romantiſchen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünſchter Vorgang. Dieſer Umſchwung war inſonders Göthen erfreulich; um dieſe Zeit war es, wo er Schillern ſchrieb, wie erquicklich ihm in ſeiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt ſei (12. Nov.).[1]) Er habe zwar keine Hoffnung, in der erſten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu beſprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er deſſen Theilnahme abſonderlich wünſchte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt ſeiner Künſtlerreiſe, gleich nach Beendigung des Meiſter, zur Ueberraſchung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnen — das epiſche Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings ſchreibt er an Schiller: „Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts ſind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldts gelegentlich vorzuleſen.“

---

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächſtfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beſchriebenen Weiſe ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienſte des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'ſchen Hauſe fand ſich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgiſche Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts ſehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenoſſe ihres dortigen Lebens. Er hat

---

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Rahel) in Berlin von dieſem Zuſammenleben umſtändlich Kunde gegeben. Dieſe Briefe[1]) ſind auch für uns von Intereſſe. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit ſagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hauſe," ſchreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde ſehr hübſch gehalten. Sehr ſchönes ſilbernes Waſchgeſchirr, ſeidne Bettdecken, ſo geht es mir." Dann beſchreibt er das Zuſammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir ſchon (S. 358) geleſen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Poſſen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag iſt man meiſt allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübſche Zeitabſchnitte im Nachmittage. Zum Thee kömmt meiſt die Schiller mit ihrem ſehr hübſchen Jungen." Und am Abend ſind ſie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben ſchon ganz ordinair ſeinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben — als plötzlich geſtern (20. Nov.) die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging ſogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonſt blieb alles in ſeinem Gleiſe, wir waren geſtern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten ſie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reiſe wird allerliebſt ſein. Göthe ſehe ich wahrſcheinlich noch

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 113—18.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück."

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.[2]) Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.[3]) Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei" und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften", welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.[4])

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

---

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.
3) Siehe oben S. 371—73.
4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war sehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war schon ganz erfüllt von den Plänen zur großen westindischen Reise. Zu diesem Zweck vervollständigte er, während des Jenaer Aufenthalts, seine Kenntniß in praktischer Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatissimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater. Außerdem war er immer mit galvanischen Versuchen beschäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freiesleben, der ihn damals besuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,[5]) erinnert sich eines sehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe sich unter anderm über zoologische Präparate mit großem Interesse unterhielten.

Schon Mitte Februar besuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er sein episches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, schrieb an Rahel:[6]) Göthe sah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" lesen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben", schreibt Letzterer (8. April) an Schiller, „über die letzten Gesänge [des Hermann] ein genaues prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich war gereinigt."[7]) Und am 15., als H. schon wieder

---

5) A. a. O.

6) Bei Varnhagen, a. a. O., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. schrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei ersten Gesänge des epischen Gedichts zu schicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerksamkeit durchzusehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst. Geben Sie Beide das Manuskript nicht aus der Hand und lassen Sie mich es bald wieder haben."

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch", schreibt Schiller,[8]) „spricht man noch immer von nahen großen Reisen." Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektirte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

---

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

---

8) An Göthe, 14. April 97.

hatte sich im Jahr 1796 daselbst niedergelassen, und auch der jüngere kam jetzt als Gast dahin, und auch diesen lernte H. nun persönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, wie nahe sich diese Brüder und unser Humboldt berührten.[1]) Damals besonders in ästhetisch-litterarischer, später auch in linguistischer Beziehung. Wie hätte H. die umfassende litterarische Bildung dieser Geister, der besonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendste Interesse einflößen sollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forschung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forschungen in weite Kreise verbreiteten; sie hatten jene Kampfeslust, womit man das Publikum aufrüttelt; sie waren in gewissem Sinn der Schlußstein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem sie aber das schon Errungene erweiterten und ergänzten, stellten sie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beispiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entstehen einer schwächlicheren Litteratur ein. In der Epoche, wo sie jetzt standen, erschienen sie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'schen Bestrebungen, erst mit dem Jahr 1798, wo sie das Athenäum eröffneten, pflanzten sie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeistigkeit, mit der sie zuerst auftraten, einem poetischen Mysticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewisse Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erscheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geistes, — etwa seit 1805 — in Abspannung versank und einem rohen

1) Siehe auch schon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283–84

Autoritätsglauben anheimfiel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleiſtet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritiſchen Geiſt, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie ſo große Anſprüche mit ſeinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine äſthetiſche Einſicht, wie ſie Wenige ihrer Zeitgenoſſen erreichten, nur daß ſich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern ſo nahe hielt wie Göthen, und daß die Geiſtesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, ſondern ſich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen beſonders des jüngern Schlegel und H.'s Beſtrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch ſchlechtweg den „Griechen". Wenn er ſich mit dem älteren in Ergründung äſthetiſcher Geſetze und der Verſchiedenheit der poetiſchen Gattungen, ſo wie in Vergleichung der neueſten deutſchen mit der griechiſchen Dichtkunſt berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in beſondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forſchungen über den Charakter und die Poeſie der Griechen, über das homeriſche Epos und die griechiſche Lyrik, ſo wie im Intereſſe für die Wolfſche Hypotheſe, endlich ſogar in den ſpeciellen Unterſuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zuſammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima" (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für ſchöne Weiblichkeit abſprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealiſchen weiblichen Göttergeſtalten nicht wie ein voller Kranz aus den ſchönſten Blüthen der Weiblichkeit geflochten ſei. „Man ſehe", ſagte er, „die meiſterhafte Charakteriſtik derſelben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.[2]) Seinerseits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller sein Wohlgefallen an diesem Aufsatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern sah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen schon hinreichend, ja besser besetzt wären.

Von dem Geist und den Talenten dieser Brüder, besonders des älteren, spricht H. stets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. schon 1795 die gar so große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, dessen Beurtheilung des Voß'schen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geschrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Ansichten über Homer auch nicht für stichhaltig erkannte.

Welche große Verschiedenheit aber auch in den Ansichten und in der Bahn dieser Männer später hervortrat, so erkannte Humboldt doch stets ihre Verdienste mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu seinem nachgelassenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geistvollen Schriftsteller",[3]) und drückte den Wunsch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatische Poesie der Indier einer eben so glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von dessen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.[4]) Schlegel's Leistungen im Uebertragen ausländischer Kunstwerke rühmt er als durchaus musterhaft.[5]) In der That, nicht leicht war ein ausgezeichneter Mann so bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, wie Humboldt.

---

2) Fr. Schlegel's sämmtliche Werke, B. 4 (Wien, 1822), S. 130.
3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.
4) Ebendas., S. CCLX.
5) Ges. Werke, I. 136.

Während dieſes Winters (1796—97) finden wir H. zum erſtenmal mit Uebertragung des Aeſchyleiſchen Agamemnon beſchäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein ſolches Geſchäft eignete ſich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten ſeiner Freunde als ſeinen eigenen lebte. Wie ſtreng er es mit den Forderungen an dieſe Arbeit nahm, erſehen wir aus einem Briefe, den er in dieſer Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf ſchrieb.[1]) Er überſendet wieder ein Stück der Ueberſetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebſte geweſen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeſchyliſche Größe. Fr. Schlegel äußerte ſich einſylbig. Schillern war die Ueberſetzung noch zu ſchwer, hart- und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein faſt tägliches Intereſſe und äußerte ſich im Ganzen ſehr zufrieden. Alle zuſammen ſchienen den Versbau, die ſauerſte und, nach H.'s eigner Anſicht, verdienſtvollſte Arbeit nicht ſonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte ſich darauf eingelaſſen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie ſtellte ſich nun Humboldt zu dieſen Urtheilen? Für's Erſte, ſagte er, halte er ſchon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er ſich ſo viel nicht, denn der fühle ſich durch ſeine Arbeit beim Leſen des Originals erleichtert und ſei dankbar dafür. Am wenigſten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweiſe ihm blos, ſagt er, daß er auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw., IV. 313—17.

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeschlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Uebersetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu fest daran, und wolle sich durchschlagen. Es war sein Vorsatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und sich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil er ohne solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieser Mitte aus sich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müsse er es freilich durch einen Machtspruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrscheinlich Schütz, der damals berühmteste Herausgeber des Aeschylos, schon 1797,[2]) bei Beurtheilung eines ähnlichen Versuchs von Süvern erklärte, dieser Süvernschen Arbeit sei zwar einiges Verdienst nicht abzusprechen, aber noch immer vermisse man den Gang und Schwung des Aeschylischen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns seinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden", — sah H. seine Arbeit lange nicht für zureichend an, fast zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm sie nach kürzern oder längern Zwischenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den übersetzten Pindarischen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So steht die Uebersetzung der neunten pythischen Hymne, nebst Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein schönes Bruchstück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeischen Ode, im Musenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollständig übersetzt, finden sich im 2ten Band seiner gesammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regſtem Eifer widmete ſich H. noch einmal den Angelegenheiten ſeiner großen Freunde, die er nun bald verlaſſen ſoll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'ſchen Hermann haben wir ſchon gedacht; dieſer erſtreckte ſich auch über die Zeit ſeiner perſönlichen Anweſenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundſchaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die erſten Geſänge, die er in Berlin nochmals geleſen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Vieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni ſendete Göthe den letzten Geſang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, ſchon im Begriff ſtand, Berlin letztlich zu verlaſſen. „Ich wünſche ſelbſt," ſagt Göthe,[1]) „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge."

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erſchien ſie ihm ein andres Mal, wenigſtens in der Laune des ſpätern Alters, eher in ungünſtigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe ſeine Gedanken auf ein zweites epiſches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel ſpätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen" entſtand. Er theilte ſeine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von dieſen alsbald hören, daß ſie fürchteten, er vergreife ſich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 ſchrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieſelbe Art ergangen iſt, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epiſcher Handlung fehle. Wie Sie mir zuerſt davon ſprachen,

---

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuſtänden und Zeitgenoſſen, aus K. A. Böttiger's handſchriftl. Nachlaſſe. B. II. (1838) S. 144.

so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß diese angehen sollte, waren sie fertig.“ Göthe war selbst nicht im Reinen mit sich, und fühlte noch sehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erst spät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle schuf, gleichsam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts desto weniger gefällt sich Göthe in späten Jahren, da er jene frühere Epoche schildert, es als ein Unglück anzusehen, daß er seinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete. Denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne.“ [2]) Wir müssen dem alten Herrn solche Expektorationen zu Gute halten.[3]) Er gerade hat mehr denn einmal bewiesen, wie unglaublich sich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenstandes vergreifen kann. Es ist freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten solche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder sie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinsicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Großcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geschrieben haben.

Auffallender ist die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die Nadowessische Todtenklage. Den

---

2) In den Tag- u. Jahresheften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Gesprächen mit Eckermann, I. 303 (der ersten Ausgabe).

25. Juli ſchreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, iſt blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in ſo direkten Oppoſitionen ſein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes beſſer, als ſein Raiſonnement. Denn ſo gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realiſtiſchen Stoffen ein großer Gewinn war, ſo unleugbar iſt es doch auch, daß ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten Darſtellungen dieſer Art, trotz all ihrer Anſchaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortſchritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geſchäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatiſchen Poeſie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernſtlich am Wallenſtein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

---

4) Dieſe Stelle zeigt recht, wie entſchieden ſich Schiller der früheren Beſchränkung entzog und Göthen näherte, ſie iſt auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in ſpätern Jahren, iſt zwar im allgemeinen nicht ſo ſcharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächſten und Beſten ungerecht macht. So erhob er ſpäter einmal über eine Ausſtellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufſehen, ganz vergeſſend, daß das Werk, worin dieſer Tadel vorkam, faſt nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet iſt. „Tadelte doch,“ ſagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen ſeine Arbeiten geſprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. . . Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.“ Humboldt irrte in dieſem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greiſenlaune dazu, ſich von einer ſolchen Einzelheit zu ſolchem Ausfall hinreißen zu laſſen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie ſie auch in den ſonſt unſchätzbaren Geſprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche" über Hermann und Dorothea,

25. Juli ſchreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, iſt blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in ſo direkten Oppoſitionen ſein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes beſſer, als ſein Raiſonnement. Denn ſo gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realiſtiſchen Stoffen ein großer Gewinn war, ſo unleugbar iſt es doch auch, daß ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten Darſtellungen dieſer Art, trotz all ihrer Anſchaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortſchritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geſchäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatiſchen Poeſie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernſtlich am Wallenſtein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

---

4) Dieſe Stelle zeigt recht, wie entſchieden ſich Schiller der früheren Beſchränkung entzog und Göthen näherte, ſie iſt auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in ſpätern Jahren, iſt zwar im allgemeinen nicht ſo ſcharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächſten und Beſten ungerecht macht. So erhob er ſpäter einmal über eine Ausſtellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufſehen, ganz vergeſſend, daß das Werk, worin dieſer Tadel vorkam, faſt nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet iſt. „Tadelte doch,“ ſagt er zu Eckermann (II. 89—90) nachdem er von Schillers Einwendungen gegen ſeine Arbeiten geſprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. . . Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.“ Humboldt irrte in dieſem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greiſenlaune dazu, ſich von einer ſolchen Einzelheit zu ſolchem Ausfall hinreißen zu laſſen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den schönen und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtungen zum Theil als die Frucht dieses anregenden und [illegible] Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt [illegible] gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen [illegible] im Bunde mehr und mehr ein[illegible]

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtete. Desto verlassener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiehtet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein; und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft." In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der ſpäter nicht genug verſichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode deſſelben an F. A. Wolf ſchreibt, daß er ſeine ideenreichſten Tage mit Schiller verlebt habe.

---

Hier würden wir dieſes dritte Buch ſchließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die äſthetiſchen Verſuche ſchreibt, durch welche das enge Zuſammenwirken dieſer Geiſter erſt zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich ſolennen Abſchluß gelangte. Wir müſſen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann dieſe Schrift, ihre Schickſale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit ſeiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er ſich wahrſcheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Ueberſetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter ſeine Angelegenheiten nnd zwar für längere Abweſenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Koſten der großen Reiſe, welche er beabſichtete, beſtreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verſchollenen Dichter Franz von Kleiſt verkaufte. Beide Brüder hatten die Abſicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reiſen, von wo aus der jüngere ſich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit ſeiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit ſeinem Bruder Alexander znſammentraf. Hier wurden die Familiengeſchäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, ſich dort eingefunden

hatte.[1]) In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preußischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelung, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden," schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben." Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Hasten'sche Familie aus Westphalen.[2]) In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessendarmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schütz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament entdeckt, von dem kein Mensch

---

1) Freiesleben, a. a. O.
2) Freiesleben, a. a. O.

etwas gewußt habe.[3] — Inzwiſchen ergab ſich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reiſe nach Italien anzutreten. Das ſüdliche Deutſchland war durch die ſiegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden geſäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatiſchen Provinzen errungen hatte, die Oeſterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Dieſe Unterhandlungen zogen ſich in die Länge; doch konnte das Schickſal Italiens ſchon nicht mehr zweifelhaft ſein. Dorthin zu reiſen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unſerm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italieniſche Reiſe hat er ſo gut als aufgegeben, iſt aber beinahe entſchloſſen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrſcheinlich, nach den neuſten Ereigniſſen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird.“ Dieſe Ereigniſſe entſchieden vielmehr die Reiſe nach Paris; man beſchloß, ſich am Fuße der Alpen der franzöſiſchen Gränze zu nähern und auf dieſer Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensſchluſſes zwiſchen Oeſterreich und der franzöſiſchen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde dieſen Winter ſämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zuſammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Geſellſchaft leiſten werde. „Die ſämmtliche Caravane,“ ſchreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben; ſie werden ſämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Abſicht, ſich in dieſem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechſel, vonm Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei geſtürzt worden. Dies nöthigte Oeſterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beſchleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte.[5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

---

5) Freiesleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müssen." So war es in der That. Den 29. Dez. schreibt Schiller: „Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben." „Es ist," setzt Schiller hinzu, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt."

Wir sparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reise unseres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, so wie die Nachrichten über seine weiteren Berührungen und Erlebnisse daselbst für das nächste Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beschränken haben, die in der ersten Zeit seines Pariser Lebens zwischen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechsel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgesetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariser Aufenthalt noch immer vorzugsweise den Nachklängen der Weimar-Jenaischen Tage lebte und die neuen Eindrücke fast nur nutzte, um den Lieben, die er verlassen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er schilderte in ausführlichen Mittheilungen französische Geistesart und französische Kunst. „Die Franzosen," schreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genossen in Jena, „muß Humboldt, wenn sie ein theoretisches Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. . . Ihre Diskurse gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

ſpielt, ſo zeigen ſie, daß ſie für dieſes Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne ſich zu bekümmern, ob es ihrer erſten Aſſertion widerſpreche oder nicht.“ Ein andermal ſchreibt Schiller: „Die unterſtrichne Stelle in Humboldt's Briefe iſt ihm vermuthlich ſelbſt noch nicht ſo recht klar geweſen, und dann ſcheint das Ganze mehr eine Anſchauung als einen deutlichen Begriff auszuſprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur ſagen, daß das Gemeinſame, folglich Nationelle in den Franzoſen, ſowohl in ihren gewöhnlichen Erſcheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirkſamkeit des Verſtandes und ſeiner Adhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung ꝛc. ſei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß ſie mehr phyſiſch als moraliſch rührbar ſeien. Das iſt keine Frage, daß ſie beſſere Realiſten als Idealiſten ſind, und ich nehme daraus ein ſiegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.“ (27. April). Und am 7. März ſchreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; ſein Urtheil über das franzöſiſche Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte dieſe wunderlichen Kunſtprodukte wohl auch einmal mit Augen ſehen.“ Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieſes Freundes in Anſpruch. Hermann und Dorothea ließ in metriſcher Rückſicht noch immer manches zu wünſchen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beſeitigt hätte. „Ich will,“ ſchreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn beſonders erſuchen, mit Brinckmann einen proſodiſchen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, ſo wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.“ Guſtav v. Brinckmann, den wir ſchon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nun in dieſem Frühjahr zum ſchwediſchen

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommner sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

---

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Voßens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller ſtrebte, im Intereſſe des Wallenſtein, ſich jedes unterſcheidenden Merkmals für das Drama zu verſichern, Göthe wollte noch einige Verſuche im epiſchen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das ſchon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Vierwaldſtädterſee regte nachher den Gedanken eines epiſchen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Intereſſen nahe genug an, ſie klangen in dem Entfernten nach, und er beſchloß, alles, was er längſt über die Kunſt gedacht, aus Veranlaſſung des nun gedruckt erſchienenen Hermann und Dorothea, zuſammenzufaſſen und in die Welt zu ſchicken. Es war das Reſultat alles deſſen, was er ſelbſt im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthuſiaſtiſche Bewunderer Schiller'ſcher Dichtung nicht ein Werk dieſes Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um ſeine eigenſten Kunſtbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erſcheinen des Göthe'ſchen Hermann erklärt uns ſeine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichern Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'ſches Werk und vor allen dieſes erkor, und es hält auch nicht ſchwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbeſtreitbar eine Annäherung an griechiſche Kunſtvollendung das Ideal war, welches unſern beiden großen Dichtern gemeinſam vorſchwebte und ihren Bund beſeelte, ſo trat dieſes Streben am entſchiedenſten und zugleich mit vollkommenſtem Glück in dieſer Göthe'ſchen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein andrer ihrer Zeitgenoſſen auf die Vergleichung des Griechiſchen und Deutſchen ſo verſeſſen wie Humboldt, Keiner alſo in dem Maße zu kritiſcher Theilnahme angezogen, als er, da er ein ſo herrliches Zeugniß unſerer Nacheiferung vorliegen ſah. Unverkennbar legt dieſe Wahl an den Tag, daß auch er letzlich nicht nur die epiſche Dichtung überhaupt, ſondern gerade die Dichtung Göthe's

für beſonders geeignet anſah, die Grundgeſetze des Schönen und der Kunſt daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günſtiger Umſtand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, ſich faſt ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er ſich zunächſt erſättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darſtellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er ſich in dieſem Werke ganz auf die allgemeinen Geſetze des Schönen und zwar mit ſolcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'ſche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man ſchon an ein paar vereinzelten Stellen wahrnimmt, daß der Verfaſſer ſich bemühte, ihr denſelben zu ſichern. Im 19. Abſchnitt des Werkes ſpricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunſt als einer redenden Kunſt. Die Poeſie, ſagt er, iſt die Kunſt durch die Sprache; dieſes eigenthümliche Organ unterſcheidet ſie weſentlich von den andern Künſten. Dadurch iſt die Dichtkunſt weit mehr, als jede andere Kunſt, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menſchen zugleich gemacht. Dadurch kann ſie auch in einer zweifachen und ſehr verſchiedenen Geſtalt erſcheinen, je nach dem ſie ſich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erſcheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt ſie ſich mehr auf die innere Seite, dann vermag ſie ſich eines ganz eigenen Schatzes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantaſie muß ſich dann an die Vernunft anſchließen, die Kunſt muß einen noch höheren Aufflug nehmen, um auch in dieſem Gebiete die Einbildungskraft allein herrſchend zu erhalten, zumal wenn ſie nicht Empfindungen, ſondern Ideen behandelt, und alſo mehr intellektuell als ſentimental iſt. In dieſer Gattung, die ohnehin der neuern Poeſie allein angehöre, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieſer letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epiſche Dichter, ſetzt er hinzu, ſondern nur der lyriſche, didaktiſche und tragiſche Dichter kann Dichter in dieſer letztern Gattung ſein. Dieſes ganze Raiſonnement iſt aber grundlos. Es bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunſt, begründet aber durchaus keine im höchſten Sinne unterſchiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefern geiſtigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an dieſem epiſchen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Iſt doch in der ganzen in dieſen äſthetiſchen Verſuchen entwickelten Theorie der Kunſt ſonſt von dieſer vermeintlich entgegengeſetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch ſo viel Veranlaſſung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzudeuten! Das Werk kündet ſich als erſten Theil ſolcher Verſuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengeſetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenſtein nicht die beſte Veranlaſſung dazu? Allerdings bot er eine ſolche, um die dramatiſche Kunſt inſonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverſchiedner poetiſcher Gattung überhaupt die allgemeinen Geſetze der Kunſt von anderer Seite zu zeigen. Dieſe Unterſcheidung iſt gar nicht zu halten, Schiller ſelbſt ordnete ſich immer mehr den Geſetzen der Einen Kunſt unter und ſo ſehr ſeine eigenthümliche Art und Abart ſich noch ſpäter bemerkbar machen mochte, ſo zeigt ſich doch nirgends der Stoff zu einem beſonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darſtellung eines ſolchen nicht geliefert.

Dieſem Abſchnitt des Werks lag nur die Abſicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem ſo hoch emporgehobenen Genoſſen zu retten — eine Abſicht, die an ſich ſehr löblich ſein mag, auf dieſem Wege jedoch nicht durch-

zuſetzen iſt. Schiller war auch gar nicht zufrieden geſtellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfaſſer hier mit allen übrigen Sätzen ſeines Werkes im Widerſpruch erſcheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abſchnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künſten", ſagt er, „iſt keine der Verſuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entſtellen, ſo nahe als die Dichtkunſt. Da ſie durch die Sprache, alſo durch ein Mittel wirkt, das, urſprünglich nur für den Verſtand gebildet, erſt einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantaſie Eingang zu finden; ſo ſchweift ſie leicht in das Gebiet der Philoſopie hinüber, und intereſſirt unmittelbar den Geiſt und das Herz, ſtatt blos auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schweſtern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunſt iſt, zu gelten, findet ſie überall die mehreſten Anhänger, da hingegen die Muſik, die Malerei und vor allen die Plaſtik, in denen ſich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunſt immer reiner und enger zuſammendrängt, nur den immer ſeltneren ächt äſthetiſchen Sinn zu feſſeln vermögen. . . Auf dieſen Abwegen artet die Dichtkunſt von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar iſt ſie auch ſo noch immer einiger, und unter den Händen großer Meiſter (die man auch hier nicht verkennen darf) noch ſogar einer großen Wirkung fähig; ſie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung ſetzen und ſich des Geiſtes und des Herzens bemächtigen; ſie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man ſeine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeiſterung, jener hohen und harmoniſchen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunſt vermiſſen."

Humboldt mochte ſelbſt kaum wiſſen, wie ſehr dem Göthe'ſchen Werke gegenüber ſich ſeine Kunſtanſicht von den

Befangenheiten losgerissen hatte, in denen wir ihm so oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus spekulirt. Schiller selbst riß sich um dieselbe Zeit von den meisten seiner theoretischen Irrthümer los, indem er sich ganz an Göthe schloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und sich in ihr Göthen so weit näherte, als es seine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köstliche, aber zerstreute Winke. Um so mehr müssen H.'s jetzige Versuche als Ergänzung ihrer gemeinsamen früheren Spekulationen, und sonach als der umfassendste Ausdruck der diesem Geisterbunde auf dem Punkt der Reife gemeinsamen Theorien angesehen werden.

Es ist wirklich merkwürdig, wie sehr dieses Werk mit den Ergebnissen, zu denen Schiller und Göthe fortschritten, zusammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher sehen werden, völlig an. Dieses Zeugniß ist um so unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philosophischen Theorie gar wenig gelegen, ja die erste beste Künstlermaxime willkommner war, als alle solche Spekulationen. Auch erweist sich auf den ersten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen sich an das anschließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empirisch, in ihren Briefen aus dieser Zeit festgestellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunstgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen schließen diese Versuche sich den letzten ästhetischen Abhandlungen Schiller's an, besonders der über naive und sentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterschiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegensätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunstschöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragiſchen, H. die des Epiſchen und der Dichtkunſt im Allgemeinen. Ihm galt es, die Geſetze der künſtleriſchen Wirkſamkeit und zwar an der generellſten Gattung der Poeſie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt ſich ſichtbar ſchon mit größerer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'ſchen Formeln ſind noch mehr beſeitigt, wenn auch die Methode, namentlich der pſychologiſche Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geiſt der kritiſchen Philoſophie verräth, ja weit entſchiedener als ſelbſt bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur ſei an ſich nicht ſchön, ſondern unſre Phantaſie lege nur das Schöne in ſie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'ſcher Lieblingsſatz, — ſtehen in dieſem Humboldt'ſchen Buche wie Anomalien da. Sonſt zeigt es die wenigſten Spuren der Schule, welcher der Verfaſſer ſeine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forſchung, die nur in den Gegenſtand ſelbſt verſenkt iſt, und ſteht faſt in der Mitte zwiſchen der kritiſchen und der neuern Philoſophie, die nur die vielſeitigen Ergebniſſe großer Vorgänger in ihre ſyſtematiſche Form umgegoſſen, jene Ergebniſſe auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Weſentlichen aber den gereiften Standpunkt dieſes Geiſterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichſten und am auffallendſten verſchieden, namentlich von der neuern Philoſophie, zeigt ſich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verſchieden. Er verfolgt durchaus einen pſychologiſchen Gang, d. h., er knüpft ſein Raiſonnement wo möglich an die Geſetze des Geiſtes und insbeſondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf dieſe und die Totalität der menſchlichen Natur an. Dies giebt der Unterſuchung eine eigne Feſtigkeit und Geſundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichſte Geſtalt, wenn er an die empiriſche Natur des Menſchen

ſelbſt anknüpft. Daher auch dieſes Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wiſſenſchaft erhalten hat, noch heute mit reinſter Befriedigung genoſſen, und namentlich in formeller Hinſicht noch jetzt als ein Canon und Muſter äſthetiſcher Forſchung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in dieſem Werk enthaltene Poetik bewährt ſich auch die ſtete Rückſicht auf die plaſtiſche Kunſt. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forſchern die vergleichende Theorie der Kunſt und Kunſtkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Leſſing, an Göthe's Unterſuchungen; auch den Schlegeln iſt dieſer Zug noch eigen.

Die Darſtellung des Werkes zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen ausſieht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, ſeine Begeiſterung für den Dichter oder die Kunſtwelt gar wohlthuend hervor. Auch verſteht der Verfaſſer das Gedicht, an das er ſeine Forſchung knüpft, auf wirklich poetiſche Weiſe wiederzuſpiegeln. Die Anordnung des Ganzen ſcheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Weſen Kunſt und der epiſchen Dichtung insbeſondere an dieſem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünſchte ich den allgemeinen Theil mehr abgeſondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'ſchen Werks, die gleichſam die Probe für den erſtern ſein ſoll. Die theoretiſchen Sätze würden dann noch mehr zuſammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden ſein. Ob ſie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretiſche Anſichten nicht ſchneller in Umlauf, als wenn man ſie mehr ſo in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein andrer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hiezu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Arioſt auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

ſinnlichem Reichthum nachſtehe. Dafür trete das Innere der Menſchheit unendlich mehr zu Tage und zwar ſo, daß dieſer wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anſchauliche und feſte Form antiker Dichtung annimmt. Bei dieſem Anlaß weist Humboldt den deutſchen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus dieſen letzten Abſchnitten wollen wir hernach dasjenige zuſammenſtellen, was die Humboldt'ſche Auffaſſung des Göthe'ſchen Dichtergenius am beſtimmteſten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufſtellung eines beſtimmteren Begriffs des Epiſchen. Die bisherige Unbeſtimmtheit deſſelben entſtand ſeiner Anſicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten ſich ſtrebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters ſtehen, wogegen H.'s Unterſuchungen ſich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geiſtes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epiſchen Dichtung herfließe? Der Zuſtand, der in dem epiſchen Gedicht ſeine Befriedigung ſucht, iſt der einer allgemeinen Beſchauung, nicht der andere, ihm entgegengeſetzte einer beſtimmten Empfindung. Jenem Zuſtande verſucht der Dichter eine ihm entſprechende Form zu ſchaffen. So entſteht das epiſche Gedicht und entwickelt ſich den Hauptmerkmalen jenes Zuſtandes entſprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epiſchen Gedichts, als einer ſolchen dichteriſchen Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht beſtimmt einſeitig eine gewiſſe Empfindung zu erregen) unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. Dann führt er die Unterſcheidungspunkte zwiſchen dem Epos und Drama an, ferner die zwiſchen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroiſchen Stoff behandeln, obwohl ein ſolcher allerdings der geeigneiſte für ſie iſt. Die Hauptſache iſt nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zuſtand der Beſchaulichkeit verſetzt werde, und dies kann ebenſowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroiſchen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthiſtoriſche Begebenheit, durch Ereigniſſe in einem engen Kreiſe oder durch ſolche, die eine ganze Nation in Bewegung ſetzen, geſchehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterſcheidet daher zwiſchen heroiſcher und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derſelben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenſtandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichſam Symbole des einfachſten Menſchendaſeins, und zwar einer dennoch höchſt edlen und von höchſt bewegter Zeit mitergriffenen Menſchheit vor. Er zeigt uns ein deutſches Geſchlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menſchendaſeins, als die unter allen Stürmen des Fortſchritts und Weltgangs nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet ſich“, ruft H. in dieſer Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewiſſen ſtillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieſer Art hin, die ihm allein noch zuzurufen ſcheinen, daß ſich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derſelben Verwirrung zu begraben, ſondern um die Welt und die Menſchheit neu und beſſer zu geſtalten?“ Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geſchlechts ein ſchönes und rührendes Denkmal geſetzt. Durch

dieſe eigenthümliche Tiefe des Gehalts erſetzt das kleine Werk in gewiſſem Grade den Umfang und die Größe der heroiſchen d. h. urſprünglich epiſchen Dichtung.

Darauf forſcht H. nach den einzelnen Geſetzen epiſcher Darſtellung und zeigt, wie ſehr Göthe denſelben Genüge geleiſtet hat. Hier ſcheint er jedoch gerade das praktiſchſte Moment, das Geſetz der ſchönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geſchehen ſollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'ſchen Gedichts durch, bezeichnet die dargeſtellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet ſelbſt eine Aehnlichkeit mit den Homeriſchen. Endlich beſpricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinſicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens ſo vollkommnen Ganzen gern wegwünſchte.

Dieſen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug deſſelben. Ein ſolcher war in den Grenzen dieſer Arbeit nicht geſtattet. Auch konnte es nicht meine Abſicht ſein, im Einzelnen die Fortſchritte aufzuzeigen, die die Kunſtphiloſophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, nnd dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritiſche Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenſtand nicht erſchöpft werden kann, beſſer unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren beſonders Gervinus dieſes Werk hält, hatten wir ſchon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt", ſagt Gervinus,[1]) „an dieſer Göthe'ſchen Dichtung die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

---

1) Neuere Geſch. der poet. Nat.-Litt. der Deutſchen 1842, II. 472—73.

bei seiner Schöpfung auf die Spur tritt. . . Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die aprioristische Probe zu unserm empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier." Ein anderer höchst achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieses Werk in ähnlicher Weise hervor. Er kommt in seiner schätzenswerthen Lebensbeschreibung Wieland's [2]) auf die gänzliche Umgestaltung zu sprechen, welche die Aesthetik seit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig", sagt er, „würde diese Umgestaltung herbeigeführt worden sein, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte, wie die Schiller'schen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aesthetischen Versuchen" (1799): allein bald fand sich ein gewaltsames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war." Diesen Sturm hatten freilich schon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erst auf tumultuarische Höhe.

---

Noch ehe Humboldt's Versuche in Deutschland anlangten — er sendete sie nämlich Schillern mit der Bitte, sie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel schon mit einer kürzern, aber gleichfalls sehr tüchtigen Kritik des Göthe'schen Gedichts hervorgetreten.[1]) Daß

---

2) In Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208—9.

1) Allg. Litt. Zeitung, 11—13. Dez. 1797, Nr. 393—96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteristiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritischen Schriften (Berlin, 1828).

H. von dieſem Vorgang Kunde hatte, iſt nicht zu glauben; auch findet ſich keine Spur davon in ſeinem Werke. Beide Männer arbeiteten alſo unabhängig von einander, und doch kamen ſie in Beurtheilung des Hermann als epiſchen Gedichtes ziemlich zu demſelben Ergebniß. Schlegel hielt ſich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entſprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementaräſthetik zu gehen, beſchäftigt er ſich ſofort mit den Geſetzen der Epopöe. Hier wandte er ſich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und ſtellt als Hauptforderung an den Epiker die ſchöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das ſeit Homer verloren gegangen und erſt in Göthe's Hermann wieder erweckt worden ſei. Man ſieht, Schlegel hält ſich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leiſtet er ganz Vortreffliches. In derſelben Weiſe erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos ſie verlange, ſo wie den verweilend fortſchreitenden Rhythmus deſſelben.

Noch überraſchender und ſchmeichelhafter für den Urheber dieſer Dichtung mochte das umfaſſende Werk ſein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epiſchen Planen ſchwanger und las unabläſſig in ſeinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächſtens in Jena zu ſehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn ſehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch ſoll ſie mir ganz willkommen ſein. Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da ſchrieb Schiller ſofort

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuskript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe." Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst. Hier sah er das Werk selbst ein, und die Angelegenheit ward sorgfältig zwischen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt schreiben. Das verzögerte sich und Schiller sendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Trostwort" an den Genossen nach Paris. Dieser Brief von Schiller ist sehr merkwürdig. Schiller war durch seine Thätigkeit am Wallenstein

H. von dieſem Vorgang Kunde hatte, iſt nicht zu glauben; auch findet ſich keine Spur davon in ſeinem Werke. Beide Männer arbeiteten alſo unabhängig von einander, und doch kamen ſie in Beurtheilung des Hermann als epiſchen Gedichtes ziemlich zu demſelben Ergebniß. Schlegel hielt ſich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entſprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementaräſthetik zu gehen, beſchäftigt er ſich ſofort mit den Geſetzen der Epopöe. Hier wandte er ſich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und ſtellt als Hauptforderung an den Epiker die ſchöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das ſeit Homer verloren gegangen und erſt in Göthe's Hermann wieder erweckt worden ſei. Man ſieht, Schlegel hält ſich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leiſtet er ganz Vortreffliches. In derſelben Weiſe erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos ſie verlange, ſo wie den verweilend fortſchreitenden Rhythmus deſſelben.

Noch überraſchender und ſchmeichelhafter für den Ueheber dieſer Dichtung mochte das umfaſſende Werk ſein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epiſchen Planen ſchwanger und las unabläſſig in ſeinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er erhalte, da er ihn doch nächſtens in Jena zu ſehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn ſehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, keine Muthmaßung, doch ſoll ſie mir ganz willkommen ſein. Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitet, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuskript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Am 19. erwiederte Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seiner [illegible] wenigstens auf eine Weile entziehen würde. Es ist [illegible] Vortheil für mich, daß ich wenigstens [illegible] Zwecke meiner poetischen Laufbahn [illegible] Kraft zu [illegible] gebracht." Schon am folgenden [illegible] ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst [illegible] sah er das Werk [illegible] und die Angelegenheit [illegible] zwischen den Freunden verhandelt [illegible] Schiller und Göthe [illegible] [illegible] sich mit Schiller [illegible] [illegible] Brief von Schiller ist sehr [illegible]

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte ſich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja ſo ſehr hatte er ſich Göthen genähert, daß er nunmehr über ſeine eigenen frühern theoretiſchen Leiſtungen ſogar zu geringſchätzend urtheilte. Dieſe Anſicht ſpricht ſich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat ſich dabei aber nicht auch unwillkührlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der ſich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewieſen und der wirklich in einem Theile ſeines eignen Weſens ſtets einen ganz ſympathiſirenden Zug behielt — dieſer ſchrieb ein ausführliches Werk, worin ſchlechtweg die helleniſch-Göthe'ſche Dichtungsart beſchrieben und gewürdigt, die entgegenſtehende „Geiſtesdichtung" dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs ſtichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über dieſe nur im Lyriſchen, Didaktiſchen und in der Tragödie zuläſſige Abart der Poeſie gekommen. Kurz, auch dieſer Freund ſtand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poeſie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geiſt wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber dieſe Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er ſich nicht ängſtlich umſehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius ſchon ſo viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenſchaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epiſche Dichtung als eine ſo generelle betrachtet zu ſehen, gleichſam als Dichtung par excellence? Mir däucht wenigſtens, daß in ſeiner Antwort an Humboldt dieſe Empfindungen mitwirken. Der Brief erſcheint, trotz aller Anerkennung, faſt wider Willen als Oppoſition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherem Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb:[2])

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

2) 27. Juni 1798.

thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunstrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird."

„Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der spekulative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

„Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin ... In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

„Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich." So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen scheine, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen ...

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten construirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Gründsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt." Der Mangel dieses praktischen Theils fühle sich jedesmal, so oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff subsumirt werde. Dann fühle der Leser einen Hiatus.

„Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger

und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen öfters begegnet. [3])

„Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt."

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächſten Briefe zu beſtimmen, wie bald Vieweg ſeine Schrift haben müſſe. Denn der Verleger des Göthe'ſchen Gedichts, der mit H. perſönlich bekannt war, hatte auch dieſe Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, ſetzt Schiller hinzu, wiſſe er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächſt bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umſchrieben werden, ſo werde das allerdings gut ſein.

Auch Göthen ſendet Schiller eine Abſchrift dieſes Briefes, ſo weit er das Humboldtſche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir dieſe Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerſtrebend iſt, ſo habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere ſchon ſorgen." (Sch. an G., 28. Juni.)

---

3) Schiller's Satz iſt durchaus wahr. Nur überſieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr ſolche empiriſche Uebergänge und Vermittlungen hat, als ſeine eignen frühern Aufſätze. Wie ſehr contraſtirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunſt verſenktes Denken gegen die abſtrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abſtrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, ſo tadeln wir oft an Andern die Fehler am ſtrengſten, die wir ſelbſt erſt kaum zu beſiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt", antwortete er ihm (am 30ſten), „iſt zwar recht ſchön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich ſein, denn es drückt nur allzuſehr aus: daß dieſe Arbeit nicht ganz in unſere gegenwärtigen Umſtände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen." Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die erſten Geſänge des Tell, den er damals epiſch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieſes Gedicht in Abſicht auf Behandlung und Ton ganz von dem erſten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden ſolle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenſchaften des erſten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite ſpielen könne." Dieſen epiſchen Tell führte er aber nicht aus, ſondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatiſcher Ausführung. — Später drückte Göthe ſelbſt ſeinen Dank an Humboldt ſchriftlich aus, und legte eine Abſchrift ſeiner neuen Elegie, Euphroſyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach ſeinem Ermeſſen zu revidiren und dann zum Druck abzuſenden. Außerdem ſchrieb er noch eine Einleitung zu ſeinem Werke, worin er, ſichtbar genug, die Ausſtellungen Schiller's über daſſelbe berückſichtigte und ſich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künſtler faſt ganz wie Schiller erklärte. Daß dieſe Einleitung erſt nach jenem Briefe geſchrieben wurde, ſcheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt," meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldtischen Buche sagen wird." — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich", entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden."

Wilhelm von Humboldt's äſthetiſche Verſuche, erſter Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea erſchienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Vieweg in Braunſchweig. [1]) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunſt auf dem Herzen gehabt hatte, war im Weſentlichen in dieſem erſten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenoſſen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Verſuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuariſche Epoche unſerer Litteratur, von welcher Gruber ſpricht. Die Gebrüder Schlegel hatten ſich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in keckſter Weiſe überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernſte Würdigung verlangte, ward auch ſogleich im Athenäum beſpöttelt. Die Schlegel hatten ſich für ſolche Frivolitäten eine eigne Rubrik, beſonders unter dem Titel: Litterariſcher Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes, errichtet, und brachten ſchon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon." Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darſtellung des Humboldtſchen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein ſchlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und ſich ſeines Schutzes zu erfreuen hatten, mögen

1) Jetzt in den geſammelten Werken, B. 4, 1843, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congresses wurde manchmal daran erinnert; nur Humboldt selbst, in heitrer Großmuth, wollte sich dessen gar nicht erinnern. [2])

Schiller war entrüstet über das Auftreten der Schlegel, und besonders über dieses neuste Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe solcher xenienartiger Aphorismen enthalten war. Er schüttete seinen Unwillen in einem Brief an Göthe [3]) aus, und sagte dabei: „Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat." „Wegen des Schlegelischen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung," erwiederte Göthe lakonisch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte sich den Forschungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergröße so ins Licht gestellt zu sehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtische, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war sie aus besondern Motiven widerwärtig, um so widerwärtiger, weil er Humboldten persönlich lieb gewonnen hatte — Voß'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm seiner Luise beeinträchtigt sah. Im Voßischen Kreise galt Hermann und Dorothea für eine schwächliche Nachahmung der Luise. Nun diese Anpreisung des Götheschen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Diese Stimmung äußert sich in einem Briefe von Voß an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete diesem von seinen neusten Arbeiten und Classikerübersetzungen und schließt dann also: „So neu erwärmt von den alten Unsterblichen, empfand ich den russischen Mißhauch bis in das innerste

2) Varnhagen v. Ense, Denkw. B. V. S. 52.
3) Vom 16. August 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtiſchen Buche, dem ἀθεοφαρῳ! über die Hermanniade, und über das Moderne, den höchſten Gipfel der Urbegeiſterung, ankältete. Von Humboldt, rief ich, iſt es Sünde wider den heiligen Geiſt! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geiſtes vernommen; er hat nur ſein Sauſen gehört." [4])

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit ſchöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man ſeine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe ſpielen eine Rolle in unſern Kunſtphiloſophien, Humboldt's Buch war den Meiſten kaum dem Namen nach bekannt oder ward als abgeſtandne „kant'ſche Weisheit" mißachtet. Erſt ſeit Erſcheinen des Schiller-Humboldtiſchen Briefwechſels hat man von verſchiedenen Seiten auch Humboldts äſthetiſche und kritiſche Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf ſein Hauptwerk in dieſer Richtung gewieſen.

In der Stille hatte das Buch ſeine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch ſehr jung, wußte gleich die Bedeutung deſſelben zu faſſen. In einem ihrer Briefe ſchreibt ſie (11. Febr. 1799) an G. von Brinckmann, nach Paris: „Ich leſe Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug ſchreiben. . . Möchten es nur alle Diebe leſen, die dichten wollen in Proſa oder Verſen, ſo wär' man ſie los: und die Xenien würden lauter artige erwachſene Oden." — Selbſt Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfaſſer

4) Siehe J. H. Voß Briefe, B. II. Halberſt. 1830. S. 245. Der Name Humboldt iſt nur angedeutet, doch in der Urſchrift ſteht er, wie wir aus guter Quelle wiſſen, vollſtändig.

ſeine ganze Theorie in die Beurtheilung des Götheſchen Gedichts eingeflochten und dieſer nicht lieber vorausgeſchickt habe.[5])

Der Hauptgrund aber, warum H. ſich mehr von dieſem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Verſuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieſes Intereſſe in die Ferne. Andere Gebiete des Forſchens nahmen ihn in Anſpruch, Gebiete, wo er faſt ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erſt ſchaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, deſto mehr richtete ſich ſein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philoſophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunſt ſo wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend ſeines Lebens richtete er wiederholt ſein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genoſſen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verſchiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; ſo zuſammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beſchließen, ward dieſe Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch ſtets unvergeßlich.

---

Wir können dieſes Buch nicht beſſer beſchließen als wenn wir die Hauptſtellen, mit welchen Humboldt in den äſthetiſchen Verſuchen den Göthe'ſchen Dichtergenius charakteriſirt, gleichſam als Endergebniſſe ſeines Nachdenkens darüber und als Denkmal ſeiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zuſammenfaſſen. Da ſagte er unter anderm:

---

5) Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Aus K. A. Böttiger's Nachlaſſe, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. . .

„Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läßt die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daß wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung

darbietet, in einem menschlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie sie sich zu den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andere Eigenthümlichkeiten anschließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darstellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr stehen, sondern erweitert sie auf eine unendliche Fläche, und stellt sich immer in den Mittelpunkt, in dem sich doch endlich alles, was nur irgend menschlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich sein möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu sein, um das Außerordentliche und das Einfachste in denselben Kreis einzuschließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall sein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen seltnen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

„Wer einzelne Beispiele für diese nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniß verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, daß sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosesten Freuden des kindischen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“ (Ges. W. B. 4., S. 128—132.)

* * *

„Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sei uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealisches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein inneres Dasein in sich selbst dem äußren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit ſtolzer Freude behaupten, ſeinen deutſchen Charakter. Denn eine ſichtbare Neigung zur abgeſonderten Beſchäftigung des Geiſtes und des Herzens, und ein ſtärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unſrer Nation, welche ihre beſten philoſophiſchen und dichteriſchen Produkte unverkennbar an ſich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künſtlers hinzukommt, ſeine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Feſtigkeit erlangen.

„Wenn wir indeß hier dieſem Gedicht und der neueren Poeſie überhaupt etwas zuſchreiben, was ſie vor der älteren auszeichnet; ſo iſt dies kein Vorzug, der das Weſen der Kunſt angeht. In dieſem bleiben die Alten immer die Meiſter, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienſt, von dem wir hier reden, iſt nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künſtleriſche Gewand zu kleiden, das man ſonſt nur bei ihnen antrifft.“ (Geſ. Werke, B. 4., S. 135—137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem ſich der Dichtercharakter des Urhebers am reinſten und vollendetſten manifeſtirte. Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge ſtärker und leuchtender aus andern ſeiner Werke hervorſtrahle, ſo finde man doch in keinem, ſo wie in dieſem, alle dieſe einzelnen Strahlen ſo in Einem Brennpunkte verſammelt.

Digitized by Google

# Viertes Buch.

---

## Reiſen und Aufenthalt im Ausland.

Leben in Paris. Spaniſche Reiſen. Wiedereintritt in den Staatsdienſt. Römiſche Geſandtſchaft.

1798 bis 1808.

Digitized by Google

Als unſer Humboldt den Entſchluß faßte, die nächſten Jahre ſeiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten größeren Reiſen und längerem Aufenthalte im Ausland zu widmen, hatten ſich die Verhältniſſe in ſeiner Heimath noch in nichts Weſentlichem, die der europäiſchen Welt nur ſcheinbar verändert. In Preußen waltete noch die ſchwache Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Alle Hoffnungen richteten ſich auf ſeinen Sohn und Nachfolger, der unter dem Namen Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg (16. Nov. 1797), kurz nachdem Humboldt ſeine Reiſe angetreten hatte. Daß es unter dem neuen Herrſcher beſſer ausſehen würde, als unter dem vorangegangenen, ließ ſich erwarten; ob es ihm aber gelingen werde, den ſchlechten Geiſt zu bannen und Preußens Stellung in Europa zu erhalten, war bei den ſchwierigen Conſtellationen der Zeit nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Dem ruhigen Beobachter mußte mancher Zweifel darüber aufſteigen.

Der Gang der franzöſiſchen Staatsveränderung und des dadurch veranlaßten Krieges war allerdings von der Art, daß man einige Zeit wähnen konnte, es werde nun zu einer beſtändigen Verfaſſung im Innern Frankreichs und zur gründlichen Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens kommen. Dies beruhte aber auf großer Täuſchung. Ordnung in Frankreich und Friede konnten noch nicht beſtehen. Die Geſinnung einiger Gewalthaber zur Zeit des Direktoriums verbürgte ſo wenig als der Baſeler Separatfriede

die Hoffnung allgemeiner Verſöhnung, und die Lorbeern, die Erzherzog Carl in Deutſchland gewonnen, wurden doch weit von den Siegen des jungen Bonaparte in Italien verdunkelt, ja mit dem Auftreten dieſes kühnen Helden ward in der franzöſiſchen Nation jene Richtung, deren Verſchwinden man hoffte, erſt recht entfeſſelt. Der Friede von Campo Formio war eigentlich mehr ein Waffenſtillſtand, und faſt von eben ſo kurzer Dauer als ein ſolcher.

Wie aber die Ereigniſſe auch kommen wollten, für Deutſchland war ſelbſt im beſten Fall wenig Gutes zu hoffen. Regierungen und Völker erſchlafft; von Nationalgeiſt kaum eine Spur; der politiſche Sinn des Volkes ſeit Jahrhunderten von elenden Gewalthabern ſo gut wie von einzelnen edlen erdrückt — einige Lichtpunkte rein geiſtiger Art nur in paar kleinen Fürſtenthümern, die, vor der Entwicklung der größern Staaten, dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienſt leiſten ſollten; von dieſen Punkten aus allerdings ein Geiſtesleben, das im Moment über die politiſche und nationale Verweſung täuſchte und auch deren Ende vorbereitete. An dieſem beſſern Sein des deutſchen Volkes, an ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft hatte Humboldt, wie wir ſahen, nach Kräften Theil genommen; von dem politiſchen Leben aber konnte der Edle nur ſein Antlitz abwenden. Denn was war von dieſer zerriſſenen Nation, deren kraftloſe Splitter zwei Monarchien, die ſich tödtlich haßten, an ihrer Spitze hatten, zu gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was war vorauszuſehen, als ein gräßlicher Umſturz, deſſen Ausgang ſich in keiner Art berechnen ließ? Was zu wünſchen endlich, als eine gründliche Wiedergeburt im Innern und Aeußern unſeres Nationallebens ſo wie des in ſeiner Iſolirung ohnmächtigen, verderblichen Preußens.

Wer würde, wenn er unabhängig iſt, ein Land, das ſo troſtloſe Ausſichten hat, nicht lieber für längere Zeit ver-

laſſen und ſeine Dienſte für Zeiten ſparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken? Und wie hätte ein Mann, von ſo großartigem intellektuellem Streben und einer weit über das Zeitalter gehobenen Denkart, wie Humboldt war, ſeine Muſe beſſer anwenden können, als indem er erſt an allen Eroberungen deutſcher Innerlichkeit, der Grundlegung einer beſſern Zukunft, Theil nahm, alsdann aber in die Ferne ging, um vieler Länder Menſchen und Sitten zu ſehen und ſeine Kenntniß und Erfahrung nach ſo vielen Seiten, ſonders aber nach denen, die ihn am meiſten feſſelten, zu vermehren. In der That, dieſe Wanderungen und Lebensjahre im Ausland waren für Humboldt von großer Bedeutung. In dem Anſchaun ſüdeuropäiſcher Völker und der Ueberreſte des claſſiſchen Alterthums vervollſtändigte er ſeine Anſicht von dieſer Vergangenheit und von der Menſchheit überhaupt. Dann entwickelte ſich ſein angeborener Sinn für den Geiſt der Sprache, nicht allein im Verkehr mit den verſchiedenen Nationen, ſondern vielleicht noch mehr an den, zumal in Paris und Rom, angehäuften linguiſtiſchen Schätzen. Endlich vollendete ſich während dieſer Jahre der praktiſche Menſch: ein Staatsmann, der durch Weltkenntniß, Uebung und Gewandtheit einſt ſo hervorleuchten ſollte. Was überdies für Humboldt als genießenden Geiſt ein ſo langer Aufenthalt, wie er ihm vor allen in Rom und römiſchen Umgebungen vergönnt war, ſein mußte, das würden wir auch ohne die unzweideutigſten Belege, die uns vorliegen, errathen.

Wir ſahen, daß ſein nächſter Plan, mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen, durch die kriegeriſchen Begebenheiten vernichtet wurde. Er wandte ſich daher mit den Seinigen in das ſo eben auch von Süddeutſchland aus geöffnete Frankreich und ging nach Paris. Wir ſahen ſchon, wie er mitten in dieſer fremden Umgebung im Anfang faſt nur dem Intereſſe deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft oblag

und seine Genossen an der Ilm und Saale mit einem umfassenden Beitrag zur Kunstphilosophie überraschte. Nunmehr haben wir nach den sonstigen Interessen seines Pariser Aufenthalts zu fragen, und Menschen und Verhältnisse vorzuführen, die ihn näher berührten.

---

Humboldt kam im Spätjahr 1797 zum zweiten Male nach Paris. Für ihn, der die französische Nation in der Zeit der ersten Freiheitsbegeisterung gesehn hatte, mochte der Ort, trotz der Umwälzungen, die er erlebt hatte, jezt in dem Moment der Abspannung nicht mehr den frühern Reiz haben, wenn schon das Interesse auch jetzt nicht ausgehen konnte. Da uns aber aus der Zeit des zweiten Aufenthalts überhaupt wenig Mittheilungen vorliegen, müssen wir uns um so mehr an den Widerschein halten, den einige auch für sie selbst sehr charakteristische Briefe der Frau von Humboldt auch auf ihn werfen. „Paris" — schreibt sie 25. Mai 1798 an ihre Freundin Rahel nach Berlin — „Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal steht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elysees." Nachdem sie dann der Freundin ihren damaligen innern Zustand ausgelegt, ihr Bedürfniß, alles klar zu wissen und sollte es das Leben kosten, da es doch für den, welchen die Natur einmal so gemacht habe, kein andres Dasein gebe, und das Geständniß

hinzugefügt hat, daß sie nicht ohne die tiefsten Schmerzen und den bittersten Verlust zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen sei, daß sie sich aber nun frei und ruhig fühle, und offenen Sinns für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen, und zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß der Punkt des innern Zusammenhalts die Liebe bleibe — „die allein unser Wesen gestalte und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen, es noch sei, die den Takt des Lebens harmonisch erhalte" — nach solchen Ergießungen fährt sie fort: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art, wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man aufs äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist." [1]) Das häusliche Glück schildert ein zweiter Brief der Frau von Humboldt näher. „Meine Kleinen," sagt sie, „werden dich sehr freuen. Li [Karoline] entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat

1) Mitgetheilt von Varnhagen von Ense, Bildniß-Gallerie aus Rahels Umgang, I. 143–45.

einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder [Wilhelm] ist schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind, was ich je sah — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus, sein Gesichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist, als schaute man in den Himmel. Das Weiße darin ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen, wie mich." [2])

Schon im Frühjahr 1798 ward H. die Freude, auch seinen Bruder noch einige Zeit in der Nähe zu haben. Er kam nach Paris, um sich der Entdeckungsreise anzuschließen, welche Kapitain Baudin ins Südmeer unternehmen sollte. Denn ganz aus eigenen Mitteln so umfassende Reisen durchzusetzen, schien ja kaum möglich. Doch zu bald machte der drohende Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland und Italien die Ausführung dieses Planes scheitern. Nun wurden zwar die Reisevorbereitungen emsig fortgesetzt; Alexander lernte z. B. noch arabisch, und ohne Zweifel begann jetzt auch Wilhelm sein Augenmerk zuerst auf die amerikanischen Sprachen zu wenden, zu deren Ergründung er hoffen durfte, durch des Bruders Reise völlig neue Materialien zu erlangen. Alexander aber hatte nun keine Ruhe mehr. Schon wollte er mit seinem Freunde Bonpland auf einer schwedischen Fregatte nach Nordafrika und Aegypten gehen, um nachher jede sich bietende Gelegenheit zur größeren Reise zu nutzen. Gegen Ende Oktober 1798 verließ er Paris und

---

2) Ebendas., I. 147.

ging nach Marseille. Dies war ein schwerer Abschied. „Ich trennte mich", sagt er nachmals in der Schilderung seiner großen Reise, „von einem Bruder, der durch seinen Rath und durch sein Beispiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich bestimmten, Europa zu verlassen; eine geheime Stimme sagte uns, daß wir uns wiedersehen würden. Diese Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, versüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Absicht, mich nach Algier und Aegypten einzuschiffen und durch den Wechsel der Begebenheiten, der über alle menschlichen Dinge herrscht, sehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenstrom und von Peru wieder, ohne das feste Land von Afrika berührt zu haben." [3])

Die schwedische Fregatte blieb aus; Unruhen in Tunis machten es auch nicht rathsam, dorthin zu gehen. Alexander beschloß nun den Winter in Spanien zuzubringen. Er kam nach Madrid, und hier nahmen seine Angelegenheiten eine über Erwarten günstige Wendung. Er erhielt vom Madrider Hof nicht nur die Erlaubniß, das Innere des spanischen Amerika zu bereisen, sondern auch die wünschenswertheste Förderung zu diesem Zweck. Den 5. Juni 1799 ging er mit seinem jungen Freunde zu Corunna nach dem neuen Continent unter Segel. Indem wir den Verlauf dieser für die Wissenschaft so außerordentlich ergiebigen Reise als bekannt voraussetzen, wenden wir uns zu den Begegnissen des älteren Bruders und zunächst zu dessen Aufenthalt in Paris zurück.

Schon zu Paris war das Humboldt'sche Haus ein Anhaltspunkt für jeden Deutschen, der nur einigermaßen

---

3) A. v. Humboldt's und Bonpland's Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. Thl. I. Stuttg. u. Tüb. 1815. S. 52 — 53.

verdiente, dessen Gast zu sein. Wenn auch Humboldt selbst seine Vielseitigkeit nicht so ausdehnen durfte, daß er nicht den bessern Theil der Zeit seinen Studien und Lieblingsrichtungen wie dem Umgang mit Männern, die ihm hier begegneten, zugewendet hätte, so war die Gattin um so gewisser der Punkt, um den sich das Verschiedenartigste sammeln konnte, und vor allen waren es deutsche Künstler, die sich ihrer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten. Der französische Maler David zog eine ziemliche Zahl junger Künstler nach Paris, unter den Deutschen z. B. den Maler Schick, den Bildhauer Tieck u. A. Diese jungen Männer erfreuten sich schon damals der Gunst dieses gastfreundlichen Hauses. Humboldt selbst faßte im Interesse der Weimarischen Kunstfreunde die Leistungen dortiger Künstler ins Auge. So finden wir Mittheilungen von ihm in Göthe's Propyläen, z. B. über Forestier's neue Methode die Malerei zu lehren, über ein großes Gemälde von David: die Versöhnung der Römer und Sabiner, und über ein andres des damals erst auftretenden Malers Gerard: der hülflose Blinde. Göthe und H. Meyer fügten dann ihrerseits diesen Berichten Urtheile oder Notizen hinzu. [4])

Von den interessanten Männern, die damals zu Paris lebten, haben wir schon Gustav von Brinckmann genannt. [5]) Er war als Legationssekretair dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël, beigegeben und blieb nach dessen Abreise im Jahr 1798 als Geschäftsträger zurück. Mit Humboldt, Frau v. Staël ꝛc. lebte er auf sehr vertrautem

---

4) Diese Artikel aus Paris stehen im dritten Bande der Propyläen von Göthe, St. u. Tübingen, 1800. S. 110 — 24. Wir würden ohnedies Humboldt als Verfasser vermuthet haben; es wurde aber dessen Autorschaft jüngst auch durch bestimmte Aussage H. Meyer's bestätigt (Morgenblatt, 14. März 1842. Corresp. aus Weimar).

5) Siehe Thl. I. 452 — 53.

Fuße. Nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) wurde er vom ersten Consul mit mehreren andern Diplomaten aus Paris fortgeschickt. Der Aufenthalt an diesem Orte war überhaupt für Fremde noch nicht ohne Gefahr, besonders seit dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich. Schon im December 1798 schreibt Schiller einmal an Göthe: „Von den abwesenden Freunden hab' ich wieder lange nichts gehört. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden sich befunden haben, die man in Paris arretirt hat." [6])

Unter den seit längerer Zeit in Paris einheimischen Deutschen hatte für Humboldt schwerlich irgend Jemand größeres Interesse, als der bekannte Einsiedler Graf von Schlabrendorf, überdies gleichfalls ein Preuße — ein Mann von reichumfassendem Geist, in den neuern französischen Verhältnissen kundig und erfahren, wie nicht ein Anderer, übrigens zu emsigem Studium der Menschen- und Völkerverhältnisse, der politischen Bedingungen und selbst der Sprachen aufgelegt; Humboldten überdies in Geistesfreiheit eben so sehr als im Sprechertalent verwandt. Kein Wunder, daß dieser ihn außerordentlich hochschätzte. Varnhagen, dem wir eine sehr geistreiche Schilderung des sonderbaren Mannes verdanken, berichtet unter anderm [7]), wie derselbe, gewohnt vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz zu sprechen, sich einst mit Wilhelm von Humboldt dergestalt in die Diskussion vertieft habe, daß er mit diesem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Gespräch begriffen noch an derselben Stelle gefunden wurde. Wie hätte Humboldt, der schon in den Jünglingsjahren sich an einen Geist wie Forster gehalten hatte,

6) Briefw. zw. Schiller und Göthe, IV. 391.
7) Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2. Aufl., IV. 432.

nicht auch an diesem wunderbaren Mann hohes Interesse finden sollen! Für uns hat er dies am schönsten bei Gelegenheit der ebenerwähnten Varnhagen'schen Denkschrift geäußert, in einem Briefe an den Verfasser vom 5. März 1832. „Ich habe", schrieb er diesem, „den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe." [8]) — Es sei uns hier erlaubt eine Anecdote einzuflechten, die Schlabrendorf von seinem Freunde

---

8) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, B. III. Berlin, 1839. S. 4 — 12.

erzählte. „In Paris," ſagte er, „lebt ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein ſchwacher. Einſt, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, ſagte mir der ältere Humboldt: „K....n iſt eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber ſein Vater als ſein Sohn ſein. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus ſeiner Bekanntſchaft die Perſon hervorzuſuchen, deren Sohn er aus Wahl ſein möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde." [9]) Im Jahr 1798 würde Humboldt gewiß keinen Andern, als Schillern, erwählt haben. — Demſelben Jochmann, der uns dieſen Einfall bewahrt hat, theilte Schlabrendorf einſt auch ein Buch mit, in welchem er viele Stellen angeſtrichen und mit Bemerkungen begleitet hatte, nämlich William Godwin's Memoirs of the Autor of a Vindication ꝛc. (2. Aufl. London, 1798). Die Verfaſſerin der Vertheidigung der Rechte der Frauen, Mary Wollſtonkrofft, iſt die Heldin des Buches. Schlabrendorf theilte es wegen der Noten nur Wenigen mit! Humboldt, ſagt Jochmann, hat es auch in Händen gehabt. [10]) — Das innige Verhältniß zwiſchen ihm und Schlabrendorf ſetzte ſich auch bei des Erſteren ſpäterer Anweſenheit in Paris fort. 1814 und 15 leiſtete der Graf auch dem Vaterlande werthvolle Dienſte, und die erſten preußiſchen Staatsmänner, Humboldt natürlich voran, erfreuten den edlen Greis mit ihren Beſuchen. Der Freiherr von Stein rief ihm zum Abſchied zu: Nun, als Präſidenten unſeres Parlaments hoffe ich Sie wiederzuſehen. Gewiß eine ſchmeichelhafte Begrüßung, die den Werth nicht verliert,

9) C. G. Jochmann's Reliquien, geſammelt von Zſchokke, B. I. Hechingen, 1836. S. 189.

10) Ebendaſ. I. 194.

weil die Prophezeihung ſich nicht erfüllte. Denn um wirklich Präſident zu werden, fehlte vielleicht nur eine Kleinigkeit — das Parlament.

An den Grafen Schlabrendorf reihen wir zwei andere Deutſche, die ihm theils in ihren Lebensſchickſalen, theils in dem Abentheuerlichen ihres Weſens verwandt ſcheinen, Oelsner nämlich, in erſterer Hinſicht, in letzterer Leuchſenring. Mit Beiden wurde Humboldt während dieſes zweiten Pariſer Aufenthalts näher bekannt. Oelsner war ihm ſchon in Göttingen begegnet. Nachmals hatte dieſer, wie Schlabrendorf, alle Stürme der Revolution mit durchlebt und ſich zu dem feinen Beobachter und Publiciſten herangebildet, der ſich uns in einzelnen Aufſätzen und in den jüngſt erſchienenen Briefen (an Stägemann) beurkundet. Nach kurzer Abweſenheit kam er im Jahr 1799 wieder nach Paris, nachdem man ihn, einen gebornen Preußen, kurz zuvor in Schleſien feſtgenommen, auf franzöſiſche Requiſition aber alsbald entlaſſen hatte. Wir werden ihn ſpäter noch in H.s Nähe finden, ſo wie wir in ſeinen Briefen noch das Bekenntniß leſen, der Miniſter Humboldt habe ihm „theure Merkmale von Freundſchaft gegeben.“ [11]) — Leuchſenring, der bekannte Jeſuitenriecher aus der Zeit Nicolai's — von Göthe als Pater Brey verewigt — war allerdings ein Abentheurer, aber ein ſolcher, dem es nicht an Scharfblick und weitumfaſſenden Ideen gebrach. Nach lange unſtetem Leben wandte er, von der Richtung der franzöſiſchen Revolution in eigenthümlicher Weiſe ergriffen, ſich nach Paris, begleitet von einer Gauin, mit der er in Noth und Unfrieden lebte. In dieſem Zuſtande verſchmähte er noch die Hülfe, die ihm von angeſehenen Landsleuten mehrfach geboten wurde, und nur von Männern, zu deren Geſinnungen er beſonderes Vertrauen

11) Oelsner's Briefe an von Stägemann. Leipzig 1843. S. 170.

hegte, wie z. B. Schlabrendorf oder Humboldt, soll er sich solche Verpflichtungen haben auflegen lassen. Besonders sorgte Frau von Humboldt, vor ihrer Abreise nach Deutschland (1801), noch für die unglückliche Frau und wollte sie nicht verlassen, ohne eine ordentliche Wohnung für sie gefunden zu haben. [12])

Indem ich unbedeutendere Namen übergehe, für die, wenn sie einmal genannt werden, es allerdings von Gewicht sein mag, daß man erinnere, ein Humboldt habe sie seines Umgangs gewürdigt — sei es doch erwähnt, daß auch Burgsdorf den Humboldt'schen Lebenskreis in Paris wieder aufsuchte. Auch in fürstliche und diplomatische Bekanntschaften legen wir in der Regel nicht mehr Bedeutung, als Humboldt selbst ihnen geben konnte. Für einen Geist seiner Art war oft der unscheinbarste Gelehrte ein hoher Anziehungspunkt, während er Vornehme und Große kaum eines Wortes werth hielt. Auch wir gewinnen nichts, wenn wir vernehmen, daß im Jahr 1800 der Marquis von Luccheſini, einer der Hauptagitatoren in der Unheilsperiode, als preußischer Gesandter nach Paris kam. Mit einer Menge solcher Leute verkehrte H., wenn sie ihn sonst nicht näher berührten, wie mit Dingen, die man nicht meiden kann. Luccheſini zeichnete sich allerdings durch Geist und Talente aus, die freilich den tüchtigen Charakter vermissen ließen.

Reich und bewegt war die französische Welt, in die Humboldt jetzt zum zweiten Male eingetreten. Mit der politischen Abspannung unter dem Direktorium ging ein erneutes geistig geselliges Leben Hand in Hand, das auch den Sturz dieser Gewalthaber überlebte. Bonaparte trat (November 1799) an die Spitze, er bändigte die Revolution und warf

---

12) Varnhagen von Enſe in seinem Aufsatze: Leuchsenring (Denkw. u. Verm. Schr. 2. Aufl. IV. 525—26.)

die ehrgeizigen Elemente in die Bahn des kriegeriſchen Lorbeers.[13]) Sitte, Geſetze und geiſtiger Trieb befeſtigten ſich mehr, und, trotz griechiſcher Moden und römiſcher Phraſen, begann alles ſchon die Phyſignomie anzunehmen, die das neuere Frankreich bezeichnet. Auch der geiſtige Geſichtskreis der Nation ward zuſehends durchbrochen, und es zeigte ſich ein Kreis genialerer Naturen, die den Eintritt einer neuen Litteraturepoche verkündeten. Der eigentlichſte Repräſentant dieſes Durchbruchs war eine weitherzige Frau, Tochter des Revolutions-Miniſters Necker, jüngſt noch Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten Baron von Staël. Nächſt Chateaubriand die größte ſchriftſtelleriſche Capacität dieſer Jahre, war ſie es, die das Ausland, welches Bonaparte mit den Waffen bezwingen wollte, geiſtig für Frankreich auszubeuten ſtrebte.' Dieſe Eroberung war gewinnreicher und von beſſerer Dauer. Humboldt entging eine ſo wichtige Erſcheinung nicht; er hielt Frau von Staël ſehr hoch, ſtand im lebhafteſten Verkehr mit ihr, und hat ihr, als Schriftſtellerin, noch in einem ſeiner letzten Aufſätze beſonders nachgerühmt, daß ihren Worten ſich immer etwas „Seelenvolles" beimiſche.[14]) Frau von Staël ihrerſeits war von Humboldt ganz enthuſiaſtiſch eingenommen, und wir glauben gern, was man uns erzählt: ſie habe ihn jederzeit „la plus grande capacité de l'Europe" genannt.[15]) Mit Frau von Humboldt war ſie nicht weniger vertraut; lebte mit Beiden längere Zeit in Rom und ſah auch ihn nach dem großen Umſchwung der Dinge, an welchem ſie, Gegenſtand Bonapartiſcher Verfol-

---

13) Wir ſchließen hier in den Ueberblick der geiſtigen Verhältniſſe auch den Zuſtand mit ein, den Humboldt nach der ſpaniſchen Reiſe vorfand.

14) Geſammelte Werke, II. 236.

15) Nach der Ausſage einer Zeitgenoſſin von H. Laube mitgetheilt, in den ſchon angeführten „Modernen Charakteriſtiken" I. S. 366–70.

gung, mit Eifer Theil genommen hatte, endlich auch in Paris wieder. Sie correſpondirten auch mit einander, wozu der Stoff für ſie, die eigentlich unſre Litteratur in Frankreich einführte, wie für ihn, den Genoſſen unſrer größten Geiſter, unerſchöpflich vorhanden war. Humboldten ſelbſt hat ſie in ihrer „Corinna" einen Denkſtein geſetzt. Indem ſie eine Stelle über Rom aus einem ſeiner Briefen anführte, fügt ſie hinzu, „es ſei ſchwer, einen Mann zu finden, deſſen Unterhaltung und Schriften mehr Wiſſen und Geiſt enthielten." (B. I. Cap. 5.)

Dem Staël'ſchen Kreiſe geſellte ſich faſt alles zu, was mächtig und zukunftvoll in das franzöſiſche Geiſtes- und Nationalleben einzuwirken berufen war — darunter nachher auch die Häupter der unter der Reſtauration ſo einflußreichen Doktrinäre, in jener Zeit aber beſonders der edle Benjamin Conſtant, der gleichfalls uns Deutſchen ein aufrichtiges Intereſſe zuwendete.

Von litterariſchen Fähigkeiten, für welche unſeres Wiſſens H. ſich intereſſirte, iſt auch der geiſt- und giftvolle Sittenſchilderer Retif de la Bretonne zu nennen. Humboldt, ſo meldet Schiller einmal Göthen (21. Sept. 98), „ſchreibt auch ein paar Worte von Retif, den er perſönlich kennt, aber nichts von ſeinen Schriften. Er vergleicht ſein Benehmen und Weſen mit unſrem W., die Nationaldifferenz abgerechnet." Alſo, ohne Zweifel, mit Wieland — eine Vergleichung, die Schillern wunderlich vorkam.

Auch unter den Anhängern der claſſiſch franzöſiſchen Schule zeichnete ſich ein Mann durch Neigung und Vorliebe zu unſrer Litteratur aus — Vitaubé nämlich, der unter anderm Göthe's Hermann und Dorothea, freilich nur in proſaiſcher Ueberſetzung (1800), in Frankreich einführte. Schon ein Verſuch ſolcher Art mußte Humboldt's Intereſſe erregen. Wenn jedoch in einer ſpäter in Paris erſchienenen

Biographie der Zeitgenoſſen noch überdies geſagt wird: [16]) „M. de Humboldt écrit le Français avec pureté et élégance. On a de lui en cette langue une traduction du poëme de Goethe, Hermann et Dorothée, — ſo iſt dieſe letztere Angabe gewiß völlig unbegründet. Mochte vielleicht H. auch den Ueberſetzer aufgemuntert haben, an Bitaubé's Arbeit hatte er ſicherlich keinen Theil; ein anderer Verſuch dieſer Art aber iſt, wenigſtens in jenen Jahren, nicht erſchienen. [17])

Unter den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Franzoſen leuchteten damals ſchon Natur- und Sprachſtudien am meiſten hervor. Namen wie Lalande, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Delambre u. A. ſtrahlten im Gebiete der erſten; im andern waren es theils Alterthumsforſcher, theils Linguiſten, die ſich hervorthaten. Der Geſchmack für das Griechiſche war ſeit langer Zeit in Frankreich geſunken; doch eben um dieſe Zeit bildete ſich, großentheils unter deutſchen Anregungen, ein Kreis von Männern, der es emſiger anzubauen beſtrebte. Auch hier erſchien Humboldt wie ein Repräſentant deutſchen Geiſtes. Wir beſitzen aus dieſen Jahren einen Brief von Caillard, einem gelehrten Diplomaten, der einige Zeit vorher als Geſchäftsträger der franzöſiſchen Republik in Berlin reſidirt und wahrſcheinlich ſchon damals unſeres Humboldt's Bekanntſchaft gemacht hatte. Dieſer Brief iſt an Schütz in Jena gerichtet (26. Juni 1801) und läßt uns Mehreres aus dieſem Kreiſe hören. „Vous connaissez, au moins de réputation, une partie de la société dans la-

16) Biographie Nouvelle des Contemporains. Par MM. Arnault, Jay, Jouy, J. Norvins etc. T. IX. A. Paris, 1823. S. 283–86. Sollte der Artikel vielleicht von Delsner herrühren? Oder lieferte er den Herausgebern nur Materialien dazu? Letzteres iſt eher zu glauben, und erklärte uns einerſeits ſolche Irrthümer, andrerſeits manche genaue Angabe, die ſich darin findet. Wir werden dieſen Artikel noch einigemal benutzen.

17) Vergl. auch Göthe's Werke letzter Hand, B. 46. S. 180.

quelle je vis habituellement, et lorsque enfin M. de Humboldt sera de retour en Allemagne, il Vous en parlera amplement. Il Vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schütz . . . . Notre société n'est pas fort étendue, mais Vous y verriez quelques personnes dignes de Votre attention. Outre les du Theil, Chardon de la Rochette, Coraï, Saint Croix etc., que Vous connaissez déjà, Vous trouveriez encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humboldt, qui sûrement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'école de Coraï, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientôt une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques très intéressantes [18]).“ In dieſer Region ward auch der helleniſtiſche Geiſt P. L. Courier's genährt, dem wir ſpäter zu Rom in Humboldt's Nähe begegnen werden. Auch Boiſſonade und unſre deutſchen Landsleute Haſe und Baſt geſellten ſich zu dieſen Männern. — Außerdem genoß noch Villoiſon, der ſchon ſeit Jahren hier lebte, ſo wie der Antiquar Millin verdientes Anſehen. Letzterer verſammelte jede Woche einmal eine gelehrte Geſellſchaft bei ſich. „Es iſt da,“ ſchreibt ein jüngerer deutſcher Gelehrter [18]) im Frühjahr 1798 aus Paris, „der Vereinigungsplatz der ausländiſchen Gelehrten, und man findet da die neueſten litterariſchen Produkte, vorzüglich deutſche. Dieſe Umſtände machen ſie mir natürlich ſehr wichtig, ich hoffe da den ältern von Humboldt zu treffen, der dieſe Geſellſchaft fleißig beſucht.“ [19])

Von den Franzoſen, die damals ihr Augenmerk auf

---

18) Mitgetheilt in Schütz's Briefwechſel, her. von K. J. Schütz, I. 46—47.

19) Dr. Burckhardt an Zach, in den Allg. Geogr. Ephemeriden, 1. B. 1798, Juni, S. 686.

allgemeines und vergleichendes Sprachſtudium richteten, iſt hauptſächlich Silveſtre de Sacy zu nennen, der überdies zu den wenigen Pariſer Gelehrten zählte, die, vor der Reſtauration, der deutſchen Sprache mächtig waren. Humboldt ſelbſt begann um dieſe Zeit mehr und mehr ſein Intereſſe auf die allgemeinen Sprachſtudien zu wenden. Schon im Beſitz einer ausgebreiteten Kenntniß, nicht blos der alten, ſondern auch der vornehmſten neuern Sprachen, lenkte er, in Einklang mit den großen Plänen ſeines Bruders, ſein Auge nun auch nach Amerika und dem Bau der amerikaniſchen Sprachen. Die orientaliſchen Studien wurden ohnedies in Paris eifrig gepflegt, die Forſchungen der Engländer fanden hier raſche Nachfolge, und es waren an dieſem Orte ſchon Hülfsmittel vorhanden, die den deutſchen Gelehrten noch faſt gänzlich mangelten. — Daß Humboldt ſchon in jenen Jahren ſein Auge auch auf das Sanskrit geworfen, möchte ich doch bezweifeln. Er ſelbſt rühmt wenigſtens Friedrich Schlegeln nach, daß er der erſte Deutſche geweſen ſei, der uns auf die merkwürdige Erſcheinung dieſer Sprache aufmerkſam gemacht habe, und daß er ſchon in einer Zeit bedeutende Fortſchritte darin gethan hätte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung derſelben entblößt geweſen. [20]) Aus dieſer Stelle und einigen andern Andeutungen möchte ich ſchließen, daß H. ſich allerdings ſchon in Rom (1802—8) um das Sanskrit bekümmert, aber erſt nach Schlegel's Vorgang (1808) tiefer damit eingelaſſen habe.

Bedauern muß man, daß uns von Humboldt's Verkehr mit den politiſchen Notabilitäten Frankreichs nichts bewahrt iſt. Sieyes war gerade auf dem Geſandtſchaftspoſten in Berlin; Reinhard, der Erdeutſche, unter dem Direktorium

---

20) Einleitung Kawi-Sprache, S. XLIV.

eine Zeit lang Minister des Auswärtigen, auf welchen Posten ihm nach dem 18. Brümaire Talleyrand folgte, der Günstling des Staël'schen Kreises, in welchem auch H. ihm zuerst begegnet sein mag.

Der Sturz des Direktoriums und Bonaparte's Erhebung begab sich erst während seiner Reise in Spanien. Die Folgen dieses Ereignisses lagen daher noch außer seinem Ermessen; allein es war ihm schon völlig klar geworden, daß der große Gedanke der Freiheit auch da, wo er aufgetaucht, ein schwaches Geschlecht angetroffen habe. Diesen Eindruck nahm er von Paris mit. „Glücklich," rief er in der merkwürdigen Elegie, womit er Anfang 1800 einen neugeborenen Sprößling begrüßte, aus, „glücklich noch, wenn der Vorzeit Muth und rüstige Stärke in den Männern den Arm, und in dem Busen das Herz stählte."

„Aber es sinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
„Muthlos geben sie auf, was sie mit Blut sich erkauft;
„Und nach Ruhe sich sehnend, vergessen sie thörichten Sinnes,
„Daß nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geschick.
„So auch haben sie dir die göttliche Freiheit entweihet,
„Pflanzend mit Unbedacht, wo sie der Boden nicht trug.
„Nicht so verschwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
„Nur ein starkes Geschlecht pflückt sie mit würdiger Hand." [21])

---

Ehe wir Humboldt auf seine Reise nach Spanien begleiten, wollen wir in Kürze eines Aufsatzes oder Briefes gedenken, den er noch von Paris seinen Freunden an der Saale, und wie ich glaube, zunächst Schillern gewidmet hatte. Es ist dies der Aufsatz: Ueber die gegenwärtige

---

21) Ges. Werke, II. 380.

französische tragische Bühne, der mit dem Beisatz: „Aus Briefen, Paris im August 1799" anonym in Göthe's Propyläen erschien (B. 3. St. 1. Tübingen, 1800. S. 66—109), und jetzt in Humboldt's gesammelten Werken, B. III. S. 142—72 zu finden ist. Vermuthlich rührt die Mittheilung schon vom Anfang des Jahres 1798 her; Göthe und Schiller aber datirten sie später, weil sie den Lesern des Journals etwas vom neuesten Datum bieten mußten. Im August 1799 war Humboldt, ohne Zweifel, schon von Paris abgegangen, auf der Reise nach Spanien aber fand er schwerlich Zeit, sich mit den Pariser Erinnerungen zu beschäftigen. Es ist daher leicht möglich, daß schon die Worte Göthe's und Schiller's, die ich B. I. S. 452 citirt, auf den hier zu besprechenden Brief zu beziehen sind, und ich glaube, nicht blos aus dem etwas ungenirteren, an den Dramatiker im eigentlichsten Sinne gerichteten Tone des Briefes, sondern auch aus den angedeuteten Worten Göthe's abnehmen zu können, daß das Schreiben an Schiller und nicht an Göthe gerichtet war.

Der erste Theil des Aufsatzes giebt uns eine feine Charakteristik von der Eigenthümlichkeit der französischen tragischen Bühne. Wir bekommen darin beigehend sehr schätzbare Winke über französische Schauspielkunst, einzelne Schauspieler und vor allem über Talma, den Humboldt persönlich kannte, und in welchem er eine neue Phase französischer Bühnenkunst erblickte, eine Phase, die zwar auch nicht frei von der Manier der französischen Tragik, den großartigen und malerischen Ausdruck der Leidenschaft jedoch, der ihr immer eigen war, mit einer Würde und einem Adel verknüpfe, der so vielleicht noch nie dagewesen sei. Auch Talma war weit entfernt von einer Charakterdarstellung, wie sie der deutsche Schauspieler giebt: indem er aber, wie durchweg der französische, mehr Leidenschaft und das Ungeheure ihrer Naturkraft darstellte, mäßigte und milderte er doch diesen Zug, der

immer viel Unnatur und Uebertreibung mit ſich führt, durch ſein natürliches Gefühl und ſeinen äſthetiſchen Sinn. Freilich vermiſſe man immer das Höhere, Innerliche das der Deutſche biete; aber der Franzoſe, zumal in ſolcher Vollkommenheit wie bei Talma, erwecke doch mehr den Begriff der Kunſt. Die Art der Recitation, das Gebärdenſpiel, das Streben nach maleriſchen Bewegungen, die zögernde Ruhe, die man von allen äſthetiſchen Stellungen fordert — alles dies bringe einen Totaleffekt hervor, der uns bis zu einem gewiſſen Grade die Manierirtheit dieſer Tragik vergeſſen mache, und dieſe Wirkung deute auf einen äußern Vorſprung in der Kunſt.

Der deutſche Schauſpieler, ſagt er weiter, ſetzt mehr nur die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck ſind ihm das erſte, oft das Einzige, worauf er ſieht. Der franzöſiſche dagegen verbindet mit dem Werke des Dichters das Talent des Muſikers und des Malers. Er iſt auf einem freieren Wege, alſo der Kunſt näher. Wenn er dennoch weniger tief wirkt und Manier zeigt, ſo iſt im Grunde der Dichter Schuld daran. Das Ideal des Schauſpielers aber müſſe beide Vorzüge mit einander verbinden.

Uns Deutſchen könne man, glaube er, den Vorwurf machen, daß wir auf dieſen eigentlichen Kunſtglanz zu wenig Gewicht legen. Wir ſeien nicht ſinnlich ausgebildet genug, unſer Ohr nicht muſikaliſch, unſer Auge nicht maleriſch genug. Wir kennen weniger die Nothwendigkeit der Zeiten und ſtreben immer unabhängig von denſelben gleich auf die Sache zu gehen. Der Franzoſe hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, der Deutſche ſucht dieſen mühſam; jener zählt nur ſein Geld, dieſer prägt ſich ſeine Münze ſelbſt. Dies zeigt ſich ſogleich in der Bildung beider Sprachen. Der Franzoſe bleibt auch überall beim Ausdruck zuerſt ſtehen und krittelt und klaubt daran, während wir immer gleich

nach dem Sinn haſchen, Dunkelheit und ſelbſt Uncorrektheit verzeihen, wenn nur unſer Herz und unſer Geiſt Befriedigung findet. So glaubt, ſetzt er hinzu, die franzöſiſche Metaphyſik, wenn es eine ſolche giebt, faſt einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philoſophie vergraben und will alles auf Wortſtreit zurückführen — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphiloſophie gehegt, unter unſern eigentlichen Philoſophen aber nur Mendelsſohn, in ſeinen letzten Zeiten, begünſtigt habe.

„Der Deutſche, ſagt H. weiter, „möchte unmittelbar mit ſeinem Geiſt und ſeiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überſpringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft ſo trennt, daß ſie ſich nur durch vermittelnde Zeichen verſtändlich machen können. Was er fühlt und denkt, ſtellt ſich nicht ſogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in beſtimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht ſogleich in Geſtalt und vor allem dem Schauſpieler, weil wir wirklich eine ſehr gebärdenloſe Nation ſind, nicht ſogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich ſage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er ſich ſo viel mehr und beſſers zu ſagen.

„Der Kunſt kann dieſe Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unſere Dichter z. B. meiſtentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der ſinnlichen Pracht der Diktion, nicht nur den Alten, ſondern oft auch den Neuern nachſtehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigſtens geringern poetiſchen Schwung beſitzen.“

Wunderbar ſei es, daß ein ſo ächt deutſcher Geiſt wie Voß darin eine Ausnahme mache. Wenn man dereinſt ſo

weit gekommen ſein werde, wovon man aber noch weit entfernt ſei, allgemein zu verſtehen, was er fordere und leiſte, ſo müſſe in dieſem Punkt eine Revolution entſtehen, die um ſo wohlthätiger ſein werde, als ſie blos uns ſelbſt angehöre, und, wenigſtens unmittelbar, nicht auf Nachahmung der Neueren abziele.

Am auffallendſten zeige ſich unſer Mangel in der Tragödie. Es geſchehe nicht genug für das Auge, nicht genug in äſthetiſcher und noch weniger in ſinnlicher Hinſicht. Auch die rhythmiſchen Verhältniſſe unſerer Perioden, bei Dichtern ſowohl als Proſaikern, befriedigten noch lange nicht genug das blos äſthetiſche Bedürfniß. Selbſt den blos ſinnlichen Theil der Kunſt ſollte man, nach ſeiner Meinung, weniger hintanſetzen. „Freilich," fügt er hinzu, „müßten auch unſere Tragödien um eine Stufe höher ſteigen und ſich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geſchieht ſchon dadurch, daß die Verſifikation zu einem weſentlichen Erforderniß gemacht wird; auf dieſen können die andern leicht folgen."

Wie unſere Bühne und beſonders wie unſere dramatiſchen Dichter auf der einen Seite den ſinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein äſthetiſche Freiheit, die uns im Ganzen noch fehlen, erlangen können, glaube er deutlich einzuſehen. Es ſei dazu blos ein Fortſchritt nöthig. Wie dagegen die franzöſiſche Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer ſeelenvollen und idealiſchen Darſtellung der Menſchheit kommen ſolle, ſehe er nicht ab. Er glaube, ſie müßten erſt zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe ſie wieder an eine heroriſche denken ſollten. Ein ſolches Umkehren aber ſei ein ſaurer Schritt; indeß glaube er doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken.

Auch diesmal verleugnet ſich Humboldt's Lieblingsrich-

tung nicht. Wunderbar ſei es, ſagt er, daß die ſonſt ſo verſchiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Gleichſam als wäre in dem gebundnen Gange und der Darſtellung der furchtbaren Macht des Schickſals wie der Größe menſchlicher Leidenſchaften nichts mehr zu erholen geweſen, wende ſich — worin er gleicher Anſicht mit dem Empfänger dieſes Briefes ſei — Euripides ſchon zum Drama hin, ſuche mehr das Rührende, und zeichne ſchon mehr das Einzelne und Individuelle. In ihm ſei ſchon nicht mehr die Größe und Kraft ſeiner Vorgänger, und es ſei ſehr zu bedauern, daß Agathon und Andere für uns verloren ſeien und wir kein Stück beſitzen, deſſen Stoff ſelbſt dem Dichter angehörte, deren doch auch die Griechen beſeſſen hätten.

Indem wir alles übergehen, was ſich ſonſt von treffenden Ausſprüchen in dieſem Aufſatze findet, z. B. namentlich über die Grundfehler der franzöſiſchen Bühne überhaupt, ferner alles was im Vorbeigehen über einzelne Stücke, wie über den Cid von Corneille, über Abufar von Ducis, über den Agamemnon von Lemercier bemerkt wird, faſſen wir nur den Grundgedanken des Briefes noch ins Auge, die Abſicht, die ihm beim Niederſchreiben deſſelben hauptſächlich vorſchwebte, und den Erfolg endlich, den er davon geerndtet.

Der Grundgedanke des Ganzen iſt der: die Wahrheit der Natur und den eigentlichen innern poetiſchen Gehalt werden die Franzoſen vielleicht nie erreichen, dagegen haben ſie gewiſſe Außenſeiten der Kunſt inſtinktmäßig erobert, die den Deutſchen im Durchſchnitt abgehen, und wodurch wir unſre Leiſtungen erſt der Vollkommenheit und Wirkung zuführen würden, die ſie, namentlich auf der Bühne, noch immer wünſchen laſſen. Daß der Briefſteller vollkommen richtig ſah, wird Niemand verkennen, der den Werth unſrer dramatiſchen Dichtungen überhaupt, und namentlich auch die Göthe'ſchen Werke richtig zu ſchätzen weiß.

Augenfällig hatte Humboldt zugleich den Zweck im Auge, aus den Erfahrungen, die er ſich geſammelt, den Genoſſen an der Ilm und Saale und vorzüglich Schillern, der eben den Wallenſtein beendete, einen Wink zu geben und hier abermals den Beruf eines Freundes und Rathgebers zu erfüllen.

Dieſen Zweck hat er auch, ohne Zweifel, nicht verfehlt. Den Freunden waren dieſe Bemerkungen hochwillkommen, ja zum Theil recht aus dem Herzen geſchrieben. Göthe drückte ſeinen Beifall ſchon durch die Aufnahme derſelben in ſein Kunſtjournal aus, und wie er immer durch Uebung und Aneignung zu lernen ſuchte, ließ er ſich jetzt, in einer Zeit, wo er ſchon nicht mehr ſo ſchöpferiſch war, ſogar zu Uebertragung einiger Stücke von Voltaire verlocken, eine Arbeit, die wir unſerem großen Dichter gern erlaſſen hätten. In demſelben Stücke der Propyläen, der Humboldt's Aufſatz enthält, gab er die erſten Proben ſeiner Ueberſetzung des Mahomet, mit ausdrücklicher Hinweiſung auf den vorher mitgetheilten Brief. Er überſetzte ſpäter auch Voltaire's Tancred und bekannte ſogar bei Gelegenheit, daß, ſeit ihm Humboldt's Brief und die Bearbeituug des Mahomet ein neues Licht über die franzöſiſche Bühne aufgeſteckt hätten, er auch die Stücke der letztern viel lieber leſe. [1])

Von tieferer Bedeutung mußte die Wirkung ſein, die Humboldt's Brief auf Schiller hatte. Dieſer, ohnehin zum Tragöden geboren, und im Begriff, auf ſeiner jetzigen Bildungsſtufe ein bühnegerechtes deutſches Drama, das uns noch fehlte, zu ſchaffen, vereinigte in ſich eine Menge Eigenſchaften, die uns auch in Beſitz der von Humboldt nachgewieſenen Vorzüge des franzöſiſchen Dramas ſetzen konnten. Dieſer Glanz der Diktion, das Maleriſche des Colorits, das

1) Briefw. mit Schiller, 23. Okt. 1799.

Pathetiſche, Feierliche der Dichtung, umkleidet mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung — wem wäre dies unter den Deutſchen ſo zu Gebote geweſen als ihm? Und gewann er nicht zum Theil gerade mit dieſen Mitteln ſeine mächtigſte Wirkung? Wenn er im Wallenſtein den Wettkampf mit Göthe um Wahrheit und Wirklichkeit wagte, gab er dabei doch dieſe ihm eigene Richtung auf Glanz und ſinnlichen Effekt nicht auf, und bald darnach, in der Johanna von Orleans und der Braut von Meſſina, lenkte er ganz entſchieden in die Bahn, welche Humboldt angedeutet hatte, hinüber. Auch dieſe für die Dichternatur Schiller's vielleicht charakteriſtiſchen Dramen tragen eine unleugbar deutſche und ganz nationale Färbung an ſich, aber unverkennbar iſt doch auch, daß ſie neben der Aneignung theils brittiſcher, theils griechiſcher Formen, auch etwas vom franzöſiſchem Weſen repräſentiren. Das hohe, zuweilen pomphafte Pathos, die Pracht und der Schwung und dem Gehalt wie der Form nach dieſe, glücklich geahnte, aber gewaltthätige Verknüpfung claſſiſcher und romantiſcher Elemente — erinnert ſie nicht mannigfach an die franzöſiſche Tragik? Nehmen wir alle dramatiſchen Leiſtungen Schillers ſeit dem Wallenſtein zuſammen, ſo finden wir im Ganzen neben jenem nationalſten Element, der Ineinsbildung des Gedankens und der Poeſie, einen anſcheinend ganz entgegengeſetzten, zwar mehr die Form angehenden, darin aber ſo zu ſagen, römiſch modernen Charakter. Von dieſer Seite beſehen erſcheint Schiller dem Tacitus oder ſelbſt dem Pſeudo-Seneca verwandter als dem Homer und Sophocles; einem Corneille und Racine näher als dem Dichter des Julius Cäſar, obwohl der Deutſche weder die Verwandtſchaft mit den Griechen, noch inſonders die mit den Britten verleugnen kann. Ja, es ließe ſich wohl mit Glück behaupten, daß Schiller in mancher Hinſicht durchgeſetzt habe, was die Franzoſen, ſelbſt Voltaire

in Stücken wie Mahomet, Tancred erſtrebten; ja daß er gerade durch dieſes Element der bühnengemäßen deutſchen Tragödie zum großen Theil den Typus gegeben; weshalb es auch kein Wunder iſt, wenn nach dem Tode dieſes mächtigen Genius von ärmern Nachfolgern nur dies wirkſame Element ergriffen wurde und das deutſche Drama längere Zeit in ſeelenloſe Versabglättung verfiel. Deſſenungeachtet wird das Gepräge, das Schiller unſrer Tragödie einmal gegeben, nie ganz verſchwinden; denn durch daſſelbe ſind wir für immer, wenn auch auf anfänglich gewaltſamem Wege, der höhern dramatiſchen Kunſt näher gerückt, als Britten und Deutſche zu ſein pflegten. Jener Prolog, welchen Schiller (im Jan. 1800) dichtete, als Göthe den Mahomet auf die Bühne brachte, kann in dieſer Hinſicht zugleich als ſein innerſtes Glaubens- und Strebensbekenntniß betrachtet werden, wie er auf der anderen Seite als ein poetiſches Gegenſtück zu den vorangegangenen Mittheilungen unſeres Humboldt's erſcheint.

Es iſt gewiß, daß Humboldt dieſe ſpätern Dramen des großen Dichters mit einer Bewunderung aufnahm, in die der beſte Theil kunſtgebildeter Deutſchen nur ſo bedingt einſtimmt, als in die Schätzung Voſſiſcher Formen. In dieſen Deutſchen lebt ja ein zu unbeſtechlicher Sinn für die Wahrheit der Natur und das einfach Schöne der Kunſt. Daher finden ſie bei Voß, wie bei Schiller, trotz aller Größe, namentlich des Letzteren, etwas, das ſie Manier nennen, und das ſie verwerfen, obſchon ſie das Wahre und Aechte im Princip oder in der Richtung Beider vollgültig erkennen.

Man könnte auch hier die Frage aufwerfen, ob Schiller nicht beſſer gethan hätte, ſeine Natur, die von ſelbſt auf das Prunkvolle und Pathetiſche ging, noch mehr zu zügeln, und ob Humboldt ſich ein Verdienſt erworben, indem er ihm noch die Vorzüge der Franzoſen bemerkbar machte. Was

Letzteres betrifft, ſo käme auch das auf die Vorwürfe hinaus, die wir im vorigen Buche abgethan. Humboldt ergriff hier abermals die innerſte Eigenthümlichkeit des Freundes, und wie er ihn früher auf die große Tragödie gewieſen, ſo führte er ihm jetzt gleichſam ſeine eigenſten Gaben auf ihrem Gebiete zum Bewußtſein. Damit begegnete er nur dem innerſten Drange des Dichters. Freilich wurden dieſe Eigenſchaften auch manchmal die Klippe, an der dieſer ſcheitern ſollte. Aber verdanken wir ihnen nicht zugleich viele der größten Schönheiten eines Wallenſtein und Tell, und hat er nicht zu nicht geringem Theile gerade mit dieſen Elementen der deutſchen tragiſchen Bühne ſeinen Stempel aufgedrückt?

Ueberhaupt wird man die Vergleichung, die wir zwiſchen unſerm Dichter und den Franzoſen gezogen, nicht etwa ſo verſtehen dürfen, als wenn nicht auch der Abſtand zwiſchen beiden noch immer ein ungeheurer bliebe. Mit der Unnatur und Uebertreibung, mit der redneriſchen Nüchternheit franzöſiſcher Tragiker verglichen, iſt Schiller wieder ein Gott der Wahrheit und Natur, ſo wie er ein Dichter iſt, der den Griechen und Britten unendlich näher ſteht, als alles, was die franzöſiſche Dichtkunſt erzeugte.

---

Vermuthlich hatten die Briefe ſeines Bruders von der ſpaniſchen Halbinſel den Entſchluß unſeres Humboldt's ſelbſt eine größere Reiſe dahin anzutreten, entſchieden. Der Gang der politiſchen Ereigniſſe machten den Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt für Fremde täglich unbequemer, während Spanien damals wieder einer gänzlichen Ruhe genoß. Schon im Februar des Jahres 1799 ſchrieb Frau von Humboldt in die Heimath: „Mein ſpäteſtes Zurückkommen nach Berlin iſt in anderthalb Jahren. Unſere Pläne ſind ſo. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde

den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indeſſen allein nach Madrid und vielleicht bis Liſſabon reiſen. Im Herbſt, wo er wieder zu mir kommt, entſcheiden wir uns dann, ob wir hierher [nach Paris] für den Winter zurückkommen und über England nach Hauſe reiſen, oder ob wir vom ſüdlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutſchland zurückkommen. Bei beiden Planen ſind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hauſe." [1])

Die ſpaniſche Reiſe kam wirklich zur Ausführung, nur etwas ſpäter, als dieſer Brief glauben läßt, und zwar machte Frau von Humboldt mitſammt den Kindern die Wanderung durch die ganze ſpaniſche Halbinſel mit. Im Juli oder Auguſt 1799 ſcheint die Familie Paris verlaſſen zu haben und dem ſüdlichen Frankreich zugeeilt zu ſein. Von den Ufern der Garonne, deren üppige Vegetation Humboldt bewunderte, gelangte man an den Nordabhang der Pyrenäen. Wie lange ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte, iſt nicht bekannt. Wir wiſſen nur, daß unſre Reiſenden ſich über St. Jean de Luz nach der Bidaſſoa wandten und hier die ſpaniſche Grenze überſchritten.

Wir werden die Zwecke, die Humboldt auf allen ſeinen Reiſen, und bei der ſpaniſchen insbeſondere vor Augen hatte demnächſt und zwar zum Theil mit ſeinen eigenen Worten hervorheben. Vorerſt möge ein Wort über die Quellen, die glücklicherweiſe für dieſe Wanderung uns zu Gebote ſtehen, ſeine Stelle finden.

Dieſe Quellen liegen in Humboldt's eigenen Schriften zu Tage und ſind von dreierlei Art: I. Reiſeblätter. Deren beſitzen wir bis jetzt zwei, nämlich 1. Reiſeſkizzen aus Biscaya [2]) 2. eine Beſchreibung des Mont=

1) Varnhagen von Enſe, Gallerie von Bildniſſen, I. 146–47.

2) Geſ. Werke, III. 213–40. Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt.

ſerrat bei Barcelona.[3]) II. Ein Gedicht von ihm: In der Sierra Morena, Anfang Januars 1800, zu Begrüßung eines Sohnes verfaßt, mit dem Frau von Humboldt mitten auf der Halbinſel ihn beſchenkte.[4]) III. Aufſätze und Schriften über die von ihm zum Gegenſtand beſondrer Forſchung erkornen Vaskiſchen Sprache und Nation: 1. Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Vaskiſche Sprache, 1810—11 verfaßt.[5]) 2. Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben (1812);[6]) 3. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der Vaskiſchen Sprache.[7])

Die „Reiſeſkizzen in Biscaya" verbreiten ſich gleich über den Anfang der erſten ſpaniſchen Reiſe und wurden vermuthlich zu Paris, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien, wo H. mit der Redaktion ſeiner Reiſenotizen ſich zu beſchäftigen begann, niedergeſchrieben. Aus dieſem Bruchſtück ſowohl als aus der Darſtellung ſeines Ausflugs auf den Montſerrat erkennen wir das glänzende Talent, womit auch der ältere Humboldt für Natur- und Lebensſchilderungen begabt war, und bedauern um ſo mehr, daß es dem Ver-

---

3) Ebend. III. 173—212. Vorher in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, B. XI. St. 3. März 1803. S. 205—313.

4) Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt in den geſ. Werken, I. 379—83.

5) Zuerſt in Adelung's Mithridates mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforſcher fortgeſ. von Vater, Th. IV. Berlin 1817. S. 275—360. Auch beſonders abgedruckt, Berlin, 1817. Findet ſich noch nicht in Humboldt's geſ. Werken.

6) Mitgetheilt in Friedrich Schlegels deutſchem Muſeum, B. 2. Dez. 1812, S. 485—502. Fehlt noch in der Sammlung von Humboldt's Werken.

7) Berlin, 1821. 4. Jetzt in den geſ. Werken, B. II. S. 1—214.

faſſer nicht gefallen wollte, den ganzen Cyclus ſeiner Reiſen in ſolcher Darſtellung zu verewigen. In der That, die innere Verwandtſchaft des merkwürdigen Brüderpaares ſtellt ſich uns in den Reiſeblättern des Aeltern am auffallendſten dar. Wenn wir ſchon an vielen Stellen der großen Reiſewerke und Forſchungen Alexander's auch ſolche weitumfaſſende ethnographiſche, linguiſtiſche und geſchichtlich-philoſophiſche Ueberblicke antreffen, deren wunderbare Bewältigung doch beſonders Wilhelm eigenthümlich war, ſo erſtaunen wir nicht weniger von der Feder dieſes Letzteren, der ſonſt vorzugsweis in den innerlichen und idealiſtiſchen Regionen ſeine Heimath hatte, auch ſo herrlichen Darſtellungen der äußern Natur und der realen Welt zu begegnen. Allerdings ſind dieſe Schilderungen vergeiſtigt, wie die ſeines Bruders; ja dieſes intellektuelle Element waltet bei ihm noch durchgreifender, da er ſeiner Individualität gemäß die Menſchheit und ihre Anlagen mehr noch als das Reich der Natur im Auge hat. Dabei bewundern wir nur, was unſer Humboldt in bloßer Naturſchilderung leiſtet, wie originell ſeine Eigenthümlichkeit ſich auch da bekundet, namentlich wenn man ſeine Weiſe weniger mit der verwandteren Alexander's, ſondern etwa mit der anſcheinend trocknen und kühlern eines Göthe vergleicht, deſſen Schilderungen doch gleichfalls, wie man weiß, wieder ſo eigen von Geiſtesmacht und Dichtung durchdrungen ſind. Augenſcheinlich zeigt ſich bei beiden Humboldt's im Durchſchnitt mehr Schwung und Färbung, bei Göthe größere Durchſichtigkeit der Umriſſe und vielleicht auch größere Hingebung an das einzelne Objekt, während der Blick des einen Humboldt gleich über den ganzen Erdball hinſchweift, der Geiſt des andern aber bei dem geringſten Anlaß, gleich einer Rakete, in die heimathliche Welt der Ideen aufſteigt. —

Ueber die Bidaſſoa gelangte Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Caravane nach Biscaya. Es wäre möglich, daß ihn der Aufenthalt in dem franzöſiſchen Basquenlande zu dem Eintritt in Spanien von dieſer Seite veranlaßt hätte.[8]) Biscaya und das Baskiſche Volk machte den günſtigſten Eindruck auf ihn, und erweckten alsbald ein dauerndes Intereſſe. Dieſes zu einem kleinen Häuflein zuſammengeſchmolzene Volk, das einſt faſt durch die ganze Halbinſel ausgebreitet war und deſſen Sprache ſich, wie wohl keine andere Europas, von den älteſten Zeiten her faſt unverändert erhalten hat, gewährte ihm den Reiz, den alles Urvolkliche und Alterthümliche für ihn hatte, in hohem Grade, und bot zugleich den erwünſchteſten Anhalt, um zu einer tiefern Kenntniß der Urbewohner Spaniens zu gelangen. Die Sprache der Basken ſelbſt reizte ihn durch ihren wunderſamen Bau, das Volk erfreute ihn durch ſeine Biederkeit und Gemüthlichkeit, durch die Anhänglichkeit an ſeine Thäler, endlich durch die eiferſüchtige Liebe zu eignen Freiheiten und Geſetzen. Beſonders die ſpaniſchen Basken gewannen ſeinen Antheil. Zeigen die franzöſiſchen mehr franzöſiſche Leichtigkeit, ſo

---

8) Eine Stelle in dem Artikel „Humboldt" der oben S. 18 citirten Biographie Nouvelle des Contemporains würde zu dieſem Schluſſe berechtigen, wenn anders die Angabe nicht, wie ich glaube auf mehrfacher Verwechslung des Orts und der Zeit beruht und eigentlich auf die zweite Reiſe zu beziehen iſt. Es heißt nämlich daſelbſt: M. de Humboldt a même fait une étude approfondie de la langue basque, idiome original, presque inconnu, et qui ne ressemble à aucun autre. On raconte à ce sujet que pendant un voyage à travers les provinces méridionales de la France, M. de Humboldt se trouva par hasard logé chez un curé de la Biscaye. Celui entretint longtemps son hôte, avec ce vif enthousiasme des hommes du Midi, de la beauté et de la perfection de sa langue, le basque. Avide de toutes les connaissances utiles et nouvelles, l'illustre voyageur change aussitôt son itinéraire et prend la résolution de s'arrêter dans un misérable village au pied des Pyrénées, où il séjourna plusieurs mois. Il acheta tous les ouvrages basques inprimés et manuscrits qu'il put se procurer, et ne quitta ce lieu qu'après avoir acquis une connaissance parfaite de la langue du pays.

haben die ſpaniſchen den ſpaniſchen Ernſt, aber nicht den düſtern des Caſtiliers, mit deſſen Trägheit der Fleiß der Basken eben ſo wie ſeine gutmüthige Fröhlichkeit den angenehmſten Contraſt bildet. Bei aller Verſchiedenheit ſtellen ſich vielmehr zwiſchen Biscaya und Catalonien auffallende Aehnlichkeiten dar — die Natur noch mehr nordiſch, aber auch weniger einförmig, die Bewohner thätig und induſtriös, mit großer Freiheitsliebe und Energie begabt — Tugenden, die neuerer Zeit bei mancher Verirrung die Augen Europas auf ſich gezogen haben. Rechnen wir nun dazu das urvolkliche und ſprachliche Intereſſe, ſo kann uns die Theilnahme, die Humboldt den Basken zuwendete, nicht befremden.

Bei der Grenzveſte Fuenterrabia trat H. auf biscayiſchen Boden und zwar in den Theil des Landes, der den Namen Guipuzcoa führt. Es war im Anfang des Herbſtes, als er in dieſe lieblichen, im Vergleich zu Südfrankreich aber doch rauheren Gebirgsgegenden und Thäler gelangte. Die Reiſe ging über Toloſa nach Vittoria, der Hauptſtadt des Ländchens Alava. Hier, wie faſt in allen Städten zogen ihn hauptſächlich die Gemälde an, die ſich in Kirchen oder Privatſammlungen vorfanden. In Vittoria rühmt er beſonders eine Titianiſche Magdalene im Hauſe des Marques de Alameda. Auch machte er die Bekanntſchaft eines angeſehenen Baskiſchen Litteraturfreundes, des Geiſtlichen Dr. Lorenzo Treſtumero. Dieſer war mit dem phyſiſchen und politiſchen Zuſtand ſo wie mit der Geſchichte von Alava innig vertraut und bereitete ſchon ein Werk darüber vor. Den freundſchaftlichen Bemühungen dieſes Gelehrten verdankte unſer H. auch nach ſeiner Rückkunft aus Spanien viele intereſſante Nachrichten, beſonders über biscayiſche Sprache. Mit dem Eintritt in Caſtilien ſchließen Humboldt's Reiſeſkizzen, ohne den Rückblick auf die ganze Provinz, welchen ſie ankündigen, noch zu gewähren.

Bald gelangten unſre Reiſenden an die Ufer des Ebro und durch die dürren Fluren Caſtiliens nach Madrid. Wie lange ſie ſich daſelbſt aufgehalten, geht aus unſern Quellen nicht hervor. Nächſt Land und Volk zogen auch jetzt die Kunſtſchätze und namentlich die Gemälde der Hauptſtadt und der königlichen Luſtſchlöſſer ſein beſondres Intereſſe auf ſich, und er verſprach wiederholt, von dieſen wie von den merkwürdigen Gemälden des mittäglichen Spaniens, ſeinem Freunde Göthe ausführliche Beſchreibung zu liefern. Dieſe Blätter ſowie die Beſchreibung der Ueberbleibſel des Theaters von Murviedro, die er ebenfalls Göthe'n verſprach, werden, in ſo weit ſie ſich vorfinden, gewiß bald, mit dem Briefwechſel dieſer Männer, veröffentlicht werden.

Der weitere Verlauf dieſer Reiſe iſt uns nur nach wenigen Hauptpunkten bekannt, die ſie berührte. Wie ſehr vermiſſen wir eine Schilderung der ihn in dieſen reichen und doch zum Theil noch ſo unbekannten Gegenden gewordenen Eindrücke! Welches Gefühl mußte ihn ergreifen, da er die königlichen Gärten von Aranjuez betrat und an den ihm ſo befreundeten Dichter des Carlos zurückdachte! Von dem Aufenthalt in Liſſabon wiſſen wir nichts, dagegen von allem, was das ſüdliche und weſtliche Spanien anlangt, wenigſtens ſo viel, daß wir doch ahnen, was ihn dort am meiſten beſchäftigte. Als er im Jan. 1800 mitten in der Sierra Morena die Elegie an ſeinen neugebornen Knaben dichtete, war er ſchon in Cadix geweſen und hatte die Majeſtät des ſüdlichen Meer und die ſchönen Bay bewundert, ferner in Niederandaluſien, in Sevilla und bei den klagenden Trümmern des alten Italica's, hatte endlich auch die gewaltigen Reſte des zweimal zerſtörten Sagunt, des jetzigen Murviedro, und die beglückten Fluren Valencia's durchwandelt. Man ſieht aus den hier zuſammengeſtellten Winken,

daß ihn nächst der Schönheit der Natur nichts so fesselte als die Spuren der classischen Welt in diesen Gegenden.

Unsere Reisenden mußten sich wohl schon etwas an die Ausdauer der Spanier gewöhnt haben. Die Familie begleitete Humboldt durch alle diese Lande; die älteste, etwa achtjährige Tochter, immer in Knabenkleidern;[9]) Frau von Humboldt selbst einer Niederkunft sehr nahe, die auch im Anfang Januars (1800) in der Sierra Morena, wo bekanntlich einige Dörfer deutscher Colonisten sich angesiedelt, gleichsam im Vaterlande eintraf. In diesem patriotischen Sinne begrüßte er auch den neugebornen durch die schon mehrmals erwähnte Elegie.[10]) Es ist das erste poetische Erzeugniß von Humboldt, das uns vorliegt. Die schöne südliche Welt, die ihn umgab, rief auch diese schlummernde Kraft ins Leben. Es ist ein sehr bemerkenswerthes Gedicht, viel bedeutender noch durch die Energie und den Gehalt, als durch den wirklich höchst poetischen Hauch. Er ermahnt den zarten Sprößling des Südens sich bei Zeiten auf die Stürme des Nordens zu waffnen.

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
„Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
„Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
„Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
„Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
„Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
„Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
„Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
„Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
„Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
„Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
„Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;

9) Friederike Brun, Römisches Leben, I. 173.

10) „An den lallenden Knaben" überschrieb sie einst Alexander von Humboldt in einem Album, in welches er einige Verse daraus eintrug.

„Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
„Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
„Welcher den ſchweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Geſtade,
„Sicher und unverſehrt führ' in den Hafen hinein."

* * *

„Willſt du ihn finden den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend,
„Leicht dich, wohin du nur willſt, rechtshin und linkshin bewegſt,
„Wo dein forſchender Geiſt, ſtets ſchweifend weiter und weiter,
„Endlich die Räume ſie all', all die unendlichen mißt,
„Wo du dich ſelbſt umſchaffſt nach des All's unendlichem Urbild,
„Ringſt verſammelnd in dir, was zu erfaſſen du magſt; —
„Sieh! er ruhet in dir! In dich verſenke die Kräfte,
„Welche, göttlich und frei, reichlich dein Buſen bewahrt!
„Siehſt du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
„Sicher durch eignes Gewicht hält ſich der ſchwebende Ball;
„Niemals ſchmettern ſie wild mit krauſem Gekrach an einander,
„Stets harmoniſchen Flugs ſchwingt ſich die goldene Bahn.
„So auch du! in der gleich gemeſſenen Kräfte Bewegung
„Folge muthig den Weg, den ſie ſich ſelber erſpähn.
„Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Buſen hervorſprießt,
„Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls ſich erwählt."

* * *

„So nun ſchreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
„Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
„Suche nicht ängſtlich die Bahn, ſie hiehin zu lenken und dorthin;
„Lieblicher krümmt ſich des Bachs wellengeſchlengelter Pfad.
„Aber mit ſpähendem Fleiß benutze, was günſtig das Schickſal,
„Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verſchmäh'!
„Denn wer die meiſten Geſtalten der vielfach umwohneten Erde,
„Die er vergleichend erſah, trägt im bewegenden Sinn,
„Wem ſie die glühende Bruſt mit der fruchtbarſten Fülle durchwirken,
„Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geſchöpft.

* * *

„Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
„Daß ſie mit deutſchem Sinn ſorgſam dich nähren und früh;

„Was ſie beſaßen der Kraft, und was ſie ſich mühſam erſtrebten,
„Haben ſie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
„Geh nun, ſelbſt es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
„Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geſchlecht.
„Aber ſind ſie dir einſt von der liebenden Seite gewichen,
„Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
„Siehe! ſie welken ja alle, die ſproſſenden Kinder der Erde,
„Und ein neues Geſchlecht trägt der verdrängende Raum.
„Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
„Blumen ſtreue dem Grab, ſegnend die bergende Gruft.

Der Sohn ſtarb bald nach ſeiner Geburt; die Elegie war aber auch nicht blos an ihn, ſondern ſtillſchweigend an das ganze aufwachſende Deutſchland gerichtet. Dieſes aber wird, wie wir hoffen, nicht verſiegen, ſondern die Mahnung des großen Geiſtes, die es vernimmt, achten und verehren. Nehmen wir zu den hier ausgehobenen Bruchſtücken noch die Stellen, die wir früher (Th. I. S. 254 und II. S. 21) mitgetheilt haben, ſo ſpricht uns aus dem Ganzen gleichſam das Glaubenskenntniß, das Humboldt am Eingang eines inhaltſchweren Jahrhunderts auszuſprechen ſich gedrungen fühlte, in poetiſchem Gewande an, und ergreift uns noch heute mit den ernſteſten Gedanken.

Sind wir damit aber nicht plötzlich ganz aus der glücklichen Zone geriſſen, in der wir Humboldt geleiteten? Oder zeigt ſich nicht vielmehr ſein eigenſter Genius, der, nicht berückt von den ihn umringenden Herrlichkeiten, auch hier ſeines unglücklichen, zertretenen und doch ſo gehalt- und zukunftreichen Vaterlandes gedenken und ihm den Weg zu ſeiner Zukunft deuten muß! Die Luft des Südens hat dieſen edlen Geiſt nicht verweichlicht, vielmehr geſtärkt, und wie nur ein Jahrzehend ſpäter von den Wellen Saragoſſa's ein Zeichen der Befreiung über Europa ging, ſo iſt uns mitten unter dieſem ſüdlichen Naturvolk ein Charakter durchgebildet worden,

der mächtig und zukunftvoll für die Erneuerung Deutschlands und Preußens wirkte, ein Held, der wie seine Kinder die entmuthigten Landsleute zu großen Thaten anspornt. —

Von diesem Blick in die Zukunft wenden wir uns auf einen einzelnen kleinen Punkt, der Humboldt's Aufmerksamkeit fesselte, und der in seiner merkwürdigen Isolirtheit Gedanken anregte, mit denen wir ihn seltner beschäftigt finden. Dieser Punkt war der Montserrat bei Barcelona, wohin er in den letzten Tagen des Märzes (1800) einen Ausflug machte. Von dieser Wanderung so wie von dem Eindruck, welchen der Gegenstand hervorbrachte, hat Humboldt in einem ausführlichen Schreiben an Göthe Bericht abgelegt. Dieser Brief ward im Sommer desselben Jahres von Paris aus geschrieben, vermuthlich zugleich in der Absicht, noch einen Beitrag für die Propyläen zu liefern. Zu diesem Zweck langte, wie es scheint, der Brief schon zu spät an; dessenungeachtet wurde er, in soweit wenigstens als er diese Schilderung giebt, doch noch zu Weimar, in den von Gaspari und Bertuch herausgegebenen geographischen Ephemeriden, März 1803, zum Druck befördert.[11])

Wenn Humboldt, wie wir sahen, das Drama der Franzosen mehr darum ins Auge faßt, um Schillern eine neue Seite seiner Kunstansicht zu entwickeln, so richtet er dagegen eigentliche Reisemittheilungen lieber an den Geist und Dichter, dem die Anschauung so viel gilt. Schon im Anfang der spanischen Reise hatte er Göthe damit erfreut; jetzt griff er einen einzelnen wunderbaren Gegenstand heraus, der überdies auch mit einem Erzeugniß Göthe'scher Muse in auffallender Wahlverwandtschaft steht.[12]) Der Schilderung

11) Jetzt in den gesammelten Werken, III. 173—212.

12) Göthe deutet selbst, in der Erklärung, welche er später zu diesem Gedicht geliefert, überall auf die uns gewordne Bekanntschaft mit diesem Berge hin und spricht es ausdrücklich aus, daß der Leser des Gedichts „durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werde." (Werke, B. 45. S. 329). Es scheint aber, daß er diese Beziehung erst von Humboldt adoptirt habe.

ſelbſt geht eine kurze Einleitung voran, die für den Verfaſſer ſo wie für die von ihm in dieſen Wanderjahren verfolgten Abſichten ſo charakteriſtiſch iſt, daß wir nicht umhin können, ſie hier wörtlich zu wiederholen.

„Sie wünſchen, lieber Freund," ſo redete er Göthe an, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine ſpaniſche Wanderung zu ſagen, ſo wie ich es im Anfange derſelben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunſch um ſo lieber, als ich ohnehin jetzt [zu Paris] damit beſchäftigt bin, meine auf der Reiſe geſammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit ſpaniſchen und ausländiſchen Schriften zu vergleichen."

„Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anſchaulichen Begriff zu verſchaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reiſen beabſichtigte. Um das Ausland wiſſenſchaftlich zu kennen, iſt es nur ſelten nöthig, es ſelbſt zu beſuchen; Bücher und Briefwechſel ſind dazu weit ſichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollſtändiger und ſelten zuverläſſiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüſſel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja ſelbſt nur um viele ihrer Schriftſteller vollkommen zu verſtehen, iſt es ſchlechterdings nothwendig, ſie mit eigenen Augen geſehen zu haben."

„Auch die treueſten und lebendigſten Schilderungen erſetzen dieſen Mangel nicht. Wer nie einen ſpaniſchen Eſeltreiber mit ſeinem Schlauch auf einem Eſel ſah, wird ſich immer nur ein unvollſtändiges Bild Sancho Panſa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muſter wahrer Naturbeſchreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verſtändlich ſein, der ſelbſt in Spanien war, und ſich ſelbſt unter Perſonen und Claſſen befand, welche ihm Cervantes ſchildert. Der andere wird oft, ſtatt der wahren Geſtalten,

nur Carikaturen ſehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgeſondert heraushob, ſo werden ihm die meiſten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenſtand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beſchränken.

„Wie ſichtbar iſt dies nicht ſogar bei der lebloſen Natur! Was iſt eine Pflanze, die, ihrem vaterländiſchen Boden entriſſen, auf fremden verpflanzt iſt? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unſern Treibhäuſern und künſtlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

„Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden ſollen, ſo wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen ſich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menſchen, der ſammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verſtand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchſten und beſten in ihm, diejenigen, welche ſeine eigentliche Perſönlichkeit bilden, die Phantaſie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitsſinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anſchauung und der lebendigen Gegenwart.

„Wenn nur wenige Reiſende eigentlich dieſen Geſichtspunkt, ſich von jedem Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verſchaffen, ſein Daſein und ſeine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen, und dieſen anſchaulichen Begriff wiederum andern gleich voll-

ſtändig und lebendig zu überliefern — wenn, ſag' ich, nur Wenige dieſen Geſichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beſchreibungen Weniger in dieſer Rückſicht großen Nutzen gewähren, ſo ſcheint mir dies nicht ſowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, ſondern daher, daß ſie ſich dieſer Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reiſenden immer eine Menge von Fragen ein, die er ſich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle ſucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige verſäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Unterſuchung beſtimmten) Reiſe, die immer ein Abſchnitt im thätigen Leben, und allein dem beſchauenden gewidmet iſt, blos herumſtreifen, Menſchen ſehen und ſprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren ſoll.

„Dies habe ich auch zu thun verſucht, aber wenn ich mich freilich meiſtentheils nur an das hielt, was ich ſelbſt ſah, ſo bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menſchen immer erſt in einer Folge von Zeiten vollſtändig iſt. Auch habe ich die Schriftſteller der Nation ſorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulaſſen, was vorzüglich charakteriſtiſch ſcheinen konnte.

„Wir umfaſſen mit unſerer unmittelbaren Erfahrung nur eine ſo kleine Spanne des Raums und der Zeit und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menſchen in ſeiner größeſten Mannigfaltigkeit, und in dieſer lebendig und wahr zu ſehen.

„Sollte es daher nicht der Mühe werth ſein, mehr als bisher geſchehen iſt, Geſtalten der Natur und der Menſchheit aufzufaſſen und zu zeichnen? zu ſehen, was die erſteren wirken, und wozu ſich die letzteren ausbilden können? [13])

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wiſſenſchaften, noch der Beſchäftigungen, in welches dieſe Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menſchenkenntniß, welche das geſchäftige Leben fordert, dürfte ſogar dieſe allgemeine den Sinn nur verwirren und abſtumpfen.

„Aber dem Künſtler und dem Menſchen überhaupt, jenem um ſein Werk, dieſem um ſich ſelbſt zu bilden, müßte, dünkt mich, ein ſolcher Verſuch höchſt erwünſcht ſein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen ſein werden, weil ſie von dieſem Geſichtspunkte ausgehn.

„Für heute wünſche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander ſtehen, und wo ſelbſt der Fremde, ſich auf einige Augenblicke abgeſondert wähnend von der Welt und den Menſchen, mit ſonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabſehlichen Strecke zu ſeinen Füßen liegen — in die Einſiedlerwohnungen des Montſerrats bei Barcelona.

„Ich habe zwei unvergeßlich ſchöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimniſſe ſchwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe dieſe ſchöne Dichtung, in der eine ſo wunderbar hohe und

13) Sollte man in all dieſem nicht eher Alexander von Humboldt reden zu hören glauben? Oder erſcheint es nicht von Wilhelm v. H. wie in Vorahnung deſſen geſagt, was ſein Bruder dereinſt, nach Vollendung der großen Reiſe, auf dieſem Felde leiſten würde?
G. S.

menſchliche Stimmung herrſcht, immer außerordentlich geliebt, aber erſt, ſeitdem ich dieſe Gegend beſuchte, hat ſie ſich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; ſie iſt mir nicht werther, aber ſie iſt mir näher und eigner geworden.

„Wie ich den Pfad zum Kloſter hinaufſtieg, der ſich am Abhang des Felſens langſam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken deſſelben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu ſehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachſenen Klüften emporblickte, und Kreuze ſah, welche heilig kühne Hände in ſchwindelnden Höhen auf nackten Felsſpitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menſchen jeder Zugang verſagt ſcheint, ſo glitt mein Auge nicht, wie ſonſt, mit Gleichgültigkeit an dieſem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es ſchien mir in der That das,

zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht.

„Und wie ſollt' es auch anders ſein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einſamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die ſelbſt der leerſten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, ſo ſteht immer, als Vermittler, zwiſchen uns und ihm der Menſch, aus deſſen Empfindungen er entſprang. In dem Getümmel der Welt vergeſſen wir das oft, und urtheilen raſch und hart darüber ab; aber, milder geſtimmt in der Stille der Einſamkeit, iſt uns alles, was menſchlich iſt, auch näher verwandt.

„Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieſes wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechſelsweis meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer ſchneebedeckten Gebirgskette umgrenzt iſt, dort ſich ins Unabſehliche hin verliert, bald auf

die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einſiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, dieſen Platz als den Zufluchtsort ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt anzuſehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnſucht, mit ſich und der Natur allein zu leben, volle und ungeſtörte Befriedigung genöſſe; und ſollte nicht billigerweiſe jeder rein menſchlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur beſonders für ſie begünſtigter Ort geheiligt ſein, zu welchen der Menſch, wenn nicht ſich ſelbſt, doch wenigſtens ſeine Einbildungskraft und ſeine Gedanken retten könnte?“ [14])

Wer würde ſich, nach der Lektüre dieſer Zeilen nicht gereizt fühlen, auch ſogleich die Schilderung unſeres Humboldt's zu leſen. Indem ich daher auf dieſe ausgezeichnete Arbeit hinweiſe, begnüge ich mich dem Summarium ihres Inhalts nur eine einzige hervorſtechende Bemerkung des Verfaſſers hinzuzufügen.

In der ſchönſten Zeit des dort aufbrechenden Frühlings ward die Reiſe von Barcelona aus, durch das Thal des Llobregat, auf Maulthieren unternommen. Der Montſerrat ſteht bekanntlich inſelartig allein, ſich wie aus freier Ebene emporhebend. Gleichſam im Berge drinn, umringt von vielen nach der Spitze ſich aufthürmenden Kegeln, auf deren Gipfel und Spalten „fromme Schwärmerei“ jene kühnen Einſiedlerwohnungen hingepflanzt hat, ſteht das berühmte Benediktiner-Kloſter des Berges. Humboldt wurde mit der gewohnten Gaſtfreundſchaft darin aufgenommen, und genoß außerdem, mit ſeiner Begleitung, noch der beſondern freundſchaftlichen Sorgfalt eines Paters Schilling aus Erfurt, der nach ſeltſamen Fügungen in dieſes Kloſter gekommen war. Der Verfaſſer giebt nicht nur die ausführlichſte Be-

14) Geſ. Werke, III. 173–78.

ſchreibung des Berges, ſondern ſchildert zugleich den Urſprung und die Geſchichte des Kloſters, die Einrichtung und Verfaſſung dieſer wunderbaren Welt, endlich das Leben und den Charakter der in dieſe Einſamkeit geflüchteten Menſchen. Von dem Kloſter geleitet er uns durch die rings umher zerſtreuten Einſiedeleien; läßt uns das außerordentliche Wolkenſpiel zu ſeinen Füßen, endlich das Meer, die Berge von Rouſſillon und die ſchneebedeckte Kette der Pyrenäen dahinter erblicken, alles in gegenſtändlicher, individuellſter Auffaſſung, ein Muſterſtück in der Art, die er ſelbſt oben bezeichnet hat. Den Schluß macht ein Auszug aus einem Briefe Alexander's, der den Berg ungefähr ein Jahr vorher beſucht und deſſen mineralogiſche Beſchaffenheit erforſcht hatte.

Hervorheben will ich nur die Art, wie Humboldt dieſes Einſiedlerleben auffaßt. Er erklärt es ſchlechtweg aus dem Charakter des Spaniers überhaupt. Häufiger als in andern Ländern, ſagt er, finde man in Spanien Menſchen, die bereit ſeien, Unabhängigkeit mit Einſamkeit zu erkaufen. Der Spanier ſei ſinnlicher, aber nicht ſo materiell als der Nordländer, und bei weitem reizbarer; es liege ihm alſo mehr daran ungeſtört zu leben. Bei geringerer Cultur, kenne er auch die unruhige Geſchäftigkeit des Geiſtes nicht, die man z. B. an den Franzoſen wahrnimmt: er geht immer mehr in die Tiefe als in die Weite; ſein Charakter beſchäftige ihn mehr als ſeine intellektuellen Kräfte. Bei Menſchen dieſer Art iſt ein gewiſſer Hang zum Müßiggang, „was aber oft nur eine ſehr edle Phantaſiebeſchäftigung mit ihren Gefühlen iſt", bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf wenige Punkte, auf dieſe aber mit aller Energie gerichtet, können ſie vom Nichtsthun nur zu einer auf dieſe Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alles andre ſcheint ihnen leicht, blos mechaniſch, und ihrer unwürdig. In dieſer Gemüthsſtimmung, „beſon-

der bei unaufgeklärten Leuten," paßt nun ein Einſiedlerleben ſehr gut. Die körperlichen Beſchwerden ſchrecken den Spanier weniger ab, da er härter gewöhnt iſt als die meiſten Europäer. „Die geiſtliche Knechtſchaft aber und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiöſen Menſchen nicht ſchwer fallen. In der Einſamkeit des Einſiedlers ſind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbeſtimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen wie es leicht jeder, nur an andern Gegenſtänden, an ſich ſelbſt erfahren wird, da es wohl nur wenige Menſchen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewiſſe Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten."[15]) Im Ganzen, glaubt er, ſei es weit mehr Sehnſucht nach einem ſorgenloſen ſichern Leben, welche den Spanier in Einſiedeleien locke, als Religionsſchwärmerei.[16])

Welchen Genuß Göthe'n eine ſolche Schilderung des Freundes gewähren mußte, begreift, wer ſeine eignen Werke in dieſer Richtung kennt. Eben ſo gewiß iſt, daß Göthe, gleich nach dem Empfang des Briefes, den betreffenden Abſchnitt in die Propyläen rücken wollte, was auch gewiß geſchehen ſein würde, wenn dieſe Zeitſchrift nicht bald nach ihrem Entſtehen wieder zu Grunde gegangen wäre. Schon am 2. Sept. 1800 ſendete er den Aufſatz an Schiller. „Der Humboldt'ſche Aufſatz," antwortet ihm dieſer, 5. Sept., „den ich Ihnen hier zurückſchicke, wird recht gut zu brauchen ſein. Der Inhalt muß intereſſiren, denn er betrifft einen abgeſchloſſenen menſchlichen Zuſtand, der wie der Berg auf dem er ſeinen Sitz hat, vereinzelt und inſelförmig iſt, und mithin auch den Leſer aus der Welt heraus und in ſich

15) A. a. O., III. 207.

16) Vergl. damit das Sonett: „der Montſerrat" von Humboldt, in deſſen geſ. Werken. III. 422.

ſelbſt hineinführt. Es wäre zu wünſchen, daß unmittelbar neben dieſem Gemälde ein entgegengeſetztes von dem bewegteſten Weltleben hätte angebracht werden können, ſo würden beide eine doppelte Wirkung thun. „(Briefw. zw. Sch. und G., V. 302. 303—4.)“

In den Ebenen und Bergen Cataloniens, deren Reiz noch in den Erinnerungen des Greiſes fortwirkte, [17]) und am Weſt-Striche der Pyrenäen endete die große ſpaniſche Reiſe. Sie war von bleibendem Ergebniß für Humboldt. Abgeſehen von dem, was er überhaupt auf Reiſen ſuchte — darüber haben wir ſeine eigenen Worte gehört — mußte ihm gerade dieſes Volk und dieſes Land eine Fülle des Genuſſes und der Belehrung darbieten. Die Kenntniß dieſes ſüdlichen Naturvolkes erweiterte nicht nur ſeine Menſchenkenntniß, [18]) ſondern vernichtete auch viele Vorurtheile, die man im übrigen Europa über den Charakter dieſer Nation hegte, deren Selbſtgefühl den andern bald als Muſter vorleuchten ſollte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Humboldt unter den deutſchen Staatsmännern einer der erſten war, welche auf die Wichtigkeit des ſpaniſchen Aufſtandes den Blick lenkten. Auch bot ihm ſonſt die Eigenthümlichkeit dieſes Volkes und der einzelnen Stämme vielfachen Stoff zu politiſchen Bemerkungen, und die Art, wie er ſie äußert, ruft wieder in uns ſehr gewichtige Vergleichungen hervor. Wer dächte nicht an Polen, wenn er H. die unglückliche, zerriſſene Vaskiſche Nation beklagen hört, oder an Deutſchland, wenn man von den, unter den Provinzen Spaniens gegenſeitig einander zugeworfenen Gehäſſigkeiten lieſt. Den Aragoniern, ſagt H., gereiche es nicht zur Unehre, daß in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemahligen Verfaſſung einen unab-

17) Noch in einem Sonette der letzten Jahre. Geſ. Werke, III. 421.

18) Siehe oben I. 208.

hängigern Sinn, mehr Selbſtſtändigkeit und einen wärmeren Nationalſtolz erhalten habe. [19]) Unter allen Stämmen aber gefielen ihm die Catalanen, und die Basken am meiſten. Er findet die Liebe der Letztern zu ihren alten Freiheiten verehrungswürdig. Selbſt die franzöſiſchen Glieder dieſer Nation hätten ſich ſo in Reſpekt zu erhalten gewußt, daß die republikaniſche Regierung ſogar, die ſonſt „alle Lokalverſchiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabſetzte," ihre Gewohnheiten ſelbſt in militäriſcher Rückſicht ſchonen mußte. [20])

Nicht weniger in Kunſt und Wiſſenſchaft war die Ausbeute reich, die dieſe Reiſe trug. Wie mehrte ſie ſeine Liebe und Einſicht in die ſchönen Künſte, namentlich in die Malerei; wie die Kenntniß des Alterthums, vor allem der Baukunſt der Alten! Die Baskiſche Sprache hatte ſein beſonderes Intereſſe auf ſich gezogen und leitete ihn zu Forſchungen, welche ſeine Blicke noch nach Jahren auf die Halbinſel geheftet hielten. Endlich war die Reiſe auch für ſeine übrigen Sprachſtudien ergiebig. In Spanien nämlich, wie nachher während des langen Aufenthalts in Rom, brachte er eine ſo reiche Saumlung amerikaniſcher Wörterbücher zuſammen, wie es noch nirgends gegeben hat. [21])

---

Im Frühjahr 1800 kam Humboldt, mit ſeiner Familie wieder glücklich zu Paris an. Drohende und ausbrechende Kriegsereigniſſe machten abermals alle Reiſeplane zu nichte, während man unbetheiligt in aller Ruhe zu Paris unter dem Schirm der jungen Conſularherrſchaft leben konnte. Die Abreiſe von dort ward daher vorläufig bis gegen den Winter verſchoben.

---

19) Geſ. W. III. 199.
20) Ebendaſ., III. 220.
21) A. v. Humboldt und Bonpland's Reiſe, I. 28.

Neben dem Studium des Vaskiſchen, in welches Humboldt ſich jetzt vertiefte, und wovon nachher die Rede ſein wird, beſchäftigte ihn nun auch die Durchſicht der auf der Reiſe geſammelten Materialien. Wir haben ſchon geſehen, wie er auch einzelne Stücke derſelben redigirte, namentlich den Anfang der Reiſe, und außerdem eine Beſchreibung des Montſerrat einem Briefe an Göthe einflocht.

Es fehlte der Humboldt'ſchen Familie auch jetzt nicht an Zuſprache aus der Heimath. So geſellte ſich im Spätſommer dieſes Jahres auch Rahel Lewin, die längſt bekannte[1]), zu ihrem Kreis. Schon im vorigen Jahre hatte ihr Frau v. H. geſchrieben: „Humboldt liebt Sie, und fühlt, wer Sie ſind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte, mit Ihnen zu leben." Jetzt ward ſie ihr zu Theil und es ſcheint, als wenn damals ein beſonders inniges Verhältniß zwiſchen dieſen beiden geiſtvollen Frauen, wie zwiſchen Humboldt und Rahel ſtatt gefunden habe. Aber nicht immer fühlten ſie einander ſich recht nahe; bei den Frauen trat vielleicht die perſönliche Rivalität manchmal ſtörend dazwiſchen, aber auch auf Humboldt wirkte die Gegenwart der tief gereizten, und ſchon im Aeußerlichen etwas excentriſchen Landsmännin nicht immer gleich wohlthuend ein. Rahel beklagte ſich dann, manchmal vielleicht nicht mit Unrecht, über die Erkaltung ihrer Freunde. Aber freilich war ihr Weſen auch ein ſehr eigenthümliches. Während der männliche Geiſt eines Humboldt bei aller Empfänglichkeit doch frühzeitig in den Anſchauungen und Formen der neuern Philoſophie eine gewiſſe Ruhe uud Sicherheit gefunden, wühlte ſie, dieſe großartige Naturaliſtin, ſtets von neuem im Elementarreiche der Gedanken umher und, ganz unähnlich Humboldt, der ſein Selbſt nur immer tiefer zu entwickeln, nur immer in ſich

1) Siehe oben Th. I. 122. 376 – 8. und 380 – 2.

aufzunehmen gestimmt war, kehrte sie unaufhörlich das große Deficit hervor, das ihr in ihren Schicksalen, wie in den Abgründen ihrer Gedanken, reichlich begegnet war. Wenn Humboldt oft auch an sie mit Scherz und Schein herantrat, so kränkte sie dies doppelt, denn sie fühlte sich werth, von ihm gekannt zu sein, und glaubte, ihn zu verstehen. Sie vertheidigte ihn stets, sagt ihr nachmaliger Gatte. Als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel, als er nur will." Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist soweit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einsicht wankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben." Dies berichtet Varnhagen.[2]) Aber auch in ihren Briefen finden sich Spuren davon genug. Einst, aber wohlgemerkt, während des Congresses zu Wien, schreibt sie an ihre Verwandten über ein Diné beim Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wo die ganze Elite der Preußen versammelt gewesen war. „Humboldt", schreibt sie, „versicherte mich, wie Don Juan, nach Tische,

2) Denkw. und Vermischte Schriften, 2. Aufl. V. 127—28.

ſeiner Liebe. Er liebe mich immer: ſehen könnte er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könnte: er will mir ein Diné geben ... Ich ſoll die Perſonen nennen; alſo als Königin. Ich ſagte, er ſolle mich weniger lieben, und mich beſuchen: dann wolle ich die Perſonen nennen. Ich mußte fort. So bliebs.“ [3]) Dieſe Stelle iſt ſehr charakteriſtiſch. Humboldt war aufrichtiger, als die Freundin dachte, ſo wie ſie ein andermal nicht geahnt zu haben ſcheint, was er mit einem Worte ſagen wollte, das er ſchon während des Pariſer Aufenthalts an ſie gerichtet hatte, und das ſie ſelbſt anführt, dem Worte nämlich: „Ich will nicht mit lauter Verwundeten zu thun haben!“ [4]) Wie ſehr er trotzdem den Reichthum und die Lebendigkeit ihres Geiſtes zu ſchätzen wußte, zeigt vor allem das Urtheil, was er nach ihrem Tode über ihre im Drucke erſchienenen Briefe ausſprach, wovon jedoch ſpäter.

Im Mai 1800 kam Frau v. Humboldt mit Zwillingen nieder: einem Knaben und einem Mädchen. Die Geburt des erſtern hab' ich ſchon S. 37 erwähnt, ſie ereignete ſich aber nicht in der Sierra Morena, ſondern erſt jetzt zu Paris. [5]) Auch gedacht' ich des frühen Todes deſſelben ſchon. Das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. Die Abreiſe von Paris ward im Herbſt abermals vertagt. Im Frühjahr endlich (1801) war alles dazu bereit. Den letzten Mai wollten ſie nach Erfurt und Jena reiſen und zum Winter in Tegel ſein, [6]) als ein plötzlicher Entſchluß die Rückkehr wieder um ein paar Monate verſchob.

---

3) Rahel. II. 268 – 69.

4) Ebendaſ., I. 471.

5) Dieſe Angabe, welche zugleich die Aufſchrift des früher beſprochenen Humboldt'ſchen Gedichts berichtigt, kommt mir jetzt erſt, während des Druckes, zu.

6) Rahel, I. 247.

Nach der ſpaniſchen Reiſe hatte, wie ſchon bemerkt wurde, H. ſich tief in das Studium des Vaskiſchen geworfen. Paris bot ihm zur Erlernung deſſelben Hülfsmittel dar, die er ſonſt nirgends gefunden hätte. Er legte ſich ſogleich ein Vaskiſch-Spaniſches Wörterbuch an, geſtützt eben auf die ſeltnen Werke oder Handſchriften der großen königlichen Bibliothek. Viele der Letztern kopirte er wörtlich; auch von St. Croix, dem ſchon genannten franzöſiſchen Gelehrten, erhielt er einige Blätter über die Sprache der Vasken.

Dies alles befriedigte jedoch ſeine Wißbegierde nicht. Schon im Begriff, nach Deutſchland abzureiſen, wendete er ſich plötzlich wieder nach Süden.[1]) Er ließ diesmal die Seinigen in Paris zurück und unternahm eine zweite Reiſe in die ſpaniſch- und franzöſiſch-vaskiſchen Provinzen, eigens in der Abſicht, durch mündliche Mittheilung zu vervollſtändigen, was in gedruckten Schriften nur ſehr mangelhaft angetroffen wird. Mehrere Wochen brachte er in den abgelegenſten Gebirgsgegenden dieſer Lande zu. Inſonders ſuchte er die ſprachkundigen Männer auf, vor allen D. Pablo Pedro de Aſtarloa, Pfarrer in Durango. Er ſah die wichtigen handſchriftlichen Schätze ein, die dieſer geſammelt hatte und machte von dem großen noch ungedruckten Werke deſſelben Auszüge oder wörtliche Abſchriften. Zu denjenigen, die H. aufſuchte, gehörte auch der Pfarrer Moquel in Marquina, ebenfalls einer der ſprachkundigſten Männer in Biscaya, der aus Gefälligkeit für ihn den Anfang des Salluſtiſchen Catilina überſetzte.

---

1) Caillard, in dem S. 17 ſchon citirten Brief, ſchreibt an Schütz (26. Juni 1801): „M. de Humboldt m'avait annoncé son prochain départ pour l'Alemagne et c'était lui qui devait Vous remettre ma lettre aux mains propres. Rien ne pouvait m'être plus agréable qu'un pareil commissionnaire. J'attends une huitaine de jours au bout desquels j'apprens que M. de Humboldt au lieu de partir pour Vos contrées, s'est décidé subitement à tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne."

Doch nicht in jeder Beziehung fiel die Reise so aus, wie H. erwartet hatte. „Es war," sagt er, „einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenem Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Vasken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen (da der größere Theil auch durch die Namen der Heiligen verdrängt ist) Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." Von alten Liedern konnte er nur ein einziges, noch dazu höchst mangelhaftes Fragment auffinden, dessen Alter selbst noch aus vielen Gründen zweifelhaft scheinen konnte. Er traf dasselbe in einer Handschriftensammlung an, die damals sich im Hause eines Herrn Illugartegui in Marquina befand.

Humboldt versäumte nicht, seine Bemerkungen auch diesmal an Ort und Stelle niederzuschreiben, und eilte mit diesen Schätzen nach Paris zu seiner Familie zurück. Hatte der Gegenstand früher nur zufällig seine Aufmerksamkeit angezogen, so waren Volk und Land der Vasken ihm nun „im eigentlichsten Verstande theuer geworden," und obwohl er diese Studien nachher nur mit todten Hülfsmitteln fortsetzen konnte, zog ihn dennoch die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volkes und des Landes in ungeschwächtem Grade an. Der Wechsel aber des Aufenthaltes sowohl, als

der Beschäftigungen machte, daß die Ergebnisse seiner Forschung erst in viel späterer Zeit ans Licht treten konnten. [2])

---

Im Sommer 1801 kehrte die ganze Familie, vermuthlich über Erfurt und Weimar, in die Heimath zurück. Ueber ein Jahr verblieben sie daselbst, zu Berlin und Tegel. Während dieser Zeit wurde die jüngste Tochter, Gabriele, geboren. Frau von Humboldt hatte eine schwere Brustkrankheit auszustehen, von der sie sich erst zu Rom ganz erholte. Dieser Zwischenfall mag auch die italienische Reise, welche ihnen schon so viele Jahre im Sinn lag, mit verzögert haben.

Diese längere Rast in der Heimath belohnte sich schon in Betracht des geistigen Lebens, das eben damals in Berlin eine zum Theil unerwartete Stätte gefunden hatte. Denn nicht genug, daß, gewiß zur großen Freude Humboldt's, die neusten dramatischen Werke unseres Schiller's hier mit größter Pracht aufgeführt und mit höchstem Enthusiasmus aufgenommen wurden, auch die junge von den Gebrüdern Schlegel gestiftete Dichterschule fand hier, in der Region, wo kürzlich noch ein Nicolai den Ton angegeben hatte, bereite Aufnahme, ja ihren eigentlichen Sitz. Der Sprung von jener Nüchternheit zu dieser Ueberpoesie und Verfeinerung, solcher Wechsel konnte von dem Gesundheitszustand der preußischen Hauptstadt kein günstiges Zeugniß ablegen. Was aber bedeutungsvoller erscheinen mußte, war die Aussicht, welche der Erfolg, den die Romantik auf einem so wichtigen Punkt deutscher Entwickelung hatte, für den Fortgang unserer Dichtung und Litteratur überhaupt öffnete. Was Humboldt, der Augenzeuge und Theilnehmer einer jüngst vergangenen Glanzperiode,

---

2) Besonders für diesen Abschnitt dienten die S. 32 unter Nr. III. genannten Schriften und Aufsätze als Quelle.

von dieſem ſchnellen Nachlaß wahrhaft produktiver Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Steigerung theoretiſcher Einſicht und kritiſcher Fähigkeit, aber auch großer Einſeitigkeit, denken mochte, können wir uns zur Genüge vorſtellen, wenn wir uns nur an die Manier erinnern, mit welcher dieſes überkluge und ſo viel ſchwächere Geſchlecht auf einen Schöpfergeiſt wie Schiller herabſah.

Mit dieſem intelellektuellen Luxus Berlin's ſtand die politiſche Paſſivität, die Volk und Regierung Preußens zeigten, wenigſtens in äußerlichem Contraſt. Der ſchlechte Geiſt, der unter der vorangegangenen Regierung die Zügel ergriffen hatte, wußte ſeine Herrſchaft auch unter der Aegide eines Fürſten zu behaupten, der, edel und wohlgeſinnt im Innerſten des Herzens, nur die Kraft nicht beſaß, um jene Elemente auszuſcheiden, und ſich im rechten Moment von muthigen Entſchlüſſen leiten zu laſſen. Daher unter dieſem friedliebenden König der verletzendſte Uebermuth in Worten, unter einem rechtlich Denkenden die rüchſichtsloſe Habgier und Vergrößerungsſucht, daher der Mangel alles nationalen Gemeinſinn's, die Zurückhaltung von der allgemeinen Sache, zu einer Zeit (1799), wo der Beitritt Preußens ohne Zweifel einen Umſchwung veranlaßt haben würde, daher endlich gerade in den Jahren 1801 und 1802, das ſchnöde Handeln mit Ruſſen und Franzoſen um die Beute des unter den abſcheulichſten Formen zertretenen heiligen römiſchen Reichs. So traurig dieſe Bemerkungen für den edlen und hellſehenden Beobachter, für den Preußen im beſſern Sinne zumal, ſein mußten, ſo belehrend waren ſie doch zugleich, ſowohl in Bezug auf die drohende Kataſtrophe, wie in Betreff der Mittel, die, auch in der äußerſten Noth, Rettung verſprachen.

Von beſonderem Gewicht war es ſchon damals, die Männer ins Auge zu faſſen, die einſt dieſen Fürſten und

eine hochherzige Königin umringen, die Wunden des Vaterlandes heilen könnten. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete noch immer der berüchtigte Graf von Haugwitz, aber im Hintergrund stand schon ein Hardenberg als mehrversprechende Reserve, hinter den Braunschweig, Hohenlohe, und so vielen Ruinen aus der Zeit des großen Friedrich winkten schon Heldenseelen wie Blücher; hinter den Reck, Goldbeck, Hoym und wie die Gewalthaber sonst hießen, standen doch noch die Struensee und Schrötter; Stein näherte sich schon den höchsten Posten und eine neue, bessere Generation war theils schon herangewachsen, theils in der Bildung begriffen, so daß, wenn nur die Häupter geläutert und gewechselt waren, auf den Kern des Ganzen große Hoffnungen gesetzt werden konnten.

Doch in diesem Moment würde ein Humboldt nicht angelockt gewesen sein, seine Muße und Selbstständigkeit mit dem öffentlichen Dienst zu vertauschen. Mehr zufällig traf das Bedürfniß des Letzteren mit seinen eigenen Plänen zusammen. Wir wissen, welche Gesichtspunkte ihm über alles gingen, und kennen die Zwecke, die seinen bisherigen Reisen, wie dem italienischen Plan, zu Grund lagen. Er sagte sich selbst, daß er auch in der leichtesten Geschäftslage Einiges von seiner Lieblingsrichtung werde aufopfern müssen, und er überlegte sich dies wohl, bevor er irgend eine Verbindlichkeit einging. Der bisherige preußische Geschäftsträger in Rom nämlich hatte um seine Rückberufung gebeten: der Posten, der dadurch erledigt wurde, war Humboldt's Wünschen ganz entsprechend. Wie man mir versichert, war es Beyme, der geheime Cabinetsrath des Königs, ein etwas eitler, doch, wenn schon mehr in der altpreußischen Art, wirklich freigesinnter Mann, welcher Humboldt dem Könige zum Minister-Residenten in Rom vorschlug, was dieser auch auf der Stelle genehmigt habe. Diese Be-

ſtimmung war für dieſen claſſiſch gebildeten, kunſtſinnigen Mann ganz geeignet; er entzog ſich, indem er ſie übernahm, dem öffentlichen Dienſt nicht völlig, und hatte doch Muße genug und die ſchönſte Gelegenheit, ſeinen intelektuellen Zwecken zu leben; er konnte ſeine ſtaatsmänniſche Anlagen in der Stille ausbilden, und doch, bei der Entfernung von Berlin, ſich frei von aller Mitwirkung an dem gegenwärtigen Laufe der Dinge in ſeinem Vaterlande halten. Von einem Aufenthalt zu Rom, verbunden mit einiger Geſchäftsthätigkeit, erwartete er ſelbſt nur Gutes. „Ich befand mich", ſchreibt er nach einem Jahre an Schiller, „in keiner wünſchenswürdigen Stimmung in Berlin, ſelbſt in Paris fühlte ich mich gewiſſermaßen abgeſtumpft." In ſeiner höhern Richtung wurde er in dieſer neuen Stellung nur gefördert. „Ich war", ſagte er in ſeiner beſcheidenen Art zu Schillern, „einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Produktion; ich wußte ſo vielerlei, ich kannte Manches beſſer, als viele Andere und doch ſchloß ſich nichts feſt zu einem Reſultate zuſammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Exiſtenz unmöglich zufrieden ſein. Es ſchien mir daher beſſer, meiner Thätigkeit einen beſtimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich ſuchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen." [1] Zugleich betheuerte er Schillern, daß ihn nichts von ſeinem höhern Berufe abbringen werde, und damals war es, wo er auf eine ſo merkwürdige Art erklärte, daß die Ideen ihm für alle Zeit das Höchſte in der Welt ſein und bleiben würden. [2] Dagegen ſei aber auch gewiß wahr, daß, „wenn alle Zeit nur Zeit der Muße

---

1) Briefw. zw. Sch. u. W. v H , S. 464. 481—82.

2) Dieſe Stelle haben wir ſchon früher hervorgehoben; vergl. Th. I. S. 53.

ſei, und gar kein Zwang eine beſtimmte Zeitanwendung fordere, man doch auch manche Zeit verliere.

Unter ſolchen Auſpicien betrat Humboldt ſeine diplomatiſche Laufbahn. Er wurde in die Reihe der Kammerherrn aufgenommen und zum geheimen Legationsrath und Miniſter-Reſidenten am päbſtlichen Hofe ernannt. Im Herbſt 1802 ging er, in Begleitung ſeiner Familie, nach dieſem Beſtimmungsorte ab.

Doch ſchied er nicht, ohne ſich bei den Männern ſeines Herzens verabſchiedet zu haben. In Halle beſuchte er Wolf, in Weimar Göthe und Schiller. Auch nahm er einen jungen Philologen, den nachmals aus Göthe's Umgang bekannt genug gewordnen Dr. Riemer, zu Erziehung ſeiner Kinder mit nach Italien. [3])

Daß er Schillern nicht wieder ſehen werde, ahnte Humboldt gewiß nicht; er ſtand ja auf dem Gipfelpunkt ſeiner Thätigkeit. Die Freunde unterhielten ſich viel von Rom, und Schiller entwickelte ihm mit leidenſchaftlicher Wärme den Plan einer Geſchichte Roms, den er ſich für höhere Jahre aufſpare, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlaſſen habe. [4])

Erfüllt von dieſen Eindrücken und wohlverwandten Ideen eilte Humboldt, mit den Seinigen, über die Alpen.

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 59.

# Römiſche Geſandtſchaft und Leben in Rom. 1802 — 1808.

„Ihm dem Glücklichen", ſagt Friedrich von Müller in ſeiner Skizze des Humboldt'ſchen Lebens, „war vergönnt die diplomatiſche Laufbahn ſogleich auf jenem welthiſtoriſchen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle ſeine Neigungen und Lieblingsſtudien, für ſeine tiefe Beobachtungsgabe erwünſchter und vortheilhafter ſein? Auch genoß er ſeines Glückes im vollſten Umfang; unermüdliche Forſchungen im Gebiet des Alterthums und der claſſiſchen Litteratur füllten die Stunden ſeiner Muße, führten ihn bald zu den ſcharfſinnigſten Combinationen über Urſprung und Verwandtſchaft der Sprachen, bald zu den heiterſten Kunſtbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerſchöpflichen Natur den Kreis ſeiner Phantaſie erweiterte und oft zu dem kühnſten Flug begeiſterte. Im täglichen Umgang mit den bedeutendſten Künſtlern und auserwählten Freunden, denen ſein gaſtliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den intereſſanteſten Reiſenden aller Nationen floſſen ſechs ungetrübte Jahre im heiterſten Wechſel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutſchland und zuletzt ſein geliebtes preußiſches Vaterland erſchütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergeſtelltem Frieden zur thätigen Mitwirkung an dem Wiederaufbau

des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit.“ [1])

Wir stellen mit Absicht diesen sinnigen Ueberblick gleichsam als Motto voran, um welches unsere ausführliche Darstellung sich schlinge. Wir treten an einen der schönsten Abschnitte in Humboldts Leben: er selbst sah, nächst den unvergeßlichen Tagen an der Ilm und Saale, auf keinen Theil seines Lebens mit solcher Vorliebe, ja Inbrunst hin, als auf den in Rom und römischen Umgebungen verbrachten.

Im Oktober 1802 langte er in Oberitalien und zu Mailand an. [2]) Vom nächsten Verlauf der Reise hören wir nichts; doch ist nicht zu zweifeln, daß er auch in Venedig und Florenz genugsam verweilte, denn erst am 25. November Abends traf er, mit den Seinen längst angekündigt und erwartet, in Rom ein und stieg in der für ihn bereiteten Wohnung, und zwar in der Villa di Malta ab. Diese Villa und ehemalige Sommerwohnung der Maltheserritter, einst auch von der Herzogin Amalie von Weimar und Herder bewohnt, jetzt das Eigenthum König Ludwig's von Bayern, liegt am Vorsprung des pincischen Hügels. Ein hoher Thurm, klosterähnliche Einrichtungen, viele Treppen durch wunderliche Ein- und Ausbauten, ein ganzer Häuserclubb, um kleine liebliche Gärten gruppirt und mit den herrlichsten Aussichten nach allen Seiten beglückt, das ist der Sitz, der schon so viele Künstler und Kunstfreunde, Menschen aller Nationen beherbergte und jetzt die Familie Humboldt empfing. Auf dem Flügel, den sie bezogen, genoß man des Blickes nach Südosten; die weite Aussicht über die Campagna und

1) Neue Jenaer Litteraturzeitung, 1843. 1–3. Jan.

2) Allg. Z., Okt. 1802.

auf die Höhen von Albano lag vor ihnen und gewährte schon im ersten Augenblick die unverwüstlichsten Eindrücke. [3])

Friederike Brun, die damals in Rom und noch dazu in derselben Villa wohnte, hat uns ein Bild von diesen Ankömmlingen entworfen. Nach langem Erwarten fuhr ein schwerbepackter Reisewagen langsam den steilen Hügel hinan. „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reiseermüdete sorgsame Mutter aus.“ Die älteste Tochter hatte die Reise wieder in Knabenkleidern gemacht, Adelheid, die mittlere, war erst im dritten Jahre, und die jüngste etwa 6 Monate alt und fast dem Verlöschen nahe. Die Mutter hatte sich noch nicht von der schweren Krankheit erholt, die sie in Berlin ausgestanden. Bald jedoch erholte sich das jüngste Kind unter ihrer Pflege und „kaum“, fährt die Berichterstatterin fort, „war unsre geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen.“ [4])

Schnell war die Familie in Rom eingewohnt, so daß bald nur noch der Rauch der Kamine einigen Unmuth verursachte. Riemer nahm die Knaben in seine Obhut; ein junger deutscher Arzt, den sie wahrscheinlich auch mit nach Italien genommen, Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, leistete dem Hause die treuesten, leider nicht immer glücklichen

3) Fried. Brun, Römisches Leben. Leipzig, 1833. I. 57–59. II. 81.

4) Ebendas. I. 171–6.

Dienſte. [5]) Humboldt ſelbſt traf ſeinen Vorgänger im Amte, den ſpätern Geh. Oberregierungsrath Uhden, der auch ein gelehrter Kenner des Alterthums war, noch in Rom an, von wo er erſt im December nach Deutſchland zurückkehrte. — Vom erſten Tage ihres Aufenthalts in Rom eröffneten Humboldt's ihr gaſtfreundliches Haus. Alle Freunde und Bekannte waren ein für allemal des Abends zum Thee geladen. Den erſten Winter brachten ſie außer mit den ſchon in Rom anweſenden Künſtlern, namentlich Thorwaldſen, Schick, Reinhard, Keller, Lund — beſonders mit Zoëga, Fernow, Bonſtetten und Friederike Brun ein trauliches Zuſammenleben hin.

Nicht weniger ſchnell war Humboldt in dem ewigen Rom orientirt Ganz allein mit der Gattin, oder nur von den älteren Kindern begleitet, begab er ſich auf ſeine Wanderungen, damit er des ungeſtörteſten und unmittelbarſten Eindrucks genöſſe. In einem der begeiſterten Erinnerungs-Sonette gedenkt er dieſes einſtigen Glückes. Um Nähe anzudeuten, ſagt er, rede man von zwei Schatten, die ſich immerfort zuſammenfügen; er aber und ſeine Begleiterin ſeien noch weit inniger verſchwiſtert geweſen.

„Denn wir von Früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einſam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit einem Schatten beide uns begnügen.“ [6])

---

Kein Land erregte und befriedigte ſo viele Erwartungen [1]) unſeres Humboldt, als Italien. Nicht blos der Boden und das Clima — auch das Volk, ſeine Sprache, ſeine

---

5) Humboldt zog ihn nachmals auch nach Berlin, wo er im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath ſtarb.

6) Geſ. Werke, IV. 368.

1) Siehe Th. I. S. 208 u. f.

Kunſt und Litteratur labten und erquickten ihn. Dieſer Zug ruhte aber auch auf dem Tiefſten ſeiner Weltanſchauung. Mußte ſich alle neuere Bildung an dem Geiſte des Alterthums emporſchlingen, [2]) um ſich zu etwas allſeitiger Vollendeten zuſammenzuwölben, ſo konnte in dieſer entſcheidenden Umgeſtaltung wohl nur dieſes in Himmel, Lage, Erzeugniſſen, Schönheit und Anlagen der Menſchennatur ſo begünſtigte Land die erſte und bedeutendſte Rolle ſpielen. Faſt in allen Zweigen bürgerlicher und politiſcher Thätigkeit ſchritt Italien dem übrigen Abendlande voran; in den Jahrhunderten, in welchen das Moderne ſich zuerſt in geiſtiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzuſtellen anfing, überſtrahlt ſeine Geſchichte die aller andern Völker. Auch kann ſich, nach Humboldt's Anſicht, kein Land in der Zahl hervorſtechend leuchtender Männer, die es hervorbrachte, mit Italien meſſen. Kunſt- und Naturſtudium, in ſchönem Verein, blühten früh bei dieſer, wie bei keiner andern Nation. Schon die Sprache, ihr Ton, ihre gediegene Kraft, ihr reicher anmuthig poetiſcher Schwung erfüllt ihn mit Bewunderung Sie erſcheint ihm unter allen Umbildungen, die das Lateiniſche erfahren, durchaus als die intereſſanteſte, und er hat ihre merkwürdige Erſcheinung in der Einleitung zu dem nachgelaſſenen großen Sprachwerk ganz beſonderer Betrachtung unterworfen. [3]) In keiner romaniſchen Sprache hat der neue Geiſt, bei vollſtändiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter, treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Während man noch heute altrömiſchen Klang zu vernehmen meint, ſchließt ſich uns doch darin eine neue, anders geſtaltete Welt auf. — Nicht minder erkannte H. das Große und Schöne italieniſcher Kunſt und Dichtung an. Ja dieſe Kunſtbildung

2) Siehe oben I. 208—10.

3) Einl. zur Kawi-Sprache (1836), S. 306 u. f.

ſtand ihm innerlichſt näher, als z. B. die ſtreng nordiſche, Raphael näher als Shakespeare, Arioſt näher als Oſſians Nebelwelt. Nur wo die Tiefe des Gehalts und die Wahrheit der Charakteriſtik ſich ſo mit claſſiſcher Schönheit ſchmückt, wie bei den neuern großen Deutſchen, giebt er dem Germaniſchen den Vorzug. Freilich konnte er bei all dieſer Anerkennung italiſcher Welt und Größe die jetzige Verſunkenheit des Volkes nicht überſehen, aber er hielt ſie ihm gleichſam zu gut im Betracht deſſen, was es einſt geweſen war, was es einſt geleiſtet hatte. Und haben ſich nicht bis auf den heutigen Tag noch Lebenselemente in dieſem Volke erhalten, die ein glückliches Nationalleben nicht leicht entbehren kann, und die der Nordländer nur in geringem Grade, oft auch gar nicht beſitzt?

War unſerm Humboldt ſchon Italien überhaupt ſo viel werth, ſo erweckte Eine Oertlichkeit dieſes reichen Landes, die ewige Roma, in ihm eine Begeiſterung, die manchmal wirklich an das Schwärmeriſche gränzt, deren tiefgefühlter Ausdruck uns aber auch dann noch unwiderſtehlich anzieht. Die Größe Roms ruht in ſeiner doppelten Vergangenheit: in den Ueberreſten, die dieſe verkünden. Dieſe Reſte erſchienen Humboldt als ein ſo einziges Ganzes, daß er dem Ort eine nochmalige hiſtoriſche Entwicklung nicht einmal gönnen mochte, aus Furcht, daß das ſchon Vorhandene nur dadurch beeinträchtigt werde. Er hat dieſe Begeiſterung nicht blos in der Zeit, da ihn der Genuß des Moments fortriß, in ſich getragen; der Gedanke an römiſche Herrlichkeit ließ ihn nie los, er iſt als Mittelpunkt oder Staffage der Gegenſtand einer ganzen Reihe von Sonetten, [4]) und als aus Göthe's italieniſchen Reiſeblättern ſo wahlverwandte Klänge ihn berührten,

4) Geſ. Werke, I. 394 („Rom I."), 395 („Rom II."), II. 370 („die getrennten Gräber"), IV. 338 („das Unwiederbringliche") und 368 („die Doppelweſen").

ergriff er diese Erscheinung als willkommenen Anlaß, seiner eigenen tiefen Anhänglichkeit an Rom und römische Zustände seelenvolle Worte zu leihen, die Sehnsucht seiner Brust in den wärmsten Tönen auszuhauchen. [5]) Sieht man die Wirkung, sagt er, die Rom auf Göthe gehabt, so kehrt die längst gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, „daß an diesen Mauern etwas das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende hafte, das sonst kein Ort, kein Denkmal des classischen Alterthums bewahrt.“ Finde auch vor allen andren Studien das der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibe es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur sei. Was in uns menschlich erklinge, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, töne in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Während uns der Geist des Alterthums, mit unwiderstehlicher Macht, gleichsam persönlich anziehe, würden die tiefsten Blicke in die Weltgeschicke, in die Gesetze des Vergehens und Wiederauflebens vor uns eröffnet. Aber es muß auch so genossen werden, wie es der Künstler, der Dichter, der Denker, sinnend und träumend, genießt. „Kein Ort“, sagt er in eben diesem Aufsatze, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß

5) S. den Aufsatz: „über Göthe's zweiten Römischen Aufenthalt“ [vom J. 1830] in Humboldt's ges. Werken, II. 215 — 41. Schon die vorhergehenden Bemerkungen sind diesem Aufsatz entnoben.

ſich erſt ſelbſt leben, ehe man ihm leben kann, ſich dem Eindruck ſtill und ungeſtört überlaſſen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit ſo unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge ſich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hauſe die Seele am lebendigſten bewegten. Auch ſo wird man ſich auf gewiſſe Weiſe umgeſtaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderm Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man verſetzt wird, der gediegenen Beſtimmtheit, vor die man tritt, ſchwindet dann von ſelbſt das Dunkle, Ungewiſſe, Form- und Weſenloſe dahin." .... „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemiſch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die ſie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge hiſtoriſcher Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet iſt. Dies zeigte ſich deutlich in der Zeit, wo es ſeiner beſten Kunſtſchätze, der merkwürdigſten Ueberreſte des Alterthums, auf unwürdige und ſchmachvolle Weiſe beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterſchied zwiſchen den Ländern und Städten, welche ſelbſt der Schauplatz des claſſiſchen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menſchheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunſtwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen ſo nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zuſammengetragenem Geräth. Dort iſt gleichſam der Boden ſelbſt mit ihrem Sinne geſchwängert, und ſcheint ſie unerſchöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen." Aber nur mit vollkommen geſammeltem Gemüth, nur wie ein großes Kunſtwerk, nur indem man das Beſte in ſeinem Innern in Bewegung ſetzt, könne dieſe

Größe ihrem ganzen Gehalt nach empfunden und gefaßt werden. Und nur mit Wenigen könne man den Genuß wahrhaft theilen. Die Römer erkennen ihre Stadt mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden macht. Mit den eigentlichen Reisenden fühle man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Eigentlich seien es nur die dort lebenden ausländischen Künstler, zu denen man sich gesellen könne, d. h. diejenigen, welche vorzugsweise ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse, der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen.

Solche Stellen, worin Humboldt zugleich die Bedingungen dieses Genusses, wie man deutlich sieht, aus eigenster Erfahrung mittheilt, zeigen hinlänglich, daß ihn der Zauber Römischer Oertlichkeit nie los ließ. Will man aber sehen, in welchem Grade er ihn einst besessen, da er selbst noch in der ewigen Stadt weilte; wie er in diesem Genusse schwelgte, muß man auf jene Aeußerungen zurückgehn, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben, auf den Enthusiasmus, welchen er damals in Prosa wie in Versen von sich gab, und mit dem er seine Freunde, einen nach dem andern, Göthe, [6]) Schiller, Wolf, Frau von Wolzogen, Frau von Staël zur Mitempfindung dieser Größe gleichsam nöthigte. Hören wir nur die Worte, die er an Göthe und an Wolf richtete, Geister, von deren Mitgefühl er hier am zuverlässigsten überzeugt sein konnte.

„Rom", schrieb er einst an Göthe, „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins

6) Siehe Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., 463–64. 480–81. 482.

zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſ't ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns

erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde [7]) mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbverſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dies ganze Geſchlecht." [8])

Fürwahr! hier geht die Begeiſterung ins Ueberſchwengliche, und aus manchem Munde würde ſie ſogar gefährlich ſcheinen; bei Humboldt, der nicht blos in dieſer complativen Welt lebt, iſt ſie es weniger. Göthe fand die Worte ſo charakteriſtiſch, daß er, der ſelbſt ſo viel Herrliches über den Gegenſtand in ſeinen Reiſetagebüchern bewahrte, dennoch ſeiner Skizze über Winkelmann (1805), als Beleg des großartigen Eindruckes, den Rom auf den Empfänglichen zu machen im Stand ſei, dieſe merkwürdige Aeußerung des Freundes einzuverleiben vorzog, wo ſie noch jetzt zu finden iſt. [9])

---

7) Ohne Zweifel Zoëga.

8) Aehnlich iſt zu verſtehen, was Humboldt einſt an Frau von Staël ſchrieb: daß in Rom alles fremd ſei, ſelbſt die Römer, die nicht wie Beſitzer, ſondern nur „wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen", dort zu wohnen ſchienen — ein Wort, welches die Empfängerin bald darnach in ihrer „Corinna" citirte (B. 1. Cap. 5). Humboldt nahm dieſen Gedanken ſelbſt in ſeinem großen Gedicht: „Rom" wieder auf, wo es heißt: „Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen! Bild nur ſcheinſt du der Vergangenheit; Pilger deine Bürger, nur gekommen, anzuſtaunen deine Herrlichkeit."

9) Ausg. letzter Hand, B. 37. S. 34—36. „Wie uns ein Freund", ſagt Göthe, „die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand

Nicht minder bedeutende Aeußerungen legte H. in ſeinen Briefen an F. A. Wolf nieder. So ſchrieb er dieſem von Rom, 20. Juli 1805: „Ich leſe jetzt wieder ſehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalintereſſe überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeſchichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, iſt eigentlich mein Leben. In die Muſeen und Gallerieen komme ich ſelten; um Basreliefs, Münzen oder Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuſer eingeſchloſſene Götter. Aber die Koloſſen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande geſehen haben, die unter freiem Himmel ſtehen, und auf Rom vom Quirinal hinabſehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen ſein ſoll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überſchauen, und das Lateinergebirge den Horizont ſchließen ſehen. Dann wird man unwiderſtehlich zu endloſen Betrachtungen über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen, dann rundet ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom ſeine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm Niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht blos in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und in immer ungewiſſem

---

ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.“ Durch dieſe Einleitung eignete ſich Göthe allerdings den Inhalt zu. Hätte jedoch unſer verehrter Gervinus, der ſie Göthe'n geradezu aufbürdet und ihn darum ſchilt (Neuere Geſchichte der poet. National-Literatur der deutſchen I. 509—10), gewußt, von wem ſie eigentlich herrührt, er würde ihre Härte ſo ſtark nicht gerügt haben. Daß ſie von Humboldt herrührt, iſt neuerdings von Musculus, im Inhalts- und Namensverzeichniß der Götheſchen Werke (ſ. d. Art.: Humboldt), ausdrücklich erklärt worden.

Tappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es eben ſo wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle ſtünde.“ [10])

Aber nicht genügte Humboldt dieſe Empfindungen und Gedanken in begeiſterter Rede auszuſprechen; er wurde von dem Gegenſtand auch zur Dichtung begeiſtert. Eine großartige Elegie: Rom trat ſchon im Jahr 1806 in Berlin mit ſeinem Namen ans Licht. Sein Bruder Alexander hat ſie zum Druck befördert. [11]) Es iſt das einzige ſchon früher in weitern Kreiſen von ihm bekannt gewordene Gedicht, und verdient ſeinem Gehalte nach und ſeines poetiſchen Schwunges wegen zu den bedeutenderen Ideendichtungen gezählt zu werden.

Der Ideengang iſt etwa dieſer. Nie werde dieſer Name untergehn. Vor allen Städten habe die allgewaltige Zeit dieſe zu ihrem Thron genommen; ſie ſei der Spiegel des Weltenlaufes. Der Begriff des welthiſtoriſchen Ganges der Menſchheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Beſtehenden in der Zeit ſei hier, wie in einem ungeheuern Bilde verkörpert, für alle Zeiten hingeſtellt. Ihr Anblick erfüllte zwar die Bruſt mit unendlicher Wehmuth, aber dieſe Wehmuth paart ſich mit den herrlichſten Erinnerungen, und ſtimmt zu den tiefſten Gedanken. Denn in dem Umkreis, den man von dieſen Hügeln erblickt, liege der Umfang einer halben Welt. Vor dieſer Größe mußte ſelbſt Hellas weichen,

10) Mitgetheilt in den Auszügen aus Humboldt's Briefen an Wolf, bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schriften, 2. Aufl., B. V. S. 155–6.

11) Im J. 1824 erſchien zu Berlin ein unveränderter Abdruck des Gedichts, und jetzt iſt es in Humboldt's geſ. Werken, I. 343–58 zu finden.

obſchon ihr ein höherer Gewinn ward, denn Sieg und Herrſchaft. Doch nur flüchtge Trümmer ließ ihre edle Erſcheinung zurück, und ſelbſt von ihrer Kunſt und Dichtung würde, ohne Roms Beſitznahme, gar nichts auf unſere Zeiten gekommen ſein. Wer ein nachhaltiges Gebäude gründen will, muß nicht ſcheuen, mit dem Staube ſich zu gatten, und mit derber Hand in das Irdiſche zu greifen. Rom verſtand ſich darauf, es hatte nur Einen Sinn: Sieg und Herrſchaft; es achtete nichts außer dieſem, es opferte alles, wenn es nur der Welten Richter heißen, wenn es nur ſein Recht als Schirm über Mächtige und Schwache verbreiten konnte. Mühſam, in heißen, unabläßigen Kämpfen ward dieſes Ziel erreicht; dafür hat ſich aber auch aller Thatenruhm um dieſen ſtolzen Namen gelegt. Es iſt die Stadt der Städte geworden, an die, wenn auch zuletzt nur im Reiche des Gedankens, die Idee der Weltherrſchaft unauflöslich gekettet iſt. Nach der einſtmaligen Größe blühte eine neue Herrſchaft empor, in der es ſchon nicht mehr durch Waffen, ſondern kraft einer himmliſchen Anziehung waltet. „Zwar auch dieſes Glanzes Strahlen bleichen," wie ja jede Größe. Der Geiſt aber, der dieſe Hügel umſchwebt, vergehe nicht. Es iſt und wird immer mehr der Mittelpunkt der Beſchauung aller Dinge, der Ort der Betrachtung der Weltgeſchicke. Dahin muß aus dem Getümmel fliehen, wer ſie ergründen will; hier concentrirt ſich der ſehnſuchtsvolle Schmerz um die verlorne Jugend der Welt, hier verliert ſich der Geiſt in Ahnung über die Looſe der Menſchheit. Die geſchichtlich philoſophiſche Idee des nothwendigen Wechſels und Untergangs aller Dinge hat hier ihren Anhalt gefunden, und leitet den Blick ſelbſt in das Leben der Gottheit hinüber — zu einer Religionsanſicht, welche näher zu betrachten wir an andrer Stelle Veranlaſſung finden werden. Zuletzt führt das Gedicht zu der Betrachtung, daß alles

aus einem verborgenen Urquell herſtamme und daß man dieſem Urgrund im eignen Buſen auf die Spur kommen könne, wenn aller Schöpfung reiches Leben ihn erfülle, und in dieſer Fülle alles um Einen lichten Punkt ſchwebe."

Das Gedicht beſitzt eine große Klarheit, es iſt durchdrungen von Begeiſterung, und einer Wärme der Empfindung, wie wir ſie in intellektuellen Dichtungen ſelten antreffen. Nur da, wo ſich der Dichter, ganz in ideelle Regionen vertieft, wie gegen den Schluß hin, ſträubt ſich der Gedanke eine leichte und ganz faßliche Form anzunehmen. Höchſt eigenthümlich iſt übrigens die Weiſe, wie ſich in dieſem Produkt der elegiſche Ton mit dem Styl der Ode und beide mit dem Charakter der Ideendichtung verbunden haben.

Das Gedicht war urſprünglich an Humboldt's Freundin, Frau von Wolzogen gerichtet, die es in dem letzten Verſe ſelbſt anredet. Es war keine geringe Auszeichnung, die der geiſtvollen Frau durch dieſe Widmung widerfuhr. —

Wie die Deutſchen das Alterthum überhaupt am tiefſten aufzufaſſen gewußt haben, ſo war es ihnen auch gegeben, Rom am gründlichſten zu würdigen und am ſchönſten zu feiern. Unter den Deutſchen aber ſtehen darin Winckelmann, Göthe und unſer Humboldt Allen voran.

---

Schon im März des nächſten Jahres [1]) verließen Humboldts die Villa di Malta, wo es für ſie zu beengt war, und bezogen eine geräumigere Wohnung in Strada Gregoriana auf Trinita del Monte, ganz in der Nähe des Mittelpunktes für alle Fremden, des ſpaniſchen Platzes. [2])

1) Brun, Römiſches Leben II. 181. 316—17.

2) Eine große Seitentreppe des Pinciſchen Hügels hinan führte der nächſte Weg vom ſpaniſchen Platz in die Strada Gregoriana. Frau von Staël, die dieſen nähern Weg von ihrer Wohnung aus zu gehen pflegte, nannte ihn ſcherzhaft „l'escalier dérobé de Madame de Humboldt." Von dieſem Platze führt eine ſchöne breite Treppe

Nun erſt war es Humboldt vergönnt, ſein Haus zu einem Tempel der Gaſtfreundſchaft zu machen, der jedem irgend Würdigen zugänglich war.

In großen, ſehr hohen Zimmern genoß man der herrlichſten Ausſicht. Sehr hohe Fenſter, ſchön decorirte Zimmer, die Fußböden von Stein — in allem ein recht römiſcher Aufenthalt. Und innen in dieſen Räumen deutſche Geſelligkeit und nordiſches Leben. Jeden Abend verſammelte ſich die bunteſte Geſellſchaft in den Zimmern des Hauſes; jeden Abend trank man Thee, und fühlte ſich in London oder Berlin. Höchſtens ein Theaterabend ſtörte dieſe Gewohnheit, wo man aber doch nicht unterließ, ſo viel Freunde als nur moglich zur Partie zu ziehen. Auserleſene Geſellſchaft ward zur Mittagstafel geladen und nach Tiſch führte man öfter Freunde und Bekannte in ſeinem Wagen durch die Stadt und ihre nächſten Bezirke. Einen Sammelpunkt, wie ihn damals das Humboldt'ſche Haus bot, hat es, nach übereinſtimmenden Berichten, in Rom nicht wieder gegeben.

Vornehm und Gering begegneten ſich hier; der Strom von Fremden, der in Rom unaufhörlich ab- und zufließt, wogte durch dieſe Säle, alle geiſtige und künſtleriſche Notabilitäten waren vereinigt; die deutſchen Künſtler, die ſich in Rom aufhielten, voran. Für den ſtillen Geiſt war die Fülle, die ſich an den gewöhnlichen Abenden verſammelte, faſt zu zerſtreuend. Hier geſellte ein Cardinal ſich zu einem deutſchen Gelehrten; dort mußte ein Maler in Sprachen, die er mühſam handhabte, ſich Stunden lang mit einer Herzogin unterhalten; mehr im Hintergrunde vielleicht ſtand Humboldt in innigem Geſpräch mit Freund Zoëga, während Lucian

---

zur Dreifaltigkeitskirche, wo man einer weiten Ausſicht über die Stadt genießt. Ein hoher Obelisk, einſt in den Gärten des Salluſt aufgerichtet, ſteht vor der Fronte dieſer Kirche. Die nahen Gärten der Villa Medici vollenden die Anmuth dieſes Punktes.

Bonaparte bei der Dame des Hauſes die gefälligſte Unterhaltung genoß. Frau von Humboldt konnte, indem ſie die Honneurs machte, hier wie nirgends den Reichthum ihrer geſelligen Talente entwickeln. Nicht ihr Gemahl, der mehr ſeine Zwecke verfolgte, mehr Einzelne feſſelte, ſondern ſie war die Seele dieſes reichen Cirkels, den ſie nach allen Seiten mit ihrem Geiſt und ihrer Liebenswürdigkeit erfüllte.

Dieſe Schilderung iſt einer Menge faſt gleichlautender Berichte entnommen. Mündliche und ſchriftliche Mittheilungen von Zeitgenoſſen beſtätigten ſie, und ſchwerlich wird man ein Buch über Rom und römiſches Leben jener Zeit aufſchlagen, in welchem dieſes Haus nicht mit dankbarer und rühmender Verehrung gedacht würde

---

Nur im Spätſommer trat meiſt eine Pauſe ein, wenn Humboldt mit ſeiner Familie einige Zeit aufs Land zog. Kaum nach ſeiner Ankunft in Rom miethete er eine Sommerwohnung in Ariccia, wohin er ſich auch ſchon im Juli des nächſten Jahres begab. Doch ein häuslicher Unglücksfall veranlaßte ſchnellen Aufbruch nach Rom und entleidete ihm dieſen Ort für immer.

Im Spätherbſt 1804 finden wir ihn in Albano. Hier und in dem benachbarten Marino machte er wohl jedes Jahr einen längeren oder kürzern Aufenthalt. Auch Excurſionen in die weitere Umgegend wurden zum Theil von dieſen Punkten aus unternommen. So ſchreibt Zoëga 1. Juni 1808 an den damaligen däniſchen Reſidenten, Baron Schubart in Livorno: „Herr von Humboldt hat mehrere Excurſionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umſtände erlaubten mir nicht, ſeine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das eine halbe Tagereiſe [von Rom] entfernt iſt, habe ich ihn begleitet, die

Ueberreſte eines der älteſten Tempel in Italien zu ſehen, die eine intereſſante Ruine bilden mitten in einer großen Wüſte."[1])

Die Gegend um Albano hatte für Humboldt einen unwiderſtehlichen Reiz. Noch im hohen Alter waren ihm „die Tage von Albano" unvergeßlich,[2]) auch fehlt es uns nicht an Aeußerungen von dorther, die uns darthun, wie unbegränzt er in dieſer Herrlichkeit ſchwelgte. Namentlich im Sommer 1804 genoß er dieſes Glück; zwar fehlte ihm die Gattin, die ihrer Geſundheit wegen nach Deutſchland gereist war, vielleicht aber erhöhte auch die Einſamkeit dieſen Genuß. Damals war es, wo er in der beſten Stimmung die Ueberſetzung des Agamemnon ganz von neuem vornahm und in einem Wurf vollendete,[3]) wobei ihm jedoch noch Zeit genug zu anderer Lektüre, wie für Natur und Oertlichkeit, übrig blieb. Nur in einzelnen Stunden mangelte ihm ein Freund, der mitgenießen konnte, wiederholt rief er daher ſeinem Freund Wolf über die Alpen herüber. So ſchrieb er ihm von Marino aus (29. Sept. 1804), nachdem er ihm den Empfang ſeiner neuen Ausgabe des Homer beſtätigt hatte: „Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, die neue Vorrede zu leſen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias geleſen. Hier bei Spaziergängen, in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, ſtecke ich ihn in die Taſche und leſe ihn mit unendlichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn

---

1) Zoëga's Leben. Von Fr. H. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819. Th. II. S. 366.

2) Geſ. Werke, IV. 338.

3) Ebendaſ., III. 33.

ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was gibt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, ſo hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich dieſen Genuß einſam, ſo einſam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menſchen noch deutſch ſpreche, und keiner, auch kein einziger hier iſt, der an dem, was mir eigentlich wichtig iſt, Intereſſe fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen den Genuß erhöhen! Es iſt recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer in ſo weite Zukunft ſtellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft." [4])

Hier wird uns auf die genußreichen Tage, die er in den Umgegenden Rom's verlebte, ein hinlänglicher Blick gewährt. Von größeren Reiſen in Italien, die doch gewiß Statt fanden, wird uns dagegen leider nichts berichtet. Wir wiſſen nicht, ob Humboldt in Sicilien war, wie ihm Florenz behagte, ja nicht einmal, daß er Neapel beſuchte. Das aber iſt gewiß, daß ihm nichts über Rom und römiſche Umgebung ging; jedesmal, wenn er in eines der Thore Rom's wieder einfuhr, hatte er ein Gefühl, das ſich nicht mit dem des vorhergehenden Eindrucks verwechſeln ließ;

---

4) Mitgetheilt bei Varnhagen von Enſe, Denkw. u. verm. Schr., 2. Aufl. V. 154–5.

immer wohler ward ihm in den ſchon gewohnten Räumen, und nur das nahe Lateinergebirge, Alba's ernſte Scheitel, die lichten Höhen Sorakte's und Tibur's Hain gehörten ihm mit zu dem Geſammtbilde der Stadt. [5])

---

Ganz reines Glück wird dem Menſchen ſelten vergönnt. Vielleicht um uns nicht abzuſtumpfen für ſo viel Freuden, miſcht das Schickſal auch Schmerz darunter. Gleich im erſten Jahre traf Humboldt ein ſchwerer Schlag — der Tod ſeines älteſten Knaben. Seit dem Juli (1803) war die Familie ab und zu in Ariccia, um einen Theil der heißeſten Jahreszeit in dortiger Kühle zu verbringen. Gerade dieſen Sommer aber war die Hitze unerträglich, ſelbſt im Gebirge, und beſonders die Fremden fielen als Opfer. Etwa drei Wochen, nachdem H. von dieſem Unglück heimgeſucht worden, meldet er ſeinem Freund Schiller (Rom, 27. Aug.): „Ich ſchreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann ſagen, daß mich, ſeit ich lebe, jetzt das erſte Unglück betroffen hat. Aber der erſte Schlag iſt auch faſt der härteſte, der mich je hätte treffen können." Sein älteſter Sohn, Wilhelm, ſei ihm ſchnell von einem bösartigen Fieber dahin genommen worden. Das Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte ein heftiges Naſenbluten. Sie waren eben in Ariccia, hatten aber den Dr. Kohlrauſch, freilich einen Arzt, der ſo großes Vertrauen nicht verdiente, mit ſich. Dieſer that, was in ſeinen Kräften war; doch in 36 Stunden erlag der Knabe der Heftigkeit des Uebels. „Sein Tod", ſchreibt der Gebeugte, „war ſanft, ſehr ſanft, er hatte fröhliche Phantaſien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der

5) Geſ. Werke, I. 346. II. 136.

Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Gleich nach diesem Unglücksfall eilte die Familie in die Stadt, denn schon drohte ein neuer Unfall bei einem zweiten Kind. Theodor, der jüngere Knabe, war von derselben Krankheit, von dem ärgsten Nervenfieber, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen befallen. Drei Tage verzweifelte man an seinem Aufkommen; allein es gelang, ihn zu retten. Wie sehr die sorgsame Mutter dabei zu leiden hatte, ist von selbst erklärlich; Humboldt rühmt, daß sie sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen habe. Zwar fürchtete er für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels. Doch äußerte es sich nicht so bald, und es wäre in Humboldt's Hause alles wieder leidlich ergangen, wenn der vorangegangene Verlust so leicht zu verschmerzen gewesen wäre. Georg Zoëga, der gerade auch

leidend war, ſchreibt darüber in einem ſeiner Briefe, (2. Sept. 1803): „Die traurige Lage dieſes ſonſt ſo muntern Hauſes, des einzigen, das ich zu beſuchen gewohnt war, und deſſen Bewohner die liebenswürdigſten Leute ſind, die ich hier kenne, hat beigetragen, meinen Geiſt niederzudrücken.“ [1])

Schiller war ſehr ergriffen von dem Verluſte ſeines Freundes. Auch meldete er es ſogleich Göthe'n. „Aus beiliegendem Briefe erſehen Sie leider, daß unſer Freund Humboldt einen harten Verluſt erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich ſehr, weil gerade dieſes Kind das hoffnungsvollſte war von allen.“ [2]) Den 12. September ſchrieb er ſelbſt an den Gebeugten: er könne bei dieſem troſtloſen Fall nichts thun, als ſeinen ganzen Kummer mit ihm theilen. „Sie waren berechtigt,“ ſagte er, „zu den ſchönſten Hoffnungen; wirklich vereinigte ſich Alles, dieſem Kinde ein glückliches Loos zu verſprechen, und nun muß jede Hoffnung ſo gewaltſam zerſtört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieſer Gelegenheit auch in meinen eigenen Buſen zu greifen, und mir den möglichen Verluſt deſſen, was mir theuer iſt, zu denken. Bei meiner ſchwachen Geſundheit hatte ſich die feſte Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in dieſen Fall kommen würde, aber dieſer Verluſt, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen.“ Zugleich rieth er ihm, falls das Clima zu angreifend für Frau und Kinder wäre, lieber alle dieſe Verhältniſſe aufzugeben, „da er doch einmal Herr ſeines Schickſals ſei.“

„Darauf bricht Humboldt nur in neue Klagen aus. „Der erlittene Verluſt,“ entgegnete er am 22. Oktober, „ſteht

---

1) Zoëga's Leben, von Welcker, II. 283.

2) Briefw. zw. Schiller und Göthe, VI. 207.

fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes, als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist.

„Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte.“ Diese aber sei keineswegs vorhanden. Bei dem traurigen Fall seien eigene Verbindungen von Umständen zusammengekommen. Daß das Klima überhaupt nicht ungünstig sei, zeigte die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen gar nie alterirt wurde. „Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt. . . Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen wie abgestumpft. Hier ist Alles, was mich umgiebt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst

der bitterſte Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe beſtehen.“ —

An dieſen Todesfall reihe ich die übrigen Familienereigniſſe während des römiſchen Aufenthaltes an. Riemer, der als Hauslehrer mit nach Rom gegangen war, gab ſchon im nächſten Jahre dieſe Stellung auf und kehrte im Juli deſſelben, mit Fernow, nach Deutſchland zurück. Es hatte ihm in Rom wenig gefallen. Bekanntlich fand er, nach ſeiner Rückkehr, eine ähnliche, ihm in jeder Hinſicht zuſagende Stellung in Göthe's Hauſe. [3]) — Auch nachher rief Humboldt junge Männer aus der Heimath zur Erziehung ſeiner Kinder herbei. So war eine Zeit lang der bekannte Archäolog Fr. K. L. Sickler (geſt. 1836, als Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirektor zu Hildburghauſen), Lehrer in ſeinem Hauſe. [4])

Rumohr erzählt uns auch von einem merkwürdigen Tyroler, Namens Thaney, aus der Gegend von Meran, damals Pfarrer all' anima in Rom, welcher im Hauſe des preußiſchen Geſandten Unterricht ertheilt habe, und den er 1805 dort kennen lernte. Thaney betrieb um dieſe Zeit ganz ſyſtematiſch den Verſuch, ſeine Landsleute, die, in franzöſiſche Corps geſteckt, mit dieſen in die Gegend von Rom kamen, zur Deſertion zu verleiten. Als man ihm auf den Leib wollte, flüchtete er ſich in ſeine Heimath und ſpielte dort im J. 1809 eine ſehr bedeutende Rolle. [5]) —

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Er war ohne Zweifel ſchon zu Paris in demſelben bekannt worden. Wenn aber das Brockhaus'ſche Converſationslexikon ſagt: Von Paris ging Sickler mit der Familie des preußiſchen Miniſters Wilhelm von Humboldt nach Rom, wo er in der günſtigſten Umgebung ſechs Jahre verbrachte, — ſo können wir dieſer Angabe nur theilweiſe Glauben ſchenken. Denn erſtens ging H. nicht ſofort von Paris nach Rom, ſondern brachte dazwiſchen ein volles Jahr in der Heimath zu; dann wiſſen wir, daß ſich Sickler im Jahr 1805 zu Gotha befand, (Siehe das Intell.-Bl. der Jenaiſchen A. L. Z. vom 21. Aug. d. J.) und daß er Rom erſt im Sommer 1811 wieder verließ.

5) F. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Leipzig, 1832. S. 144 u. ff.

Im Anfang des nächsten Jahres, nach dem eben besprochenen Verluſt gebar Frau von Humboldt wieder ein Mädchen (Louiſe), das aber nur zu bald wieder ſtarb. Sie ſelbſt befand ſich, ſei es in Folge dieſer Niederkunft, oder der vorangegangenen Erſchütterungen, in ſo leidendem Zuſtand, daß ſie zu Herſtellung ihrer Geſundheit eine Reiſe nach Deutſchland zu unternehmen für gut fand. Der Arzt, Dr. Kohlrauſch, begleitete ſie. Auf dieſer Reiſe, wie es ſcheint, ſtarb das jüngſt geborene Kind. Sonſt wiſſen wir nur, daß Frau von Humboldt die Freunde in Weimar beſuchte (Mai 1804). Für Schiller mußte es eine ſchmerzliche Freude ſein, nur ſie und auch ſie nur leidend wiederzuſehen; auch verhehlt er es gegen Humboldt nicht, daß er damals viel für deſſen Gattin gefürchtet habe. Von dort begab Frau v. H. ſich nach Paris, wie es ſcheint, zugleich in der Abſicht, über Alexander von Humboldt, deſſen Rückkehr aus der neuen Welt man noch immer ſehnſüchtig entgegenſah, ſchnellere Nachrichten einzuziehen. Wilhelm hatte zwar noch unterm 28. März (1804) zu Rom einen Brief von ſeinem Bruder aus der Havanna, mit der Ankündigung ſeiner Rückkehr, erhalten.[6]) Kurz danach jedoch lief das Gerücht in Europa, der berühmte Reiſende ſei, eben als er heimkehren wollte, am gelben Fieber geſtorben. Nun traf ſich aber, daß Frau von Humbold gerade in Paris war, als Alexander — im Auguſt 1804 — mit allen ſeinen Schätzen in die Garonne einlief. Sobald die Nachricht von dieſem glücklichen Ereigniß zu Paris angelangt war, wurde die Schwägerin durch den Sekretair des National-Inſtituts davon benachrichtet.[7]) Alexander eilte von Bordeaux nach Paris, gewiß hoch erfreut, da ein Glied

6) Angezeigt im Journal de Paris, an. XII. 274.

7) Allgemeine geogr. Ephemeriden von Gaspari. und Bertuch, Weimar 1804, B. 15. S. 116—17.

der Familie, die er erſt Anfang des nächſten Jahres in Rom zu ſehen gehofft hatte, begrüßen zu können.

Frau von Humboldt erlebte im Spätjahr (1804) noch eine Niederkunft. Erſt im Anfang des nächſten Jahres verließ ſie Paris mit geſtärkteren Kräften, und eilte zu dem Gatten zurück, der indeß jenen einſam glücklichen Sommer in Albano verlebt hatte, deſſen wir oben gedachten.[8]) Der neue Ankömmling des Hauſes war ein Knabe, der den Namen Guſtav erhielt, leider aber auch nach wenigen Jahren, und zwar 1807 in Rom ſtarb. Beide Söhne liegen an der Pyramide des Ceſtius, dem bekannten Begräbnißplatze der Proteſtanten zu Rom, und zwar in einem beſondern, vom römiſchen Volke dieſer hochverehrten Familie geſchenkten Bezirk. Zwei gebrochene antike Säulen bezeichnen den Ort, wo ihre Kinder ruhen.[9]) Wie nach einer heiligen Stätte, zog Humboldt noch in ſpäten Jahren die Sehnſucht nach dem Platze, wo die irdiſchen Reſte ſeines geliebteſten Kindes liegen.

„Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Bruſt Verlangen ſie umſchweben
Nur, weil nach jener Stelle hin ſie ſtreben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.[10])

Das Jahr 1805 dagegen war das glänzendſte, welches die Familie zu Rom verbrachte. Nicht nur, daß damals eine große Zahl ausgezeichneter Menſchen dort zuſammentraf, langte im Frühjahr auch Alexander zu längerem Beſuch bei den Seinigen an. Welche Freude für die Brüder, dieſes Wiederſehen nach dieſer Trennung! Wilhelm hat die Empfindungen der Sehnſucht und Sorge um den fernen Bruder in einem denkwürdigen, an ihn ſelbſt gerichteten, im Jahr 1808 von Albano aus geſendeten Gedichte verewigt. Ach! ruft er ihm zu:

---

8) Sie oben S. 78.
9) Fried. Brun, römiſches Leben, II. 320.
10) Geſ. Werke, I. 394.

Ach! alle, die dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stießest von Iberiens Strand.
„O Wind!" so flehten sie, „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer! laß sich in stillen Fluten baden
Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Flut und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!"[11])

Nun waren diese Gefahren überstanden; in Paris hatte er nur die mitgebrachten Schätze geordnet und war dann, selbst ehe er nach Berlin ging, in die Arme des geliebten Bruders geeilt. Voll von den großartigsten Anschauungen einer fast unentdeckten Welt und im Begriff, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte er die ganze Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt, und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit jener hinreißenden Beredsamkeit, der Göthe in einem seiner größten Werke (einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften) ein Denkmal gesetzt hat, breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden! Vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Andrer. Wie erweiterte Alexander den politschen Blick, er, der schon damals verkündete, daß in der neuen Welt überall Eidgenossenschaften entstehen würden; wie fielen vor diesem Bruderpaar die Täuschungen hinweg, in denen das altgewordene Europa begraben lag!

---

11) Ges. Werke, I. 361.

Von den Schätzen, die Alexander recht eigentlich für den Bruder mitbrachte, den ſprachlichen, reden wir nachher. Hier hatten wir des beglückenden Zuſammenlebens zu gedenken, das die Familie während der Dauer dieſes Beſuches, zu Rom und Albano genoß. Alexander begab ſich alsdann nach Berlin, wo er die traurige Kataſtrophe von 1806 erlebte. Bald aber ging er wieder nach Paris, um an der Seite ſeines Reiſegefährten Bonpland, ungeſtört von den Zeitwirren und von den reichſten Hülfsquellen unterſtützt, nur der Abfaſſung ſeiner Reiſedarſtellungen obzuliegen.

---

Die ſechs Jahre, welche der ältere Humboldt zu Rom verlebte, waren im Grunde auch Mußejahre, denn die amtlichen Geſchäfte, die er übernommen hatte, entzogen ihn ſeinem gewohnten Kreiſe wenig. Schiller fürchtete dies; Humbold verſicherte ihn aber, daß dieß nicht der Fall ſei, daß er ziemlich wie ehemals lebe, wenn ihm auch nicht ſo viel Zeit zu Gebot ſtehe, wie früher. „Sie müſſen nur bedenken," ſagt er ihm (22. Okt. 1803), „daß mein Geſchäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beſtändig in Geſellſchaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beſchäftigungen fremd. Der wichtigſte Theil deſſelben beſteht in einzelnen Beſorgungen; dieſe gehen, dem eigentlichen Intereſſe nach, faſt immer Privatleute an, und haben nur inſofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich ſie gerade auf dieſe oder jene Weiſe betreiben ſoll, und als es einen ſelbſt intereſſirt, dem Zwange, den man von Rom aus ſogar auch in den entfernteſten Gegenden noch ausüben möchte, ſo viel es angeht, zu ſteuern. Zeit koſten dieſe Dinge freilich, ſie nehmen mir mehrere Tage

der Woche, wenn ich die weitläuftige Geſchäftscorreſpondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Beſuchen u. ſ. f. Die politiſche Correſpondenz, wenn ſie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten iſt, will auch beſorgt ſein, und da ich alles ſelbſt beſorge, ſo gehört freilich eine gewiſſe Arbeitſamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und ſich Freiheit nebenher zu verſchaffen." Doch gelang ihm dies ſchon. Auch war es ihm ja erwünſcht, durch einigen Geſchäftszwang zu beſtimmterer Zeitanwendung genöthigt zu werden, er fand daher nichts, was ihn die getroffne Wahl und Entſchließung bereuen ließ.

Die auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staats wurden während dieſer Jahre von ſehr verſchiedenen Chefs geleitet. Bis zur Kataſtrophe von 1806 wechſelten, je nach der politiſchen Lage, Graf Haugwitz und Baron Hardenberg einander ab. Vor dem Unglück von 1806 war wieder der Erſtere an die Spitze getreten. Nach dem 14. Oktober wurde der General von Zaſtrow mit der Leituug dieſer Geſchäfte beauftragt; ihm folgte abermals Hardenberg, bis zum Tilſiter Friedensſchluß. Dann folgte Stein's Miniſterium, während deſſen Graf von der Goltz die ſpecielle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte. — Als Humboldt nach Rom kam, traf er daſelbſt ſeinen Vorgänger, Uhden, noch an; den 10. Dec. 1832 reiste dieſer in die Heimath zurück. Wir werden dieſen gleichfalls durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Mann ſpäter noch in näherer Berührung mit Humboldt finden.

Die Lage des preußiſchen Geſandten am römiſchen Hofe war in jener Zeit außerordentlich günſtig und iſt es in ſolchem Grade wohl nicht wieder geworden. Vor Pius VII., der erſt kürzlich den heiligen Stuhl eingenommen hatte, hielt Preußen gar keine ſtehende Geſandtſchaft zu Rom; eben in dieſer Zeit aber ward die Curie, zum erſtenmal nach Jahr-

hunderten, mit Gewaltthätigkeiten bedroht. Dieſe Gewalt erlaubte ſich eine Hauptſchutzmacht des Katholicismus, während die andere für ſich genug zu ſorgen hatte, um an Anderer Rettung zu denken. Schon in den neunziger Jahren begann der Kampf Frankreichs gegen die päpſtliche Macht; der Oberhirt der Kirche ward vertrieben und gefangen, und wenn auch das Land im Jahr 1800 wieder geräumt wurde, blieb doch eine Anzahl der wichtigſten römiſchen Kunſtwerke die Beute des Siegers. Jetzt traten einige Ruhejahre ein; aber mit dem ſteigenden Glücke des franzöſiſchen Kaiſers erneuerten ſich die Inſulten, und als Humboldt Rom verließ, ſah man täglich der Vernichtung der päpſtlichen Herrſchaft entgegen.

Gegen eine Macht, wie die Napoleoniſche, waren alle Waffeu der Curie ſtumpf, der Widerſtand wie die Nachgiebigkeit vergeblich. Der Papſt ging (Dec. 1804) nach Paris, um Napoleon zu krönen; umſonſt. Mit Ueberrumpelung der Citadelle von Ancona (Nov. 1805) begann eine neue Reihe von Feinſeligkeiten, die im Juli 1809 mit der Gefangennehmung und Entführung des Papſtes und mit Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich endigten.

Pius VII. war ein würdiges und geiſtvolles Kirchenhaupt; unter ihm leitete der überaus feine Cardinal Herkules Conſalvi die auswärtigen Geſchäfte. Zwar wurde dieſer ſchon im Juni 1806 genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen; doch insgeheim arbeitete er nach wie vor. Die ſchnell einander ablöſenden Staatsſekretäre, Caſoni, Doria, Gabrielli, waren nur die ſcheinbaren Inhaber des Amtes. [1]) Aber auch die Feinheit und Kunſt dieſes Diplomaten konnte die Verhängniſſe nicht abhalten, die der Kirchenmacht damals von ihren Freunden und Anhängern werden ſollten.

---

1) J. L. S. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Cardinals Herkules Conſalvi. Stuttgart und Tübingen. 1824. S. 49.

In ſolchen Zeiten der Bedrängniß durch alte Freunde ſteigt derjenige in Gunſt, der uns ſonſt ferner ſtand, den wir mißtrauiſch anzuſehen pflegen. Dies erfuhr damals beſonders Preußen, welches keine Unbill übte, und zuletzt ſelbſt von dem gemeinſamen Feinde darniedergeworfen ward, und erfuhr es um ſo mehr, da es einen ſo ausgezeichneten und gewandten Repräſentanten nach Rom geſendet hatte, wie Humboldt — eine Perſönlichkeit, die in jeder Hinſicht imponirte, und deren Eigenthümlichkeit im Vatikan beſſer gewürdigt werden mochte, als nachher manchmal in großen Verſammlungen europäiſcher Diplomaten. Seine Neigung zum Alterthum, zur Kunſt, das Patronat aller fremden Künſtler, nicht blos der deutſchen, noch weniger blos der preußiſchen, das er übernommen und das ſeitdem auf die Repräſentanten Preußens ſich vererbt hat; die ſeltene Gaſtfreiheit und Liberalität ſeines Hauſes, in einer Zeit, wo in Rom oft große Noth und Bedrängniß herrſchte — alles dies gewann Humboldt die beſondere Gunſt und Verehrung des Gouvernements ſowohl als des römiſchen Volkes.

Dies zeigte ſich bei jeder Gelegenheit. Fand etwa eine große Kirchenfeier, eine Heiligſprechung ſtatt, ſo ſtellte man ihm für ſich und die Freunde ſeines Hauſes Zutrittskarten, ſelbſt die Loge der Cardinäle zur Verfügung. Ein andres Mal hatte ein ausländiſcher — aber nicht preußiſcher — Künſtler ſich dergeſtalt gegen eine angeſehene Perſon vergangen, daß er aus Rom verwieſen ward, und keine Vorſtellungen dagegen helfen wollten; Humboldt's Einſprache aber gelang es, die Maßregel zu hintertreiben.[2]) Ja zu ſeinen Gunſten gingen die Römer von feſtſtehenden Einrichtungen ab und gewährten freiwillig, was ſie den Proteſtanten ſonſt nie geſtattet haben. Der Begräbnißplatz derſelben an

2) Aus mündlichen und handſchriftlichen Quellen.

der Pyramide des Ceſtius iſt ein offener, Jedem zugängiger Platz und darf in keiner Art umzirkt oder geſchloſſen werden. Der Familie von Humboldt allein hat das römiſche Volk einen eingehegten Raum unter den offenſtehenden Gräbern zugeſtanden und ihr mit dieſem Platz ein eignes Geſchenk gemacht. [3])

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn Preußen dieſe Zeit und Stellung nicht benutzt habe, damals über ein Concordat mit der Curie zu unterhandeln. Allerdings wäre es klug geweſen; ob aber von Erfolg, iſt zu bezweifeln. Die Curie pflegt ſolche Verträge, namentlich mit nicht katholiſchen Regierungen, nur zu Gunſten der Kirche abzuſchließen; deshalb kam damals der Gedanke gar nicht auf, dergleichen zu wollen. Dann bewies Cardinal Conſalvi zwar eine gewiſſe Nachgiebigkeit gegen die Zeit und die Verhältniſſe; in der Hauptſache jedoch wich er ſelbſt den napoleoniſchen Bajonetten keinen Fuß breit. Er bekannte ſich keineswegs zu den milden Ideen, die ihm einzelne ſeiner proteſtantiſchen Freunde gern geliehen hätten. Was er einräumte, war doch nur Nachgiebigkeit in kleinen Dingen und nie würde er den Grundlagen der Kirche etwas vergeben haben. [4]) So ſtand es ſelbſt in der Zeit der Bedrängniß, da man weit entfernt war, an den Trotz und Rigorismus denken zu können, die erſt der wiedererſtandne Jeſuitismus erneuert hat. Humboldt hat das wohl erkannt. Als nach Wiederherſtellung der päpſtlichen Macht Niebuhr mit dem Beruf, ein Concordat zu unterhandeln, nach Rom geſendet wurde, dachte dieſer gleich an ein Wort ſeines Vorgängers. In einer Unterredung mit Nicolovius, damaligem Direktor der geiſtlichen Angelegenheiten im Miniſterium zu Berlin, ſetzte er die

3) Fried. Brun, a. a O. II. 320. 329.
4) Bartholdy, a. a. O. 73.

Schwierigkeiten auseinander, welche er für seine Mission zu erwarten habe. Er erwähnt dieser Darstellung in einem seiner Briefe. Ueber viele Dinge, hob er hervor, die man in Berlin glaube erlangen zu können, dürfe man nur an Humboldt's Aeußerung denken: „Daß der Engel Gabriel sie zu Rom nicht ausmachen könne. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Classen, solche, die sehr leicht, und solche, die gar nicht zu erlangen wären." [5])

Manche sind nun freilich der Ansicht, daß Preußen nach 1815 etwas mehr oder doch Bestimmteres in Rom erlangt haben würde, wenn es einen geschäftskundigern Unterhändler dorthin geschickt hätte, als den edlen Niebuhr, dessen Geisteskraft und Gelehrsamkeit und Charaktergüte Niemand bezweifelt, dessen Schwäche aber auch Humboldt nicht entging, wenn er äußerte: „Niebuhr spiele unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten." [6])

Hatte nun Humboldt, wie er ja selbst sagt, in der Stellung, mit der er seine diplomatische Laufbahn begann, wenig mit eigentlich politischen Dingen zu thun, so war sie doch sehr geeignet, die Feinheit und Fertigkeit, die ihn in spätern Verhältnissen so auszeichneten, in ihm zu entwickeln. Giebt es einen Ort, wo man alle Kniffe und Pfiffe der gemeinen Diplomatie durchschauen und die Großartigkeit der ächten kennen lernen kann, so ist es Rom. Consalvi allein war schon ein Kopf, mit dem es der Mühe lohnte, sich zu messen.

Von den sonst in Rom während jener Zeit thätigen Diplomaten erwähne ich nur den Cardinal Fesch, als

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Hamburg, 1838. II. 153. Die Herausgeber haben nur den Anfangsbuchstaben gegeben; es kann aber schwerlich ein Anderer gemeint sein, als Humboldt.

6) Berichtet in Dorow's Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur, B. 3. Berlin, 1839. S. 13.

napoleoniſchen Geſandten, und den däniſchen, Baron von Schubart, der, auch in Florenz beglaubigt, gewöhnlich in Livorno reſidirte. Schubart zeigte ſich als Beſchützer ſeiner Landsleute, beſonders der däniſchen Künſtler, ſehr ſchätzenswerth, er war auch mit Humboldt wohl bekannt und ein gern geſehener Gaſt des Hauſes, das wohl auch manche Standesperſonen empfangen mußte, die ſich ſonſt durch nichts Rühmliches hervorthaten. [7])

---

Vorzüglich ſtand das Humboldt'ſche Haus den in Rom lebenden Künſtlern offen, zumal den deutſchen. Es war ein Vereinigungspunkt ſeltner Art, der die verſchiedenſten Richtungen und Talente ſchützend und verſöhnend umſchloß. Humboldt und ſeine Gattin nahmen ein inniges Intereſſe an den Leiſtungen gleichzeitiger Künſtler. Sie beſonders zeigte Hingebung für alle Zweige der Kunſt; ſie ſtand auch den romantiſchen Regionen, in denen namentlich die Malerei, den Bahnen unſrer Dichtung folgend, ihre Heimath aufſchlug, näher, als ihr Gemahl, dem die lichten Geſtalten und ſtrengen Formen der Antike und unſerer claſſiſchen Poeſie das Düſtere, Unklare und zuweilen wirklich Krankhafte vieler neuern Kunſtleiſtungen mehr entleidet hatten. Hiezu kam noch, daß ihn in früheren Jahren von allen Künſten einzig die Dichtkunſt gefeſſelt hatte, die übrigen Künſte dagegen nur, inſoweit ihn ſeine Alterthumsſtudien dahin führten. [1]) Erſt dieſe größern Reiſen bildeten ſeinen Kunſtſinn nach vielen Seiten,

---

7) Humboldt's Verbindung mit Herrn von Schubart wird in Zoëga's Leben von Welcker (II. 233. 342.) ſelbſt als freundſchaftlich bezeichnet. Sie correſpondirten auch mit einander.

1) Früher fürchtete Humboldt, bei dem vorwiegenden Kunſtintereſſe, welches Italien erheiſcht, ſogar, dieſes Land zu beſuchen, weil, wie er meinte, ſein Sinn dafür noch nicht genug entwickelt wäre. Siehe Briefw. mit Sch., S. 232—33.

mit Ausnahme immer der musikalischen, für die ihm die Natur jedes Organ versagt hatte. Schon zu Paris sah er eine Fülle der herrlichsten Kunstschätze, darunter auch jene, deren man Rom und das übrige Italien erst kurz vorher beraubt hatte. Eben so fruchtbar war die spanische Reise. Spanien besaß so manche dem übrigen Europa fast unbekannt gebliebene Kunstwerke. Endlich dieser längere Aufenthalt in Italien und Rom, gerade zu einer Zeit, da eine neue Entfaltung der bildenden Künste, und zwar eine vorzugsweis von Deutschen bewirkte, unter dem Vorbild altitalienischer Meister und der Antike sich dort zu entwickeln anfing.

Sonderbarer Weise, auch hier sollte Humboldt den Anfang einer bessern Zeit begrüßen, ja fördern helfen. Die Malerkunst wandte sich, mit großem Erfolg, zur Tiefe, Innigkeit und Schönheit eines Raphael und Michel Angelo zurück. Dem poetischen Sinn unseres Volkes war es vorbehalten, wenigstens einen Nachglanz jener größern Vergangenheit zu geben. Zu gleicher Zeit strebten jüngere Bildhauer, ihre Darstellungen streng und rein im Geist der griechischen Kunst zu denken und jeder eitlen Bildnerei gänzlich zu entsagen. So ward in beiden Künsten, was bisher auch den hervorragendsten Erscheinungen Italiens und Frankreichs, einem David, Gerard, ja selbst einem Canova noch versagt geblieben, endlich durch Deutsche erreicht. [2]) Bekanntlich ging diese Erneuerung von wenigen Männern aus. In der

---

2) „Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa dreißig bis vierzig Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Worte W. v. Humboldt's vom J. 1825." (Ges. Werke, III. 308.)

Malerei ſchritt Asmus Karſten's aus Schleswig mit den beiden würtembergiſchen Künſtlern Eberhard Wächter und Gottlieb Schick, in der plaſtiſchen Kunſt der Däne Thorwaldſen und der deutſche Bildhauer Rauch, der Thorwaldſen in verwandtem Streben auf dem Fuß folgte, voran. Als Humboldt in Rom eintraf, war Karſtens leider ſchon geſtorben, unſer noch lebender Veteran Wächter ſchon in die Heimath zurückgereiſ't; dagegen feierte Thorwaldſen eben dort ſeine erſten Triumphe; Schick war kurz zuvor erſt nach Rom gekommen und fand hier erſt den rechten Boden. Etwas ſpäter langte auch der noch ganz junge Rauch zu Rom an. Damals traten, in ſchneller Folge, die erſten namhaften neuern Kunſtwerke ans Licht, vor allen Thorwaldſen's Jaſon und Schick's Apollo unter den Hirten.

Wie hätte Humboldt einen ſolchen Umſchwung ungenützt oder unbeachtet laſſen ſollen, welcher noch dazu faſt nur von ſeinen Landsleuten hervorgerufen wurde! Uns iſt nur merkwürdig, daß er auch hier einen neuen Aufſchwung begrüßen und ſich auch hier von dem Mittelpunkte deſſelben erſt entfernen ſollte, als man bis zu einem gewiſſen Höhepunkt gelangt war, und, wie es immer in der erſten Zeit der Entwicklung zu ſein pflegt, dieſe noch in rechter Friſche und Geſundheit daſtand, während nach ſeinem Abgang die Kunſt ſich allerdings noch reicher entwickelte, aber doch auch, wie ſchon vorher die deutſche Poeſie, von manchem trüben Elemente verdüſtert ward. Dieſe Erſcheinung begegnete ihm zu Rom kaum erſt in ihren Anfängen; denn als die eigentlichen Meiſter dieſer ſpätern Zeit, die Cornelius und Overbeck, in Rom eintrafen, war er von dort ſchon abgegangen; ſeine Gemahlin nur verweilte länger da, kehrte mehr denn einmal

---

3) Auch Humboldt erinnert an Karſten's Verdienſte. Siebe geſ. Werke, III. 313—14.

dahin zurück, und fand noch die schönste Gelegenheit, ihren vielseitigen Kunstsinn zu bethätigen. [4]) Auch verdiente diese Kunstentwicklung solchen Antheil in hohem Grade, mehr vielleicht, als die schon von uns mit ihr verglichene romantische Dichtung. Denn während in unsrer Poesie die Meisterwerke entschieden vor dem Eintritt der eigentlich romantischen Epoche liegen, hat namentlich die Malerei — diejenige Kunst, welche nach der Musik am tiefsten auf dem Boden der Romantik wurzelt — seitdem einen immer größeren Aufschwung genommen, und, trotz mancher krankhaften Elemente, Werke hervorgebracht, mit welchen sich aus jener ersten Entwicklungszeit wohl nur jene Meisterstücke von Schick und Thorwaldsen messen dürfen. Schick gab als Maler ein wirklich vollgültiges Vorzeichen dessen, was diese neue Kunstentwicklung zu leisten im Stande sein werde, ja, nach der Ansicht vieler Kundigen, bleibt es zweifelhaft, ob diesem so gesunden und strebenden Künstler, falls ihn der Tod nicht mitten in seiner Laufbahn abgerufen, selbst ein Cornelius die Palme entwunden haben würde?

Daß Humboldt auch den Fortgängen der neuern Kunst seine Aufmerksamkeit keineswegs entzog, davon hat er, an der Spitze der Kunstfreunde im preußischen Staate, bis in seine letzten Jahre hinlängliche Beweise gegeben. Allerdings mochte er manchmal mit Vorliebe auf die Zeit hinblicken, wo er die ersten Anfänge dieses Aufschwungs begrüßt und gefördert hatte, und manche trübende Einwirkungen sich noch nicht fühlbar gemacht hatten. Dagegen hielt ihn sein guter Genius fern davon, solcher Mängel und Einseitigkeit wegen die Vorzüge der späteren Kunstentfaltung zu verkennen, sich

---

4) Als Zeugnisse ihres Kunstsinns und regen Antheils liegen unter andern Briefe an ihre Freundin Friederike Brun vor, mitgetheilt von Lyterer in ihrem „Römischen Leben," II. 320—24. Vergl. auch ebendas. I. 37—38.

wohl gar mit Göthe'n für Leute wie Hackert zu begeiſtern, und der Kunſt etwa, auch in Rückſicht auf Stoff und Gehalt, Gränzen zu ziehen, die kaum für die Plaſtik volle Gültigkeit haben, die Schöpfungen anderer Künſtler aber, gleich denen des Dichters, nur zu leicht kalt und leer werden laſſen. Humboldt wußte zwar, daß in Anmuth und Strenge der Form die Antike uns Vorbild bleiben müſſe, aber er wußte auch, daß in der Malerei nicht das Alterthum die größten Muſter hinterlaſſen; er verehrte ſeinen Raphaël zu hoch, um nur in antiken Stoffen die Fundgrube der Kunſt, und gar der Malerei zu erblicken; er forderte vielmehr Uebung an den verſchiedenſten Stoffen, mythiſchen und hiſtoriſchen, antiken und modernen, an Gegenſtänden „des ehrwürdigen wie des reizenden Alterthums," der griechiſchen wie der chriſtlichen und neuern Dichtung, und meinte, daß es gerade bei antiken Stoffen doppelt nöthig ſei, ſie recht mit dem Geiſt und der Empfindung unſerer Zeit aufzufaſſen und zu beſeelen. In einer der vor den Kunſtfreunden des preußiſchen Staats gehaltenen Reden hat er ſein Glaubensbekenntniß darüber deutlich ausgeſprochen. „Den Alten," ſagt er, „war es vorzüglich eigen, den Gedanken ſo tief und ſo vollſtändig in die Erſcheinung zu legen, daß er gleich rein und lebendig wieder ſiegreich aus ihr hervorging. Eine Kunſt, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenſtände aus demſelben behandelte, ſich nicht die Nachahmung ſeiner vollen und durch nichts anderes, als ihre organiſche Nothwendigkeit bedingten Naturwahrheit zur feſten Regel machte, würde bald in Formloſigkeit und ermüdende Leere verſinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn ſich anſchließend, kann ſie ſich mit Vertrauen dem Geiſte derer, welche ſie üben, und dem Geiſte des Jahrhunderts überlaſſen, und iſt ſicher, in jedem Forſchritte der Zeit ein angemeſſenes Gepräge

zu finden, von keiner Richtung des Gedankens und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben. [5])

Verdankte Humboldt dem römischen Aufenthalt gewiß einen großen Theil seiner Kunsteinsicht, so hat er aber auch diesen Gewinn schon zu Rom den Künstlern seiner Zeit reichlich zu vergelten gesucht. Denn es war mehr als gewöhnliche Gastfreundschaft, was sie in seinem Hause genossen. Er und die Gattin förderten Kunst und Künstler mit Rath und That. Sie sorgten für dieselben, wenn sie erkrankten; sie stellten Geldmittel zur Verfügung, damit sie nicht gedrängt würden, ihre Leistungen zu verschleudern. Sie trugen selbst Arbeiten auf, trugen nicht wenig bei, Werke und Künstler in die große Welt einzuführen und dem echten Verdienst Ruf und Anerkennung zu verschaffen. Davon gar nicht erst reden, was die Künstler in diesem Hause an Geistes- und Geschmacksbildung gewannen, wie ihnen hier der heimathliche Genius reich und lauter entgegenströmte.

Gewiß waren auch die italienischen Künstler, ein Camuccini, vor allem aber Meister Canova, in regem Verkehr mit dem Hause; ungleich heimischer aber freilich die deutschen und Deutschland verwandten Künstler. Wir wollen die bedeutendsten Männer anführen, aber nur bei denjenigen verweilen, die der besondern Gunst des Hauses sich zu erfreuen hatten.

Als Humboldt's nach Rom kamen, fanden sie Thorwaldsen schon dort, auch einen geringern Bildhauer, Heinrich Keller von Zürich; von Malern den österreichischen Pen-

---

5) Diese Reden finden sich jetzt in den ges. Werken, III. 307—33, die obige Stelle S. 368. Man vergleiche, um seine Ansichten über unsre neuere Kunst näher kennen zu lernen, besonders auch S. 325 (über die Vorzüge der deutschen Kunst überhaupt, auch der altdeutschen), 334—35 (das menschliche Gemüth und die Ideenwelt sind die Seele der neuern Kunst!) und S. 341—43 (über antike und moderne Kunst, und über Raphaël).

ſionair Abel, und den jungen Schick von Stuttgart, dann die Landſchafter Carl Reinhart — den bekannten Veteran deutſcher Kunſt in Rom, Joſeph Koch, den Tyroler, und den Engländer Wallis, den Zeichner und Kupferſtecher Gmelin, den Landſchaftszeichner Carl Graß und die längſt in Rom heimiſche Portraitmalerin Angelika Kaufmann. Faſt jedes Jahr brachte einen Zuſchuß von Talenten, zumeiſt ſolchen, in denen ſich ſchon mehr die neue romantiſche Richtung ankündigte. So die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, von Malern die beiden Brüder Riepenhauſen, Wagner von Würzburg, Jagemann von Weimar, Platner aus Leipzig, zuletzt Leybold und Steinkopf von Stuttgart. Auch den Maler Müller wollen wir nicht vergeſſen, der freilich als Dichter bekannter iſt, in der Kunſt nur Dilettant blieb, doch als Kenner und Kritiker ſchätzbar war. — Humboldt ſelbſt ſcheint beſonders Gmelin Gunſt und Neigung geſchenkt zu haben. Er nennt ihn gegen Schiller einen unendlich braven Menſchen. [6]) Auch Graß, von Geburt ein Liefländer, war gern im Hauſe geſehen. Er war kein großer Künſtler, aber ein mannigfach gebildeter Menſch, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Schiller's, am bekannteſten durch eine ſicilianiſche Reiſebeſchreibung; übrigens dichtete er auch ſelbſt, freilich nur ſchwache Nachklänge des großen Meiſters. Im Morgenblatt ergoſſen ſich die Schleußen dieſes Talentes; da findet ſich auch „ein Abſchied vom Sommer. An Frau v. Humboldt, Pallazzuola, den 8. Okt. 1808." [7]) Humboldt ſelbſt trieb ſeinen Scherz mit ihm. So erzählte uns Jemand, der die Familie im Herbſt 1808 in Albano begrüßte und vor dem Mittagstiſch ſich in der Gegend umſehen wollte, Humboldt habe ihm geſagt: Wenn ſie einem Menſchen begegnen ſollten,

---

6) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 457.

7) Morgenblatt, 4. Okt. 1813.

dem der eine Hemdkragen herunterfällt, während der andere tüchtig in die Höhe steigt, dann haben sie das Genie des Landschaftmalers Graß vor sich. Der Fremde fand die scherzhafte Ankündigung auch bestätigt.

Mehr aber als alle genannten erfreuten sich drei große Künstler, Thorwaldsen, Schick und Rauch, der Gunst und Liebe dieses Hauses. Alle drei waren eben im Aufblühen begriffen. Thorwaldsen hat dieser Gunst sich stets mit treuer Liebe erinnert. Wer, sagte einst seine Landsmännin Fried. Brun, [8]) wer hat mit innigerem Gefühle und reinerer Kunstfreude unsers Thorwaldsen's Gebilde begrüßt, als Karoline von Humboldt und ihr Gemahl? Wo fand der junge Künstler höhern Lohn, als in der gastfreundlichen Wohnung, die sie den Künstlern auf der Trinità dei Monti zu Rom eröffnet hatten? Als sein Jason, seine erste, so berühmt gewordene Statue, eben aus der Form getreten war, veranstaltete seine begeisterte Landsmännin eine Art Fest, dem nächst vielen Künstlern auch der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder der preußischen Königin, beiwohnte und bei dem Humboldt's natürlich nicht fehlen konnten. [9]) — Thorwaldsen führte später eines seiner schönsten Werke, seine Speranza, für Frau v. Humboldt in Marmor aus. [10]) — Nicht minder früh erkannten Humboldt's das große Talent des Malers Schick. Sie waren ihm schon in Paris begegnet, wo er, unter David, seine ersten Studien gemacht hatte. In Rom trafen sie ihn im schönsten Aufstreben, und widmeten ihm jede Gunst. Er konnte sich fast als ein Glied des Hauses betrachten, und hatte Ursache genug, in jedem seiner Briefe in

8) In einem, Frau v. Humboldt gewidmeten Aufsatz: „Etwas über Albert Thorwaldsen, den Dänen, Bildhauer zu Rom", Morgenblatt, 10.—18. Aug. 1812.

9) Brun, Römisches Leben, II. 100—101.

10) Ebendas., II. 332.

die Heimath dieſer Begünſtigungen auf's rührendſte zu gedenken. „Das Haus des preußiſchen Geſandten", ſchrieb er im April 1803 an die Seinigen nach Stuttgart, „iſt der Sammelplatz aller verdienſtvollen Männer von Rom; unter allen Menſchen, die ſich dort verſammeln, bin ich allein, der keinen Titel hat, und von geringem Herkommen iſt, doch bin ich durch hundert Proben ſchon überzeugt, daß ich nicht der am wenigſten geliebte bin. — Dieſem Hauſe verdanke ich es, wenn meine Geiſtesfähigkeiten ſich um einige Grade erweitern." Ein andresmal erzählt er, daß Herr v. Humboldt ihm ſelbſt die Eingabe aufgeſetzt, mit der er eines ſeiner Bilder an den Herzog von Würtemberg begleiten ſollte. Schick war auch ein vortrefflicher Portraitmaler, und hat gerade in dieſer Hinſicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'ſche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönſten gehören, was die moderne Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schloſſes Tegel gehören. Es ſind folgende: 1. Die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt); 2. Das Portrait der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. Das Portrait der älteſten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngſten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe ſich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer ſitzen. Dieſe und noch manche andre Arbeit fertigte Schick für Humboldt, ſo oft er eben von größern hiſtoriſchen Gemälden ausruhte. Durch dieſe Bilder, die nicht nur in öffentlichen Ausſtellungen zu Rom, ſondern im Humboldt'ſchen Hauſe ſelbſt einen weiten Kreis von Bewunderern fanden, gelangte Schick eben ſo als durch ſeine namhafteſten Werke zu einem großen Künſtlerruf. Als Humboldt's Rom verlaſſen hatten, verbreiteten ſie dieſen auch noch nach Wien und Berlin. Leider erkrankte Schick ſchon nach wenigen Jahren,

und konnte daher der Einladung nicht mehr folgen, die ihn auf's freundlichſte auch nach Wien rief. Wahrſcheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben. — Humboldt hatte dies ſchon eingeleitet — aber er ſtarb leider, kurz nach der Rückkehr in ſeine Heimath, den 7. Mai 1812 zu Stuttgart. Ein unvollendetes Oelbild, Chriſtus, als Jüngling, ſchlafend und von Engeln bewacht, wollte Frau v. Humboldt um jeden Preis erwerben, allein es war auch um den höchſten der Familie nicht feil. Sein Hauptbild, Apollo unter den Hirten, ziert jetzt die königliche Gallerie in Stuttgart. — Der dritte von ihnen auserwählte Künſtler war der Bildhauer Rauch. Er kam, von Berlin aus, im Jahr 1805 nach Rom, und fand ſechs Jahre lang die zärtlichſte Gaſtfreundſchaft in Humboldt's Hauſe. Er arbeitete während dieſer Zeit auch einige Statuen für die Familie: z. B. Mars und Diomedes verwundet, dann die Statue eines elfjährigen Mädchens (wenn ich nicht irre, einer Tochter Humboldt's), die ſpäter auch in Marmor ausgeführt wurde.

Mit Recht ſagt der Dichter: „es ſei vortheilhaft, den Genius zu bewirthen.“ Nicht nur an Einſichten bereichert, ſondern auch durch den Beſitz vorzüglicher Kunſtwerke, kehrte die Familie von Rom zurück.

---

Bei weitem weniger Anregung fand Humboldt doch für die ihm eigenſten Geiſtesbeſtrebungen zu Rom, ſobald man nämlich von dem Lande, von den Erinnerungen, von den Schätzen abſieht, die in dieſer Stadt und ihrer Umgegend angehäuft worden. Welche Koſtbarkeiten vereinigt allein die Bibliothek des Vatikans! Und wie manches fand gerade Humboldt für ſeine Zwecke, das er außerhalb Rom vergeblich geſucht haben würde, namentlich für ſeine umfaſſenden

Sprachſtudien, für welche, zumal in jener Zeit, Niemand ſo vorgeſammelt haben konnte, als die Propaganda zu Rom. H. gedenkt ſelbſt der Sachen, die ihm die reiche Bibliothek des Collegio Romano bot. [1]) Er ſammelte auch während des italieniſchen Aufenthalts amerikaniſche Grammatiken; [2]) die Unterſuchungen über die koptiſche Sprache kamen gerade damals in Schwung; ja das bekannte Muſeum des Cardinals Borgia zu Velletri reichte ſelbſt zu hieroglyphiſchen Forſchungen Materialien dar. Der claſſiſche Boden überhaupt mußte einem Geiſt, der ſchon in der Ferne in ſeine Heiligthümer eingedrungen war, ganz unermeßliche Schätze darbieten!

Freilich beſchäftigte alles dies ſeinen Genius nur von einzelnen Seiten; die perſönliche Anregung fehlte noch dazu faſt gänzlich, und wir wundern uns nicht, ihn deshalb immer noch ſehnſüchtig nach der Heimath und ſeinen deutſchen Freunden zurückblicken zu ſehen. So ſchrieb er in einem Briefe vom 20. Juli 1805 an F. A. Wolf: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erſte eines geiſtvollen Geſprächs. Was es hier auch an wiſſenſchaftlichem Umgang gibt, ſo iſt es trocken und hölzern. Selbſt Zoëga'n, der ſonſt intereſſantere Anſichten hat, fehlt es an lebhaftem Intereſſe. Er iſt ein allgemeiner Indifferentiſt und Skeptiker, und wenn auch wirklich ſeine Gelehrſamkeit dadurch weniger Schaden leidet, ſo verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig ſein, Zoëga zu ſehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang ſo wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann ſagen, ſogar niederſchlagend dafür iſt."

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache, S. 284.

2) Siehe oben S. 50.

„Sie wiſſen," fährt H. in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe fort, „daß wir Spalding [den Philologen von Berlin] hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal ſo viel genoſſen, als ſonſt möglich geweſen wäre. Er iſt auch, finde ich, in der That noch geiſtloſer geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als von langen und kurzen Sylben und Etymologien zu reden. Hier war er nun aber ganz in ſeine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchſtens ſechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en familie Karten ſpielte? Unſerer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth, mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſten bald angeeckelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

„Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen

hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten." [3])

Daß ihm unter den römischen Gelehrten Monsignor Marini, der Vorgänger des Cardinals Mai als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, noch am meisten galt, sagt Humboldt selbst; Fea, der bekannte Herausgeber des Horaz, wird gut genug bezeichnet; von sonstigen Berühmtheiten ist aber fast nichts zu sagen. Nennen will ich jedoch einen Pater Paolino, geborenen Oesterreicher, der in einem römischen Carmeliterkloster lebte und sich schon damals als Forscher der Sanskritsprache hervorthat. — Unter den Fremden, die sich in Rom niedergelassen, traf man schon mehr in Wissenschaften ausgezeichnete Männer, so den greisen Marquis d'Agincourt der sich durch seine Geschichte der Kunst in der Zeit des Verfalles verdient gemacht, den gelehrten Schweden d'Ackerblad, der als Gesandtschaftssekretair lange in Rom lebte, namentlich aber mehrere Deutsche. Fernow verließ Rom schon 1803, erschien aber auch in dieser kurzen Zeit als schätzenswerther Umgang. Er war ein eifriger Kantianer, und schon dadurch mit H. in Berührung, er setzte dieses System selbst mit der Kunstkritik in näheren Bezug, dabei war er ein tüchtiger Litterator, namentlich Kenner der italienischen Sprache und Dichtung. Ein Aufsatz in seinen römischen Studien (Th. II. Zürich 1806, S. 171—4: „über den Begriff des Kolorits,") ist Frau v. Humboldt gewidmet. Er gedenkt darin auch der schönen, in ihrem gastlichen Hause,

3) In Varnhagen's Denkw. 2te Aufl. II. 155—58 mitgetheilt.

wo er faſt jeden Abend zugebracht hatte, verlebten Stunden. [4]) — Des Archäologen Sickler haben wir ſchon gedacht. [5]) Am meiſten aber intereſſirt uns, wie Humboldt ſelbſt, der treffliche Georg Zoëga, von Geburt ein Jütländer, ſeiner Bildung nach jedoch durchaus Deutſcher. Seine große Kenntniß des Alterthums, ſeine Sprachkunde, endlich ſeine genaue Bekanntſchaft mit der Oertlichkeit des alten und neuen Rom machten ihn für H. zu einer höchſt anziehenden Erſcheinung, wie ſie ja noch Jedermann in ſeinen von dem geiſtvollen Philologen F. G. Welcker herausgegebenen Briefen ebenſo liebenswürdig als bedeutend entgegentritt. Leider ward dieſe ſchöne Natur durch Sorgen und Unglücksfälle zu früh gebrochen, ſo daß Humboldt den Umgang mit ihm, der in andrer Beziehung ſo unſchätzbar war, wie wir eben ſahen, nicht mehr durchweg beglückend fand. Für Zoëga aber, in ſeinen letzten trüben Lebensjahren, war dieſer Umgang um ſo labender; er wohnte ſchon länger in Strada Gregoriana und bekam nun Humboldt zum freundſchaftlichen Nachbar. Auch war das Haus das einzige, das der damals ſchon faſt immer kränkelnde Mann zu beſuchen gewohnt war. Humboldt erkohr ihn nicht blos in Rom, ſondern auch den Umgegenden gar gern zu ſeinem Begleiter. [6]) Wie hätte er auch einen geeigneteren finden ſollen! Dafür ſtand er jenem wieder bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten theilnehmend, fördernd und belebend zur Seite; er folgte ihm ohne Zweifel auf das Gebiet der koptiſchen Sprache und der erſt nachmals tiefer erforſchten Hieroglyphen; er begleitete ſeine an Ort und Stelle angeſtellte Unterſuchung der antiken Basreliefs, ſo wie der Topographie von Rom. Wenige Zeit, nachdem H. Rom

---

4) Fernow's Leben von J. Schopenhauer, Tübingen 1810. S. 281. 421. u. Friederike Brun, römiſches Leben. I. 177–79.

5) Siehe oben S. 84.

6) Siehe oben S. 77–78.

verlaſſen, ſchon am 10. Febr. 1809, ſchied Zoëga aus dieſem Leben. [7])

Doch wenn auch der Gewinn für Humboldt von den auf ſeinen Reiſen angeknüpften Bekanntſchaften nicht immer gleich ergiebig ausfiel, ſo leiſteten dennoch viele ſpäter, bei ſeinen erweiterten Sprachſtudien, noch manchen Dienſt. Wie viele fruchtbare Verbindungen hatte er faſt in allen Theilen Europa's großentheils perſönlich geknüpft!

---

Und welche Fülle verſchiedener Anregung brachte die Maſſe von Menſchen, die aus allen Ländern nach Rom ſtrömte, in ſeine Nähe. In jenen Jahren zumal, wo Italien nach längerer Unterbrechung wieder zugängig wurde, wo Viele ſo gern aus der gedrückten Heimath flohen, während Andre über die Alpen gingen, um den romantiſchen Geiſt an der erſten Quelle zu ſchöpfen. Das meiſte Intereſſe gewähren uns auch hier die Landsleute, und unter ihnen die geiſtigen Größen, deren wir gedenken können.

Es fehlte aber auch nicht der vornehme und fürſtliche Zuſpruch. Eine Fürſtin von Rudolſtadt nennt Humboldt in einem ſeiner Briefe an Schiller. Um dieſelbe Zeit (1803) hielt ſich auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der unvergeßlichen Königin Louiſe, länger zu Rom auf. Er war ſehr intim mit dem Humboldt'ſchen Hauſe. Einige Jahre ſpäter kam der Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha, ein großer Muſikliebhaber, der die vornehmen Familien der Stadt zu theatraliſchen Aufführungen um ſich verſammelte. Die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg eilten ab und zu, und was wäre nach Rom gekommen, ohne dieſem

---

7) Zoëga's Leben von F. G. Welcker. Stuttgart u. Tüb. 1819. II. 283. 342. 366. 413. — Frieder. Brun, a. a. O. I. 77 — 79.

Hauſe zu begegnen, mochte es nun in Rom ſelbſt oder, wie jedes Jahr einen Theil des Sommers, in Albano ſich befinden.

Gleich bei ihrer Ankunft in Rom trafen Humboldt's Bonſtetten und Friederike Brun an, letztere mit ihrer Tochter Ida, nachmaliger Gräfin von Bombelles. Sie verweilten damals bis Juni 1803 und kehrten in den Jahren 1807 und 1808 abermals in Rom ein. Bonſtetten und unſer Humboldt ſtanden ſich ihrer Natur nach ziemlich fern; Friederike Brun knüpfte ſchon durch Frau von Humboldt ein innigeres Band, ſie gedenkt des Hauſes und der Familie oft in ihren Reiſeſchriften und ſtets mit innigſter Liebe. Humboldten verglich ſie wegen ſeines Sarkasmus, ſeiner Scherzreden und Paradorien, die gerade ihre Sentimentalität häufig genug herausfordern mochten, mit einem ihrer däniſchen Freunde, einem Grafen Cajus von Reventlow; ſogar die Schriftzüge beider fand ſie täuſchend ähnlich. Während ſie von jenem aber doch nur mit Ehrerbietung redet, ſpricht ſie von der Gattin wie von einer Seelenfreundin und mit eben ſo viel Begeiſterung. So erklärte ſie geradezu, die Gräfin Louiſe zu Stolberg, Frau von Staël und Caroline von Humboldt ſeien die drei geiſtreichſten Frauen, die ihr in ihrem Leben begegnet. Auch aus der Ferne correſpondirten ſie mit einander, beſonders über Rom und die Fortſchritte der Kunſt daſelbſt. Friederike Brun wünſchte nichts ſo ſehr, als in Rom auch begraben zu werden; Frau von Humboldt hatte ihr neben ihren Söhnen die Ruheſtätte verſprochen: ſie ſtarb aber erſt im Jahr 1835, und zwar nicht in Rom, ſondern in ihrer Heimath zu Kopenhagen. [1]) Sie hat, in ihrem Buche „Römiſches Leben", auch einige Briefe ihrer Freundin mitgetheilt (I. 37—38, und II. 320—34).

---

1) Vergl. Fr. Brun, römiſches Leben, I. 171—173, 303 (wo ſie ein Weihnachtsfeſt beſchreibt, das ſie ihrer Ida und den befreundeten Humboldt'ſchen Kindern bereitete), II. 319—20.

Im Jahr 1803 kam ein Landsmann der Brun, Chriſtian Gierlew, nach Rom, ein junger Philolog, der für Humboldt ein lebhaftes Intereſſe nahm und ſich von Schütz in Jena an ihn empfehlen ließ.[2]) Faſt gleichzeitig kam auch der nachher ſo berühmt gewordene Architekt Schinkel von Berlin an. Beide blieben den Winter in Rom und reisten im Jahr 1804, in Begleitung des Landſchaftmalers Graß und des jungen ſchwäbiſchen Gelehrten Rehfues von Tübingen, gemeinſchaftlich nach Sicilien. Schinkel werden wir ſpäter in bedeutendem Zuſammenwirken mit Humboldt treffen. — Auch das Jahr 1804 brachte wieder mannigfache Erſcheinungen, ſo den Grafen Adam von Moltke mit ſeiner Familie, der mit Niebuhr eng befreundet war, auch Humboldt kennen lernte und dieſen beiden großen Männern die erſte Kunde von einander zubrachte. Moltke ſelbſt machte ſich durch eine Sammlung Gedichte bekannt, die er im Jahr 1805 drucken ließ. Humboldt gedachte ſeiner auch ſpäterhin ſehr freundlich und ließ ihn das durch Niebuhr wiſſen.[3]) — Auch Kotzebue machte dieſes Jahr ſeine italieniſche Reiſe, die er alsdann mit ſeiner berüchtigten Klatſchhaftigkeit beſchrieb. — Endlich langte auch Tiedge mit Frau von der Recke, Ende des Jahres 1804, in Rom an.

Das glänzendſte von allen aber war das Jahr 1805: wo A. von Humboldt ſeinen Bruder beſuchte, Frau von Staël mit Sismondi und A. W. Schlegel, Ludw. und Fried. Tieck, die Gebrüder Fr. und Joh. Riepenhauſen, C. F. von Rumohr, Rehfues, Sophie Bernhardi (Tieck's Schweſter, auch Dichterin) und ihr ſpäterer Gemahl, der liefländiſche Baron von

2) Siehe Briefw. von Schütz, herausgeg. von deſſen Sohne, K. Jul. Schütz, I. 115 und 118. Die daſelbſt mitgetheilten Briefe von Gierlew an Schütz ſind, glaube ich, unrichtig datirt. Der eine, von Paris, iſt vermuthlich vom 23. April 1803, der andere, aus Neapel, vom 5. Juni 1807.

3) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen ꝛc. Th. I. (1838), S. 425, II. (1838), S. 87—88.

Knorring ꝛc. auf kürzere oder längere Zeit nach Rom kamen. Alexanders Beſuch haben wir ſchon erwähnt.[4]) Seine Anweſenheit trug nicht wenig dazu bei, die Geſellſchaft, die ſich damals dort zuſammenfand, noch mehr zu beleben. Der Familie und den Gäſten blieben die Tage, die ſie damals in Rom, in Albano und in Tivoli verlebten, unvergeßlich. Auch Rumohr erinnert ſich in ſeinen Reiſewerken mit lebhafter Freude derſelben.[5]) Alexander traf ſchon im Frühling zu Rom ein und brachte mehrere Monate dort zu. Im Auguſt war er in Neapel und beſtieg am 12. mit ſeinen Freunden L. v. Buch und Gay-Luſſac den Veſuv.[6]) — Früher noch als Alexander waren Frau von Staël und A. W. Schlegel in Rom angelangt. Ihre Wohnung am ſpaniſchen Platze lag der Humboldt'ſchen ſo nah, daß man ſich jeden Augenblick ſehen konnte.[7]) Die beiden Frauen nicht nur, auch Humboldt und Schlegel berührten ſich ſehr, die letzteren jetzt weit mehr als in den Jenaer Tagen. Es ſcheint mir ſogar, als wenn die beiden ziemlich gleichzeitig entſtandenen Gedichte auf Rom, die wir von dieſen Männern beſitzen und die in ihrem Ideengehalt die Verwandtſchaft auch nicht verleugnen, einer Art Wetteifer zwiſchen ihnen zu verdanken ſeien; ja, daß Schlegel durch Humboldt's Elegie zu ſeinem Gegenſtücke angeregt worden. Aber wie drückt ſich der Gegenſatz dieſer Charaktere auch in dieſen poetiſchen Ergießungen ab! In dem Humboldt'ſchen Gedicht ein faſt Schiller'ſcher Schwung, große Energie des Gedankens wie des Wortes, tiefe, faſt ſchwärmeriſche Empfindung, zuletzt eine Verſenkung in die Ideenwelt, wie ſie in indiſchen Lehrdichtungen zu Hauſe iſt, und die die

4) Siehe oben S. 86—88.

5) C. F. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Lpzg. 1832. S. 120—21.

6) Nach einem Aufſatz über A. v. Humboldt, der ſich in der zu Leipzig erſcheinenden „Illuſtrirten Zeitung," 1844, Nr. 29 findet.

7) Siehe oben S. 75 in der Note.

Anſprüche an poetiſche Klarheit und Helle manchmal vergißt, dabei in der Form modern und faſt dithyrambiſch, — bei Schlegel eine geiſtvolle, ſehr verſtändige Reflexion, eine gewiſſe Nüchternheit, aber auch Dürre, und bei großer Kühle ein um ſo auffälligerer Glanz, endlich eine ſolche Glätte und Gefeiltheit der Form, daß das Gedicht mit Recht als Muſterſtück ſtrenger Behandlung des antiken Verſes betrachtet wird. Humboldt's Gedicht iſt ſeiner Freundin und Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, das Schlegel'ſche deſſen langjähriger Begleiterin, Frau von Staël zugeeignet.[8]) — Auch mit Herrn von Rumohr knüpfte ſich eine dauernde Verbindung. Noch in ſpätem Alter gedachte dieſer mit freudiger und dankbarer Empfindung der angenehmen und lehrreichen Abende, die er in Wilhelm Humboldt's Hauſe verbracht, ſo wie der Liebenswürdigkeit der Dame, die dort die Honneurs machte.[9]) — Es war dies auch das Jahr, wo die neuromantiſche Richtung der Deutſchen in Rom einrückte, und zwar durch Tieck und Schlegel gleich in ſo mächtiger Vertretung, daß die Wirkung in dieſer Kunſtſtadt nicht ausbleiben konnte. Ja die Riepenhauſen blieben für immer in Rom, und ſie waren es, die die Propaganda der neuen Schule bildeten und an die ſich bald eine noch bedeutendere Genoſſenſchaft reihte.

Die traurigen Vorgänge in der Heimath riefen Manchen von Rom zurück, während ſie andere dorthin lenkten. Ich begnüge mich jedoch von den ſpäteren Gäſten nur die Gebrüder Alexander und Guſtav von Rennenkampff, den jungen, geiſtvollen und gelehrten Philologen Welcker (Zoëga's Biographen), der im Jahr 1808 nach Rom kam,

---

8) A. W. Schlegel's Elegie Rom erſchien ſchon im J. 1805 zu Berlin; die Humboldt'ſche gab Alexander ebendaſelbſt, aber erſt im folgenden Jahre in Druck.

9) A. a. O. S. 120–21. Vrgl. Allg. Zeitung, 4. Nov. 1843.

endlich einen geiſtvollen Franzoſen, P. L. Courier, der während des Feldzuges nach Neapel Rom beſuchte, anzuführen. Die beiden Rennenkampff, zwei junge, liebenswerthe Liefländer, auch durch Geiſt hervorſtrahlend und durch ein langes Reiſeleben gebildet, wurden dem Humboldt'ſchen Hauſe ſehr verbunden; ja der Eine von ihnen ſollte, wenn wir recht berichtet wurden, in ein noch viel innigeres Verhältniß zur Familie treten. [10]) —

---

Da wir einmal P. L. Courier genannt haben, ſo ſei es vergönnt, die intereſſante Berührung, die zwiſchen ihm und Humboldt Statt fand, gleich weiter zu verfolgen. Courier war einer der ausgezeichnetſten Franzoſen ſeiner Zeit, gelehrt wie ein Deutſcher, ein Mann, der des Griechiſchen wie Wenige kundig war und ſeine Alten ſogar im Feldlager mit ſich führte, ein vortrefflicher Schriftſteller, der uns in der Sammlung ſeiner feinen und geiſtvollen Briefe, ſeinem Vaterlande in muſterhaften, volksthümlich politiſchen Flugblättern fortlebt, dabei ein edler, unabhängiger Charakter, der unter der Napoleoniſchen Herrſchaft ſeines Freimuths wegen viel verfolgt wurde und nachmals die Albernheit der bourboniſchen Regierung mit allen Waffen ſeines großen Talentes geißelte.

In vielfacher Richtung war Courier ein Geiſtesverwandter unſeres Humboldt. Er gehörte dem Kreiſe ſtrebender Alterthumsforſcher an, mit welchem, wie wir ſahen, dieſer ſchon zu Paris in engere Verbindung gekommen war. [1]) Courier aber ward ihm perſönlich wohl erſt jetzt, da er während des Feldzugs nach Rom kam, bekannt; aber es knüpfte ſich

---

10) Wir beſitzen von A. v. Rennenkampff (jetzt oldenburgiſchen Kammerherrn) „Umriſſe aus einem Skizzenbuche", die in den J. 1827—28 in zwei Theilen zu Hannover erſchienen ſind. Dieſes Buch hab' ich bis jetzt leider vergeblich geſucht.

1) Siehe oben S. 18—19.

auch gleich ein bleibendes Verhältniß zwiſchen beiden; und wir haben auch in der Courier'ſchen Briefſammlung erfreuliche Belege davon erhalten.

Kurz nachdem Humboldt Italien verlaſſen hatte, gab Courier den Dienſt in der Armee auf, blieb aber, mit philologiſchen Liebhabereien beſchäftigt, noch längere Zeit in Italien. In Florenz erlebte er ein ſeltſames Mißgeſchick. Er verglich eine höchſt werthvolle Handſchrift der Paſtoralien des Longus, in der er eine Stelle auffand, die in dem bisherigen Texte fehlte. Er ſchrieb ſie ab, um ſie in einer neuen Ausgabe bekannt zu machen, und hatte das Unglück, die Dinte zu verſchütten und die eben entzifferte Stelle faſt ganz zu vernichten. Der ohnehin neidiſche Conſervator der Bibliothek, der bekannte Furia, benützte den Unfall. Man ſuchte ihn für abſichtlich verübt zu erklären, und es gelang nicht nur, Courier von Paris aus in politiſche Verfolgungen zu verwickeln, ſondern es ward ſogar die Confiskation der Ueberſetzung ſowie des griechiſchen Textes, den Courier hatte erſcheinen laſſen, betrieben. Selbſt ſeine Pariſer Freunde, Clavier, Boiſſonade, Coraï, Sylveſter de Sacy konnten nicht helfen, ſo daß Courier endlich, um wenigſtens ſein Werk nicht untergehen zu laſſen, beſchloß, es nach Deutſchland zu verbreiten und dort im Nothfall wieder drucken zu laſſen. Hiezu konnte ihm Niemand behülflicher ſein, als Humboldt, und es gab ihm dies zugleich einen neuen Anlaß, die ihm ſo werthe Verbindung zu pflegen.

Schon am 5. Dez. 1809 ſchrieb er von Florenz aus an Akerblad nach Rom: „On me dit que madame de Humboldt est encore à Rome, et que vous habitez tous deux la même maison. Présentez-lui, je vous prie, mon très humble respect. M. de Humboldt n'est il pas à présent en Prusse? Donnez-moi bientôt de leurs nouvelles et des vôtres.

Im nächſten Frühjahr ſendete er von Tivoli aus die

Ueberſetzung des Longus an Humboldt, welcher inzwiſchen in Berlin an die Spitze der Unterrichtsangelegenheiten getreten war und Brief und Buch jetzt durch die Vermittlung ſeiner noch in Rom weilenden Gattin empfing. Courier's Schreiben iſt vom 16. Mai 1810 und zu werthvoll, als daß wir uns die Freude verſagen könnten, es hier aufzunehmen. Es heißt:

„Madame de Humboldt veut bien se charger, monsieur, d'une petite brochure qui, en sortant de la presse, vous était destinée, mais que je n'ai pu, faute d'occasion, vous faire parvenir plus tôt. J'ai eu le bonheur de trouver un manuscrit complet de Longus, dont le roman, fort célèbre, et tant de fois imprimé dans toutes les langues, était défiguré par une grande lacune au milieu du premier livre; et en traduisant ce qui manquait dans les éditions, j'ai corrigé par occassion la vieille version d'Amyot. C'est là ce que je vous prie d'agréer, en attendant le texte que j'aurai l'honneur de vous offrir bientôt.

„J'ai appris par la voix publique, avec une joie extrême, le bel emploi dont le roi vous a nouvellement honoré. Cette justice que vous rend Sa Majesté n'étonne point de la part d'un prince accoutumé à distinguer et récompenser le mérite. Tout le mal que j'y trouve, c'est que cela m'ôte l'espoir de vous revoir de sitôt en France ni en Italie; mai aussi, dans le vieux projet que je nourris depuis long-temps d'aller à Berlin, je me promets à présent un plaisir de plus, celui de vous y voir placé comme vouz le méritez.

„J'ai quitté le service, et, usant de ma liberté, je cours à peu près comme un cheval qui a rompu son lien, fort content de mon sort, je vous assure, et n'ayant guère a me plaindre que de madame de Humboldt, qui part de Rome quand j'y arrive et quitte Naples justement quand je me dispose à y aller. J'en suis de fort mauvaise humeur, et ne me console que par cette idée, dont je me flatte toujours, de vous revoir l'un et l'autre dans votre patrie.

„Je, n'ai pu faire usage à Paris de la lettre que j'avais de vous pour M. votre frère. Imaginez, monsieur, que depuis que je vous laissai à Rome, il y a deux ans, j'ai entrevu Paris deux fois

sans pour ainsi dire y poser le pied. Je n'y suis pas resté en tout plus de cinq ou six jours; et quelque empressé que je fusse de faire une si belle connaissance, je n'en pus trouver le moment: aussi n'était-ce pas un homme à voir en courant. J'ai donc mieux aimé garder votre lettre comme un titre qui m'autorise à espérer de lui quelque jour la même bonté dont vous m'honorez. C'est pour moi un droit bien précieux, et que je ne céderais en vérité à qui que ce fût."

Bald darnach traten die Verfolgungen ein, von denen wir oben geſprochen. Er klagt darüber in einem Schreiben an Clavier nach Paris, Rom 13. Okt. 1810, hofft aber noch, daß die Maßnahmen ſeiner Gegner vereitelt und ſeine Ausgabe des Longus erhalten werden würde. Il en a, ſagt er, heureusément huit ou dix exemplaires dans différentes mains, et voilà madame de Humboldt, qui en emporte un en Allemagne, ou il sera réinprimé. Die von den Gegnern betriebene Confiskation des Werkes ward aber doch nicht durchgeſetzt.[2]) —

Courier iſt auch darum für uns eine ſo intereſſante Erſcheinung, weil er unter ſeinen Landsleuten einer der Erſten war, die den Ernſt und die Tiefe unſerer Nation beſſer zu würdigen und auf unſern Sinn und Geiſt einzugehen verſtanden — ein würdiger Genoſſe der Frau von Staël.

---

Wenn aber dennoch die Sehnſucht nach ſeinen alten Freunden oft lebhaft in Humboldt erwachen mußte, ſo war ihm der briefliche Verkehr mit ihnen dann ein um ſo größeres Labſal. Wir ſahen, wie er mit Wolf und Frau von Wol-

2) Dieſe Mittheilungen finden ſich in den Oeuvres complètes de P. L. Courier. Nouvelle édition, précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur, par Armand Carrel. Paris 1834. T. III, p. 284, 301—4, 326. Obiges Schreiben an W. v. H. iſt nach Wien adreſſirt. Wenn dies nicht ein Irrthum iſt, ſo können wir es nur für einen ſpäteren Zuſatz halten. Frau von Humboldt nahm die Sendung vielleicht erſt im Herbſt mit ſich nach Wien, wohin unterdeſſen Humboldt als preußiſcher Geſandter gegangen war.

zogen in Verbindung blieb; wir wissen es ferner von Gentz, der nun in Wien war,[1]) von Schütz in Jena,[2]) von Alexander, seinem Bruder, versteht es sich von selbst. Auch mit Frau von Staël pflog er brieflichen Verkehr, am liebsten aber mit seinen alten Geistesgenossen, Göthe und Schiller, die ihrerseits nicht weniger Eifer zeigten, sich dieses erprobten Freundes zu versichern. Hiebei war ihnen der Buchhändler Cotta in Tübingen nach Kräften behülflich, ein Mann, dessen Geist und Betriebsamkeit nach so vielen Seiten thätig war, und der überall, besonders auch in Rom, wo er manchen jungen Künstler stützte, einen Humboldt gar wohl für seine Zwecke brauchen konnte.

„An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelassen," meldet Göthe schon 26. Jan. 1803 an Schiller. Schiller und Göthe ermangeln nicht, Nachricht von dem Stande deutscher Kunst und Wissenschaft zu geben, die, so sehr H. sich es angelegen sein ließ, sie zu erhalten, ihm auf dem gewöhnlichen Wege doch immer später zukamen.[3]) Nicht blos von ihren eigenen Arbeiten und Vorhaben, sondern zugleich von den Vor- und Rückschritten der Zeit, namentlich der nächsten Umgebungen, z. B. von dem neueren Zustande Jena's, unterrichteten sie den Genossen, während dieser die großen Eindrücke seines römischen Lebens über die Alpen sendete. Es fehlt auch nicht an kleinen Freundesdiensten, die sie einander leisten. Göthe läßt für den Fernen Auszüge aus Schlegel's Europa machen;[4]) Humboldt sendet dafür Spaniol von Lecce, womit Göthe seinen Zelter erfreuen will.[5]) Als Göthe die Nachricht erhielt, daß Humboldt seinen ältesten Sohn ver-

---

1) Schriften von Gentz, herausgeg. von Schlesier, V. 31.
2) Briefwechsel von Schütz, herausgeg. von K. J. Schütz, I. 118.
3) H. an Sch., 22. Okt. 1803.
4) G. an Sch., 15. März 1803.
5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 150.

loren, war er gleich bedacht, etwas Freundliches an den Verwundeten abgehen zu laſſen und wollte ihm ſein neueſtes Werk, die „natürliche Tochter", gleich nach Vollendung des Einzelnen ſtückweis überſenden. Da fällt ihm jedoch bei, daß eben auch der Verluſt eines Kindes Gegenſtand dieſer Dichtung ſei. „Soll man hoffen," fragt er Schillern (17. Sept. 1803), „durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder ſoll man ſich vor dem ſtoffartigen Eindruck fürchten?" Schiller meinte, er ſolle es Cotta überlaſſen, der das Werk ohnehin an Humboldt ſenden wolle, und ihn etwa noch beſonders damit beauftragen. Dann ſei der Verluſt ſo neu nicht mehr und das Werk des Dichters werde dann eher eine gute als ſchlimme Wirkung thun. — Auch durch Perſonen, die aus Italien rückkehrten oder zum Beſuch einſprachen, kamen ihnen Nachrichten von dem römiſchen Freunde zu. Riemer und Fernow gingen unmittelbar in den Göthe'ſchen Kreis über. Im Frühling 1804, wo Frau von Humboldt nach Deutſchland kam, meldet Schiller ihren Begleiter, den Dr. Kohlrauſch, bei Göthe an. „Er wird Ihnen von Humboldt und italieniſchen Sachen erzählen." (10. Mai 1804.)

Während der Briefwechſel zwiſchen Humboldt und Göthe uns hier noch eine reiche Nachleſe verſpricht, iſt der mit Schiller ſchon längſt in unſern Händen, und wir können den Leſer über manche Einzelheit auf dieſe Quelle zurückweiſen. Faſt jedes Jahr konnte Schiller, der jetzt auf der Höhe ſeiner Kraft ſtand, eine reife Frucht vom Baum ſchütteln und den alten Genoſſen mitten in Italiens Reizen mit dieſen heimathlichen Früchten beglücken. Welche Freude für Humboldt, den herrlichen Dichter ſo von Stufe zu Stufe emporſchreiten, ſo alle Erwartungen erfüllen, ſo ſein höchſtes Ziel erklimmen zu ſehen! Kaum, daß Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans erſchienen waren, ſendete Schiller ſchon die Braut von Meſſina nach Rom, und meldet ſofort

den Plan des Tell. Auch kleinere Stücke, wie das unvergleichliche „Siegesfest“ — dieſe wunderbare Verſchmelzung moderner Ideen mit antiken Anſchauungen — ferner die „Huldigung der Künſte“ verſäumte der Dichter nicht, an einen Freund und Kenner wie Humboldt zu fördern, und bei jeder Veranlaſſung zugleich ſeine Motive und leitenden Gedanken, wie er es ehedem gethan, beizufügen. Die Art aber, wie er dies jetzt that, mußte für den in Rom in ſeinen Kunſtanſichten unabläſſig Fortgeſchrittenen ein eben ſo hoher Genuß, wie die Dichtungen ſelbſt ſein. Beide Männer hatten der bloßen Spekulation, der ſie freilich den feſten Boden dankten, faſt ganz abgeſagt, und wandelten frei in den heitern Regionen des Anſchauens und Vollbringens.

Beide empfanden dabei auf's ſchmerzlichſte die Entfernung, in der ſie jetzt lebten; und wahrhaft rührend iſt es, ihre Geſtändniſſe hierüber zu leſen. Schiller beſonders ſcheint mit jedem Jahr den Verluſt, den er durch Humboldt's Scheiden erlitten, tiefer empfunden zu haben. „Es iſt eigen,“ ſchreibt er ihm (17. Febr. 1803), „wie wir ſeit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zuſammen philoſophirten, und uns durch eine Geiſtesreibung elektriſirten, aus einander verſchlagen worden ſind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich ſein, und ob ich mich gleich in dieſer Zeit in die erfreulichere poetiſche Thätigkeit verſetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich geſünder fühle, ſo kann ich Ihnen doch verſichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer ſolchen Geiſtesberührung, als damals zwiſchen uns war, um ſo viel älter geworden fühle.“ Und Humboldt antwortet (22. Okt.): „Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir ſind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Intereſſe Ihnen ewig gleich nahe iſt, und daß das Kleinſte in Ihrer Beſchäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was

ich unternehmen könnte.“ Aber Schiller wußte das auch zu ſchätzen und dachte auch jetzt bei allem, was er unternahm, inſonderlich Humboldt zu genügen. Er vergaß es dieſem nie, daß er ihn einſt den modernſten aller neuen Dichter genannt.[6]) Und noch einen Monat vor ſeinem Tode (2. Apr. 1805) ſchrieb er an ihn: „Iſt es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile geſagt, ſo kommt es mir doch vor, als ob unſere Geiſter immer zuſammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längſten Stillſchweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zuſammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen, und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Indem er zugleich Humboldt's Meinung über den Tell fordert, ſetzt er hinzu: „Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir ſelbſt gegenüberzuſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele.“

Dies war Schillers letzter Brief, und dieſer frühe Tod raubt uns zugleich Humboldt's Beurtheilung des Tell. Er würde ſie eben ſo ausführlich gegeben haben, als vorher über die Braut von Meſſina. Wir haben des wohl zu ungemeſſenen Beifalls, mit welchem er dieſe Tragödie im Allgemeinen begrüßt, in früherem Zuſammenhange erwähnt.[7]) So blind

6) Siehe Brief vom 17. Febr. 1803.

7) Siehe Th. I. S. 331—37.

war Humboldt jedoch nicht für die Lichtseite des Werkes eingenommen, daß er alle Fehler desselben darüber vergessen hätte. Er unterwarf namentlich das große Wagniß des Dichters, den Chor in unsere Tragödie zurückzuführen, einer eben so scharfen als liebevollen Kritik. Indem er den Geist der Schiller'schen Behandlung vollgültig anerkennt, und auch die Theilung des Chors in zwei Hälften für vortrefflich erklärt, tadelt er doch, daß es Schillern gefallen, diese Chöre mitwirkend und selbstthätig in der Handlung Partei nehmen zu lassen, wodurch dieselben an Würde verlören und ihre Wirkung selber vernichteten.[8]) Die tüchtigsten neuern Kritiker haben die Richtigkeit dieses Urtheils nur bestätigt.[9])

Nicht mindere Theilnahme bewiesen sich beide Männer in allem, was ihnen persönlich begegnete. Wie Schiller Humboldten beim Tode seines Sohnes aufrichtete, haben wir gesehen, aber auch dieser verlor das Wohl des Freundes nicht aus dem Auge und, wie er ihn glücklich pries auf der Höhe seines Dichterwirkens, so sah er mit Freude dessen häusliche und bürgerliche Verhältnisse zunehmend gedeihen. Schiller gab in seinen Briefen getreuliche Nachricht über sein Leben und seine Umstände, er spricht offen über alles, und das eine Mal, da er geadelt worden, thut er es in Worten, die für Beide gleich charakteristisch scheinen. „Sie werden gelacht haben," sagt er, „da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo [der Gattin] und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." (17. Febr. 1803.)

Je weniger die rastlose Thätigkeit des Dichters das

---

8) Briefw. zw. Sch. und W. v. H. S. 465—73.

9) Vergl. Hoffmeister, Schiller's Leben ꝛc. V. 100. 104. 105—8. Gervinus, neuere Geschichte der deutschen National-Litt. (1. Ausg.) Th. I. S. 566.

ſchnelle Ende erwarten ließ, um ſo erſchütternder wirkte die Todesnachricht auf Humboldt. Sie kam etwa in der Mitte Juni 1805 nach Rom. Humboldt hat ſeine Empfindungen über Schiller's frühen Tod ſpäter auch öffentlich ausgeſprochen;[10]) aber noch rührender that er es ſogleich in den Briefen an ſeine Freunde, wo es ihm ja vergönnt war, zugleich ſeinen eigenen Schmerz austönen zu laſſen. Den 20. Juli (1805) ſchreibt er an Wolf: „Sie ſchreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochen edlem und ſanftem Ernſt, von ſo parteilosgerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehn, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir.“ [11])

Und an Göthe ſchrieb er um eben dieſe Zeit:[12]) „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die ſchreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich ſtark erſchüttert. Es iſt das erſte Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem ſich durch Jahre des Zuſammenſeins Gedanken und Empfindungen innig vermiſcht hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten

---

10) Vergl. die ſchönen Worte in der Vorerinnerung zum Briefw. S. 83—84.

11) Bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schr. 2. Ausg. V. 158.

12) Dieſes Bruchſtück theilte Fr. von Müller bei Beurtheilung von Humboldt's Werken, Th. I. II. mit, in der Neuen Jenaiſchen Literaturzeitung, 1843, Nr. 1. 2.

Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod.[13]) Er war über meinen Schmerz sehr bewegt; das, was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wär' er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinüber genommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten; der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen, oder doch mild gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihm würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

---

13) Sonach hatte H. den letzten Brief des Freundes (v. 2. Apr. 1805) noch nicht erhalten.

Nun ist es an der Zeit, auch ein Wort von dem zu hören, was Humboldt während seines römischen Aufenthalts geistig hervorrief und was früher oder später hievon an's Licht gefördert worden. Rom wirkte auf sein produktives Talent nur günstig. Und wenn ihn auch das Studium des Ortes, wie er selbst sagt, nicht wenig von eigenen Schöpfungen abhielt; wenn er sich und die Seinen oft im Scherz das Volk nannte, „das mit Spazieren den Tag lebt," wenn endlich auch seine amtlichen Beschäftigungen einen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, und bald das anschauende Genießen des Großen und Schönen um ihn, bald der gesellige Strom ihn forttrug, so muß man doch dies Alles im Sinne eines Mannes auffassen, der sich von Jugend auf zur rastlosesten Thätigkeit und gewissenhaftesten Zeitanwendung gewöhnt hatte, der in gestohlenen Stunden mehr vollbrachte, als Andere ein Leben hindurch, und dem es später, selbst in dem tollsten Strudel der Geschäfte und Zerstreuungen und im Andrang der schwierigsten Arbeiten, noch möglich ward, seine Lieblingsneigungen zu pflegen. Wie viel mehr konnte er dies, da er in Rom war, und so viel Muse hatte, sich selber zu leben, in einer Umgebung, die ihn so anregte, so stimmte, wo nichts vorhanden war, was ihn, wie in den letzten Jahren vorher zu Paris und Berlin, oft abgestumpft und gedrückt hatte! Hier fühlte er sich fruchtbarer an Ideen, und wenn er auch wenig vollendete, so war er doch in der glücklichen Stimmung zur Produktion,[1]) ja selbst der eigentlich schöpferische, der poetische Geist entzündete sich mehr und mehr, von dem noch in den Jenaer Tagen kaum eine Spur vorhanden schien.

Wir besitzen von Humboldt zwei größere, didaktisch lyrische Dichtungen, die während des römischen Aufenthalts entstanden: die Elegie Rom, die wir schon oben gewürdigt

---

1) Vergl. Briefw. zw. Sch. u. W. v. H. 464. 480—82.

(S. 73—75) und das bisher nur flüchtig erwähnte Gedicht: An Alexander von Humboldt (Albano, im September 1808), welches erst nach des Verfassers Tod von dem Gefeierten veröffentlicht worden ist.[2]) Es war ein Gegengeschenk, das Wilhelm darbrachte, auf die gewaltigen Schilderungen, welche der Bruder nach seiner Rückkehr, mündlich und in den damals eben erschienenen „Ansichten der Natur",[3]) entworfen hatte.[4]) Diese Erstlingsfrucht der Reise war ihm von Alexander persönlich gewidmet worden. Das Gedicht wirft den empfangenen Eindruck zurück; es versetzt uns in die Mitte jener großen und wilden Natur, mitten in die Unentwickeltheit, aber auch mitten in die Hoffnungen der neuen Welt; es stellt die Armuth, aber auch die Größe der alten gegenüber, hält das Beispiel der Pelasger und Hellenen den Indianern entgegen und steigt zur Enthüllung großer Gesetze des geschichtlichen Lebens hinauf. Gehalt und Form reihen dieses Gedicht den beiden früheren, der Elegie an den Knaben und dem auf Rom, an. Hier wie dort finden wir die Dichtung mit der Philosophie der Geschichte im Bund, beinahe wie in Schiller's „Culturdichtungen", nur daß die Humboldt'schen von einer mehr persönlichen Veranlassung ausgehen und darum auch dem persönlichen Gefühle und der Begeisterung mehr Raum lassen, wogegen sie allerdings in Genialität und Vollendung zurückstehen. Die äußere Form ist diesmal die schwungvolle Canzone, der Styl der der Ode. Es ist ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe, von dessen Geist hier nur die Schlußstrophe zeugen möge. Da ruft er zu:

---

2) Ges. W. I. 361—78.

3) A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur" erschienen: Tübingen (bei Cotta) 1808, verbessert und vermehrt im J. 1826.

4) Ueberhaupt begleitete Wilhelm die Studien seines Bruders fortdauernd durch Uebung und Antheil. So stellt Alexander einmal in seiner und Bonpland's Reise (deutsche Ausg. I. 61) eine Reihe Breite- und Temperaturmessungen zusammen. Bei Rom setzt er den Namen: W. v. Humboldt als Gewährsmann hinzu.

Glücklich biſt Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe ſpricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küſte reizt, ſo werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schickſal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im ſtillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einſt Ein Grab mit ſeinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzuſagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm ſich dieſe Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einſt tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln. —

Was Humboldt's ſonſtige Thätigkeit betrifft, ſo iſt das Hauptſächlichſte davon berührt in einem Schreiben, das A. W. Schlegel unter der Aufſchrift: „Artiſtiſche und literariſche Nachrichten aus Rom," im Frühling 1805 an Göthe richtete. [5]) Es heißt darin unter anderm: „Hr. von Humboldt, der preußiſche Miniſter am päbſtlichen Hofe, hat eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in Verſen vollendet, und zwar, was nicht lyriſch iſt, die Trimeter, Anapäſte und trochäiſchen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachſenen Sprache. Die Mittheilung dieſer Ueberſetzung im Druck würde um ſo willkommener ſein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'ſche haben, die weder in den Formen noch dem Geiſte nach ſtrenge zu nennen iſt. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, ſich mit Sprachunterſuchungen über das Biscayiſche und den Urſprung und die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen überhaupt zu beſchäftigen. Möchte er ſich entſchließen, etwas über das

5) Dieſes Schreiben von Schlegel wurde zuerſt im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeitung, 23 — 28. Okt. 1805 veröffentlicht.

alte Rom zu geben, von deſſen Ueberreſten er in den wenigen Jahren ſeines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden iſt; eine ſolche Schrift, nicht ſowohl vom antiquariſchen, als weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkte abgefaßt, müßte ſehr intereſſant werden."

Die Ueberſetzung des Agamemnon, mit der wir Humboldt ſchon in Jena ſo ernſtlich beſchäftigt ſahen, hatte er im Sommer 1804 zu Albano ganz von Neuem vorgenommen, und in Einem Stücke vollendet. Schlegel, der ſchon früher lebhaften Antheil an dieſer Unternehmung zeigte, [6]) rieth jetzt zur Herausgabe. Aber noch zehn Jahre hielt H. damit zurück, ſie bis in's Kleinſte auszufeilen und zu verbeſſern. — Humboldt's Sprachſtudien erhielten namentlich durch die von Alexander mitgebrachten Schätze einen neuen Schwung. Alexander hatte auf ſeiner Reiſe, in Klöſtern und Miſſionen, mit nicht geringer Mühe eine bedeutende Zahl bisher unbekannter Sprachlehren amerikaniſcher Mundarten aufgetrieben. Zwar überließ er dieſe Sammlung für die nächſten Jahre dem wackern Vollender des Mithridates, Prof. Vater in Königsberg, ſowie Einzelnes auch Friedrich Schlegeln zu einſtweiligem Gebrauch; dann überlieferte er ſie aber gänzlich in die Hände ſeines Bruders, der nun in Stand geſetzt war, auch die neue Welt in ſeinen Studien zu umſpannen, und dieſe Sprachen gründlich zu ſtudiren. Auch vermehrte Wilhelm ſelbſt dieſe Sammlung amerikaniſcher Sprachlehren und Wörterbücher noch zu Rom mit neuen Schätzen. Er gelangte unter andern in den Beſitz von vierzehn Handſchriften, die nach Manuſkripten des Abbé Hervas und der römiſchen Propaganda copirt wurden. [7])

---

6) Siehe Th. I. S. 144.

7) Siehe A. v. Humboldt's u. Bonpland's Reiſe (deutſche Ausg.) I. (1815). S. 28. II. (1818). S. 215. 256 — 7. Vergl. auch oben S. 50.

Humboldt's Verdienſten wurden jetzt auch von verſchiedenen Seiten die gebührende Anerkennung zu Theil. F. A. Wolf bezeichnete im J. 1807 in ſeiner Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft ihn öffentlich als denjenigen, in deſſen Geſellſchaft er zu dieſer tieferen Begründung ſeines Faches gelangt ſei; zugleich gab er einige Auszüge aus den früheſten Mittheilungen dieſes Genoſſen als Beleg. [1]) — Die k. Societät der Wiſſenſchaft zu Göttingen ernannte im Jahr 1803 Humboldt, gleichzeitig mit ſeinem Bruder, zum auswärtigen Mitglied ihrer hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe. [2]) Dann wurde er von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin in der Sitzung vom 4. Aug. 1808 unter die correſpondirenden Mitglieder aufgenommen.

Auch der Staat würdigte ſeine Dienſte. Nachdem er durch Cabinetsordre vom 15. Mai 1802 zum Reſidenten in Rom ernannt, ihm auch unterm 10. Aug. deſſelben Jahres der Kammerherrnſchlüſſel verliehen worden war — ſein Creditiv erhielt er am 21. deſſelben Monats — wurde ihm durch Cabinetsreſcript vom 30. März 1805 der Titel eines Miniſter-Reſidenten beigelegt (ohne daß ihm deshalb ein neues Creditiv ertheilt worden wäre) und ſchon durch Cabinetsordre vom 10. April 1806 ward er zum bevollmächtigten Miniſter in Rom ernannt.

---

Humboldt hatte ſich während eines ſechsjährigen Aufenthalts ſo an dieſen Ort gewöhnt, daß er nie mehr dauernd in ſeine Heimath zurückzukehren glaubte. [1]) Und gewiß würde

---

1) Siehe Th. I. 218–20.

2) Verſuch einer akad. Gelehrtengeſchichte von der Georg-Auguſtsuniverſität von Göttingen (fortgeſetzt von Saalfeld), Th. III. S. 504.

1) Geſ. W. I. 395.

er damals gerne noch eine Reihe Jahre daſelbſt geblieben ſein, wäre nicht die ſchreckliche, vielleicht lange ſchon von ihm gefürchtete Kataſtrophe plötzlich über ſein Vaterland, Preußen, hereingebrochen, und er in Folge derſelben zu höherer Wirkſamkeit im Staate berufen worden.

Frankreich war unter der Kaiſerregierung zuſehends mächtiger und übermüthiger geworden. Wenn auch nur aus der Ferne, hallte der Kriegsdonner doch auch in der alten Roma wieder. Oeſterreichs Niederlage im J. 1805 war traurig genug, und jedem Deutſchen zu ſchlimmen Betrachtungen Stoff gebend. Auch Italien ward von Neuem bedrängt, die Franzoſen zogen gegen Neapel, und wenn auch die Neutralität der Stadt Rom einige Zeit noch geſchont wurde, ſo ließ doch alles den baldigen Umſturz auch des römiſchen Staates vorausſehen. Noch immer ſtand aber Preußen aufrecht, freilich in beklagenswerther Stellung. Abermals war es von dem gemeinſamen Kampfe zurückgeblieben; es ließ ſich noch Hannover als verhängnißvolle Beute von Frankreich zuwerfen, das dann wieder heimlich dem alten Beſitzer angetragen wurde, damit Preußen, überallhin verſtrickt, dem ungleichſten Kampfe nicht mehr ausweichen könne. Mit einem Schlage ward die alte preußiſche Herrlichkeit zertrümmert; alle Bollwerke des Reiches fielen in Feindes Hand, und nur an den äußerſten Gränzen fand man ſo viel Beſinnung wieder, um wenigſtens für die Exiſtenz zu kämpfen. Es galt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, und dann den Verluſt der äußern Macht und Größe durch Belebung und Verjüngung der innern Kräfte zu erſetzen. Es galt vor allem, ſich nach den Mitteln umzuſehen, durch die man dieſe Verjüngung bewerkſtelligte, und den wankenden Thron mit dem, was ſich von Charakter, Geiſt und Thatkraft irgend auffinden ließ, zu ſtützen.

Mit welchen Gefühlen mag Humboldt dieſen Ereigniſſen

gefolgt, mit welcher Angſt des Ausgangs geharrt haben! Traf endlich auch die Friedensnachricht ein, ſo war doch das glückliche Daſein, das er bisher genoſſen, mit dem Jammer des Vaterlandes unwiederbringlich geſtört; ſelbſt die Beſitzthümer des Einzelnen waren mehr oder weniger gefährdet [2]); und auch im Kirchenſtaat ſah alles täglich drohender aus. Humboldt beſchloß, jetzt Rom und ſeine Familie auf einige Zeit zu verlaſſen, und in Urlaub nach Deutſchland zu gehen. Nachdem er im Herbſt 1808 noch die genußreichſten Tage zu Albano verlebt, ſchied er Mitte Oktober deſſelben Jahres von Rom [3]), ohne zu ahnen, daß er nie wieder dorthin zurückkehren werde. Nur ſeinen jetzt zwölfjährigen Sohn Theodor nahm er mit, vermuthlich ſchon in der Abſicht, ihn einer heimathlichen Erziehungsanſtalt zu übergeben.

Von ſeiner Rückreiſe wiſſen wir wenig. Er berührte München und Landshut; ſah Fritz Jacobi wieder und lernte Savigny, wahrſcheinlich auch Schelling zuerſt kennen. Auch ſah er dort einen liebenswürdigen Zugvogel, die junge Bettina Brentano, die damals mitten in ihrer heißen Correſpondenz mit Göthe begriffen war. Auch Göthe'n ſah Humboldt kurz darnach. Kein Wunder, daß ſeiner in dem Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde gedacht wurde.

„Andre Menſchen," ſchreibt Bettina Anfang des Jahres 1809 ihrem großen Geliebten, „andre Menſchen waren glücklicher als ich, die das Jahr nicht beſchließen durften, ohne Dich geſehen zu haben. Man hat mir geſchrieben, wie liebreich Du die Freunde bewillkommteſt." Darauf antwortet ihr Göthe, 22. Febr.: „Wilhelm Humboldt hat uns viel von Dir erzählt. Viel, das heißt oft. Er fing immer wieder von

2) Auch das Tegeler Schlößchen ward, wie es ſcheint, in dieſen Kriegsjahren geplündert.

3) Daß Humboldt in Privatangelegenheiten nach Berlin gereiſ't, und bereits dahin abgegangen ſei, meldete auch die Allg. Zeitung, 10. Nov. 1808.

Deiner kleinen Perſon zu reden an, ohne daß er ſo was recht Eigentliches hätte zu ſagen gehabt. Neulich war auch ein ſchlanker Architekt von Caſſel hier, auf den Du auch magſt Eindruck gemacht haben." Solche Sünden, fügte er neckend hinzu, möge ſie wohl mancherlei auf ſich haben. Sie aber will von keinem ſolchen Intereſſe wiſſen, ſie führt den Freund zu ihrem Herzen. „Hier," ſagt ſie, „ſind wir in der Vorhalle; große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt! — Du biſt nicht fremd, geh hin, poch an u. ſ. w." [4])

Nach dieſer kleinen Epiſode folgen wir Humboldt nach Thüringen. Seinen Schiller traf er nicht mehr, doch aber Göthe'n wieder, und den noch in rüſtiger Kraft. Er trug eben die Wahlverwandtſchaften an ſeinem Herzen. — In Weimar ſah Humboldt auch Fernow noch einmal, der leider dem Tod entgegen eilte. Die Ankunft dieſes römiſchen Gönners und die ſchönen Erinnerungen, die ſeine Erſcheinung begleiteten, warfen noch ein freundliches Streiflicht auf ſeinen Lebensabend. [5]) Schon den 4. Dez. war er todt. — Jena, das jetzt doppelt ſchmerzliche, zu berühren, konnte wenig Lockung vorhanden ſein; das nächſte Ziel ſeiner Reiſe war vielmehr Erfurt, wo noch der alte Herr von Dacheröden, ſein Schwiegervater, lebte.

Zu Erfurt war es, wo Humboldt den Ruf zu einer andern Wirkſamkeit und zwar von Königsberg aus, dem damaligen Sitz des Hofes und dem Ausgangspunkt der großen Neuerungen, erhielt. Unterm 15. Dez. 1808 erging von dort mittelſt Reſcript des Cabinetsminiſteriums der Immediatantrag an ihn, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern

4) Göthe's Briefw. mit einem Kinde, Berlin 1835, II. 7. 24. 26.

5) Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, Tüb. 1810. S. 410.

zu übernehmen, indem er zugleich zum geheimen Staatsrath ernannt wurde. Dieſe Zuſchrift, obwohl nach Berlin adreſſirt, gelangte zu Erfurt am 6. Januar 1809 in ſeine Hände. Humboldt erklärte ſich, unter dem Vorbehalt des eventuellen Rücktrittes in die diplomatiſche Laufbahn, zur Annahme dieſes Poſtens bereit, und es erfolgte darauf mittelſt Cabinetsordre, dd. Königsberg, 20. Febr. 1809, ſeine definitive Ernennung für dieſe Stelle.

Schon vor Ausgang des Jahres erwartete man zu Berlin ſeine Ankunft auf den neuen Poſten [6]), und beim Jahreswechſel las man ſchon in den Zeitungen [7]) von der neuen Beſetzung mehrerer höchſten Staats- und Miniſterpoſten, darunter die Erhebung des Grafen zu Dohna zum Miniſter des Innern und die des bisherigen Geſandten zu Rom, W. v. Humboldt, zum geheimen Staatsrath und Direktor des Departements der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in dieſem Miniſterium.

Den 12. Jan. 1809 kam Humboldt zu Berlin an, in der Abſicht, alsbald nach Königsberg weiter zu gehen. Doch brachte er einige Monate mit vorläufigen Anordnungen in ſeinem neuen Amte hin. Seinen Sohn Theodor gab er in eine Peſtalozzi'ſche Lehranſtalt. Das Leben ſelbſt war traurig; das ganze Land, zumal Berlin, arbeiteten ſich erſt aus dem Schutt empor. Doch traf er alte und neue Bekannte, und in Ermanglung der Seinen war es ihm vergönnt, in geſelligen Kreiſen und im Verkehr mit Freunden, wie Wolf (der jetzt in Berlin hauſ'te), oder mit Frauen, wie Friederike Bethmann, wie Rahel, einige Erholung zu finden. [8]) Erſt im April ging er nach Königsberg ab. [9]) —

---

6) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 354.

7) A. Z. 1. u. 2. Jan. 1809.

8) Vergl. Rahel's Briefe, I. 395. 418 u. beſonders ihren Brief an Humboldt, dat. 28. Juni 1809.

9) Morgenblatt, 13. Febr. u. 7. April 1809 (in Correſpondenzen aus Berlin); — Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. Alfred Nicolovius, Bonn 1841. S. 171.

Mußte es auch ſchmerzlich für ihn ſein, eine ſo ſchöne Exiſtenz, wie ſeine römiſche, zu verlaſſen, ſo rief ihn doch die Pflicht, und er ſäumte nicht, dies genußreiche Daſein dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Doch behielt er ſich, wohl hauptſächlich um Roms willen, den Rücktritt in die Diplomatie vor. Es war die rechte Zeit geweſen, jenen Poſten aufzugeben. Denn kaum hatte H. den Kirchenſtaat verlaſſen, ſo brach auch über dieſen die längſt befürchtete Kataſtrophe herein. Den 17. Mai 1809 verfügte Napoleon, den die Siegerlaufbahn wieder bis in's Herz Oeſterreichs geführt hatte, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich, und ſchon am 6. Juli dieſes Jahres ward der Papſt als Gefangener von Rom abgeführt. Da ein Umſturz dieſer Art unſchwer vorauszudenken war, ſo konnte Humboldt auch ohne Rückſicht auf die Lage des Vaterlandes leichteren Herzens von Rom und der bisherigen Stellung ſcheiden. Auch erhielt er erſt 1816 in Niebuhr einen Nachfolger auf dem römiſchen Poſten.

# Fünftes Buch.

## Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen.

### Antheil an der politiſchen Wiedergeburt des Staats. Auffriſchung des geiſtigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Univerſität Berlin.

### 1809 bis 1810.

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Das Unglücksjahr 1806 hatte Preußen in die bedenklichſte Lage geſtürzt. Längere Zeit ſchien ſelbſt ſein Daſein auf dem Spiel zu ſtehen, und jedenfalls blieb, um ſich deſſen zu verſichern, oder gar das Verlorne zu erſetzen und eine beſſere Zukunft vorzubereiten, eine gründliche Erneuerung des Geretteten unerläßlich. Denn es war nicht blos die egoiſtiſche Politik und der Mangel an Hingebung für das deutſche Geſammtintereſſe, was dieſes Verhängniß herbeigeführt; es war eben ſo ſehr der Geiſt der Unfreiheit, der im Innern herrſchte, und der ohne den gewaltigen Arm eines großen Friedrichs die nachhaltige Kraftäußerung, welche die künſtliche Größe des Staats forderte, in ſtürmiſchen Zeiten unmöglich machte. In der Jugendgeſchichte unſeres Humboldt ſind wir dem kläglichen Regiment begegnet, das auf Friedrichs Zeiten folgte. Wir ſahen, wie nicht blos der Staat geſchwächt, ſondern — was noch ſchlimmer war — ſelbſt das Volk, das ohnehin niedergehaltene, noch durch einen ſittenloſen Geiſt entnervt wurde. Mit Friedrich Wilhelm III. trat ein beſſerer Geiſt an die Spitze. Doch dieſer edle Fürſt, meiſt noch von den Werkzeugen der vorangegangenen Regierung umringt, vermochte die Kataſtrophe nicht zu bannen, die die verhängnißvolle Zeit bringen ſollte; ja, als wenn ihm

dieſe unter allen Umſtänden drohend erſcheine, ſuchte er ängſtlich den Anſtoß zu meiden, und gab bei den dringendſten Anläſſen zum Kampf ſeinen friedliebenden Geſinnungen Raum, die den Staat immer mehr vereinzelten, und zuletzt noch ein ſchwereres Unglück herbeiführten. Doch dieſes Unglück eben ſollte zum Heil gedeihen, weil der Kern des Volkes gut und der Wille des Fürſten edel war. Aber die ganze Richtung der Politik mußte geläutert, das Volk durch Abnahme der Feſſeln geſtärkt, der allgemeine Sinn und Charakter gehoben und erneuert werden. In der That, die Umwandlung, der es hier bedurfte, war eben ſo weſentlich eine ſittlich intellektuelle, als bürgerlich politiſche.

Noch ehe der Frieden geſchloſſen war, hatte die Erneuerung im Stillen ſchon begonnen. Man erkannte den Stand der Dinge und erſchrack nicht vor den Mitteln, die noch retten konnten. Der Hof war, mit den Trümmern des Heers und der Verwaltung, an die öſtlichſten Gränzen geflüchtet, in eine Provinz, deren geſunde Kraft höchſt wohlthätig auf die andern zurückwirken ſollte. Von Memel und nachher von Konigsberg — wo ein großer Weiſer dem Lande eine freidenkende, tüchtige Generation herangebildet, — von dort gingen die großen Maßregeln der Rettung aus. Die Wogen der Oſtſee und ihre friſchen Ufer befreiten von dem Unrath, der im märkiſchen Sand ſich gehäuft hatte. Ein Fürſt, der im Unglück ſeinen Werth zeigte, dem eine ſeltne, hochherzige Frau zur Seite ſtand, wies die Fingerzeige der Rettung nicht von ſich. Man ſagt, daß auch Hardenberg, bisher der Führer der beſſern und patriotiſcheren Partei und wieder an der Spitze des Innern und Aeußern bis zum Friedensſchluß, wo er zum Austritt aus dem Dienſte genöthigt wurde, ſelbſt zu gründlichen Reformen gerathen habe; und die Maßnahmen noch vor dem Friedensſchluſſe ſcheinen dies wirklich zu beſtätigen.

Schon zu Memel ſetzte der König jene berühmte Immediatcommiſſion nieder, die ſo Folgenreiches gewirkt hat. Sie ſollte die Mittel für den Moment herbeiſchaffen, und die Veränderungen der Zukunft vorbereiten. Es waren zwei Abtheilungen, die eine für das Kriegsweſen, die andre für das Innere. Die Kriegscommiſſion beſtand aus Graf v. Lottum, v. Bronikowski, v. Gneiſenau und Grolmann, und hatte Scharnhorſt zum Chef. Die andere, für das Innere, unter dem Vorſitz des v. Klewitz, hatte den Freih. v. Altenſtein, Schön, Stägemann und Niebuhr (den kurz vor dem Kriege in preußiſche Dienſte getretnen) zu Mitgliedern. Von dieſer Commiſſion gingen die Grundlagen der neuen Ordnung aus, [1]) und es bedurfte, bei dauerndem Frieden, nur eines kräftigen Armes, um dieſe Neuerungen auch unter den drohendſten äußern Conſtellationen und den lebhafteſten Widerſprüchen im Innern durchzuſetzen.

Hierzu fand ſich glücklicherweiſe der Mann. Ein Charakter, deſſen Energie früher keinen Spielraum gefunden hatte, der jetzt aber von unſchätzbarem Werthe war — der Miniſter Freiherr von Stein. Er hatte während des Kriegs ſich auf ſeine Güter im Naſſauiſchen zurückgezogen. Von dort ward er vom König nach Memel gerufen und am 5. Okt. 1807 an die Spitze des Ganzen geſtellt. Ihm zur Seite wirkte Scharnhorſt für's Kriegsweſen; Graf von der Goltz figurirte in den auswärtigen Geſchäften. Nur ein Jahr war es Stein vergönnt, als erſter Miniſter zu walten, aber dieſe Zeit reichte hin, ſein Miniſterium unvergeßlich zu machen. Mit ſich ſelbſt mehr über das Was, als über das

1) Altenſtein begleitete den König bis Riga und entbehrte der Theilnahme. Dagegen ſollen beide Miniſter Schrötter und ein Landgerichtsrath Morgenbeſſer von namhaftem Einfluß geweſen ſein. Siehe den Brief des Herrn von Beyme bei Dorow, in deſſen Denkſchriften und Briefen, IV. B. 1840. S. 28—29.

Wie einig, war er doch gegen keine Anſicht verhärtet, von der kraftvolle Männer das Heil und die Befreiung des Vaterlandes erwarteten; vor allem aber war er wie dazu geſchaffen, den erſten nachdrücklichen Stoß zu führen, und alle Hinderniſſe, die ſich entgegen ſtellen wollten, zu überwältigen. In der ſchwierigſten äußern Lage begann er ſeine großen Maßregeln durchzuführen, während Scharnhorſt eine neue Heermacht gründete. Nun nahm die ganze Politik eine entſchieden deutſche Richtung, und auch im Innern ward das Preußenthum mehr auf deutſcheren Fuß geſtaltet und durch zeitgemäße Fortſchritte veredelt. Stein adoptirte zunächſt die von der Immediatcommiſſion vorbereiteten Maßregeln, ergänzte und erweiterte ſie durch andere, und führte ſo eine Umwandlung herbei, die man mit Recht eine Revolution auf Geſetzeswegen genannt hat. Die Verordnung vom 9. Okt. 1807 löſ'te die Bande der Leibeigenſchaft und des Grundeigenthums; am 19. Nov. des nächſten Jahrs ward die Städteordnung gegeben, zu gleicher Zeit auch eine Reichsverfaſſung angekündigt, und unterm 16. Dec. 1808 erſchien das Edikt, welches die geſammte Staatsverwaltung neu organiſirte. Zugleich ſuchte man allenthalben die tüchtigſten und die geeignetſten Männer in die Geſchäfte zu bringen; man fragte nur nach Charakter und Fähigkeiten, man ſcheute auch die freieſten, unabhängigſten Geſinnungen nicht, und öffnete dadurch immer gründlicheren Fortſchritten die Thür.

Mit politiſchen Veränderungen war aber allein nicht geholfen. Man fühlte die Nothwendigkeit, den Staat auch von unten auf zu läutern. Hiezu bedurfte es einer entſprechenden Umgeſtaltung in dem preußiſchen Unterrichts- und Erziehungsweſen, einer Belebung des Vorhandenen und neuer Schöpfungen, wo das Alte nicht mehr ausreichte, oder Lücken bemerklich worden waren. Man erkannte, daß namentlich in ſolcher Zeit der Staat darauf bedacht ſein müſſe, nicht blos

zu unterrichten, ſondern zu erziehen; daß man allen Fortſchritten des deutſchen Geiſtes und, wenn ſie dem Zweck dienen könnten, ſelbſt kühnen Neuerungen Raum geben müſſe, mit Einem Wort, daß man den Geiſt zu befreien, und zugleich den Charakter und Gemeinſinn zu erwecken und zu ſtärken habe, um dem Staate würdige Bürger und den kommenden Schickſalen eine ebenbürtigere Generation zu ſchaffen. Ebendaher, das ſah man richtig, werde auch in das alte Geſchlecht und in die Verwaltung ein wohlthuender Geiſt ſtrömen.

Zwei Dinge waren es hier vorzüglich, auf die man, ſo bald der Friede geſchloſſen worden, den Blick warf: die Einführung der Peſtalozzi'ſchen Methode für den Elementarunterricht und die Gründung einer großartigen, neuen, höhern Lehranſtalt zum Erſatz der im Friedensſchluß abgetretenen Univerſität Halle. Der Gedanke, dieſe neue Anſtalt nach Berlin zu bringen, tauchte ſogleich in mehreren Köpfen auf, denn dort waren ſchon viele treffliche Anſtalten vorhanden; die Akademie der Wiſſenſchaften bot Männer dar, die bisher keinen zureichenden Wirkungskreis gehabt, und überdies hatten mehrere der tüchtigſten Lehrer von Halle und Erlangen, ſobald die Abtretung dieſer Hochſchulen entſchieden, ſich nach Berlin gewandt, um dort einer erwünſchten Thätigkeit zu harren. Früh wurde daher die Idee, in Berlin eine ſolche Anſtalt zu gründen, erörtert. Männer, wie J. v. Müller [2]) und F. A. Wolf, Fichte und Schleiermacher verfolgten den Gedanken, und unter den Staatsmännern war es der geheime Cabinetsrath Beyme, der dieſe Idee ſchon früher gehegt, deren Ausführung jetzt für eine Nothwendigkeit hielt und höchſten Orts in Vorſchlag brachte. Schon im Sept. 1807 meldete dieſer von Memel aus an Wolf: daß der König, durch eine Kabinetsordre vom 4. Sept., die Errichtung

2) Der freilich gleich nachher Preußen aufgab und in weſtphäliſche Dienſte übertrat.

einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin bereits beschlossen und ihm (Beyme'n) die Errichtung derselben aufgetragen habe [3]) — ein Beschluß, der noch manche Anfechtung zu bestehen hatte, und zu dessen Durchführung man wohl vor allen Dingen des rechten Mannes bedurfte.

Je entschiedener man überhaupt mit Neuerungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts umging, und wirklich Hand an das Werk legen wollte, desto mehr fühlte man, daß es hiebei eines Mannes bedürfe, der selbst von dem geistigen Genius der Nation recht durchdrungen und dadurch befähigt wäre, die geistigen Kräfte des Landes zu leiten und zu beleben, kurz, der auf diesem Gebiete einen Impuls geben könne, wie Stein, wie Scharnhorst in den übrigen Verwaltungszweigen. Einen solchen fand man in Humboldt.

---

Schon am 26. Nov. 1808 mußte Stein, in Folge einer Unvorsichtigkeit den lauernden französischen Behörden verdächtig und von Napoleon in die Acht erklärt, von seinem Posten scheiden und bald darauf Preußen selbst verlassen. Erst nach seinem Austritt (16. Dez.) erschien die Verordnung, welche die ganze Staatsverwaltung neu organisirte, und im Wesentlichen noch unter seinen Auspicien entworfen worden war. Durch diese Verordnung wurde das System der Fachministerien zum erstenmal in Preußen mit Strenge durchgeführt. Nur bürdete man namentlich dem Ministerium des Innern zu viel auf, indem man, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, die Oberleitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten damit verknüpfte. Dieses Ministerium zerfiel nun in sechs verschiedene Sektionen, denen eigene,

---

3) W. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's. Essen, 1833. II. 14—15.

verantwortliche, jedoch unter der Oberleitung des Miniſters wirkende Direktoren vorgeſetzt wurden. Eine dieſer Sektionen war für den Kultus und öffentlichen Unterricht. Sie zerfiel wieder in zwei Abtheilungen: 1. die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht, 2. die für den Kultus. Erſterer fielen, außer den Lehranſtalten im engern Sinn, die Leitung aller höheren wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten zu, die der Staat unterſtützte, die Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte ꝛc., ferner die Oberaufſicht der öffentlichen Schauſpiele, endlich die Cenſur aller Schriften nicht politiſchen Inhalts. Unter dieſer Abtheilung ſtand zugleich eine wiſſenſchaftliche Deputation für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, die an die Stelle des bisherigen Oberſchulcollegiums trat. Sie ſollte aus den vorzüglichſten Männern in allen Unterrichtsfächern beſtehen, den Einfluß der Wiſſenſchaft auf die leitende Behörde ſichern, und ſelbſt die Prüfungsbehörde für höhere Lehramtscandidaten ꝛc. ſein. — Die Abtheilung für den Kultus verwaltete die Kirchenſachen, das jus circa sacra und die evangeliſchen Conſiſtorialrechte in letzter Inſtanz; ihr war zugleich die Aufſicht über den öffentlichen Religionsunterricht zugewieſen. — Die Sektionen, ja ſelbſt die einzelnen Abtheilungen verfügten in eigenem Namen, ſo daß in der hier in Rede ſtehenden Sektion der Dirigent mit der ſpeciellen Leitung des öffentlichen Unterrichts nur die Ueberwachung der zweiten Abtheilung verband und bei letzterer nur in Fragen, wo höhere Staatsintereſſen betheiligt waren, eine Oberleitung zu bethätigen hatte. Ganz in ähnlicher Stellung ſtand der Miniſter zum Sektionschef, als die oberſte bewachende und in ſchwierigen Fragen entſcheidende Behörde, bei der man zugleich gegen Beſchlüſſe der Sektionen und Abtheilungen Beſchwerde führen konnte. Man ſieht, dieſe neue Organiſation gewährte den einzelnen Chefs ziemliche Freiheit; allein ſie hatte doch den Uebelſtand, daß ſie eines Theils den

Miniſter zu einer mehr läſtigen Zwiſchenperſon machte, andren Theils aber ein ſehr inniges Einverſtändniß des Sektionschefs mit dem Miniſter ſowohl als mit dem Leiter der Kultus-Abtheilung vorausſetzte. Es ſcheint mir wahrſcheinlich, daß Stein dieſe Einrichtung getroffen, in der Abſicht, fortan mehrere Miniſterien in ſeiner Hand zu behalten, und den einzelnen Sektionsdirigenten in den Miniſterien des Innern und der Finanzen je nach Umſtänden mehr oder minder Gewalt einzuräumen.

Nach Stein's Abgang jedoch erhielt jedes Miniſterium ſeinen eigenen Chef, und die Verwaltung wurde laut den im Laufe des Decembers 1808 erſchienenen amtlichen Bekanntmachungen folgenden Männern übertragen: das Kriegsdepartement blieb Scharnhorſt, das Auswärtige dem Grafen Goltz; das Miniſterium des Innern erhielt Alexander Reichsgraf zu Dohna; das der Finanzen Freiherr von Altenſtein; zum Großkanzler endlich wurde der bisherige Kabinetsrath Beyme ernannt. [1])

Gleich nach der Ernennung der Miniſter fand auch die Beſtimmung der verſchiedenen Sektions- und Abtheilungchefs Statt, ja es iſt gewiß, daß ſolche, zum Theil wenigſtens, ſchon von Stein auserſehen worden waren. [2]) Ob aber die Wahl unſeres Humboldt zum Dirigenten der Sektion für Kultus und Unterricht von Stein herrührt, oder ob erſt Graf Dohna ſich dieſen geiſtvollen Jugendfreund als kräftigen Genoſſen erwählte, bleibt noch zu ermitteln. Dohna ſelbſt war kein genialer, aber ein wohldenkender, zugänglicher Mann, der den Chefs der verſchiedenen Sektionen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, und die ſpezielle Verwaltung

---

1) Die Ernennung von Dohna und Altenſtein brachte ſchon die Königsberger Hofzeitung in der Mitte Decembers.

2) Z. B. Nicolovius. Vergl. Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius (ſeinen Vater), Bonn, 1841. S. 172.

auch um ſo unbeſorgter den einzelnen Sektionen überlaſſen konnte, da dieſe in die Hände ſo ausgezeichneter Männer, wie Humboldt, Klewitz und Schön, gelegt war. —

Den 15. Dez. erging, wie ſchon erwähnt, an Humboldt, der auf einer Urlaubsreiſe in Berlin erwartet wurde, von Königsberg aus die Berufung auf den neuen Poſten. Zugleich ward er, wie die übrigen Sektionschefs, zum geheimen Staatsrath ernannt. Er nahm den Poſten an, und erhielt unterm 20. Febr. 1809 ſeine definitive Beſtallung.

Zum Direktor der Abtheilung für den Kultus wurde G. H. L. Nicolovius erkoren, ein Mann, der aus Hamann's, Stolberg's, Jacobi's Kreiſe hervorgegangen war und eine für dieſen Poſten ſehr geeignete Gemüthsſtimmung mitbrachte. Er war bis dahin bei dem oſtpreußiſchen Conſiſtorium in Königsberg angeſtellt geweſen. Unterm 8. Dez. 1808 eröffneten ihm die dort anweſenden Miniſter v. Altenſtein und v. Dohna, daß er zum Staatsrath im Miniſterium des Innern und zwar bei der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt und berufen ſei, unter dem zum Chef dieſer Sektion beſtimmten bisherigen Geſandten, Herrn v. Humboldt, die Leitung der beſondern Abtheilung des Kultus zu übernehmen. [3]) Zugleich wurden ihm bis zu dem Zeitpunkt, wo Hr. v. Humboldt das ihm angewieſene Amt antreten könne, auch deſſen Geſchäfte zur interimiſtiſchen Beſorgung übertragen, und da deſſen Ankunft in Königsberg ſich bis in den April des nächſten Jahrs verzögerte, ſo blieb der größte Theil der laufenden Geſchäfte bis dahin in ſeinen Händen. Doch im Weſentlichen mußten dieſe bis zur Ankunft des Chefs ſtocken, da irgend wichtigere Fragen vorher nicht wohl erledigt werden konnten. [4])

3) Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 168.
4) A. a. O., S. 168. 171.

Die Wahl muß man preiſen, die Humboldt auf dieſen Poſten berief. Denn einen geeigneteren Mann zur Leitung des weiten Gebiets des öffentlichen Unterrichts würde man kaum denken können. War er aber auch gleich geeignet zur Leitung des Kultus? höre ich viele unſerer Zeitgenoſſen zweifelnd einfallen. Hierüber wird ein Wort am Platze ſein.

Der hat nie etwas Näheres von dieſem Manne erfahren, nie einen zulänglichen Blick auf ſeine Schriften geworfen, wer darüber zweifelhaft ſein kann, ob Religion in ihm war oder nicht. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſeine religiöſe Denkweiſe ſtets in einer gewiſſen Entfernung von dem poſitiv Chriſtlichen blieb, ſei es nun, weil die Hülle des Chriſtenthums ihm widerſtrebte, oder daß er durch größere Hingebung an ſie ſeiner geiſtigen Freiheit und Natur verluſtig zu werden fürchtete. Er glich in dieſem Punkt ganz den Männern unſerer großen Litteraturperiode, und ſo wenig wir ſagen können, daß die Schranken des achtzehnten Jahrhunderts ihn gefangen gehalten hätten, ſo müſſen wir ihn doch in dieſem Stücke als deſſen unwandelbaren Zögling erklären. — Wir haben von Humboldt den bezeichnenden Ausſpruch: „Alles wahre Wiſſen führt zu Gott.“ Er durfte aber auch, ſeinem eignen Sinne nach, hinzuſetzen: „Alles natürliche Gefühl führe nicht minder zu ihm.“ Denn ſo entſchieden intellektuell ſein Weſen angelegt war, ſo ward ihm doch die natürliche Empfindung nicht untreu. Keines der philoſophiſchen Syſteme ſeiner Zeit war im Stande, ſeine Bedürfniſſe in dieſer Richtung recht zu befriedigen; von den ſpätern Entwicklungen dieſer Wiſſenſchaft aber hielt ihn eben ſo ſehr die natürliche Art ſeines Denkens, wie die Tiefe ſeines Gemüths und die auf den Grund der Dinge gehende Richtung ſeines Geiſtes ab. Er war nicht blos Theiſt, und nicht Pantheiſt. Der Glaube an die Perſönlichkeit Gottes, an eine leitende Vorſehung, an die individuelle Unſterblichkeit

wurzelte feſt in ihm, und war auf eine ſehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schickſalsidee, theils mit ſolchen theoſophiſchen und geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen verbunden, wie ſie ſeit den älteſten Zeiten, unter Indiern, Griechen und Deutſchen, viele der denkendſten Geiſter zu faſſen ſuchten. Auf dieſem vielſeitigen Grunde wurzelte auch ſeine Geſchichtsbetrachtung; in ihr drängte ſich das philoſophiſche Ergebniß ſeines Nachdenkens zuſammen. Aber nicht alles, was er erfaßte in Denken, Glauben und Vorſtellen, wollte er auch philoſophiſch bewieſen haben, und gern flüchtet er, unähnlich den Denkern ſeiner Zeit, mit den innerſten Heiligthümern in das Reich der Dichtung, wo dem Zweifel des Augenblicks ſo gut ſeine Stätte wird, wie dem kühnſten Fluge des Gedankens. [1])

Kühl ſtand er gegen das Dogma, aber er ſtand ihm nicht feindlich gegenüber. Er umging es, mit jener Scheu, die das Heilige zu berühren fürchtet. Und wo er es nicht umgehen konnte, benimmt er ſich wie gegen ein Gegebenes, in dem wir ja alle wurzeln, jede weitere Erörterung darüber meidend.

Die Frage, inwiefern ein ſolcher Mann zum Präſidium des geiſtlichen Departements geeignet ſein mochte, hängt, meines Erachtens, von Beantwortung der andern ab: welche Stellung nämlich der Chef dieſes Departements zu den kirchlichen Einrichtungen zu nehmen hat? Nach unſerer Anſicht hat er auf dieſem Gebiete nur zu überwachen, das Intereſſe des Staats zu wahren, im Uebrigen aber die rein geiſtliche Behörde, nach Maßgabe der beſtehenden Kirchenverfaſſung, walten zu laſſen. Sein Reich, ſeine *poſitive* Aufgabe iſt der öffentliche Unterricht; hier hat er nicht blos zu *wachen*,

1) Vergl. außer vielen ſeiner Sonette auch die fünftletzte Strophe des Gedichts „*Roma*," geſ. W. I. 357.

ſondern zu lenken. Laſſen wir alſo dahingeſtellt, welches Maß von Chriſtlichkeit einem ſolchen Chef zu wünſchen bleibt, ſo müſſen wir ſagen: Im Intereſſe eines Staats unſrer Zeit iſt es beſſer, wenn er in dieſem Punkte etwas zu ſkeptiſch, als wenn er zu hingebend iſt. Von Frivolität irgend welcher Art kann hier natürlich nicht die Rede ſein.

So möchte denn wohl, bei Humboldt's großen und für eine ſolche Thätigkeit zum Theil ganz beſonders ſchätzenswerthen Eigenſchaften, die Frage über ſeine Tauglichkeit für den Poſten auch in einer kirchlich ſtrengeren Zeit bejahend entſchieden werden.

Seine Amtsführung hat darüber auch keinen Zweifel übrig gelaſſen. Wie es überhaupt ſein Weſen war, den Geiſt der Freiheit walten zu laſſen, ſo ſcheint er es ſich zur beſondern Pflicht gemacht zu haben, einem ſelbſtſtändigen Wirken ſeines Collegen Nicolovius, ſo weit er es durfte, nirgends in den Weg zu treten, deſſen Wünſchen und Forderungen vielmehr eben ſo bereitwillig zu begegnen, als wenn es den Bedürfniſſen des ihm zunächſt am Herzen liegenden Zweiges gälte. Nicolovius ſelbſt hat, wie wir aus den Mittheilungen ſeines Sohnes wiſſen, es rühmend anerkannt, daß ihm von Humboldt's, ſeines Chefs, Seite jede Förderung zu Theil geworden ſei, obwohl er ausdrücklich bemüht geweſen, „das Volk zu religiöſem Glauben wieder zu erwecken, und dieſergeſtalt auch in ſeiner Abtheilung eine ganz neue Schöpfung zu begründen.“ [2])

Noch könnte man darin einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt finden wollen, daß Humboldt, der einſt die Einwirkung des Staats auf Bildung und Erziehung ſeiner Bürger ſo entſchieden abgewieſen hatte,[3]) jetzt mit ſolchem Eifer nicht nur für

2) Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 171. 173. 179. 180. 183. 184.

3) Siehe Th. I. 190—92.

die Erneuerung des Unterrichts, sondern auch dafür wirkte, daß in den untern Kreisen nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werde. Und in der That finden wir hier ein Zugeständniß, das der Theoretiker dem praktischen Leben gemacht hatte. Die uneingeschränkte Individualtheorie hielt nicht Stand vor den Forderungen der Wirklichkeit, des deutschen Nationallebens, und gar einer Zeit, wie der damaligen, wo es als höchste Nothwendigkeit erscheinen mußte, die Masse des Volkes nach einer bestimmten Richtung zu entwickeln. Demungeachtet wirkte auch jetzt jenes leitende Princip, das er ohnehin nicht aufgegeben, sondern nur ermäßigt hatte, vortheilhaft ein. Einmal behielt er stets die individuelle Ausbildung als Ziel im Auge; je mehr er es mit schon Vorgebildeten zu thun hatte, desto mehr ließ er auch der Freiheit Raum, wie er denn, charakteristisch genug, zur selbigen Zeit, wo er die preußischen Universitäten zu verjüngen suchte und eine neue großartige Schöpfung dieser Art begründete, durch ein unterm 28. April 1810 erlassenes Publikandum das bisher in Preußen bestandene Verbot des Besuchens fremder Schulen und Universitäten unbedingt aufhob. Und überall, wo es irgend möglich, waltete er in diesem Sinne; vorzüglich den Männern gegenüber, die die Wissenschaft und den höhern Unterricht zu pflegen berufen waren. Nicht sie zu lenken, sondern sie aus sich wirken zu lassen, war sein Bemühen, so daß er selbst in der Wahl und Berufung neuer Kräfte am liebsten F. A. Wolf und der wissenschaftlichen Deputation Gehör gab, und nur da allein handelte, wo er sich von jenen verlassen sah.

Das Departement, dem Humboldt vorgesetzt wurde, bedurfte gar sehr eines solchen Regenerators. Bis zum Kriege war es in den Händen des Justizministers v. Massow, „eines stolzen, allen Neuerungen abgeneigten Mannes," gewesen;[4])

4) Steffens, „Was ich erlebte," V. 117.

nur der rührige Beyme hatte, im Kabinet des Königs, dafür gethan, was ihm möglich. Seit dem Kriege aber war auch hier faſt völlige Auflöſung eingetreten. Unzählige harrten der Hülfe, und auf gründliche Beſſerung. „Man erwartet jetzt hier", ſchreibt Zelter, 26. Dez. 1808, an Göthe, „den römiſchen Humboldt, welcher Staatsrath des Kultus, der Akademien und Theater worden iſt. Wenn er ſo geblieben iſt, als er war, ehe er nach Italien ging, ſo freue ich mich ſehr auf ihn. Auf dieſer Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten ſich wenden, wohin ſie wollen; denn in dieſem Punkte [wie in vielen andern!] haben wir lange ein ſündliches Leben geführt."

Ueberhaupt war die Erhebung dieſes Mannes keine geringe Eroberung für einen Staat, der ſo der Belebung und Steigerung ſeiner Kraft, ſo einer intellektuellen, wie moraliſchen und politiſchen Verjüngung bedürftig war, wie Preußen, und ſich dieſerhalb mit den kräftigſten Männern aller Theile des Landes und des übrigen Deutſchlands zu umgürten ſuchte. So traten Gneiſenau, Schön, Niebuhr, Scharnhorſt, Stein und Altenſtein erſt jetzt auf den rechten Platz, bald auch Hardenberg, ſpäter Blücher und ſo viele der Beſten. Nun auch Humboldt. Doch hier bleibt eines bemerkenswerth. Er war ſelbſt Märker. Zwar bot auch die Mark kräftige und ausgezeichnete Männer genug, aber an den Beſten blieb manche Eigenheit des alten Preußenthums haften, Manches, was dem deutſchen Sinne nicht anmuthen will, ſo wenig man den Patriotismus oder die Energie verkennen kann. Man denke nur an Männer, wie Beyme, wie Stägemann! Wie anders erſcheint Humboldt, der Geiſt des Makrokosmus den Geiſtern der Erde gegenüber — eben ſo tapfer, eben ſo vaterländiſch, aber doch wieder ſo fremdartig, wie ein Weſen aus einer andern Welt, ſeiner Zeit entgegengeſetzter, als ſelbſt die Steine und Hardenberge,

viel weniger noch zum Vielregieren, zum Gouverniren geſtimmt, weit ſpiritueller, ein Mann, der in die gegebenen Verhältniſſe ganz nie aufgehen konnte. Aber auch eine ſolche Erſcheinung wirkte wohlthuend für Preußen, in mancher Hinſicht vielleicht am erwünſchteſten. Vieles von dem, was wir beſonders an dem geiſtigen Leben des jetzigen Preußens, ſeinen Schulen und Univerſitäten beſonders auszuzeichnen wiſſen, zieht ſeinen Urſprung aus den Tagen, da Humboldt nach dieſen Seiten den nachdrücklichen Impuls gab, wenn wir auch gerne anerkennen, wie viel dieſe Ausſaat der liebevollen Pflege eines ſo wackern Nachfolgers, wie Altenſtein, verdanken mag.

---

Im April 1809 traf Humboldt zu Königsberg ein, wo der Hof, wo die höchſten Regierungsglieder verweilten. Noch immer ſcheute man ſich, nach Berlin zurückzugehen. Der Staat befand ſich in trauriger Lage; immer unleidlicher wurde der Druck, die Anmaßung, die Napoleon auch *nach* dem Friedensſchluſſe zeigte; die Geldnoth immer größer. Die ganze Zukunft des Staats ſchien noch ungewiß, und Mancher konnte zweifeln, ob der Körper, dem er angehörte, nur noch acht Tage beſtehen werde.[1]) Dazu kam der neue Kampf zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, an dem man nun gerne Theil genommen hätte, da man nicht mehr konnte. Doch das war ſchon zum Heil, daß man nicht mehr theilnahmlos den Geſchicken Oeſterreichs folgte; auch leuchteten jetzt dort ſelbſt aus der Niederlage Hoffnungen für die Zukunft auf.

Und wenn auch die Gegenwart noch ſo traurig, die Zukunft noch ſo zweifelhaft und dunkel war, Königsberg ſelbſt bot einen tröſtenden, ja erhebenden Anblick dar. Es

---

1) So Niebuhr, 7. Febr. 1809, aus Amſterdam. Siehe deſſen Nachgel. Schriften nicht philologiſchen Inhalts. Hamburg, 1842. S. 308.

wehte ein erfrischender Geist durch diese Stadt. Eine Anzahl trefflicher Männer, von einem reineren Eifer für das Gute, für das Wohl des Vaterlandes beseelt, hatte sich zusammengefunden und enger an einander geschlossen, als sonst es im öffentlichen Leben gewöhnlich ist. Das königliche Haus knüpfte ein beinahe trauliches Band mit diesen Männern. In solchem Zusammenstehen schöpfte man Trost für die Gegenwart; da wurde vieles bereitet, was nachmals zur Rettung beitrug; da fühlte man sich in einer Stimmung, wie sie sonst kaum im Glücke zu Theil wird.

Königsberg selbst hatte eine bedeutende Zahl tüchtiger und insonders regsamer Männer aufzuweisen, von denen einige höchst origineller Natur, die meisten unter dem wohlthätigen Einfluß des erst seit wenigen Jahren verstorbenen Freundes und Lehrers J. Kant gebildet worden waren. Ich nenne von Vielen nur den Kanzler von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, den Consistorialrath (und nachherigen Erzbischof) Borowsky, den Kriegsrath Scheffner (der selbst sein Leben beschrieben). Der Lehrer der Staatswirthschaft Kraus war schon todt. Unser Humboldt trat namentlich mit Dr. Wilhelm Motherby in trauliche Verbindung. Dieser treffliche Mann, Freund und Schüler des großen Kant, war ein Schotte von Geburt, aber eingebürgert in Königsberg. Er gründete, kurz nach dem Tode seines Lehrers, einen Verein unter dessen ehemaligen Tischfreunden und intimen Verehrern, welcher das Andenken jenes Weltweisen alljährlich an seinem Geburtstage feiert. Diesem Kreise erschien Humboldt nicht als ein Fremder. Auf diesem Grunde erwuchs auch die Freundschaft mit Motherby, die sich auch später in herzlichem Briefwechsel bethätigt. Er war viel in dessen Hause, und nahm von dort viele der schönsten Erinnerungen dieses Königsbergischen Aufenthaltes

mit.[2]) — Nach Königsberg kam in dieſer Zeit, vielleicht auf Humboldt's Berufung, auch der ſprachkundige Prof. Vater, der ihm gewiß ſchon von Jena bekannt war.[3]) Er wurde 1809 von Halle dorthin verſetzt. Mit der Fortführung des Adelungſchen Mithridates beauftragt, bearbeitete er eben die Sprachen der neuen Welt, wobei ihm der jüngere Humboldt die aus Amerika mitgeführten Schätze auf's freigebigſte zur Benutzung überließ.[4]) Auch Wilhelm Humboldt widmete ihm und ſeinen Studien regen Antheil, und gab, ſo bald ihm Muße wurde, ſelbſt einen Beitrag zum Mithridates.

Welche Anregungen bot dann der Umgang mit den damals in Königsberg anweſenden und zuſammenwirkenden Staatsmännern! Mit mehreren wurde Humboldt erſt jetzt bekannt, in andern fand er Freunde oder Bekannte ſeiner Jugend wieder. Unter den letztern namentlich jetzt ſeinen Vorgeſetzten, Alexander Reichsgrafen zu Dohna, mit welchem ein ſehr trauliches Verhältniß ſich erneuerte.[5]) Neu aber und von beſonderer Bedeutung iſt die Verbindung mit Stägemann; wichtig ferner die mit ſeinen Collegen und Räthen, Nicolovius und Süvern. Mit Süvern verband ihn vielfach gleiche Richtung, und wenn ihm Nicolovius urſprünglich ferner ſtand, ſo knüpfte doch auch mit ihm ſchon der Umſtand, daß er mit Göthe, deſſen Schweſtertochter er geheirathet, mit Jakobi und andern nahe befreundet war, ſchnell ein engeres Band.[6]) — Im Herbſt kaum auch Niebuhr von einer amtlichen Reiſe dorthin zurück. Zum erſtenmal traf er mit Humboldt zuſammen. In einem ſeiner

---

2) Auch Dorow, der Herausgeber ſo vieler Denkblätter aus dieſer Zeit, lernte Humboldten in dieſem Hauſe kennen. Siehe deſſen „Erlebtes". Th. I. 1843. S. 13.

3) Siehe Th. I. 436.

4) Siehe oben S. 127.

5) Siehe Th. I. S. 29—30.

6) Vergl. Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 169.

Briefe (28. Sept. 1809) meldet er darüber in die Heimath: „Humboldt, den Chef der Gelehrſamkeit, habe ich noch nur einmal geſehen. Sein Empfang war äußerſt verbindlich; auch erwartete ich in der That mancherlei Belehrung von ſeinem Umgang.“ [7])

Zu Königsberg war es, wo Humboldt auch mit dem Hofe in engere Verbindung trat. Ein Mann von ſolchem Geiſt und dieſer Weltkenntniß war auch in den höchſten Kreiſen ein Meteor. Man ehrte jedoch in ihm nicht allein den großen Gelehrten, den Staatsmann, ſondern auch den überaus begabten Geſellſchafter. Man ergötzte ſich an ſeinen Scherzen, an der komiſchen Weiſe ſeiner Erzählung, und vergaß, ſo oft er ſeine Heiterkeit ausſtrömen ließ, wenn er „Menſchen zu Meerkatzen verglich“ und alles zum Lachen brachte, der bitteren Eindrücke dieſer Zeit. Am vertrauteſten wurde er mit der Prinzeſſin Louiſe, verehlichten Fürſtin Radziwill und deren Hauſe.

---

Ueberhaupt war dies eine Zeit der Aernte für Humboldt. Er fand reiche Gelegenheit, ſeine praktiſchen Talente zu offenbaren. Ihm war es leicht, auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufzugeben, und mit ununterbrochenem Eifer fortzuarbeiten, deſſen gewiß, daß von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bleiben werde. Auch auf Andere ſuchte er dieſe Stimmung überzutragen, ſie über die Zerfallenheit der Dinge zu beſchwichtigen. So rief er einem ſeiner verzagteren Freunde damals die ſchönen Worte zu: „Die Gegenwart iſt eine große Göttin und ſelten ſchnöde gegen den, der ſie mit einem gewiſſen heitern Muthe behandelt.“ [1])

---

7) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I. Hamburg, 1838. S. 425.

1) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 33.

Und wenn jetzt seine amtliche Stellung ihm die angestrengteste Thätigkeit auflegte, wenn von allen Seiten auch gesellige Ansprüche ihn umlagerten, so fand er doch die Kraft in sich, seinem Wesen treu zu bleiben, und in der Stille seinen liebsten Beschäftigungen nachzugehen. Noch jetzt fing er nie einen Tag anders, als mit Griechisch oder Lateinisch an, und jetzt war es, wo er äußerte: „die Akten verdürben sonst einen Menschen von Grund aus.“ [2])

---

Der Briefwechsel nahm auch Zeit in Anspruch. Die Familie war in Italien, der Bruder in Paris. Mit Uhden, der die Geschäfte des Departements in Berlin versah, stand Humboldt in amtlicher, mit vielen Andern in eben solcher oder freundschaftlicher Correspondenz. So vorzüglich mit F. A. Wolf. Gegen diesen, der sich nie gern in vorgezeichneten Bahnen bewegte, und jetzt allerhand eigensinnige Ansprüche erhob, hatte er seine ganze Freundschaft zu bewähren, ohne ihm doch dadurch genugthun zu können. Er machte den großen Werth des Mannes sowohl beim Minister als unmittelbar bei dem Monarchen selbst geltend, und wie rathsam es sei, mit ihm überall sorgsam und nachgiebig zu verfahren, um ihn dem Staate zu erhalten. Wolf'en selbst forderte er auf, sich nun förmlich in Berlin einzurichten zu behaglichem Leben und Arbeiten. „Gedenken Sie“, schrieb er ihm (Juni 1809), „Ihres Ruhms. Der Ruhm ist ein Sisyphus-Stein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt. Ihr Beruf sind große gelehrte Arbeiten; Sie sind so gesetzt, daß Sie vollkommene Muße haben; die eigentlichen Geschäfte sollen Sie immer nur so erhalten, daß Sie sie nebenher abmachen können. — Unternehmen Sie irgend

---

2) Ebendas. II. 33.

eine Arbeit, helfen Sie uns nebenher in unſern viel weniger wichtigen Arbeiten, und ſchließen Sie mich, wie bisher, in Ihr inniges und liebevolles Vertrauen ein. Aber machen Sie ja, daß es nicht heiße, ich mache Sie, indem ich Sie hier [in Berlin] fixire, unthätig für die Wiſſenſchaft.“ Zugleich bekundete Humboldt ſeine Geſinnung durch amtlich vertrauliche Aufträge, beſonders in Betreff der Beſetzung der vielen neu zu ſchaffenden Stellen. Zwei der bedeutendſten Schüler F. A. Wolf's wurden an die neue Univerſität berufen; ein andrer, J. Bekker, konnte lange in Paris weilen, um die dortigen Handſchriftenſchätze zu benutzen. Endlich ward Wolf ſelbſt, auf Humboldt's Vorſchlag, im Febr. 1810 zum Direktor der wiſſenſchaftlichen Deputation in der Sektion für den öffentlichen Unterricht ernannt. Als ſolcher war er auch Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts, welcher Humboldt allein vorſtand. Dieſer hatte Wolfen die Leitung aller rein wiſſenſchaftlichen Unternehmungen vorbehalten; von den Gymnaſial-Geſchäften ſollte ihm manches zugewieſen werden; endlich ihm auch die Beurtheilung der Vorſchläge zu Beſetzung der Stellen und die Prüfungen obliegen. So durfte Humboldt hoffen, alles nach des Freundes Wünſchen geordnet zu haben. Aber er irrte ſich. Wolf war für eigentliche Geſchäftsthätigkeit faſt gar nicht gemacht; am wenigſten für eine collegialiſche; und, was Humboldt nicht einmal ahnte, auch ſein Ehrgeiz ward durch eine ſolche nicht befriedigt. Im Gefühl, daß er nur an der Spitze etwas leiſten könne, hatte er wohl erwartet, geradezu als Staatsrath, als oberſte möglichſt freiſtehende Behörde in Sachen der Schul- und höhern Lehr-Anſtalten in amtliche Wirkſamkeit geſetzt zu werden, während er officiell den Wunſch ausgedrückt hatte, nur mehr als Rathgeber ſich unmittelbar verpflichtet zu ſehen. Humboldt dagegen lag bei dieſem ſo innig verehrten Freunde jede Idee an Rang und Titel ſo durchaus

fern; er glaubte ſtreng an Wolf's Erklärungen; er nahm deſſen Theilnahme an rein amtlichen Geſchäften nur inſoweit in Anſpruch, als ſie ihm unentbehrlich ſchien, und war vor allem darauf bedacht, ihn außerhalb der Geſchäfte, die auch der wohlwollendſte Chef nicht immer verſüßen kann, einer eigenen möglichſt freien Thätigkeit zu erhalten. Mit dieſer eben ſo bequem als ehrenvoll eingerichteten Stellung war aber Wolf nicht zufrieden. Schon im März (1810), gerade im Moment, wo die Sektion hoffte, die Thätigkeit der wiſſenſchaftlichen Deputation durch Wolf in Gang gebracht zu ſehen, lehnte dieſer den ganzen Antrag ab. Humboldt, den Freund mit dem Vorgeſetzten auf die edelſte Weiſe verbindend, nahm es ſchonend auf, ihm nur ſein herzliches Bedauern äußernd, daß er ihn nicht ſo, wie er es ſo ſehr gewünſcht habe, beſchäftigt ſehen könne, da durch die neue Verfaſſung die Leitung der Schulangelegenheiten nicht ihm perſönlich, ſondern der Sektion unter ſeiner Direktion anvertraut ſei. Eben dadurch, daß er ihn der Sektion ſelbſt beigeſellt, habe er dasjenige Verhältniß zu finden geglaubt, welches ſowohl der Sache als ihm ſelbſt angemeſſen wäre.[1]) — Wolf erkannte, beſonders nach des Freundes Rücktritt aus dieſem Amte, gewiß bald, wie ſehr er gefehlt und wie viel er aus den Händen gegeben; er mußte fühlen, wie gut Humboldt es mit ihm gewollt. Es wuchs aber auch ſeine Verehrung für dieſen immer mehr, und er ergriff jeden Anlaß, ſie auf recht ſolenne Art zu bethätigen. —

Von Königsberg aus ſtand Humboldt auch mit Rahel in Berlin in Briefwechſel. Wir finden unter ihren Briefen ein langes Schreiben, das ſie am 28. Juni 1809 an Hum-

---

1) Körte, a. a. O. II. 33 — 43. Es ſchien mir angemeſſen, in dieſer kitzlichen Erörterung wörtlich dem Biographen F. A. Wolf's zu folgen.

boldt abgehen ließ. Sie ſpricht darin von einer Epoche, wo dieſer ſie gehaßt, gedenkt ſeiner Verwunderung, daß ſie nicht durchaus ſo garſtig ſei, als er ſie damals gewähnt hatte. „Ewig", ruft ſie ihm zu, „wird es in Ihrer Menſchenkunde und Jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Weſen ſo übergehen konnten ... Welch Studium hätten wir mit einander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können! Schämen Sie ſich, Sie fleißiger ſchlechter Forſcher!" Leid thue es ihr, fährt ſie fort, ihm noch eine andere Kränkung zufügen zu müſſen. Kurz zuvor nämlich hatte Thereſe Huber, bei der Sammlung der nachgelaſſenen Werke ihres Gatten, einen Lebensabriß des Letztern veröffentlicht. Humboldt hatte dieſe Arbeit mit dem Auge des Freundes geleſen, und, in der Freude darüber, die Verfaſſerin gegen Rahel die erſte Frau dieſer Zeit genannt. Darüber nun lieſt ihm Rahel tüchtig das Capitel, indem ſie die ſtarke Schattenſeite der Arbeit hervorhebt. Was Humboldt darauf erwiedert habe, erfahren wir nicht. — Endlich gedenkt Rahel in dieſem Schreiben ihres jungen, aber höchſt geiſtvollen Freundes, Alexander's von der Marwitz, der, wie es ſcheint, mit Humboldt, als Chef des Unterrichts, in Berührung getreten war, und eine Thätigkeit in deſſen Gebiete wünſchte. Darüber brach der Kampf von 1809 los, und Marwitz eilte unter Oeſterreichs Fahnen. Ehe er aber Berlin verließ, erſuchte er Rahel noch, bei Humboldt zu entſchuldigen, daß er ihn in Ungewißheit gelaſſen. Er habe, ſagt er, keine Luſt gehabt, das Verhältniß mit dieſem ganz abzubrechen. Rahel that dies auf's Beſte: „Verzeihen Sie Marwitz," ſchreibt ſie, „und protegiren Sie ihn ſehr: ich weiß, wie vorzüglich Sie ihn behandelten, und doch mögen Sie ihn noch nicht ſo en détail kennen, als ich. Erwogen haben Sie ſein Weſen, und durchdrungen muß

es Ihr Blick haben.“ [2]) — Der Brief endet mit einer Dankſagung für ein Geſchenk (einen Roſenkranz), womit Humboldt ſie erfreut hatte. Man ſieht, das Verhältniß ſtand auf freundlichſtem Fuße, doch dauerte das nicht lange, denn bald genug klagt ſie wieder, daß Humboldt ihr grolle, ihr entfremdet ſei. [3])

So Mancher war damals in der allgemeinen Noth brodlos worden, und bedurfte Gunſt und Fürſprache, nur irgend eine Stellung zu gewinnen. Göthe empfahl unſerm Humboldt ſeinen Freund Zelter; dieſer kam ſelbſt nach Königsberg, und wurde alsbald zum Profeſſor der Muſik an der Berliner Akademie der Künſte ernannt. Damit war dieſem braven Manne geholfen. [4])

---

Vor allem aber muß uns die amtliche Thätigkeit unſeres Humboldt feſſeln. Von dem Geiſt, in dem er waltete, von den Principien, die ihn leiteten, iſt ſchon die Rede geweſen. Wir folgen ihm nun in die einzelnen Zweige dieſer Thätigkeit; wir betrachten, was durch ihn oder unter ihm geſchah; wie im Einzelnen ſich ſein Weſen und ſeine Grundſätze bethätigten. Wir faſſen vorzüglich die Hauptrichtungen in's Auge, die ihn und ſein Departement damals beſchäftigten, und wenden uns dabei von dem, wo er mehr nur den Chef darſtellt, bald dahin, wo ihm ſeinen innerſten Wünſchen gemäß zu wirken vergönnt war.

Von ſeiner Stellung zu Nicolovius und zur geiſt-

---

2) Rahel, I. 426 — 32. Vergl. den Brief von Marwitz in Varnhagen's Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang, II. 20.

3) Vergl. Rahel, I. 471. II. 78, und unſere „Erinnerungen“, II. 51—53.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, I. 355. 365. 375. Dagegen dürfte I. 425 nicht auf Humboldt zu beziehen ſein, da deſſen Name von Zelter wohl genannt worden wäre.

lichen Abtheilung habe ich im Allgemeinen ſchon berichtet. Bei aller Verſchiedenheit der Richtung blieb er im beſten Einverſtändniß mit ihnen. Die Stellung von Nicolovius war eine ſehr ſelbſtſtändige; er leitete die geiſtliche Abtheilung, Humboldt jene des Unterrichts. Sämmtliche Erlaſſe der erſtern gingen unter Nicolovius' Namen, dennoch aber ſollten, nach Humboldt's Anſicht, beide Abtheilungen auf's Innigſte zuſammenwirken, ſo daß man ſie außen für eine und dieſelbe anſehen müſſe. Anfangs wurden ſogar, ſeiner Anordnung gemäß, die Sitzungen ungetheilt gehalten. Da jedoch bald Umſtände eintraten, welche dieſe Einrichtung ferner nicht rathſam machten, ſo ward in getrennten Abtheilungen zu arbeiten beſchloſſen. Doch blieb auch jetzt noch vieles gemeinſchaftlich, namentlich alles die Beſetzung und Dienſtführung der geiſtlichen und Schuldeputationen der Provinzialregierungen Betreffende; die Anſtellung und Dienſtführung derer, die zugleich Kirchen- und Schulbeamte waren; das theologiſche Studium auf Univerſitäten und die Beſetzung der theologiſchen Lehrſtellen, und andres dergleichen. In allen ſolchen Fällen hatten beide Sektionschefs gleiche Stimme. Wo ſie ſich nicht einigen konnten, waren ſie übereingekommen, ſich der Entſcheidung des Staatsraths, und, ſo lange dieſer nicht organiſirt ſei, des Departements-Miniſters zu unterwerfen. Auch wohnte Humboldt ſelbſt oftmals den Sitzungen der Kultusabtheilung bei. Er ſah die Ausfertigungen, hielt aber unverbrüchlich daran, kein Wort zu ändern, ſondern nur, wenn er Anſtand nahm, ſeine Bedenken an Nicolovius mitzutheilen. Dagegen wohnte dieſer auch den Sitzungen der Unterrichtsabtheilung an; auch wurde ihm, da er an der eingeleiteten Reform des Elementar-Unterrichts bedeutenden Antheil hatte, alles, was in dieſer Angelegenheit einging, mitgetheilt, und er zu den Conferenzen darüber jedesmal eingeladen. — Eine wichtige Neuerung waren auch

die Kirchen- und Schuldeputationen, die jetzt den einzelnen Regierungen beigegeben waren. In diesen Deputationen haben immer auch mehrere Geistliche Sitz und Stimme; beide Abtheilungen der Sektion wirkten nun durch ein und dasselbe Organ auf Kirchen und Schulen im Einzelnen, und zwar um so angemessener, da die Sachen nicht mehr blos von weltlichen Händen vermittelt wurden, und dabei doch äußerst kräftig, da diesen Zwischencollegien durch ihre Verbindung mit der Finanz- und Polizeibehörde der Provinz alle Mittel der Wirksamkeit zu Gebot standen. — Wie Humboldt in seiner Abtheilung, so suchte auch Nicolovius durch Anordnung strengerer Candidatenprüfungen dem Eintritt Unwürdiger in den öffentlichen Dienst zu wehren, und hierin, wie in der Wiederbelebung des Kultuswesens überhaupt, sah er sich vornehmlich durch die geistlichen Räthe Sack und Ribbeck auf's wirksamste unterstützt. [1])

Unmittelbar aber unter Humboldt's Einfluß stand die Leitung des öffentlichen Unterrichts, wenn schon auch auf diesem Gebiet sein Interesse und seine Theilnahme sich nicht in gleicher Stärke äußern konnten. Die Reform des Volksunterrichts war sogar schon eingeleitet, als Humboldt an die Spitze trat; auch die Räthe und Genossen, mit welchen er wirken sollte, waren schon ernannt. Für das Volksschulwesen arbeiteten namentlich Süvern und Schmedding, mit ihnen Nicolovius; für die höhern Lehranstalten gleichfalls Süvern, ferner Uhden, endlich der Chef selbst. Uhden's Bekanntschaft machten wir schon in Rom, wo er Humboldt's Vorgänger war, dieser ihn traf und kennen lernte. [2]) Uhden und Süvern standen auch geistig in näherer Beziehung zu

---

1) Alfred Nicolovius, a. a. O., 172. 179—80. 182—83. 184

2) Siehe oben S. 64 u. 89.

ihrem jetzigen Chef; beide waren Forscher und Kenner der Kunst und des klassischen Alterthums; Süvern bis zu Ende des Jahres 1808 als Professor der alten Litteratur in Königsberg. Als junger Mann schon hatte er sich an das Uebersetzen des Aeschylos gewagt, [3]) und dadurch, wie bald nachher durch eine Schrift über Schiller's Wallenstein, Anspruch auf unseres Humboldt's Interesse erworben. Uhden besorgte, so lange der Chef in Königsberg war, die laufenden Geschäfte in Berlin, und nahm vornehmlich an der Gründung der neuen Universität lebhaften Antheil. Süvern war in allen Zweigen der Unterrichtsabtheilung thätig, am meisten wohl für die Reform der Gymnasien, welcher er auch unter den nachfolgenden Departementschefs so eifrig oblag, daß er mit Recht, wenn nicht als Begründer, doch als thätigster Beförderer des neueren preußischen höhern Schulwesens angesehen wird. Schon unter Humboldt hatte er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens zu erfreuen.

Während nun unter sich Humboldt so tüchtige Männer vorfand, stand er, schon der Verfassung gemäß, in einem sehr unabhängigen Verhältniß zum Chef des Ministeriums des Innern, Grafen zu Dohna. Selbst die Stiftung der Universität Berlin geschah, wie auch Dohna's Biograph, J. Voigt, bemerkt, [4]) nicht unmittelbar durch ihn, sondern vielmehr unter besondrer Leitung desjenigen, welcher damals in der Abtheilung für den Kultus und Unterricht den Vorsitz führte. Doch unterstützte, wie der eben genannte Biograph beifügt, der Minister, im Plane des Ganzen mit Humboldt, seinem vieljährigen Freunde, Hand in Hand gehend, die neue Stiftung auf jegliche Art und mit dem lebendigsten Interesse. Ungeachtet jedoch dieses freundlichen Vernehmens scheint die künst-

3) Siehe Thl. I. S. 441.

4) Vergl. die oben Thl. I. S. 29. angeführte Skizze in den „Zeitgenossen," S. 18—19.

liche Stellung, in der sie sich gegen einander befanden, insonders aber die finanzielle Bedrängniß der damaligen Verwaltung am Ende auch zwischen ihnen Differenzen herbeigeführt zu haben, die Humboldt zum Aufgeben des Postens bestimmten.

Abgesehen jedoch von solchen Gränzfragen, finanziellen zumal, durfte der Sektionschef sich nach freiem Gutdünken bewegen. Zwar ließ er auch in Punkten, die ihm speciell am Herzen lagen, nicht blos seine Räthe, sondern auch die hervorragenden Männer der Wissenschaft, einen Schleiermacher, Fichte, einen Wolf, auf seine Maßnahmen einwirken, doch aber nur so, daß er sich die letzte Entschließung vorbehielt. So finden wir, daß der Prof. Schütz in Halle, der seinen Sohn an einer preußischen Universität angestellt zu sehen wünschte, sich deshalb an Süvern wandte. Dieser aber berief sich auf die neue Organisation, der zu Folge die Sektionen nur unter den Auspicien und im Namen ihrer respektiven Chefs operirten, er selbst aber nicht anders als durch Rath und Empfehlung zu wirken vermöge. „Von Herrn v. Humboldt," fügte er hinzu, „wird das Meiste abhängen. Was ich aber bei diesem vermag, werde ich aufbieten." (25. Mai 1809.) [5])

---

Die nächste Aufgabe war die Reform des Volksunterrichts, oder vielmehr die Einführung eines umfassenden Systems nationaler Erziehung. Denn, um die Nation zu kräftigen, zum Widerstand gegen den äussern Feind zu stählen, bedurfte es nicht nur einer zeitgemäßen Erneuerung des höhern Erziehungswesens, der Belebung und Erweckung eines öffentlichen Geistes, sondern es mußte von unten auf durch großartige Maßregeln geholfen werden. Ja, hier ge-

---

5) Schütz's Briefw., her. v. K. J. Schütz, I. 430.

nügte nicht, daß man Schulen gründete, Ordnung und Strenge einführte und — was so Noth that — dem Lehrstand emporhalf. Um wahrhaft zu erziehen und das, was man im Auge hatte, zu erreichen, bedurfte es einer principiellen Umgestaltung des zeitherigen Elementar-Unterrichts. Woher aber in einer Zeit, die so wenig auf Volksthümliches bedacht gewesen war, plötzlich die Ideen, den Gang und die Methode solch' einer Neuerung hernehmen? War so etwas aufzufinden, so mußte man es als ein Geschenk des Himmels betrachten, und als ein solches annehmen und pflegen.

Man fand und man erkannte ein solches Heilmittel in den Ansichten und der Methode des Schweizers Pestalozzi, eines Mannes von tiefer Einsicht in das Leben und die Bedürfnisse des Volkes, in die Mittel, es zu erwecken, es naturgemäß und nach allen seinen Kräften zu entwickeln. Sein System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung; die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist. Der Gründer dieser Methode war rastlos bemüht, ihr Eingang in's Leben zu verschaffen. Er entwickelte seine Ansichten in Schriften; er gründete Musteranstalten in der Schweiz. Wenige aber hatten damals Sinn für solche Dinge,[1]) am wenigsten die Regierungen. Es mußten solche Unfälle kommen, wie die von Jena, um den Boden für großartige Neuerungen urbar zu machen.

Als nun in Preußen die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der National-Erziehung erkannt worden, war man auch bald entschlossen, die Pestalozzi'sche Methode zu ergreifen. Einzelne Privatinstitute gingen voraus.

---

1) Doch sprach Biester schon 1804 in der Berl. Monatsschrift für Pestalozzi's Methode. Wieder ein Zeugniß der bürgerlich tüchtigen Gesinnung, die den verrufenen Berliner Aufklärern inwohnte!

Männer von Einſicht, wie der Miniſter Schrötter, wie Scheffner, wie Fichte,[2]) faßten den Gegenſtand in's Auge, am eifrigſten Nicolovius. Von ihm wurde ſchon im Sommer 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarſchulen ernſtlich betrieben. Durch eine königliche Kabinetsordre ward die Anſtellung von Verſuchen genehmigt. Nicolovius trat nun in perſönliche Unterhandlungen mit Peſtalozzi. Man ſendete eine Anzahl junger Leute in deſſen Anſtalt nach Ifferten und beſchloß, alsbald zu Königsberg ein Normalinſtitut nach dieſen Grundſätzen einzurichten.

So weit war die Sache ſchon gediehen, als Humboldt an die Spitze der Sektion trat und dem Gegenſtande auch ſeine eifrigſte Unterſtützung zuwandte. Peſtalozzi erlebte die Freude, daß ſeinen Ideen ein weiter Wirkungskreis ward, daß ſie von oben begünſtigt wurden, daß ſie, nach einem ſo bedeutenden Vorgang, bald in vielen andern deutſchen Staaten Wurzel ſchlugen. Er drückte auch ſeine Freude darüber in den anerkennendſten Worten aus. Gleich im erſten Hefte ſeiner Wochenſchrift für Menſchenbildung (1809) ſagte er: Wie einſt die Unterrichtsreform des Joh. Amos Commenius, des eigentlichen Stifters des Realienſyſtems im Unterrichte, vorzüglich im Norden von Europa, beſonders aber in Holland und Schweden, Eingang gefunden, ſo ſei es wiederum der Norden, der die Bedeutung der neuen Kulturmittel der erſten und öffentlichen Aufmerkſamkeit würdige, und ihnen den freieſten Spielraum vorbereite. Es ſei Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernſte zuerſt das Erziehungsweſen nach den umfaſſendſten Geſichtspunkten als National-

---

2) Fichte erklärte ſich in ſeinen „Reden an die deutſche Nation" entſchieden für Peſtalozzi's Neuerung. Vergl. den Dankbrief des Letztern an Fichte's Gattin, 10. März 1809 in Fichte's Leben und Briefwechſel, her. v. J. H. Fichte, II. 454.

Angelegenheit in's Auge faſſe.[3]) Und an Nicolovius ſchrieb er, 20. April 1809: „O Freund, und Ihr edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigſten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, ſo klein er an ſich iſt, die ganze Maſſe des ungeſalznen und geſchmackloſen Zeit- und Regierungseinfluſſes auf die Menſchenbildung göttlich durchſäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr ſtrebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menſchlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande ſeid.“ [4])

Die Reform begann in den Provinzen jenſeits der Weichſel. Staatsrath Schmedding bereiste im Sommer 1809 Weſtpreußen, um die dortigen, noch arg verwahrlosten katholiſchen Schulen zu unterſuchen. Zur Gründung des Normalinſtituts in Königsberg und Bildung des Lehrſtandes für die neue Methode wurde C. A. Zeller aus dem Würtembergiſchen, ein Schüler Peſtalozzi's, nach Königsberg gerufen, wo er im September eintraf. Zeller löste ſeine Aufgabe „mit Kraft und bewundernswürdigem Talente,“ [5]) und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie ſehr dieſe Neuerung im Schulfach mit der Umbildung des Wehrſtandes Hand in Hand ging. Hohe Militärperſonen nahmen Intereſſe an der Sache; ſelbſt dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller einen Curſus von Vorträgen halten. Dennoch fand die Reform auch Schwierigkeiten und Widerſacher. Das Waiſenhaus in Königsberg

---

3) Vergl. den Aufſatz: „Ueber die Anſtalten der preußiſchen Regierung zu der Einführung der neuern Elementarmethode,“ Morgenblatt, 10. Mai 1809.

4) Mitgetheilt bei A. Nicolovius a. a. O., S. 175.

5) Ebendaſ. S. 176.

ſollte zu der Muſteranſtalt werden, die man beabſichtete. Dieſes aber fand Zeller in einem heilloſen Zuſtande. Dennoch aber wollte man dem Neuen nicht recht Raum gewähren. Man berief ſich immer auf hergebrachte Formen und Einrichtungen, und ſuchte ein Hinderniß nach dem andern hervor, zu einer Zeit, wo die Aufnahme und Begründung dieſer Neuerung noch gar nicht geſichert war. Zeller war ſchon im Begriff, wieder nach Hauſe zu gehen. Da nun hielt Humboldt höchſten Orts einen äuſſerſt geſchickten Vortrag. Der Mann ſei berufen worden (das könne er nicht einmal ſein Verdienſt nennen), weil man ihn brauche, weil auch auf dieſem Gebiete eine Neugründung Noth ſei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewähre. Was ſei da zu thun? Wolle man den Zweck, ſo müſſe man auch die Mittel wollen. Niemand von uns verſteht, die neue Methode in's Leben zu führen. Man muß alſo auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert, und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hinderniſſe Zeller in der Räumung des Waiſenhauſes, in den Perſonen ꝛc. finde. Da erlangte man das Gewünſchte. Das Waiſenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt.

Da aber damit die Anfechtungen noch nicht aufhörten, ſo beſchloß endlich der König, das neue Inſtitut mit eigenen Augen zu betrachten, und Zellern eines Morgens mit ſeinem Beſuche zu überraſchen. Doch ward dieſem durch die Prinzeſſin Louiſe (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mittheilung, der König werde am nächſten Morgen mit ſeiner Gemahlin und dem ganzen Miniſterium bei ihm erſcheinen. Es war ein entſcheidender Moment. Der König blieb von acht bis ein Uhr Mittags; er nahm das Leben des Hauſes, ſeine Erziehungs- und Unterrichtsweiſe, die Militär-, Turn- und

technischen Uebungen in Augenschein, und mit solchem Wohlgefallen, daß schon am Abend desselbigen Tages (7. Dez.) das Loos dieser Schulreform, d. h. deren Durchführung entschieden war. Der König erklärte sich nun öffentlich für sie.[6])

Auch persönlich zeigte Humboldt, wie uns derselbe Berichterstatter versicherte, großes Interesse für die Form des Elementar-Unterrichts, für das Princip, die Kinder alles selbst finden und nachher lehren zu lassen, besonders aber für die Art, den Kindern das Lesen und die Kenntniß der Sprache durch Bekanntmachen mit sämmtlichen Grund-, Vor- und Nachsylben beizubringen. So erkundigte er sich, wie man auf diese Scheidung der Sylben gekommen sei, und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chinesischen. Humboldt faßte, wie man sieht, den Gegenstand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Interesse der allgemeinen und vergleichenden Sprachforschung.

Eins aber ist sonderbar. Der so unmusikalische Humboldt besuchte mehrere Male hinter einander den Gesangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran so aufmerksamen Antheil, als interessire er sich ganz besonders für Musik. Vielleicht dachte er, er müsse doch versuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer bestimmten Methode fast jedem Kinde beibringen könne. —

Während man nun allseitig an Verbesserung des bisher sehr beengten Schulwesens arbeitete, steigerte man auch die Forderungen an den Lehrstand selbst. Schon wurden strengere Prüfungen der um Aemter Werbenden überhaupt, insbesondere aber der Schulmänner verordnet. In Betreff der Prüfung dieser

---

6) Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des gegenwärtig noch zu Stuttgart lebenden Oberschul- und Regierungsraths Zeller. Vergl. außerdem dessen Schrift: „Der Segen der Hauptpflege." Stuttgart, 1839. S. 44—45.

letztern erschien bereits unterm 12. Julius 1810 ein, ohne Zweifel noch unter Humboldt's Direktion beschlossenes Verschärfungsedikt.[7]) Auch das sittliche Verhalten der Geistlichkeit sowohl, als der Lehrer, wurde in strengere Aufsicht genommen, und das Verfahren gegen Pflichtwidrige geregelt. Durch Cirkular des Ministeriums des Innern (dat. Königsberg, 24. Nov. 1809) ward die bisher dem Oberconsistorium zugestandene Befugniß, Geistliche und öffentliche Lehrer um gegründeter Ursache willen zu entsetzen, auf die Sektion des Kultus und Unterrichts übertragen; das Verfahren selbst aber durch Ministerialrescript vom 10. März 1810 verordnet.[8])

---

Vom Jahr 1809 datirt auch die Blüthezeit der preußischen Gymnasien. Auch hier nahm man jetzt die Fortschritte der Zeit und der Wissenschaft in Rechnung. Das Alterthum blieb natürlich Fundament der Bildung; man erweiterte jedoch die Elemente derselben[1]), und setzte schon im Sprachlichen das Griechische wieder in den ihm gebührenden Rang ein. Eine gute Zahl tüchtiger Philologen war ja in Wolf's Schule herangebildet worden. Wolf selbst machte, auf Verlangen des Chefs, mündlich und in Briefen nach Königsberg Vorschläge zur Verbesserung des gelehrten Schulwesens.[2]) Auch auf diesem Gebiete war es Humboldt's

---

7) Mathis juristische Monatsschrift für die preußischen Staaten, IX. 235 (nach Manso, Geschichte des preuß. Staates. 2te Ausg. III. 63).

8) Beide Dokumente stehen bei F. J. Neigebaur, das Volksschulwesen in den preuß. Staaten. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche ꝛc. Berlin ꝛc., 1834. S. 151—3.

1) Schon damals wurde die Mathematik in den Studienkreis der gelehrten Schulen gezogen. Daß Humboldt ihr aber so viel Raum gegeben haben würde, als nachher geschehen, möchte ich aus vielen Gründen bezweifeln.

2) Körte, a. a. O. II. 50.

Augenmerk, daß nicht blos unterrichtet, sondern auch erzogen werde. Auch hier wurde kein Opfer gescheut, sondern muthig der Grund eines dauernden Werkes gelegt. Auch hat das Glück in der Folge diese Reform mehr als manche andere aus der damaligen Zeit begünstigt. Was Humboldt und Süvern gegründet, hat Letzterer selbst, haben Nicolovius, Altenstein, Schulze auf die Stufe gebracht, auf der wir es nunmehr finden.

---

Eben so große und so folgenreiche Fürsorge wurde den Universitäten gewidmet. Hierbei vorzüglich fand Humboldt Gelegenheit, den umfassenden Sinn, der ihm inwohnte, zu bethätigen, und vor allen Eine wahre Musteranstalt zu gründen. Erfüllt von einem Humanitätsideal, das jeden niedrigen oder knechtischen Gedanken abwies, war er eben so weit entfernt, die Forderungen des gemeinen Nutzens, als die der gewöhnlichen Staatsleute zu befriedigen, welche aus unsern Hochschulen bloße Abrichtungsanstalten für den öffentlichen Dienst machen möchten, und sie nur als ein Mittel ansehen, um von oben herab auf den Geist der Nation zu wirken, und ihn nach engherzigen und willkührlichen Ansichten zu formen. Humboldt war es vielmehr hier um Befreiung, um Entfernung der Fesseln, um Anerkennung des in und außerhalb des Vaterlandes schon vorhandenen Geistes zu thun. Er wollte die Mittel, die man herangewachsenen Jünglingen darbot, läutern und vervielfachen; aber so wenig war ihm darum zu thun, den Einfluß des Staats auf den höhern Unterricht zu erhalten, daß er vielmehr, wie wir schon anführten, zur selbigen Zeit das Verbot, welches den Besuch fremder Universitäten untersagte, aufhob.[1]) Nicht gemeint, den zur Bildung dieser Jugend und zur Belebung des Geistes

1) Siehe oben S. 149.

berufenen Männern den Weg vorzuzeichnen, ließ er sich vielmehr, bei den nothwendig von ihm zu fassenden Beschlüssen, weit lieber von ihnen leiten, und namentlich wünschte er, daß das gelehrte Comité, welches als wissenschaftliche Deputation [2]) der Sektion zur Seite gestellt wurde, einen großen Theil der hier eingreifenden Bestimmungen selbst treffe. Ihm blieb dann noch genug zu walten übrig. Er hatte die Widersprüche zu versöhnen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Einheit in die Maßregeln zu bringen, Verirrungen abzuwehren, endlich das Beschlossene in's Werk zu setzen, und über dessen Durchführung zu wachen. Eine Thätigkeit, die Geist und Energie genug erfordert, selbst in Zeiten, wo es sich nicht um Schöpfung ganz neuer Anstalten handelt.

Zwei Hochschulen waren dem Staate verblieben, Königsberg und Frankfurt an der Oder. Königsberg ward reichlich bedacht. Die Sternwarte wurde gebaut; eine Menge neuer von dem Fortschritt der Wissenschaft geforderter Institute gegründet; kraftvolle Lehrer, in der Blüthe der Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart, Bessel wurden berufen [3]); die Fonds der Universität bedeutend vermehrt. Auch Frankfurt an der Oder ward nicht vergessen. Zwar hegte man [4]), schon im Spätjahr 1808, den Plan, diese Universität nach Breslau zu verlegen, und mit der dort bestehenden theologischen Lehranstalt zu verbinden. Die Ausführung dieses Plans

---

2) Sie sollte im Ganzen sieben ordentliche Mitglieder haben, und diese ihre Funktionen fürerst nur Ein Jahr verrichten. Spalding, Schleiermacher und Tralles waren die ersten ordentlichen Mitglieder; zum Direktor war Wolf ausersehen. Da aber dieser den Vorschlag ablehnte, so trat Schleiermacher an dessen Stelle. Vergl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 35. 40.

3) K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. 2. Abth. Danzig, 1842. S. 225–26.

4) Namentlich Schleiermacher und Wolf. Vergleiche Schütz's Briefwechsel, herausg. von K. J. Schütz. I. 387.

reifte jedoch erſt im Jahr 1811. Dennoch ward, während Humboldt's Amtsführung, auch für Frankfurt geſorgt. So ſchreibt, unterm 11. April 1810, Prof. David Schulz von dort nach Halle: „Auch bei uns wird es zuſehends beſſer; man thut wohl jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. von Humboldt und Süvern waren vor Kurzem ſelbſt bei uns. Mehrere neue Lehrer ſind ſchon berufen.“[5])

Dies alles geſchah mitten in der tiefſten Noth, da man manchmal nicht wußte, wo man die Mittel hernehme zum nothwendigſten Beſtand. Und doch wurde da am wenigſten geſpart, wo man ſonſt wohl mit Erſparniſſen anzufangen pflegt.

---

Den erhebendſten Eindruck aber macht die Gründung der Univerſität Berlin. Wir haben im Eingang dieſes Buches der Umſtände gedacht, die dieſe Idee anregten, der Männer, die ſie zuerſt erfaßten, endlich desjenigen, der ſie dem Könige ſelbſt vorlegte.[1]) Der König genehmigte, mittelſt Kabinetsordre vom 4. September 1807, dieſes Projekt. Es ſolle eine allgemeine Lehranſtalt in Berlin in angemeſſener Verbindung mit der Akademie der Wiſſenſchaften errichtet werden. Das nächſte Motiv gab der Verluſt der Univerſität Halle her, der bisher wichtigſten allgemeinen Lehranſtalt der Monarchie. Die Ausfüllung dieſer Lücke, erklärte man, müſſe bei der Reorganiſation des Staats eine der erſten Sorgen ſein. Auch ſeien ja in Berlin ſchon eine Menge wichtiger Voranſtalten und brauchbarer Kräfte vorhanden. Der Hauptgrund aber lag tiefer. Man fühlte, daß der Staat, Volk und Regierung, eines geiſtigen Impulſes bedürfe, wie ſolchen nur

---

5) Ebendaſ. II. 470.

1) Siehe oben S. 41—42.

eine großartige Anſtalt dieſer Art, und zwar in der Nähe der höchſten Regierungsbehörden, zu geben im Stande ſei. Man fühlte, daß da, wo ſonſt gemeine Seelen nur Luxus ſehen, die Rettung des Ganzen liegen würde, und ſchrack mitten in dieſer Bedrängniß nicht vor den Opfern zurück, die die Ausführung dieſes Planes erheiſchte.

Bis zu dieſem Punkte war die Sache gediehen, als Humboldt an die Spitze der neu errichteten Sektion für Kultus und Unterricht trat, und die Ausführung dieſes Projektes, ſofern ſie möglich wäre, auf ſeine Schultern nahm. Denn kaum war nämlich jener vorläufige Beſchluß gefaßt worden, ſo ward nicht nur die Art der Ausführung vielſeitig erörtert, ſondern der Ort ſelbſt, wo es geſchehen ſollte, fand noch gewichtige Anfechtung. Auf Seite der Opponenten fand man ſelbſt den erſten Miniſter Freiherrn von Stein. Stein konnte ſeine Anſichten von der Stille des akademiſchen Lebens mit dem Getümmel und den Luſtbarkeiten einer großen Hauptſtadt nicht zuſammenreimen, und erklärte mit der gewohnten Heftigkeit einen ſolchen Entwurf geradezu für unſinnig. Namentlich fürchtete er von den Dirnen der Hauptſtadt für die Sittlichkeit der akademiſchen Jugend. F. A. Wolf wußte dieſe Befürchtungen als übertrieben darzuſtellen, und den Miniſter zu überreden, der nunmehr den Plan eben ſo eifrig vertheidigte, als er ihn bisher bekämpft hatte.[2]) — Andrerſeits wollte man die beſchränkten Fonds für ein Hinderniß dieſes Projektes anſehen. Darauf aber entgegnete man mit Recht, daß eben mit dem geringen Fond nirgend mehr als eben in der Hauptſtadt bewirkt werden könne, da hier ſchon ſo mannigfache Anſtalten und Sammlungen vorhanden ſeien. — Wichtiger war ein dritter Einwand, und dieſen theilte W.

---

2) John Ruſſell's Reiſe durch Deutſchland und einige ſüdliche Provinzen Oeſterreichs, in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Aus dem Engl. Leipzig, 1825. Th. II. S. 98—101.

von Humboldt, als er zuerst von diesem Plane vernommen. Humboldt entging das Unfreie und Prosaische nicht, was der nahe Sitz der Regierung und des bürgerlichen Lebens erzeugen müsse; er fürchtete die Freiheit des Universitätslebens beschränkt zu sehen, und hielt es nicht für gut, daß man das jugendliche, frische Leben dem formellen Geschäftsleben nahe bringen wollte; endlich scheute er den Druck, womit die Nähe der Regierung die schöne Freiheit des Lehrens wie des Lernens bedrohte.[3])

Gewiß mußten sich gewichtvolle Gründe entgegenhalten lassen, um diesen Einwurf zu beseitigen, um auch in Humboldt den Widerwillen zu besiegen, und wir haben sie schon im Vorangehenden angedeutet. Wenn man mitten in der größten Bedrängniß den Gedanken fassen konnte, eine großartige Lehranstalt dieser Art zu gründen, so waltete hiebei gewiß das Gefühl, daß nicht blos der Jugend und dem Geiste des Volkes durch eine Anstalt dieser Art, vielmehr, daß dem Staate selber durch die Nähe der Intelligenz und die Frische des akademischen Lebens geholfen werden müsse. Man machte auch auf die Vortheile aufmerksam, die der neuen Stiftung selbst aus der Oertlichkeit zustoßen würden; man bemerkte, wie die Lehrer unter den Augen der Behörden am sichersten bewahrt bleiben würden vor beschränktem Kastengeiste, vor kleinlichen Reibungen und Universitätsschlendrian, und unter den Studirenden der Geist der Roheit gebannt werden würde. Wichtiger aber immer erschien die Hoffnung, daß der Wechsel-

---

3) Auch A. v. Humboldt theilte diese Befürchtungen. „Ich zweifle nicht," schrieb er 19. Okt. 1807 an Prof. Schütz, „daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde." (Briefw. von Schütz, II. 184.)

verkehr zwiſchen den Häuptern der Wiſſenſchaft und den oberſten Gliedern der Staatsregierung auf dieſe letztern geiſtig erfriſchend, ideenerweckend und unwillkührlich erhebend wirken werde.[4]) Und dieſe Hoffnung hat ſich nicht betrogen. Es iſt vielmehr von unermeßlichen Folgen für den preußiſchen Staat geweſen, und iſt auch für alle Zukunft eine Garantie des Fortſchritts und der Kultur in dieſem geworden, daß man es damals wagte, die Wiſſenſchaft und den Staat in eine ſo nahe Berührung zu bringen.

Zur ſelbigen Zeit kam noch mehr in Frage, nämlich die Art der Ausführung überhaupt. Man wollte eine Muſteranſtalt gründen. Es fragte ſich demnach, was man von der bisherigen Einrichtung der Univerſitäten feſtzuhalten, was man daran zu beſſern gedenke. Dieſe Erörterung ward um ſo bedeutender, da Männer wie Schleiermacher, Fichte, Wolf Theil daran nahmen. Wolf's Vorſchläge[5]) hielten ſich am meiſten im praktiſchen Geleiß, und ſcheinen auch vorzugsweis benützt worden zu ſein. Schleiermacher ging ſchon tiefer.[6]) Er entwickelte, mit der ihm eigenen Schärfe und Begeiſterung, was man von den Univerſitäten unſerer Zeit verlangen müſſe. Mit richtigem Takte wandte er ſich vornehmlich an die Lehrenden. Indem er forderte, daß man nicht Vorleſungen, ſondern Vorträge halte, ſchlug er dem Univerſitätsſchlendrian eine tödtliche Wunde. Reformatoriſcher, als Beide, trat Fichte auf, mit einem Plane, den er (1807) im Auftrage des geheimen Kabinetsraths Beyme entwarf, der jedoch erſt nach

---

4) In dieſem Sinne ſah es auch Fichte an. Siehe deſſen Leben und literariſchen Briefwechſel, herausgegeben von J. H. Fichte, II. 540–42.

5) Sie wurden an Beyme gerichtet, ſchon im Auguſt 1807. Man findet ſie bei Körte, a. a. O., II. 230–45.

6) Siehe deſſen „Gelegenheitliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne.“ Berlin, 1808.

ſeinem Tode im Druck erſchienen iſt.[7]) Sieht man von der etwas bizarren Form ab, in welcher Fichte ſeine Ideen vorträgt, ſo kann man vieles noch heute recht Beachtenswerthe nicht verkennen. Er forderte, daß die neue Anſtalt auch in ihren Formen dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft angepaßt werde. Nicht darin, daß man gelehrte Männer aus allen Fächern zuſammenrufe, und ſoviel als möglich ſogar Männer von entgegengeſetzter Meinung, ſah er das Heil; er wollte die Mängel des bisherigen Univerſitätsunterrichts an der Wurzel angegriffen wiſſen. Dieſer Unterricht, ſagte er, leiſtet zu wenig, er faßt die Bedürfniſſe der Studirenden nicht genug in's Auge. Zu dieſem Zwecke ſchlug er mündliche Prüfungen und Unterhaltungen vor. Er betrachtete die Univerſitäten überhaupt „als eine Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauchs." Was er dabei im Auge hat, geht doch zu ſehr auf Raiſonnir-Uebung aus; das Poſitive behandelt er zu verächtlich. Die Converſatorien waren ein recht guter Gedanke; aber man wolle das nicht wie eine Hauptſache, ſondern als eine nützliche Ergänzung der zuſammenhängenden Lehrvorträge behandeln. Der dialogiſche Unterricht paßt mehr für einzelne Zweige, wie z. B. die Philoſophie, obwohl wir auch hier manche aus Griechenland entnommenen Vorſtellungen fallen laſſen müſſen. Gewiß iſt es gut, die Selbſtthätigkeit der Lernenden mehr zu befördern, als es bisher geſchehen; doch auch hier wolle man nicht zu viel, da gar ſo leicht nur unreife Eitelkeit entwickelt wird. Ueberhaupt aber laſſen alle dieſe Dinge ſich weniger von oben,

---

7) Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranſtalt, geſchrieben im J. 1807 von J. G. Fichte. Stuttgart 1817. Auch hat der jüngere Fichte im Leben ꝛc. ſeines Vaters (I. 518—25) deſſen Ideen ſehr eingehend gewürdigt. Nur darf man, namentlich bei den Aeuſſerungen über die nachherige Errichtung der Univerſität (S. 524—25) nicht aus dem Auge verlieren, daß es der Sohn iſt, den wir darüber vernehmen.

und nicht plötzlich machen. Auch legt Fichte auf Formen zu viel Gewicht, wo es auf den Geist ankommt und auf Männer, die den rechten besitzen, und ihn mitzutheilen verstehen.

So sah wohl auch Humboldt solche Vorschläge an. Wir finden keine Spur, daß er dergleichen Neuerungen vorzuschreiben dachte; er wollte vornehmlich recht eine Fülle von Geist und von Wissenschaft auf Einem Punkte versammeln; er wollte, daß diese Kräfte sich recht ungehemmt bewegen könnten, und erwartete davon mehr, als von allen äußerlichen Verordnungen. Ueberhaupt scheint er nicht gemeint gewesen zu sein, an einer so tüchtigen Ueberlieferung, als unsere Hochschulen sind, mehr, als durchaus nöthig, zu rütteln. Hier that keine Totalreform Noth, wie bei dem Elementarunterricht, ja zum Theil auch bei den Gymnasien. Man durfte nur nach frischen Kräften suchen, nur es an Mitteln nicht fehlen lassen, nur den Berufenen im Geiste der Freiheit begegnen; mit einem Wort, für diese neue Anstalt nur das auf recht zeitgemäße Weise und nach größerm Maßstabe wiederholen, was Münchhausen einst für Göttingen, was die Weimarische Regierung für Jena geleistet hatte — und man konnte des Erfolges versichert sein. —

Sobald Humboldt sich mit dem Gedanken, die neue Universität in der Hauptstadt zu errichten, befreundet hatte — dies aber scheint schon Statt gefunden zu haben, als er den Ruf auf den Posten annahm — war er auch mit ganzer Seele bei der Sache. Schon am 25. März 1809 schreibt Süvern von Königsberg aus an Prof. Schütz in Halle: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Hr. v. Humboldt sehr beschäftigt; das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größre Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage

zu Stande kommen wird."[8]) — Es galt nun zu bewirken, daß die Sache höchsten Orts als ausführbar erkannt werde; man mußte einen vollständigen Plan entwerfen, und, da in dem Stand der Finanzen die Hauptschwierigkeit lag, namentlich von dieser Seite die Ausführbarkeit darthun. Dem ungeachtet blieb zu besorgen, daß man von Seiten der Finanzbehörde die Mittel nicht werde darreichen wollen, die die Gründung einer wahrhaft großartigen Anstalt erfordert. Weil man jedoch die letzten Gründe für die Nothwendigkeit einer so umfassenden Maßregel nicht wohl ganz deutlich aussprechen konnte, so mußte man diese Nothwendigkeit auf andere geschickte Art darzustellen versuchen. Der eigenhändige Bericht, den Humboldt dem König darüber erstattete, ist vom 12. Mai 1809. Indem er die Grundzüge der beabsichteten Schöpfung vollständig darlegte, wußte er zugleich die bisherige Stellung Preußens, d. h. den Ruf, den es von Friedrichs Zeit her genoß, mit dem gegenwärtigen Bestreben in Verbindung zu bringen, so daß eine Halbheit nicht am Platze erschien. „Weit entfernt", sagt er in diesem Immediatberichte, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man habe gesehen, daß in allen neuern Staatseinrichtungen Sr. Maj. der Sinn herrsche, welcher in jenem wichtigsten aller Vorzüge auch den Zweck jeder Staatsvereinigung erkenne; man habe die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher, auch in großen Bedrängnissen, von Sr. Maj. wissenschaftliche Institute unterstützt, und selbst ansehnlich verbessert worden seien," u. s. w.[9])

---

8) Schütz's Briefw. I., 429.

9) Mitgetheilt in der Schrift des geh. Oberregierungsrathes

Durch Humboldt's Anträge bestimmt, gab der König, mittelst Kabinetsordre vom 16. August 1809, die definitive Genehmigung für das beabsichtigte Unternehmen. Die neue Universität erhielt das Recht zur Ertheilung akademischer Würden; die Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sämmtliche wissenschaftliche Institute und Sammlungen der Hauptstadt sollten, unter unmittelbarer Leitung der Sektion des öffentlichen Unterrichts, zu einem organischen Ganzen mit dieser neuen Hochschule verbunden werden. Für diese sämmtlichen Anstalten wurde eine Dotationssumme von 150,000 Thlrn. jährlich bestimmt, und von dieser 60,000 Thlr. allein der Universität zugewiesen.[10]) Der König schenkte ihr das mitten in der Stadt gelegene, stattliche Palais des Prinzen Heinrich als Universitätsgebäude. Auch den Akademien der Künste und der Wissenschaften, wie den andern hieher gehörenden wissenschaftlichen Anstalten, ward eine entsprechende Erweiterung ihres Fonds zugedacht, und diese wurde ihnen auch wirklich zu Theil.[11]) Diese Freigebigkeit war über alle Erwartungen. „Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand Statt während der drückendsten Lage des Staats, bei der

---

und Prof. Dieterici: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Berlin, 1836. S. 62—63. Der Verfasser gibt in gedrängter Uebersicht die Geschichte der Stiftung der Universität Berlin, wobei ihm die Benützung der Akten des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vergönnt war.

10) Nach Dieterici, a. a. O., erhielt, im Jahr 1810, die Universität 57,787 Thlr.

11) Durch ein Schreiben unseres Humboldt, vom 28. Febr. 1810, wurde der Bibliothekar Biester benachrichtigt, daß der jährliche Fonds der königlichen Bibliothek von 2000 auf 3500 Thlr. erhöht worden sei. Auch ward von Humboldt sofort eine Reform in der Verwaltung und in den Vorschriften für die Benutzung der Bibliothek betrieben. Siehe Fr. Wilken, Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828. S. 131, 161.

größten finanziellen Bedrängniß: und man wollte nicht Schmuck und Zierrath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben.“ [12])

Nun war es Humboldt's Aufgabe, den Plan zur Ausführung zu bringen, und die erste Anlage der Hochschule einzuleiten. Zwar wurden auch hierbei die namhaftesten Stimmen, z. B. Wolf, Schleiermacher, später auch Reil, gehört und zu Rathe gezogen. Die eigentlichen Räthe sind schon genannt worden. Auch der Großkanzler Beyme, und der damalige Finanzminister Freiherr von Altenstein, sollen bei der Ausführung mitgewirkt haben. [13]) Das Wesentlichste that Humboldt selbst.

Der König hatte zugleich angeordnet, man solle darauf hinwirken, daß die Universität im Herbst 1810 eröffnet werden könne. Schon während des Königsberger Aufenthaltes betrieb Humboldt die Werbungen für die neue Anstalt, am eifrigsten aber seit der Rückkehr nach Berlin, wohin wir ihn jetzt begleiten wollen, bevor wir jene Thätigkeit näher betrachten.

---

Mitte Dezember 1809 endlich kehrten der Hof und die höchsten Regierungsglieder von Königsberg nach Berlin zurück. Humboldt erwartete man um den 18. auf der Durchreise in Frankfurt an der Oder. [1]) Der König und die Königin hielten den 23. ihren Einzug in Berlin.

Humboldt hatte, vor seinem Abschied von Königsberg,

---

12) Fichte, der Sohn, im Leben und liter. Briefw. J. G. Fichte's. I. 512.

13) Dieterici, a. a. O.

1) Schütz's Briefw., II. 469. Vielleicht war diese Erwartung trügerisch, und Humboldt schon etwas früher von Königsberg abgegangen.

Urlaub genommen,[2]) um eine Reiſe nach Thüringen (namentlich Erfurt) zu machen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1809 war ſein Schwiegervater, der Herr von Dacheröden, geſtorben. Frau von Humboldt war jetzt deſſen einzige Erbin, nachdem ein Bruder, den ſie gehabt, ſchon im Jahr 1806 mit Tod abgegangen und der Dacherödiſche Lehnsnerus gelöst war. Die bedeutende Erbſchaft, die ihr zufiel, beſtand hauptſächlich in den beiden Gütern — Burgörner im Mansfeldiſchen und einem Gut zu Auleben in der goldnen Aue[3]) — auf denen ſie einen großen Theil ihrer Jugend und, wie wir ſahen, auch der erſten Jahre ihrer Ehe mit Humboldt verlebt hatte. Der älteſte lebende Sohn aus dieſer Ehe, Theodor, erhielt unterm 31. Oktober vom König auch die Erlaubniß, Wappen und Namen des in dieſer Linie ausgeſtorbenen Geſchlechts von Dacheröden dem ſeinigen beizufügen.[4])

Auf dieſer Reiſe ſah Humboldt auch Göthe'n wieder. „Herr von Humboldt," ſchreibt dieſer an Zelter nach Berlin, „der mich durch ſeinen Beſuch auf das angenehmſte überraſcht, nimmt dieſen Brief an Sie mit" (1. Jan. 1810). Auch ſpäter erhielt Zelter manche Mittheilung dieſer Art aus Humboldt's Händen, ſo im März dieſes Jahres die Stanzen, die Göthe auf den 30. Januar — den Geburtstag der Herzogin von Weimar — gedichtet.[5]) Auch zwiſchen Nicolovius und Humboldt ſuchte Göthe ſeiner Seits das Band zu knüpfen. Schon unterm 27. Januar 1809 hatte er an Nicolovius und deſſen Gemahlin in dieſem

---

2) Schon unterm 3. Dez. wurde Nicolovius wieder beauftragt, für die Dauer dieſer Abweſenheit das Präſidium in der Sektion zu übernehmen. Siehe Alfred Nicolovius a. a. O. S. 177.

3) Siehe Th. I. S. 143.

4) C. v. Hellbach's Adelslexikon, Ilmenau 1825. S. 597—98.

5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 380. 385. 395.

Sinne geschrieben: „In Berlin treffen Sie einen meiner wertheſten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, ſo viel ich weiß, in ein näheres Verhältniß. Es freut mich für Beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptſtadt ſowohl als des Staats iſt die Mitwirkung einſichtsvoller und aufrichtiger Männer höchſt wünſchenswerth.“ [6])

Die Abweſenheit unſeres Humboldt dauerte etwas länger, als man erwartet hatte. Auf dieſer Reiſe beſuchte er auch Halle und unter den dortigen Profeſſoren namentlich den berühmten Naturforſcher und Mediciner Reil. Dies war ein Geiſt von großer Rüſtigkeit und für ein Unternehmen, wie die neue Univerſität, ein beinahe unentbehrlicher Mann. [7]) Er wurde auch für ſie gewonnen und ſiedelte ſich alsbald von der nunmehr weſtphäliſchen Univerſität nach Berlin über.

Am 26. Jan. (1810) traf Humboldt wieder in Berlin ein [8]) und nahm im Reuß'ſchen Garten ſeine Wohnung. [9])

Die Familie weilte fortdauernd in Italien. Bald nach ſeinem Abſchied von dort ward Humboldt durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erfreut, der am 23ſten April 1809 das Licht der Welt erblickt hatte und den Namen Hermann bekam. Es iſt der zweite Sohn, der ihm am Leben blieb und das jüngſte aller ſeiner Kinder. — Frau von Humboldt war abwechſelnd in Rom und Neapel. Am erſtern Orte blieb ſie in ſteter Berührung mit den Künſtlern, auch als nun, nach Cornelius' und Overbeck's Ankunft, die romantiſch-katholiſche Richtung ſo überwucherte. Das kümmerte ſie wenig. „Ich bin gut mit Allen,“ ſchreibt ſie noch ſpäter einer Freundin, „ſie mögen neu- oder altkatholiſch

6) Alfr. Nicolovius a. a. O., S. 173.
7) Steffens. Was ich erlebte, VI. 71.
8) Zelter an Göthe, I. 382.
9) Rahel's Briefe, I. 471.

ſein oder Proteſtanten. Wenn ſie nur gute Menſchen und gute Künſtler ſind. Zu dieſen guten Künſtlern muß ich allerdings einige katholiſch gewordene rechnen, aber ſie ſind es im Geiſt der Liebe. Als Künſtler ſind dieſe Katholiken mit die beſten.“ [10]) — Schon auf das Frühjahr 1810 wurde ſie ſelbſt in Berlin erwartet; vermuthlich aber veranlaßte die inzwiſchen eingetretene Veränderung in der Stellung ihres Gatten den Aufſchub ihrer Rückkehr nach Deutſchland. [11])

---

„Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder geſprochen, der dieſen Morgen hier angekommen iſt,“ ſchreibt Zelter (26. Jan.) an Göthe. „Er iſt ſehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte.“ Und Armin, der Dichter, meldet gleich darauf (8. Febr.) nach Königsberg: „Humboldt iſt von ſeiner Erbſchaftsreiſe endlich zurück, er ſcheint wirklich ernſthafte Anſtalten zur Univerſität zu machen; leider ſind nur die Finanzen mit dem Innern in großen Differenzen.“ [1])

Trotz dieſer Schwierigkeiten wandte Humboldt jetzt dem Gegenſtande die angeſtrengteſte Thätigkeit zu. Den 1. Oct. ſollte die neue Univerſität eröffnet werden, aber noch war eine gute Anzahl wichtiger Lehrſtellen zu beſetzen, noch waren die ſchon vorhandenen Kräfte zu einem Ganzen zu verbinden, noch die Sammlungen und Hülfsanſtalten mit den zureichenden Mitteln auszurüſten. Als Humboldt nach wenig Monaten aus dieſer Stelle ſchied, war die Anlage ſo weit geſchehen, daß der Eröffnung zu der beſtimmten Zeit nichts mehr im Wege ſtand.

---

10) Fr. Brun, Römiſches Leben, II. 326.

11) Rahel's Briefe, I. 464.

1) Mitgetheilt in Dorow's Reminiscenzen. Leipzig, 1842. S. 105.

Zum Glück liegt uns ein Blatt vor, das uns ganz in die ſchöne Zeit ſeines damaligen Wirkens und Lebens verſetzt — ein Brief nämlich, den er am 29. April (1810) an Dr. Wilhelm Motherby nach Königsberg richtete.[2]) Im Eingang entledigte er ſich einer Mittheilung und eines Auftrages von Göthe. Motherby hatte Göthe'n etwas von Kant's Hand zukommen laſſen und für ſich dagegen etwas von Göthe's Handſchrift gewünſcht. Humboldt verhalf ihm dazu, und ſendete es ihm mit der Bemerkung zu: die Handſchrift bleibe immer etwas ſehr Charakteriſtiſches in den Menſchen; die Göthe's aber habe für ihn gerade nichts, das ihm deſſen Eigenthümlichkeit gerade bezeichnete. Schiller hätte, ſeinem Urtheile nach, eine viel genialiſchere und ihm angemeſſenere gehabt. „Sie müſſen noch außerdem wiſſen," fügt er hinzu, „daß Göthe ſeine Werke nie ſelbſt ſchreibt, ſondern immer diktirt; ein ganz von ſeiner Hand geſchriebenes Blatt iſt daher etwas Seltenes, und ich wüßte mich keines ſo langen zu rühmen, als die Inlage iſt." Dann erwähnt er noch einiger Wünſche, die Göthe in einem ſeiner Briefe an ihn ſelbſt ausgeſprochen, und die von Motherby leicht befriedigt werden konnten. Göthe ſuchte nämlich Handſchriftliches von Männern, die Hamann's und Kant's Lehrer ſein konnten; Winke über die ganz eigne Art von Kultur, die in Königsberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Statt gefunden, und ein Paar der ſeltenen kleinen Schriften von Hamann, die ihm noch fehlten. Darnach fährt Humboldt fort:

„Ich bin jetzt beſchäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu ſchaffen. Gräfe aus Ballenſtädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, iſt dazu beſtimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen ange-

---

2) Zuerſt mitgetheilt in Dorow's Facſimile's von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Nr. 2. Berlin, 1836.

nommen, allein ich denke, daß es ſich noch ſo fügen ſoll, daß er ſich hinzugehen entſchließt. Ich dächte, er müßte ſich auf eine einträgliche chirurgiſche Praxis Rechnung machen können. Ich ſah ihn bei meiner neulichen Durchreiſe durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und habe in ihm einen noch jungen und ſehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt ſich das Perſonal für die Univerſität auch nach und nach. Reil hat nun ſeine völlige Entlaſſung, tritt aber ſein Amt erſt im Herbſt an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie leſen ſoll, hat bereits angenommen. Illiger, ein ſehr guter Entomologe, kommt aus Braunſchweig. Ein Aſtronom, Oltmanns, der die aſtronomiſch-geographiſchen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erſte Mathematiker Deutſchlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Juriſt, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Univerſität fehlt allerdings noch viel, und dieſe neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da ſie wirklich nur durch mich allein betrieben worden iſt, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Aſtronomen, Beſſel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns verſichert, guten Kanzelredner, Krauſe aus Naumburg.

„Dies Jahr hat Berlin im Klima gar keinen Vorzug vor Königsberg. Wir haben bis vor drei Tagen eiſige Kälte und einen ſo austrocknenden Oſtwind gehabt, daß ſich faſt Niemand ein gleiches Phänomen erinnert. Dieſer Oſtwind hat auch mein Augenübel gar ſehr vermehrt. Nicolovius und ich ſchmälen oft gemeinſchaftlich auf Berlin, und erinnern uns dann mit doppelter Dankbarkeit an Königsberg.

Ja, mein Lieber, es war offenbar in Königsberg viel, viel ſchöner, und ich beweiſe es auf eine wirklich auffallende Weiſe, da ich, außer Geſchäftsbeſuchen, faſt keine einzige Geſellſchaft beſuche. Selbſt Stägemann ſehe ich äußerſt wenig. Daß Ihnen Gotthold gefällt, iſt mir ungemein lieb. Sein Aeußeres iſt von der Art, daß es Vertrauen einflößen muß, und ich hoffe, daß ihm auch dieſe empfehlende Eigenſchaft in ſeinen Schulverhältniſſen nützlich ſeyn ſoll. Das Friedericianum kann eine ſehr gute Erziehungs- (nicht blos Unterrichts-) Anſtalt, deren wir ſo wenige beſitzen, werden; es war in den letzten Jahren ſchrecklich und unverantwortlich in Verfall gerathen.

„Uebrigens geht mein Leben hier mehr auf eine ſehr beſchäftigte, als angenehme Weiſe hin. Eine Sache greift in die andere, und man hat ſelten Muße genug, einen ruhigen Rückblick zu machen. An ſich iſt das keine gerade erfreuliche Exiſtenz, und Alles, was dabei noch anziehen kann, iſt, daß etwas Wohlthätiges für Andere herauskomme. Meine Frau und meine Familie ſind in dieſem Augenblick ſehr glücklich in Neapel. Ich habe ſchon einige Briefe von dort, die nicht genug die Schönheit des Himmels und der Erde ausſprechen können.“

---

Bei Beſetzung der Lehrſtellen der neuen Univerſität war das nächſte Augenmerk auf Verwendung der im Staate noch vorhandenen Kräfte zu richten. Sofern aber dieſe zu dem umfaſſenden Zwecke nicht hinreichten, mußte man ſie durch Verſtärkung von außen her zu vervollſtändigen ſuchen.

Berlin ſelbſt bot eine namhafte Zahl von Gelehrten dar, von denen Mehrere auch für die Univerſität ein Gewinn waren. Vor Allem ward die Akademie der Wiſſenſchaft mit ihr in Verbindung geſetzt — ein Inſtitut, das

freilich, und erſt durch dieſe Verbindung, ſeiner eigenen Wiedergeburt entgegenſah, da bisher darin der franzöſiſche Geiſt aus Friedrich's Zeit noch immer vorgewaltet hatte. Doch zählte ſie, namentlich im Fach der Naturwiſſenſchaften und der Mathematik, mehrere Köpfe, die auch für die neue Anſtalt von Gewicht waren, und von denen einige bisher ſchon öffentliche Vorträge zu Berlin gehalten hatten.

Doch ungleich wichtiger waren die Kräfte, die der neuen Stiftung von den nunmehr verlornen Univerſitäten, namentlich von einer derſelben, überkamen. Fichte kam von Erlangen, eine Größe, die für ſich allein wog. Halle aber gab mehr als Einen; es ward in gewiſſem Sinn das Fundament der neuen Stiftung. Dort war ſchon mehrere Jahre her vereinigt, was Preußen — beſonders nach Kant's Tod — an wichtigen akademiſchen Kräften beſaß. Dort hatten unter F. A. Wolf's Leitung die gründlicher und in ihrer humanen Bedeutung tiefer erfaßten Alterthumsſtudien Boden gefaßt. Neben ihm trat nachher Schleiermacher, namentlich in dem Unglücksjahre 1806, hervor, und mit ihm ſchon die nationale Richtung, die bald ſo mächtig werden ſollte. Dieſe Männer, auch Reil (ebenfalls ein ganz entſchiedener Patriot), endlich Schmalz, damals noch ein Mann von ehrenwerthem Rufe — trugen das friſchere Leben, das in Halle aufgegangen war, in die neue Schöpfung hinüber. — Zu den vorhandenen Kräften kam noch eine ſehr namhafte. Niebuhr, der mehrere Jahre beſonders in den finanziellen Angelegenheiten des Staats von großem Einfluß geweſen, zog ſich unzufrieden zurück, und trat als Lehrer bei der Univerſität auf.

Mit all' dieſen gewaltigen Mitteln wäre aber doch eine recht umfaſſende Schule der Wiſſenſchaft und Kultur noch nicht geſchaffen worden. Es mußte mehr und vielfältigeres geiſtiges Leben dahin ſtrömen; man mußte aus verſchiedenen

Gegenden Deutschlands Ergänzung suchen. Welch' ein Glück, daß ein so universeller Geist sich an der Spitze befand! Humboldt war ganz der Mann, um für alle Wissenszweige Sorge zu tragen, solcher auch, die bisher auf deutschen Universitäten nur schwach oder gar nicht betrieben worden waren, ganz der Mann, um sich nicht von bloßen Schaumgeburten und Parteiungen des Tages blenden zu lassen, und ächt wissenschaftliche Größe zu erkennen. So erging denn durch ihn, oder in seinem Auftrage, der Ruf an eine Menge der ausgezeichnetsten Deutschen. Man stellte Bedingungen, wie sie so vortheilhaft wohl nie unsern Universitätslehrern geboten worden waren. Dennoch lehnte mancher den Ruf ab, entweder den politischen Verhältnissen nicht vertrauend, oder weil er den Punkt, wo er war, nicht verlassen mochte. So erging es mit Friedrich Jacobs[1]), mit Hugo[2]), mit Gauß u. A. Dagegen glückte es Humboldt mit vielen und sehr bedeutenden Männern. Er gewann Illiger aus Braunschweig, Rühs und Rudolphi von Greifswalde, Reil, der vorerst noch in Halle geblieben war; er gewann Böckh[3]), de Wette und Marheinecke von Heidelberg, endlich den großen Rechtsgelehrten Savigny[4]) von Landshut.

So ward es möglich, daß diese neue Anstalt gleich bei der Eröffnung Männer von großem Ruf, ja des ersten

---

1) Mit ihm verhandelte Uhden. Er sollte zugleich die Direktion eines der Berliner Gymnasien übernehmen. Siehe Fr. Jacobs' Personalien. Leipzig, 1840. S. 114.

2) Allgemeine Zeitung, 26. April 1810: Blicke auf die norddeutschen Universitäten.

3) Dieser ausgezeichnete Schüler Wolf's stand Humboldt schon in der Richtung seiner Studien sehr nahe. Er faßte das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auf, und war auch mit Pindar insonders beschäftigt.

4) Savigny soll, wie man behauptet, durch die höchste Besoldung gewonnen worden sein, die bis dahin einem deutschen Professor verwilligt worden. Nach John Russell, a. a. O., I. 394.

Ranges, in allen Fakultäten aufweisen konnte. Neben den Gründern der historischen Rechtsschule sah man die hellsten Richtungen der Zeit, nach allen Seiten, welche Fülle von Wissenschaft, von Anregung und Leben! Als Philosoph wirkte Fichte; in der Theologie glänzten Schleiermacher, de Wette, Marheinecke; in der Jurisprudenz besonders Savigny und Schmalz. Die medicinische Fakultät zählte neben Friedländer und Kohlrausch[5]) namentlich einen Hufeland und Reil. In den Naturwissenschaften, in Physik und Chemie fand man Klaproth, Hermstädt, Illiger, Erman; Mathematik lehrte Tralles; als Geschichtslehrer traten Niebuhr und Rühs auf; in der Alterthumswissenschaft F. A. Wolf, Spalding, Heindorf, Buttmann, Böckh, für vergleichende Sprachforschung Bernhardi. Hirt las über bildende Kunst. Neu und vielbedeutend trat jetzt auch das Studium des Altdeutschen heran, da von der Hagen die ersten Vorträge über das Nibelungenlied hielt. Diese und andere Namen führte gleich das erste Lektionsverzeichniß, im September 1810, auf. Und noch fehlten Einige, die nur auf Reisen, aber schon für die Universität bestimmt waren, wie Wildenow, der berühmte Botaniker, und der kritische Kopf J. Bekker.

Man hat von jeher diesen Anfang nur bewundert. Doch ist neuerdings auch ein Tadel laut worden, der um so mehr hier eine Berücksichtigung verdient, da er recht eigentlich gegen Humboldt gerichtet wurde und von einem Mann ausgeht, der sonst nur mit Begeisterung von dieser Stiftung spricht — nämlich von Steffens. Dieser klagt darüber, daß nur den Bestrebungen der neuesten Philosophie der Zutritt erschwert worden sei. „Man berief," sagt Steffens, „die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern

---

5) Dieser wurde von Rom berufen, wo ihn Humboldt als Hausarzt liebgewonnen hatte.

den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Spekulation herrschte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Absicht, geflissentlich ein philosophisches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegensatz gegen die spätere, selbst von den Behörden unterstützte strenge Schule bildete. Die Bedeutung der Spekulation für die deutsche Bildung ward zugestanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Besonders schien man der Naturphilosophie keineswegs günstig. Höchstens wollte man die Anwendung einiger Kantischen Begriffe auf die empirische Ausbildung der Naturwissenschaft dulden. So schien man geneigt zu sein, eine vorherrschend dynamische Hypothese, der atonistischen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutschland passend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdocenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man den Kranz reichen. Einen Professor der Philosophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philosoph." [6])

Allerdings ist Berlin erst in späterer Zeit der Hauptsitz der neuern Philosophie geworden; auch ist es vielleicht richtig, daß Humboldt, weil er im Allgemeinen diese Entwicklungen für einen Rückschritt ansah, gegen das Bessere, was sie enthielten, nicht gerecht genug war. Es wäre jedoch die Frage, ob ihm z. B. Schelling nicht willkommen gewesen wäre, wenn er ihn hätte für Berlin gewinnen können, oder wenn der Gegensatz zu Fichte nicht zu herb gewesen wäre. Wenigstens hat er die Verdienste, die Schelling sich um die

---

6) Steffens. Was ich erlebte, VI. 143—44.

philoſophiſche Diktion der Deutſchen erworben, rühmend anerkannt,[7]) und er dürfte ſelbſt vieles, was dem Gehalt der frühern Schelling'ſchen Philoſophie angehört, nicht im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Betrachtungsweiſe gefunden haben — wenn er es auch auf eine natürlichere Art und mit mehr Kritik entwickelt ſehen wollte.[8]) Wenn aber der oben enthaltene Vorwurf am Ende gar nur darauf hinausläuft, daß man ſehr Unrecht gethan, Steffens ſelbſt nicht an die neue Univerſität zu berufen, ſo fällt in die Augen, daß dieſer Letztere hier nur als Richter in eigener Sache ſpricht. Ein großer Theil der denkenden Köpfe Deutſchlands wird es Humboldt gar nicht verargen, wenn er etwas mißtrauiſch gegen die Philoſophie eines Mannes war, in der die ſinnigſte Naturbetrachtung ſich von früh an ſo eigenthümlich mit einem die Freiheit des Denkens in hohem Grade gefährdenden Myſticismus paarte. Auch iſt ſich Humboldt in dieſer Abneigung recht conſequent geblieben. Denn wie er, trotzdem daß Schleiermacher ſeinen ganzen Einfluß dafür geltend machte,[9]) im Jahr 1810 nicht zu bewegen war, Steffens an die Univerſität zu rufen, ſo drückte er ſeinen Unmuth über Verirrungen dieſes geiſtvollen Denkers auch in ſpätern Zeiten unverholen aus, wo die myſtiſchen Richtungen ſich größerer Begünſtigung zu erfreuen hatten. Steffens war aus Norwegen zurückgekommen und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824—25 Vorleſungen über Naturphiloſophie in Berlin. General Gneiſenau hatte — aus rein perſönlicher Neigung zu dem Vortragenden — ſeinen Saal hiezu eingeräumt, wo ein zahlreiches und ange-

---

7) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

8) Ueber Humboldt's Stellung zur Naturphiloſophie, ſiehe auch oben Th. I. S. 385.

9) Steffens a. a. O., VI. 140. Es gelang Schleiermachern, auch nach Humboldts Rücktritt, nicht, es durchzuſetzen.

ſehenes Publikum ſich verſammelte. Die auffallenden Sätze, die man hörte, wurden weitherum geſprochen. Unter andern hatte Steffens den Sündenfall mit der Schiefe der Ekliptik zuſammengeſtellt. Dies kam auch zu Humboldt's Ohren, der ſich ſehr darüber luſtig machte. „Ganz Recht!“ meinte er, „die Ekliptik iſt vor Schreck über den Sündenfall plötzlich ſchief geworden.“ [10])

Geſetzt aber auch, Humboldt wäre wirklich zu argwöhniſch gegen die neuere Spekulation geweſen, ſo müſſen wir doch rühmen, daß er dafür ſeine Verwaltung um ſo freier von einem andern Fehler gehalten, in den die Leiter des öffentlichen Unterrichts, auch die tüchtigſten, wie wir erlebt haben, ſo leicht verfallen, — nämlich von dem, ein beſtimmtes philoſophiſches Syſtem über Maßen oder ausſchließend zu begünſtigen. Gerade ein ſolches Verfahren rächt ſich am bitterſten an der Regierung ſelbſt. Wollen wir daher nicht, mit Schleiermacher, [11]) die Wahlen und Berufungen lediglich der Univerſität wie einem unabhängigen Vereine in die Hand geben — und dies werden Wenige wollen! — ſo iſt es noch das geringſte Uebel, wenn bei Berufung von Philoſophen von Seiten der Behörde zu große Vorſicht geübt wird. — Die Berliner Univerſität hat gerade in ihrer erſten Zeit, da die Philoſophie noch nicht ſo überwiegend vortrat — freilich auch in Folge der Freiheit, die von oben gewährt war — einen Geiſt der Friſche und Freiheit, vielfältigen und individuellen Lebens an den Tag gelegt, [12]) wie er nachher, trotz des übrigen Gedeihens der Anſtalt, nicht in ſolchem Grade zu finden war, woran freilich immer auch der Geiſt

---

10) Aus handſchriftlicher Quelle.

11) In der oben erwähnten Schrift über die Univerſitäten.

12) Siehe die Parallele zwiſchen den Univerſitäten Jena und Berlin, Th. I. S. 260–61.

der herrschenden Philosophie so viel Schuld gehabt haben mag, als die Einseitigkeit, der die Behörde in diesem Punkte huldigte.

---

Auch die sonstige Ausstattung der Universität war großartig. Man besaß dort schon länger ansehnliche Sammlungen, die jetzt der Hochschule übergeben, oder mit ihr in Verbindung gesetzt wurden. Man hatte eine bedeutende Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Sammlung anatomischer Präparate und eine reiche Anzahl andrer naturwissenschaftlicher Sammlungen, die, durch neue Erwerbungen noch bereichert, nun zu einem der großartigsten Museen für Naturgeschichte heranwuchsen. Noch andre wissenschaftliche Institute, z. B. Seminarien für Theologen und Philologen, wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen und mit derselben Freigebigkeit bedacht.

Auch in der Universitätsverfassung wurde besonders in Hinsicht der Gerichtsbarkeit manche zeitgemäße Anordnung getroffen,[1]) und wie man auf der einen Seite so zu fördern gesucht, so mied man auf der andern jeden beengenden Zwang. „Selten," schrieb im Jahr 1813 ein diesem Fache nahe stehender Mann (Nolte) an Schütz in Halle, „selten möchte sich eine Universität gleich in der ersten Zeit einer so nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer so freien Thätigkeit zu erfreuen gehabt haben . . . Hier ist fast kein Wunsch unbefriedigt geblieben."[2])

---

1) Auch wurden von der Sektion Vorkehrungen getroffen, um die Jugend vor den Gefahren der großen Stadt möglichst zu sichern. Allg. Zeitung, 16. Juli 1810.

2) Schütz's Briefw. II. 301.

So war denn das Nöthige eingeleitet, den königlichen Befehl pünktlich zu vollziehen. Humboldt ſelbſt aber ſchied aus dieſer Stellung, bevor die Univerſität eröffnet wurde. Doch war das Weſentliche gethan, ſo daß nun die Sache auch von geringern Kräften durchgeführt werden konnte. Es iſt ein recht charakteriſcher Zug in Humboldt's Leben, daß er bei der Eröffnung dieſer Schöpfung nicht einmal zugegen ſein ſollte. Unterm 29. April 1810 ſchon gab er den Wunſch zu erkennen, in die diplomatiſche Laufbahn zurückzutreten. Dieſem Wunſch ward in der Mitte des Junius entſprochen, und er auf einen Poſten berufen, wo man eben eines ſolchen Mannes recht dringend bedurfte.

Ueber die Gründe, welche Humboldt veranlaßt haben, dieſe ſchöne Thätigkeit aufzugeben, ruht noch jetzt ein Dunkel. Gewiß iſt, daß das damalige Miniſterium ſich in einer ſehr ſchlimmen Lage befand, und täglich ſeiner Auflöſung entgegen ſchritt. In allen Maßnahmen herrſchte eine gewiſſe Unſicherheit, weil man ſich in dem Finanziellen nicht zu helfen wußte. Ueberall vermißte man einen Arm, der das Ganze leitete. Wiederholt verbreiteten ſich Gerüchte von Dohna's Rücktritt und der Auflöſung des ganzen Miniſteriums. Endlich entſchloß ſich der König, Hardenberg herbeizurufen und ihn als Staatskanzler an die Spitze zu ſtellen; Napoleon ließ es geſchehen, und am 6. Junius 1810 wurde der Neuernannte in ſein Amt eingeführt. Der Großkanzler Beyme und der Finanzminiſter Freiherr v. Altenſtein zogen ſich ſogleich zurück, auch Scharnhorſt, doch dieſer nur ſcheinbar, denn er wirkte fortan im engſten Einverſtändniß mit dem Kanzler. Der Miniſter Graf zu Dohna ſetzte ſeine Funktionen noch bis zum November dieſes Jahres fort. Mit Hardenberg's Eintritt kam Einigkeit und ein feſterer Gang in die Geſchäfte; die Verfaſſung der oberſten Regierungsbehörden ward vereinfacht, die finanzielle Schwierigkeit

gelöst; so daß man die innern Reformen mit größerer Kraft durchsetzen und nach außen mehr Haltung beweisen konnte. Es ist ein großes Verdienst dieses Mannes, solches bewirkt, und unter den schwierigsten Verhältnissen zugleich die Existenz des Staates aufrecht gehalten, und die Mittel seiner Wiederherstellung vorbereitet zu haben. Indem er sich mit bewunderungswürdiger Klugheit auf der einen Seite unter die französische Obermacht fügte, auf der andern die im Innern gährenden Kräfte in wohlthätigen Banden hielt, rettete er den Staat von einer vorzeitigen Explosion, die ihn muthmaßlich in den Abgrund gebracht hätte. Wohl hätte man sich des guten Gestirns, das über Preußen aufgegangen war, erfreuen können, wenn nicht gerade jetzt ein schöneres entschwunden wäre, da am 19. Juli desselben Jahres das Leben der allverehrten Königin erlosch.

Indem wir die Krisis, welche dem oben ausgesprochnen Wunsche unseres Humboldt fast auf dem Fuße folgte, vorangestellt, wenden wir uns zu dem zurück, was ihn bewegen konnte, schon im April seinen Abschied zu fordern. Die kritische Lage des Ministeriums berührte ihn kaum, ja er konnte hoffen, daß der Sturz desselben manche Hemmungen hinwegräumen würde, mit denen er bisher gekämpft. Doch jene Differenzen waren ausgebrochen, ehe dieser Sturz entschieden war, sei es nun, daß sie durch die Ungewißheit der Befugniß des Sektionschefs gegenüber dem Minister des Innern,[1]) oder durch Einsprache des Finanzministers in die Humboldt'sche Verwaltung herbeigeführt

1) Wir wollen doch nicht unerwähnt lassen, wie der Historiker Woltmann in dem oben Th. I. S. 48 angezeigten Artikel diese Vermuthung ausführt. „So reiche Mittel," sagt er, „selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des

worden. Merkwürdig wäre es, wenn Altenstein damals dem Departement, das er später leiten sollte, die Mittel erschwert hätte.

Wie dem aber sei, die Auflösung des Ministeriums Dohna änderte nichts mehr in diesem Entschlusse. Kaum hatte der neue Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde dem von Humboldt ausgedrückten Wunsch gewillfahrt, indem er, durch Cabinetsordre vom 14. Juni desselben Jahres, zum *außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe* ernannt und ihm zugleich der Charakter eines *geheimen Staatsministers* beigelegt wurde. Wir werden die Wichtigkeit dieser Berufung im nächsten Buche betrachten. Abgesehen aber auch von dieser Bedeutung, konnte unter den damaligen Umständen — da der römische Posten vacirte, nicht leicht eine angenehmere Stelle gefunden werden, als die eines Gesandten in Wien.

So leid es Humboldt thun mochte, sein bisheriges Amt, so wie auch Berlin in einer geistig so anregenden Epoche verlassen zu sollen, so konnte ihn, in letzter Hinsicht zumal, der Gedanke trösten, daß es ihm nun auch für seine Person wieder mehr vergönnt sein werde, wissenschaftliche Studien zu pflegen, ohne sich deshalb den Aufgaben des Vaterlandes zu entziehen. Bisher aber war er dergestalt von Berufsgeschäften überhäuft gewesen, daß er nicht einmal hoffen durfte, der Aufforderung des Professors Vater genügen zu können, welcher ihn in dieser Zeit ersucht hatte, die längst

---

Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint H. den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

gesammelten Materialien über die Baskische Sprache für den Mithridates zu verarbeiten.

Unter'm 23. Juni ward Nicolovius beauftragt, einstweilen die Leitung der Sektion zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs sich bis Anfang Septembers verzögerte. Die Kunde von Humboldt's Ausscheiden erweckte allgemein die Besorgniß,[2]) daß diese Geschäfte ganz in's Stocken gerathen, und namentlich die Eröffnung der Universität hinausgeschoben werden würde. Man glaubte, daß hier nun alles wieder in die Sphäre des Gewöhnlichen sinke. Darin hatte man Unrecht. Der dauernde Impuls war gegeben, und auch die Anlage der Universität so weit gediehen, daß es Nicolovius, in Verbindung mit dem noch fungirenden Grafen Dohna, leicht wurde, die noch nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Staatskanzler trug damals brieflich die Leitung der Sektion dem in Paris weilenden Alexander von Humboldt an, dieser jedoch zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und lehnte dieses Anerbieten ab.[3]) Im November 1810 trat der geheime Staatsrath von Schuckmann an die Stelle, und Nicolovius ward zum Direktor in beiden Abtheilungen ernannt.

---

Die Tugenden, welche Humboldt als höherer Beamter entwickelt hatte, die gereifte Einsicht, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die energische Thatkraft wurden auch höchsten Orts wohl erkannt. Die schönste Anerkennung war der Wiener Posten. Doch auch sonst fehlte es nicht an

---

2) Vergl. Morgenblatt, 11. Oktober 1810 (Correspondenz aus Berlin). — Nicolovius selbst fürchtete dies, nicht minder Wolf und Zelter. Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 189—90. Körn, a. a. O., II. 56. Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 405.

3) Siehe auch Morgenblatt vom 21. Aug. und 9. Dez. 1810.

Zeichen der königlichen Achtung. Als man im Anfang des Jahres 1810 (18. Jänner), da Humboldt noch auf der Erbschaftsreise war, die zweite und dritte Classe des bisher einfachen rothen Adler-Ordens stiftete und nur die dritte vorerst austheilte, war er unter den wenigen höchsten Staatsdienern, die sie empfingen.[1])

Auch vor dem wissenschaftlichen Tribunal fand sein Wirken immer mehr Anerkennung. Schon im Anfang des Jahres 1809 wurde er zum auswärtigen Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen,[2]) und im Sommer 1810 in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren außerordentliches Mitglied er bisher gewesen, zum ordentlichen Mitgliede und zwar der philosophischen Classe ernannt. Mit ihm zugleich Schleiermacher, Niebuhr und Uhden zu ordentlichen Mitgliedern in der historischen Classe.

---

Humboldt war schon in Wien, als die neue Universität eröffnet wurde. Es geschah ohne alle Feierlichkeit.[1]) Die Vorlesungen begannen den 15. Oktober 1810. Der Erfolg war ein großartiger. Davon hat Steffens eine Schilderung gegeben, die jeden Leser mit sich fortreißt.[2]) Fast alle Hochschulen wurden von dieser neuen Anlage in Schatten gestellt; kaum vermochte Göttingen, und etwa Heidelberg mit ihr zu wetteifern. Und doch war diese Stiftung nicht, wie einst die

---

1) Allg. Zeitung, 31. Jan. 1810. Auch Scharnhorst, York, Altenstein, Dohna, Beyme, Klewitz und A. waren unter den das erste Mal Dekorirten.

2) Siehe Morgenblatt, 17. April 1809 (Berlin, 25. März).

1) Doch holte man diese in gewisser Hinsicht nach, am 3. Aug. 1811, dem Geburtstage des Königs.

2) A. a. O., VI. 275–77.

vom Freiherrn von Münchhausen in's Leben gerufene, in ruhigen Zeiten, bei vollem Schatze, oder in einer Epoche eingeleitet worden, wo es leicht war, das Tüchtige zu erkennen und zu gewinnen.

Nun erst ward Berlin eine Stätte deutschen Geistes, die es bisher in geringerem Grade gewesen, und die doch jetzt bald alle andern überragte. Der Geist, der hier aufging, strömte bald auch in die Provinzen zurück. Als dann die Stunde der Entscheidung schlug, enthüllten sich die großen Folgen, die den geistigen Vorschritt des Landes begleiteten.

Und diese Wirkung dauert fort auf unsere Zeiten, ob schon auch diese Schöpfung noch manche Anfechtung zu bestehen hatte. Noch im Jahre 1815 erklärten sich engherzige Verwaltungsmänner, wie der geheime Staatsrath v. Bülow, laut gegen das Humboldt'sche Kind, die Berliner Universität, und weissagten ihr ein baldiges Ende.[3]) Welche Anfechtungen aber das ganze Departement des Unterrichts seit den Zeiten des Herrn von Kamptz erfuhr, ist uns leider in zu gutem Gedächtniß. Zum Glück war in dem edlen Altenstein — der im Jahr 1817 an die Spitze des neugestifteten besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht trat — ein Mann gefunden, dem ernstlich daran lag, diese Schöpfung zu pflegen, und der ihren Widersachern Stand hielt, so weit er vermochte.

* * *

Ich habe es hier versucht, von dieser so interessanten Epoche des Humboldt'schen Lebens wenigstens einen Umriß zu liefern. Wie sehr aber wird uns hier noch der Mangel genauerer Kenntniß der damaligen Staatsverhandlungen,

---

3) Schütz's Briefw., I. 32.

des Kampfes der verſchiedenen Parteien, der Anſichten ſo großer Staatsmänner fühlbar! Wie anders würde es ſein, wenn uns eine aus den Akten gezogene Geſchichte der innern Staatsveränderungen in Preußen, beſonders der Jahre 1807 bis 1813, wenn uns die einzelnen Arbeiten der Immediatcommiſſion, wenn uns außerdem die Gutachten und Berichte eines Humboldt und ſo mancher gleich bedeutende Schatz von Staatsweisheit und großartigen Anſichten vorläge, ſtatt, wie bisher, nur in den Akten zu vermodern.

# Sechstes Buch.

## Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußen's bis zum Siege der Reaktion.

1810 bis 1819.

Digitized by Google

Wir kennen die Grundzüge des Humboldt'schen Wesens. Es war eine vorwiegend intellektuelle Natur, und doch eine muthige und thatkräftige dabei. Aber mitten im regsten Wirken für die praktische Welt verrieth ein eigenthümlicher Zug den Boden, in dem er seine Heimath hatte. Auch fand er in Thatengröße nicht das Glück. Dies suchte er nur in seinem eigenen Busen, in dem Ganzen, das man sich dort schaffen kann, wenn alles äußere Wirken immer unvollendet bleibt. Dieser innern Einheit versichert, konnte er sich aber dreist in's Weltgewühl mischen,

„Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen,
„Am reichgegebnen Stoffe kraftvoll prüfen."

Er hatte nicht zu fürchten, daß ihm die innere Freiheit gefesselt werde; er wußte vielmehr, daß er im wildesten Sturme sich wiederfinden würde. Er sah das Wirken für die Welt, das sich Hingeben an ihre Interessen, für Pflicht an; er warf sich muthig in das Rollen der Begebenheit, so sehr es des Geistes Art ist und zumal seines Geistes war, zu verweilen, und „starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken." Der Mensch, sagte er, muß beide Wesen in sich einen, doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.[1])

1) Ges. Werke, IV. 341. 371. Vergl. meine frühere Charakteristik oben I. 47—53.

Einem ſo tief und gründlich gebildeten Geiſte, wie Humboldt, auch unter den handelnden Männern nur zu begegnen, könnte ſchon Verwunderung erregen, und man würde es ganz natürlich finden, wenn man von ihm hier etwa urtheilen müßte, wie man es von Andern muß, von denen es heißt: Es war ein großer Dichter, aber ein ſchlechter Politiker, oder es war ein trefflicher Geſchichtſchreiber, aber ein mittelmäßiger Miniſter — dies vielmehr iſt das Auffallende, daß man von eben dieſem intellektuellen Geiſte ſagen muß: Er war auch der Erſten Einer unter den Staatsmännern ſeiner Zeit. Denn wenn je, und vor allem in der modernen Zeit, ein Beiſpiel gegeben worden, das den im Allgemeinen richtigen, aber doch auch mit manchem Vorurtheil gepaarten Satz: daß gelehrte Männer ſelten für die Welt und die Geſchäfte taugen, merkwürdig beſchränkt und eine glänzende Ausnahme davon darſtellt, ſo hat Humboldt ein ſolches gegeben.

Und doch war er, wie alle wiſſen, die ihn gekannt haben, nicht einmal von Natur mit allen den Mitteln gerüſtet, die ſtaatsmänniſche Größe zu begünſtigen pflegen. Sein Aeußeres war wenigſtens nicht anziehend; beim erſten Anblick fühlte man ſich eher von ihm abgeſtoßen, obwohl die hohe, mächtige Geſtalt imponirte, und man ſein Geſicht, je länger man es betrachtete, immer klüger, bedeutender, ja angenehm fand. Varnhagen, mit der ihm eigenthümlichen Auffaſſungsart, wollte ſogar in ſeinem Aeußern das Charakteriſtiſche und Bewunderungswürdige wiederfinden. „Die Betrachtung ſeiner Perſönlichkeit", ſagt er,[2]) „gab unerſchöpfliches Studium, und erſt manch neue Räthſelfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufſchluß des innern Weſens. Dieſe hohe und in den Schultern vorgebogene Ge-

2) In ſeiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt."

ſtalt, dieſe zurückweichende Stirne, dieſe heraustretenden Forſcheraugen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanft ſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!“ — Humboldt aber hielt ſich ſelbſt für häßlich, und im höhern Alter, wo der Kopf etwas vorſank, fiel das mehr in's Auge. Dem gewöhnlichen Blicke erſchien er jederzeit unſchön. Seine Haltung hatte nichts, was man adelich nennen konnte; es war eine recht bürgerliche und gelehrte. Man mußte ihn wenigſtens ſprechen hören, um die Gewandtheit und Würde, die er, auch im Umgang mit Vornehmen und Großen, an den Tag legte, irgend begreiflich zu finden.

Es war die Macht des Geiſtes und des Charakters, die auch ſeine ſtaatsmänniſche Größe begründeten; es war Wille und Uebung, die auch jene mäßigen äußern Mittel zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigten. Dieſer grübelnde, beſchauende, ſtudirende Humboldt, der auch in den Kriegsjahren, mitten im Feldlager der Alliirten, immer die griechiſchen Klaſſiker in kleinen Ausgaben mit ſich führte, der während des Alle beängſtigenden Congreſſes zu Chatillon, dem er als preußiſcher Bevollmächtigter anwohnte, noch mit Vollendung ſeiner Ueberſetzung des Aeſchyliſchen Agamemnon ſich beſchäftigen konnte — dieſer ſelbe Humboldt entwickelte in dieſer Zeit einen Muth und eine Thatkraft, einen Sinn für die Gegenwart und eine Gewandtheit für die verwickeltſten Auf-

gaben, die sich der Lösung darboten, daß man ihn den Gneisenau der politischen Konferenzen und unter den Staatsmännern nennen konnte. In der That, die hohe Intelligenz, die ihm zu eigen geworden, bewies sich auch schlagfertig; sie versagte ihm nicht in der Gegenwart der geübtesten und verschlagensten Diplomaten, noch im Kampfe mit ihnen. Man fürchtete ihn wie eine Erscheinung, gegen die die gewohnten Waffen nicht ausreichen. Er war thatenlustig, wo so Viele die Dinge gern in ein ruhiges Geleis gezogen hätten und das blutige Waffenspiel verwünschten. Er faßte die Ideen, die, heller oder dunkler, im Geist der Zeit geborgen lagen; er sah ihnen mit Unerschrockenheit in's Antlitz, und machte mit diesem Besitzthum, als wenn er das Haupt der Medusa auf der Brust trüge, seine altgläubigen und furchtsamen Kollegen erstarren. Es war seine lebendigste Ueberzeugung, daß nur durch freie Institutionen eine Nation gehoben und gestärkt werden könne. Die furchtbarsten Waffen lagen in seiner Hand, die eisigste Kälte der Satyre und Ironie neben der ruhigsten Anmuth des Scherzes, die Würde und Festigkeit einer tiefgewurzelten Ideenwelt bei der ausgebildetsten Macht der Dialektik. Er hatte das Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Diskussion darüber zu führen. Und im Kampf, wie im Frieden, entwickelte er eine Ruhe und eine Klarheit, die den Hörer schon gefesselt hatten, bevor noch die Gründe ihn überwältigten.

Es war Humboldt, wenn er einmal nicht sinnen und denken konnte, ganz gleich, womit er sich beschäftigte; wenn er nur seine Kräfte daran erproben, einen großen Sinn bethätigen konnte. Seine Fähigkeiten hielt er in steter Ausübung. „Nichts von allem, was er je gelernt", sagt ein vieljähriger Beobachter,[3]) „durfte erlöschen oder schlummern, im

3) Varnhagen von Ense, a. a. O.

Gegentheil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitzthums. Sein Willen schaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchst fördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heitrer Geselligkeit." Er übte seine körperlichen Kräfte, wie die geistigen. Ein fast das Leben hindurch ihn begleitendes Augenübel war fast das Einzige, was ihn in seiner Thätigkeit manchmal hemmte; ein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern immer nur S sagte,[4]) war in ernster Debatte kaum bemerkbar, dem Scherze aber gab es auch einen äußern harmonischen Typus.

Wenn ihm etwas rein Geistiges nachtheilig worden, so ist es wohl die geistige Macht und Ueberlegenheit selber. Wir haben in der frühern Schilderung bemerkt,[5]) wie ihn diese Ueberlegenheit dahin führte, gegen die große Masse von Mittelmäßigkeit, mit welcher man zu verkehren genöthigt ist, nicht selten mit offnem Hohn zu verfahren, und manchmal auch solche, die es nicht verdient hätten, so zu behandeln. Auch strebte er sein Innerstes geflissentlich zu verhüllen; er verachtete die Alltagswelt zu sehr, um sie sein wahres Wesen erblicken zu lassen. Seine politische Thätigkeit — die ihn überhaupt seine innersten Gedanken und Sympathien mehr zurückzudrängen nöthigte — legte ihm auch noch von Amtswegen solche Verhüllung auf, und veranlaßte ihn nicht selten, seine Uebermacht auf wirklich erdrückende Weise zu äußern. Dies hat ihm ohne Zweifel sehr geschadet; es hat wohl auch dazu beigetragen, daß man sich seiner, sobald man solcher Gaben

---

4) Varnhagen, a. a. O.

5) Siehe oben Th. I. S. 54—55.

nicht mehr so dringend bedurfte, gern zu entledigen suchte. Den Diplomaten besonders war er jederzeit ein Aergerniß; er schlug sie mit ihren eigenen Waffen, und ließ ihnen doch nur zu deutlich merken, wie gering er solche schätze.

Aber auch dieser Uebermuth zeigt seine Stärke, die auch sonst nie bezweifelt wurde, und die sich in den verwickeltsten Fragen einer großartig bewegten Zeit auf's glänzendste bewährte. Er behandelte die Dinge mit Virtuosität. Was Andern Anstrengung dünkte, war ihm Genuß. Seine gelehrte Genauigkeit kam ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten; sein reiches Sprachwissen bei Verhandlungen und im geselligen Verkehr. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden,[6]) und das für Zwecke, die ihn innerlich oft kaum berührten, die nur die Pflicht ihm auflegte.

Dies Alles sind doch nur schwache Andeutungen! Um ganz zu würdigen, was Humboldt als Staatsmann vermochte, müßte man zur Genüge schildern können die Geistesstärke, mit der er den angestrengtesten Arbeiten oblag, bei oft nur dreistündigem Nachtschlaf, heiterer, gesellschaftlicher Laune, schwebend über den Massen, sie doch auch festhaltend und pflegend, als wenn er sie nicht verachtete; schildern können seine Alle, die unter ihm standen, bis zur Verzweiflung ermüdende Thätigkeit, seine Ordnungsliebe in Geschäften, Geduld im Anhören, seine listige Auffassung der Schwächen derer, mit denen er zu unterhandeln hatte, seine stoische Ausdauer in selbstgefaßter Meinung, Beherrschung aller Conferenzen, deren Mitglied er war, das Mißfallen der

---

6) Varnhagen, a. a. O.

geiſtig Unterliegenden; zur Genüge ſchildern, wie er, mit Ideen erfüllt, die weit über die engen Gränzen der Gegenwart hinaus reichten, dieſes Allgemeine und Höhere im Sinn haltend, immer doch nur nach dem ſtrebte, was unter gegebenen Verhältniſſen ausführbar iſt.

Dann erſt würde man ganz erkennen, daß in neuern Zeiten ſchwerlich ein Andrer die öffentlichen Verhältniſſe zugleich und die Wiſſenſchaft mit ſolcher Größe des Geiſtes und ſolchem Geſchick gehandhabt hat, als Wilhelm von Humboldt; daß er mehr war, als blos das, was man einen tüchtigen Geſchäftsmann nennt, ſondern ein wirklich von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann; man würde ganz begreifen, warum Böckh ihn einen Staatsmann von Perikleiſcher Hoheit nennen durfte.[7]) Die Verbindung deutſcher Wiſſenſchaft und der großen Welt, von der wir große Förderung erwarten dürfen, hat in ihm ein Vorbild gefunden. Ueberhaupt aber hat Deutſchland, nicht Preußen allein, neuerer Zeit unter ſeinen Staatsmännern wohl Einzelne zu rühmen, die in beſtimmter Richtung dem Staate mehr geleiſtet, als er; an wahrer Größe aber ſteht ihm nur Einer gleich, der ihn übrigens an Volksthümlichkeit weit überragt. Dieſer Eine iſt der Freiherr von Stein, deſſen Bedeutung man neuerlich vergebens herabzudrücken verſuchte, deren allſeitige Würdigung jedoch demnächſt von ausgezeichneter Hand zu erwarten ſteht. Humboldt hat nie eine Popularität gewonnen, wie ſie Stein ſchon lange beſitzt; er würde ſie in gewiſſer Rückſicht auch nicht anſprechen. Stein's Energie war auf wenige Punkte geſammelt; gerade eine ſo einſeitige Größe muß populärer ſein. Daß er ſo kraftvoll

---

7) In den in der Sitzung der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, am 9. Juli 1835, zu Humboldt's Andenken geſprochenen Worten.

auf Eines, was Noth that, auf ein mächtiges Deutschland hinwies, möchten der Staaten mehrere oder einer sein, daß er selbst, so sehr er konnte, vor allem dies zu bewirken im Auge hatte, und über die Armseligkeit, die nach so großen Anstrengungen, des preußischen Volks zumal, allenthalben übrig blieb, so unverholen das Verdammungsurtheil aussprach, dies hat seinen Namen unvergeßlich gemacht. Diese laute, rücksichtslose Opposition lag minder in Humboldt's Natur. Stand er aber auch in dieser Rücksicht nach, so war doch sein ganzes Wesen fertiger, besonnener, sein Wirken vielseitiger und reicher, und in Hinsicht auf Freiheitsinteressen inhaltsvoller. Besonders der Schluß seiner politischen Laufbahn macht ihn nicht minder unvergeßlich. In den wichtigsten Momenten unserer neuern Geschichte steht auch sein Name geschrieben. Daß man dennoch Humboldt bisher so ungleich weniger genannt findet, als Stein, darf nicht auffallen. Abgesehen davon, daß manchem unsrer Patrioten der Gedanke der Nationaleinheit, wie er bei Stein im Zorn über die Verfehltheit der Gegenwart hervortrat, ganz allein Werth hat, ist Humboldt's Verdienst auch nur Wenigen der Jetztlebenden näher und im Zusammenhange bekannt worden. Die stille, aber reiche Größe muß vor allen Dingen recht gekannt sein!

Ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit — fürwahr ein richtiges Wort. Nicht der Mauernbrecher, der Stein war und unter Umständen noch mehr gewesen sein würde, sondern ein Geist, der dem jugendlichen Alter der Welt wie der bessern Zukunft unseres Volkes angehörte, schon in ihr lebte; der es nicht vergaß, auch für die Verwirklichung dieser Zukunft zu arbeiten, wo diese Aufgabe sich darbot, dem es aber doch mehr eigen, den Saamen der Wahrheit und Freiheit in die Nation hinauszustreuen, und ihn dann von selbst zur Reife kommen zu lassen, als die Frucht mit

Treibhauswärme zu zeitigen. — Nicht blos selbst nach klassischer Bildung ringend, nicht blos bemüht, Schönheit und Kunst der Griechen auf deutschen Stamm zu pfropfen, sondern zugleich ihr Leben mit unsern Vorzügen zu einen, unsern Sinn und Wesen mit griechischem Geist zu nähren — zeigte er sich auch darin als ein wahrer Zögling der Alten, daß er es ihnen gleich zu thun strebte, und, ähnlich den Staatsmännern, die zu Platons Zeit lebten, durchdrungen mit allen Schätzen des Guten und des Schönen, im Denken geübt wie im Handeln, an sich selbst das Gepräge harmonischer Bildung darstellte, das im Geiste uns Allen als ein Ideal vorschwebt.

Aber auch solches Talent bedarf der äußern Begünstigung, nicht sowohl um zu werden, als um sich zu offenbaren und eine bestimmte Höhe der Vollendung zu erreichen. Schon zu Rom und in seiner neuesten Thätigkeit hatte der praktische Humboldt sich entwickelt. Nunmehr bot Wien ein reiches Feld, und bald sollten die Begebenheiten in rascher Folge diese schöne Anlage vollenden

---

Die nächsten Jahre (1810 — 1813) füllten die Bewegungen und Vorbereitungen, die dem Befreiungskampfe vorhergingen. Es war die Zeit der geheimen Verabredungen und Verbindungen, durch welche, beim ersten günstigen Ereigniß, der französische Koloß zu Boden geworfen werden sollte. Schon streckte dieser seine Arme von der pyrenäischen Halbinsel bis an die litthauischen Wälder; Preußen konnte nur im Stillen sich zum Widerstande rüsten, und Oesterreich gelangte nur, indem es Napoleon eine Tochter des Kaiserhauses überließ, und öffentlich alle Verbindung mit England aufgab, zu einiger Ruhe und Sicherheit.

Je gedrückter dieſer Zuſtand erſchien, deſto eifriger betrieb man die Vorbereitungen der Befreiung, von Seiten einzelner oder insgeheim verbündeter Patrioten ſowohl, als der tief beleidigten Regierungen.

Beſonders merkwürdig iſt, was damals muthvolle Männer auf eigene Hand unternahmen. Ueber halb Europa ſchlangen ſich die Fäden einer halb geheimen, halb öffentlichen Verſchwörung. Preußen, das Rache dürſtende, war ihr Hauptſitz. Während des öſterreichiſchen Kriegs von 1809 wagte ein Heldenhäuflein ſelbſt einen Kampf auf eigne Hand. Dieſe Tollkühnen wurden erdrückt, nicht aber die unſichtbare Kohorte, aus der ſie hervorgetreten. Man wurde nur vorſichtiger. Große Staats- und Kriegsmänner — man ſagt auch, einzelne Fürſten — ſtanden an der Spitze. Man knüpfte auf eigne Hand Unterhandlungen im Ausland an, und verſicherte ſich überall her der Mittel, die im Entſcheidungskampfe, der in Deutſchland gekämpft werden mußte, zum Siege führen könnten. Von dieſen Agitatoren nennen wir nur die Preußen Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau; von Oeſterreichern Stadion und Rugent; dann den Grafen von Münſter, der die auf dem Kontinent zerſtreuten Fäden in England zuſammenhielt. Von Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskampfe", gaben uns bis jetzt die beſten Aufſchlüſſe über das Wirken dieſer Männer, vorzüglich durch die Briefe eines Gneiſenau und Stein.[1])

Doch wirkten auch einzelne Regierungen mit energiſcher Thätigkeit für die Zukunft. Preußen hatte die ſchwierigſte Aufgabe zu löſen, der ſich aber der nunmehrige Staatskanzler

---

1) Auch die Erinnerungen des würdigen E. M. Arndt, ſelbſt eines dieſer Agitatoren, und Steffens' Werk: „Was ich erlebte" haben uns treffliche Schilderungen und Winke geboten. Doch liegt noch Vieles im Dunkeln, und harrt der Enthüllung.

Freiherr von Hardenberg mit ungemeinem Geschick unterzog. Es galt im Innern Vorkehrungen zu treffen, wie nach außen; innen die Kräfte zu entfesseln, auf dem Weg der Umbildung vorzuschreiten, und ohne Geräusch ein Heer zu bilden. Nach außen galt es zunächst, mit größter Feinheit zu temporisiren, sich unter das drückende französische Joch zu fügen, jeden unzeitigen Ausbruch der im Innern gährenden und drohenden Elemente zu verhüten, endlich die Verbindung mit den großen Mächten zu befestigen oder zu erneuern, und den Grund einer allgemeinen Coalition zu legen, ohne welche eine gründliche Wiederherstellung nicht zu denken war. Wenige selbst der höchsten Staatsbeamten waren während dieser Jahre in die Geheimnisse der Politik und die Plane des Staatskanzlers eingeweiht; als Rathgeber des Königs und Betraute gibt man einzig den Kammerherrn, Fürsten von Wittgenstein, der das engste Vertrauen des Monarchen besaß, den Staatskanzler Hardenberg und den vortragenden Rath in Militärangelegenheiten und Adjutanten des Königs, von Boyen, an.[2]) Selbst dem Minister des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, soll das Wichtigste verborgen geblieben sein.

In der schwierigen Lage, in der man sich Frankreich gegenüber befand, insonders vor Eröffnung des russischen Feldzugs, da man an nichts denken durfte, als der Lawine auszuweichen, die den Rest des preußischen Staates vollends zertrümmert hätte — hatte man noch eine Aufgabe zu lösen, die nicht viel geringere Schwierigkeiten darbot, die An-

---

2) Vergl. des ehemaligen Staatsraths und Günstlings von Hardenberg, Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. Bromberg, 1811, und die mit H. (Hoffmann?) unterzeichneten Berichtungen zu dem Werke des Bischofs Dr. Eylert, in der Haude-Spener'schen Zeitung, 2. Febr. 1843. — Hippel nennt außerdem den Chef des allgemeinen Kriegsdepartements v. Hake und den Kabinetsrath Albrecht als Mitwissende.

knüpfung eines guten Vernehmens und eines wirklichen Bundes mit Oesterreich. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen hielt ein tödtlicher Haß die beiden Staaten auseinander, durch deren innige Verbindung doch allein, auch in minder gefahrvollen Zeiten, die Sicherheit, der Einfluß und selbst die Existenz Deutschlands verbürgt werden können. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man sich äußerlich genähert, um bald in die unglücklichste Trennung zurückzufallen. Nachdem aber Beide, in vereinzelten Kämpfen, darnieder gesunken waren, erkannte man endlich[3]), daß nur in einem aufrichtigen und gründlichen Bunde, jetzt und fortan, das Heil liegen werde. Preußen hatte am meisten gesündigt; es hatte also auch die ersten nachdrücklichen Schritte zur Versöhnung zu thun. Auch dazu war man entschlossen. Die ersten ernsten Unterhandlungen leitete, wie man sagt, Preußens Gesandter am Londoner Hofe, Baron von Jacobi-Klöst ein; auf diesem Grunde baute man später fort.[4]) Vor allen Dingen that es Noth, einen Repräsentanten nach Wien zu schicken, der geeignet wäre, das Vertrauen des dortigen Hofes zu gewinnen, und eine innigere Verbindung mit ihm anzubahnen. Diese wichtige Aufgabe ward unserm Humboldt zugetheilt, der, wie wir sahen, eben den Rücktritt in den diplomatischen Dienst erbeten hatte.[5]) Gleich nach Hardenberg's Wiedereintritt in die Geschäfte, wurde

---

3) Am frühesten und lebendigsten erkannten dies Friedrich von Gentz in Wien, und der edle Sproß des Kaiserhauses, Erzherzog Johann von Oesterreich, so wie ihr beiderseitiger Correspondent, der Geschichtschreiber Johannes von Müller zu Berlin.

4) Siehe die Denkschrift Hardenberg's vom 2. Nov. 1811, in den Lebensbildern aus den Befreiungskämpfen. Jena, 1841. II. S. 98.

5) Hardenberg kannte die beiden Humboldt von frühen Jahren und wußte, was an ihnen war. Siehe oben Th. I. S. 150—51. 159—60.

der bisherige Gesandte in Wien, Graf von Finckenstein, abgerufen, und an dessen Stelle Wilhelm von Humboldt, mit Rang und Titel eines Staatsministers, zum Gesandten am Wiener Hof ernannt (14. Juni 1810).

Damit war theilweis schon die Rolle angekündigt, die unserm Humboldt, in diesen wie in den nachfolgenden Jahren des großen Befreiungs- und Umwandlungsdramas zufallen sollte. Zunächst hatte er die Mission zu erfüllen, die der Staat ihm übertragen. Er fand dabei Gelegenheit genug, Gewandtheit und Energie zu bethätigen, wenn er auch nicht als eigenmächtiger Agitator wirkte. Er hatte das Mißtrauen Oesterreichs, dann dessen Zögern zu überwinden. Nachher aber, als er fortdauernd an den Maßnahmen der Alliirten und den Verhandlungen ihrer Bevollmächtigten Theil zu nehmen berufen war, war er es besonders, der, zum Theil mit Stein verbündet, die Agitation, die außerhalb der Kabinette ihren Ursprung gehabt, die am rüstigsten in den Reihen der schlesischen Armee fortdauerte, in die Conferenzen der Kabinette selbst übertrug. Und wenn er z. B. im Jahr 1815 von Paris aus, auf eignen Antrieb, ein Schreiben an den Prinz-Regenten von England richtete, um größere Sicherstellung unserer Gränze gegen Frankreich durchzusetzen, so wirkte er da so eigenkräftig, als es nur immer Stein oder Gneisenau gethan haben mögen.

Wir könnten noch andere Züge aufführen, die von Humboldt's Thätigkeit in jenen Jahren erzählt werden, so z. B. wie er es angestellt haben soll, um einflußreiche Staatsmänner, die noch dem Napoleonischen System huldigten, gegen dasselbe zu gewinnen. Doch diese Mittheilungen waren nicht verbürgt genug. Auch bedürfen wir ihrer nicht. Ein zuverlässiges Faktum sagt in solchen Dingen mehr, als hundert Gerüchte, und wir werden noch mehr als einem Zuge begegnen, der uns den Eifer und die

Rüstigkeit, womit er den großen Zwecken jener Zeit oblag, außer Zweifel setzt.

Dagegen dürfen wir wohl die Frage, ob Humboldt dem Tugendbunde oder irgend einer geheimen Verbindung dieser Art angehört habe, mit Zuversicht verneinen. Zwar war er gewiß schon in jenen Vorbereitungsjahren mit vielen Männern, die solchen Einigungen nahe gestanden haben mögen, in persönlichem Verkehr; so z. B. mit Stein, der mit andern Genossen nach Prag geflüchtet war, und den Humboldt dort vielleicht aufsuchte, als er auf seinen Posten nach Wien reiste. Andere Spuren liegen nicht vor. Aber Humboldt fand sich doch später, im Jahr 1819, als in einer französischen Broschüre[6]) über die geheimen Gesellschaften in Deutschland gesagt wurde, Männer, wie Gneisenau, W. v. Humboldt, Niebuhr, hätten sich 1813 nicht gescheut, die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze des Tugendbundes zu billigen und zu unterstützen, auch — so viel uns wenigstens bekannt ist — nicht veranlaßt, dagegen etwa, wie Niebuhr, zu protestiren.

---

Durch Kreditiv vom 14. August 1810 ward Humboldt in seiner neuen Eigenschaft am Wiener Hofe beglaubigt.[1]) Anfang Septembers ging er von Berlin ab. Er machte eigens einen Umweg über Töplitz, um zwei Tage mit Gentz, der sich dort aufhielt, zuzubringen.[2]) Es war sehr natürlich

---

6) La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne — eine Schrift, die, wie man sagt, von dem bekannten Baron von Eckstein herrühren soll.

1) Aus guter handschriftlicher Quelle — was man solchen und ähnlichen auf den Tag hin genauen Angaben wohl auch ohne weitere Bemerkung glauben wird.

2) Gentz schreibt es an seinen Geistesgenossen Adam Müller, 21. Okt. 1810, mit dem charakteristischen Vorwort: „Erschrecken Sie nur nicht vor diesem Namen!“

daß er gleich dieſen alten Bekannten aufſuchte, der ſchon ſeit mehreren Jahren eine bedeutende Stellung im Wiener Kabinette hatte. In der Mitte des Oktobers war Humboldt in Wien.[3]) Am 3. Nov. hatte er die Antrittsaudienz beim Kaiſer, in der er ſein Beglaubigungsſchreiben überreichte.[4])

An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiſerſtaats war nach dem letzten Friedensſchluſſe der Graf von Metternich getreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, zu welchem die Hochzeitfeier des franzöſiſchen Kaiſers Veranlaſſung gegeben hatte, war dieſer Miniſter erſt kürzlich in Wien wieder eingetroffen (10. Okt.). Zuſehends entwickelte er jetzt jene Schlangenklugheit, die bald ſo ſehr zu Napoleon's Sturze mitwirkte, die feine, zuwartende Politik, die, wenigſtens gegen den Feind im Weſten, Oeſterreich ſo große Vortheile gebracht hat. Wir haben hier die erſten Jahre der Wirkſamkeit dieſes berühmten Staatsmannes im Auge, die offenbar die glänzenderen ſeiner Laufbahn ſind, und in denen er ſich Verdienſte erworben, die ſelbſt ſeine heftigeren Widerſacher anerkennen. Unter ſeiner Leitung nahm Oeſterreich's Politik, beſonders in Beziehung auf Preußen, eine nationalere Richtung, und hierin begegnete er ſich ſogleich mit dem Abgeſandten, der eben von dieſem Staate in Wien eintraf. Metternich war geiſtvoll genug, einen Wilh. Humboldt zu würdigen, und wie himmelweit auch ihre Anſichten und Beſtrebungen im Allgemeinen auseinander gingen, ſo ward dies doch von den nächſten Zwecken, über die man ſich einig wußte, überwogen. Nimmt man dazu den Reiz, den gerade der Gegenſatz bietet, die Aufgabe, die ſie einander waren, die Abſichten, die ſie verfolgten, ſo erklärt ſich leicht, wie Beide in ein perſönlich ſehr gutes Vernehmen

3) Allg. Zeitung, 24 Okt. 1810.

4) Ebend., 14. Nov. 1810.

kommen konnten. Sogar ein trauliches ſcheint damals zwiſchen ihnen gewaltet zu haben; wenigſtens ſpricht dafür eine Aeuſſerung von Gentz, aus der Zeit des Prager Congreſſes. Gentz entſchuldigt in einem Briefe (Juli 1813), daß er des Abends nicht zu haben ſei, weil ſein Chef, der Graf Metternich, ſelbſt ein großer Nachtvogel ſei, und die, welche den Abend mit ihm zubrächten, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern entlaſſe; wie er denn erſt den Tag zuvor zu ſeiner großen Plage mit ihm und Humboldt bis halb zwei Uhr in den ſchlechtgepflaſterten Straßen von Prag habe herumziehen müſſen.[5])

Als aber der große Zweck, der ſo viel Verſchiedenartiges zuſammengeführt hatte, erreicht war, trat auch der Unterſchied, der zwiſchen Metternich und Humboldt war, grell genug hervor. Es mag wohl viel Klugheit von Seiten dieſes Letzteren dazu gehört haben, ſich nicht vor der Zeit zu verdächtig zu machen. Schon auf dem Congreſſe zu Wien mag man ihn mehr als einmal weggewünſcht haben. Und gewiß iſt, daß dieſe alten Freunde, Metternich und Gentz, ſpäter (1819) das Ihrige gethan, einen Humboldt ſchleunigſt außer Thätigkeit zu ſetzen.

Gentz ſah Humboldten nach zehn Jahren wieder. Wir haben ſchon erwähnt, daß er jetzt an eine Freundin ſchrieb, alle Furcht vor Humboldt, alles Intimidiren ſei verſchwunden; dieſer ſei jetzt nichts als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter.[6]) Er ſcheint gar nicht geſpürt zu haben, warum Humboldt ſeine Ueberlegenheit damals ſo wenig fühlen ließ, wo es der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, ſehr geſchadet haben würde. Im Jahr 1814 trat dieſe Ueberlegenheit doch wieder recht fühlbar hervor, und obſchon Humboldt dieſe

---

5) In meiner Sammlung Gentziſcher Schriften, I. 130.

6) Siehe oben Th. I. S. 124—25.

Verbindung fortan cultivirte, und den Freund, so alt er geworden, doch nicht aufgab, dessen großes Talent vielmehr anerkannte, und noch später rühmte, wie alles unter dessen Hände eine Gestalt annehme[7]), war doch ein innigerer Verkehr nach 1813 nicht möglich.[8]) War doch Gentz, so sehr er das Bündniß mit Preußen betrieb, diesem seinem Vaterlande im Innern abgeneigter, als selbst in Fällen, wo dieses fehlgegriffen, gerechtfertigt werden konnte. Bis 1813 aber trat solches weniger hervor, vielmehr trug diese alte Verbindung mit Gentz gewiß dazu bei, die Aufgabe, die Humboldten oblag, zu erleichtern.

---

Die Stellung eines preußischen Gesandten, der seit undenklichen Zeiten zum ersten Male aufrichtig in Wien Vertrauen suchte und fand, mußte auch persönlich eine überaus angenehme sein. Dazu kam, daß Wien, seit die Gebrüder Schlegel dort erschienen waren, auch geistigere Anregungen darbot, und seit 1809 überhaupt einen ernsteren Hintergrund bekommen hatte.

Auch war Humboldt dort mit seiner Familie wieder vereinigt. Frau v. Humboldt verließ, mit ihren Kindern, Rom im Herbst 1810. Der Aufenthalt diesseits der Alpen

---

7) Varnhagen von Ense, Denkwürd. V. 51.

8) Dies äußert sich sogar in einem Briefe der Frau v. Humboldt. „Gentz," schreibt sie 22. Jan. 1814 an Rahel, „kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." (In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen, I. 155.)

wollte freilich nicht gleich behagen, auch schien das Wiener Klima ihrer Gesundheit nicht zusagend. Kam dazu noch die Sehnsucht nach dem geliebten Rom, so wundern wir uns nicht, daß sie in Wien nicht recht einwohnte.

Die Kinder wuchsen heran, die Mädchen zumal in blühender Gesundheit. Theodor, der ältere Sohn, ging im Jahr 1812 auf die Universität Heidelberg, während der jüngere, Hermann, im November desselben Jahres von einem so schweren Nervenfieber erfaßt wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Wie zu Rom, öffnete dieses Haus auch hier seine gastlichen Räume. Wir erwähnen nur einige der interessantern Beziehungen, nur einige der vielen Gäste, die sie in Wien begrüßten. Unter den fremden Diplomaten möchte wohl besonders der dänische Gesandte, Christian Graf zu Bernstorff, ein liebenswürdiger, gemüthvoller Mensch, unserm Humboldt willkommen gewesen sein. Blieb dieser ihm doch unverändert zugethan, auch nachdem er einen Platz eingenommen, auf dem Niemand ihn, sondern Jedermann Humboldt erwartet hatte. Der Hauptpersonen des Wiener Kabinets, eines Metternich und Gentz, gedachten wir schon. Graf Philipp von Stadion, der abgetretene Minister, setzte in's Geheim seine Thätigkeit gegen die französische Macht rastlos fort; ohne Zweifel verkehrte er auch schon mit Humboldt. Auch Friedrich Schlegel war jetzt in österreichischem Dienst; er hatte 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die bekannten Proklamationen geschrieben, und lebte nun, an der Seite einer geistvollen Frau, in Wien, wieder mehr mit literarischer Thätigkeit beschäftigt. Für Humboldt war namentlich der Anstoß wichtig, den Schlegel kurz zuvor in seinem Werk „über die Weisheit und Sprache der Indier" der allgemeinen Sprachforschung gegeben hatte. Ueber solche und andere Verdienste vergaß er völlig die

Unbill, die Schlegel einſt an ihm ſelbſt verübt; er ſtützte ihn vielmehr durch ſeine Stellung und durch ſein Anſehen. Selbſt das ſtörte ihn nicht, daß Schlegel katholiſch geworden, daß der ehemalige Stürmer und Dränger nun ermattet war, und, in öffentlichen Vorträgen über Geſchichte der neuern Zeit und der Literatur aller Völker, jetzt einer myſtiſch-conſervativen Weltanſicht das Wort redete. Humboldt wußte ſich feſt auf eignem Grund und Boden; er verkannte auch in Irrthümern die Tiefe und den Gehalt nicht, die ihnen beiwohnten, und war damals wohl ſchwerlich zu überreden, daß dieſe Verdüſterung ſo andauernde und bedenkliche Folgen haben würde.[1]) — Auch mit dem Arnſtein'ſchen Hauſe, mit Karoline Pichler, ꝛc., ſtanden Humboldt's in lebhaftem Verkehr. In ihrem eigenen Hauſe genoß namentlich der geiſtreiche Arzt, Dr. Koreff, ein Preuße, der mehrere Jahre in Wien zubrachte, große Gunſt nnd Freundſchaft. Im Jahr 1811 kam Theodor Körner zu ſeiner Ausbildung nach Wien. Sein Vater ſtand mit Humboldt ſeit Jahren in Verbindung[2]); er zählte darauf, daß zu Wien beſonders deſſen Haus fördernd und bildend auf den talentvollen Jüngling wirken würde, deſſen früheſte Verſuche ſchon in mancher Hinſicht auffallend an die Manier eines unſrer größten Dichter, den Freund des Vaters und unſeres Humboldt, erinnerten. Theodor war ſehr geliebt im Hauſe dieſes Letztern, und ſcheint da auch Eindrücke empfangen zu haben, die nachher, in That und Lied, kräftig nachhallten.

Unter den flüchtig Vorübereilenden iſt vor allen Alexander v. Humboldt zu nennen. Kaum waren nur die erſten Theile ſeiner Reiſeſchilderungen erſchienen, und ſchon

---

1) Siehe oben I. 125. 437—39. 477—78. II. 20.

2) Siehe oben I. 379. 448.

beabsichtigte er eine zweite große Unternehmung, diesmal nach Mittelasien und Tibet. Er kam im Nov. 1811 in der Absicht nach Wien, sich bei den Seinigen zu verabschieden. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Alexander kehrte nach Paris zurück, woselbst ihn die Verarbeitung seiner reichen Schätze noch manches Jahr fesselte. — Ein andrer werther Gast der Familie war, in eben diesem Jahre, der preußische Rittmeister v. Hedemann, den Humboldt 1810 kennen gelernt hatte, und der später sein Schwiegersohn wurde. Ein tüchtiger Offizier, der im Befreiungskampfe, als Adjudant des Prinzen Wilhelm, rühmlich sich hervorthat. — Zu Ende dieses Jahres sprach auch der Bildhauer Rauch, der nach Italien zurückkehrte, als willkommener Besuch ein, und im Sommer kam Körner, der Vater, welcher den Sohn und dieses befreundete Haus jetzt zu Wien aufsuchte. — Gedenke ich, statt manches Anderen, hier noch des nachherigen Gemahls der oft schon erwähnten Rahel, des jungen Varnhagen von Ense, der 1811 nach Wien kam und eifrig das Humboldt'sche Haus besuchte, so geschieht es, weil wir hinzufügen können, daß Humboldt diesen an den Staatskanzler und für den preußischen Staatsdienst empfohlen.

---

In Wien fand Humboldt auch für seine Lieblingsrichtungen mehr Muße, und mit doppeltem Eifer kehrte er besonders zu seinen Sprachstudien zurück, die er nun in immer größerer Ausdehnung betrieb.

Eigentliche Ausarbeitungen anlangend, beschloß er jetzt ernstlich, woran er schon mehr als einmal den Gedanken aufgegeben hatte, seine Vaskischen Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die nächste Anregung hiezu gab der Prof. Vater in Königsberg, der ihn aufgefordert, einen Aufsatz

über die Vaskiſche Sprache als Anhang zum Mithridates zu liefern. Darauf ging Humboldt ein; er nahm jedoch zugleich damit auch den Gedanken wieder auf, dieſen Gegenſtand in einer ausführlicheren Schrift zu behandeln. Auch lieferte er während der nächſten Jahre folgende Stücke[1]):

1. Einige Vaskiſche Sprachproben für das von Prof. Vater mitherausgegebene Königsbergiſche Archiv, 1812, 3tes Stück.

2. Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des 2ten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Vaskiſche Sprache — mitgetheilt im 4ten Theil des von Vater, „unter Mitwirkung zweier großen Sprachforſcher" [Fr. Adelung's und unſeres Humboldt's] fortgeſetzten Mithridates. Schon im Jahr 1812 wurden dieſe Berichtigungen zum Druck abgegeben, und dem Publikum angekündigt. Die dazwiſchen tretenden Kriegsbegebenheiten bewirkten jedoch, daß dieſe Abhandlung erſt im Jahr 1817 erſchien, in welchem Jahre die Buchhandlung (Voß in Berlin) überdies auch einen beſonderen Abdruck davon veranſtaltete, der deshalb den Vorzug verdient, weil Humboldt bei ihm die letzte Korrektur ſelbſt übernehmen konnte. — Uebrigens ſollten und konnten dieſe Berichtigungen keine vollſtändige Darſtellung der Vaskiſchen Sprache enthalten. Eine ſolche würde Humboldt vielleicht auch gegeben haben, wenn er nicht immer erwartet hätte, daß in Spanien ſelbſt ein umfaſſenderes Werk erſcheinen würde.

Seine Unterſuchungen über dieſe Sprache waren immer auch mit andern über das Land und die Nation, ſo wie über den Zuſtand und die Bewohner des alten Spaniens verbunden. Daher er auch, ſobald ſeine jetzige Lage ihm die

---

1) Sie ſind ſämmtlich noch nicht in den bis jetzt erſchienenen Theilen ſeiner geſammelten Werke zu finden.

Möglichkeit davon abſehen ließ, eine umfaſſende Monographie über die Basken auszuarbeiten anfing, wovon er, noch zu Wien, einen Vorgeſchmack gab, in der

3) Ankündigung einer Schrift über die Baskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben, in Friedr. Schlegel's deutſchem Muſeum, B. 2, Dez. 1812. S. 485—502. Dieſes Programm iſt beſonders für den Geographen vom Fach von Werth, weil es, und zwar recht ſyſtematiſch, die Behandlung der Länderkunde anſtrebt, die damals erſt von dem jüngern Humboldt in's Leben gerufen war, nachher aber durch Ritter ſo befeſtigt worden iſt. Die eigentliche Landbeſchreibung ſollte in Form einer Reiſeſchilderung, das Ganze aber etwa in ein und ein halb Jahren erſcheinen. Doch dieſer umfaſſende Plan kam nie zur Ausführung. Erſt traten die politiſchen Ereigniſſe dazwiſchen, nachher wurde der Gegenſtand von anderen Intereſſen überwogen. Die aus Humboldt's Nachlaß veröffentlichten „Reiſeſkizzen aus Biscaya",[2]) dürften als Bruchſtücke jener größeren Arbeit anzuſehen ſein; im Uebrigen begnügte er ſich ſpäter, nur den wiſſenſchaftlich bedeutendſten Theil des Ganzen, die Forſchung über die Urbewohner Spaniens, ſo weit ſie durch die Baskiſche Sprache begründet werden kann, dem Drucke zu übergeben.

Bemerken wir nun noch, daß Humboldt denſelben Prof. Vater auch ſonſt bei der Herausgabe des Mithridates mit werthvollen Materialien unterſtützte, zumal bei Bearbeitung der amerikaniſchen Sprachen,[3]) ſo können wir dagegen auch eines Geſchenkes gedenken, das Humboldt damals von befreundeter Hand empfing. F. A. Wolf nämlich, ſendete

---

2) Siehe oben Th. II. S. 31—33. 51.

3) Siehe die Fortſetzung des Mithridates, 3 Th. 2. Abth. Berlin, 1813. S. 432.

ihm im Jahr 1812 den ersten Theil einer von ihm veranstalteten Auswahl Platonischer Gespräche, oder — was er eigentlich sein sollte — den Vorläufer einer schon seit dem Jahr 1790 projektirten — später aber doch nicht erschienenen — Ausgabe und Recension des Plato. Diesem einzigen Theile ging, in lateinischer Sprache, eine Widmung an W. v. Humboldt voran, „den tiefen Kenner der griechischen Sprache und Litteratur, und alles Schönen und Guten überhaupt, der seit den neunziger Jahren so warmen, thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe."

---

Doch bald rissen Humboldt die Ereignisse des Tages von umfassenden Arbeiten dieser Art hinweg, und mit rastlosem Eifer folgte er den Ansprüchen, die sein wichtiger Beruf an ihn erhob. Damals, als das Gewitter sich zusammenzog, das in dem russischen Feldzuge sich entleerte, war Preußens Schicksal auf die äußerste Spitze gestellt. Es schloß, wie Oesterreich, aber noch weniger mit freiem Willen, die Allianz mit Napoleon. Doch so gehorsam es öffentlich sich in den Willen des Mächtigen fügte, so entschlossen betrieb es insgeheim die Vorbereitungen zu dem immer näher rückenden Entscheidungskampfe — insbesondere die Annäherung an Oesterreich. Man darf annehmen, daß zu Ende des Jahres 1811 oder Anfang von 1812 der Grund der großen europäischen Allianz und des Bundes der beiden deutschen Hauptmächte gelegt war. Die ersten wichtigen Anknüpfungen zwischen diesen beiden sollen, behauptet man, unmittelbar durch die Monarchen selbst geschehen und nur durch die Hände der allervertrautesten Rathgeber, von Berlin aus nur durch die Hand des Fürsten von Wittgenstein, gegangen sein. Darauf aber konnte das Werk durch Einen, der, wie Humboldt, ihm schon so vorgearbeitet hatte, um so rascher betrieben werden.

Etwa im Juni 1812 kam der König von Berlin nach Prag, von wo er ſich nach Töplitz in's Bad begab. Die Anweſenheit des Monarchen in der Hauptſtadt Böhmens rief auch Humboldt dahin. Gleich darauf nahm dieſer Urlaub, und beſuchte, vielleicht mehr zum Schein, ſeine thüringiſchen Beſitzungen. Schon im Auguſt war er zu Berlin,[1]) und von dort kehrte er, ohne Zweifel mit den wichtigſten Inſtruktionen verſehen, alsbald auf ſeinen Wiener Poſten zurück.

Schneller, als man erwartet hatte, aber auch unter glücklichern Auſpicien, kam die Stunde der Entſcheidung heran. Die Kataſtrophe in Rußland, der Abfall York's, die Abreiſe des Königs von Berlin nach Breslau, die Vereinigung der Ruſſen und Preußen — dieſe Nachrichten folgten einander mit Sturmeseile. Auch in Preußen gab es Zögernde und Furchtſame, aber unaufhaltſam trat nun die Partei des Widerſtandes hervor, die zu zügeln man bisher ſchon Mühe gehabt hatte — eine geſchloſſene, geregelte Macht, der die Regierung nur das Wort von den Lippen nehmen durfte, mit der ſie an Kraft und Rührigkeit wetteifern mußte, wenn ſie das Heft nicht aus den Händen verlieren wollte. Der Geſandte am Wiener Hofe und das Wiener Kabinet wurden von dem, was vorging, in genauer Kenntniß erhalten. Theodor Körner, der noch in Wien war, ſchrieb den 10. Febr. 1813 an einen Freund in Dresden: „Du kannſt wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, ſeitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen iſt. Durch den hieſigen preußiſchen Geſandten, Herrn v. Humboldt, erhalte ich genaue Nachricht

---

1) Auch Niebuhr gedenkt dieſes Beſuches in ſeinen Briefen. Humboldt brachte ihm einen Gruß von Göthe, und die Mittheilung, daß dieſer lange und mit großem Intereſſe über den damals erſchienenen Anfang ſeiner römiſchen Geſchichte geſprochen habe. (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527–28.)

von der Volksstimmung in Preußen und von Allem [?], was in Breslau vorbereitet wird."[2]) — Der Monat März brachte das Aufgebot der preußischen Landwehr, den Aufruf des Königs an sein Volk, und die förmliche Kriegserklärung, und bald begann der Kampf in den Ebenen Sachsens, selbst bevor Oesterreich sich erklärt, und seine Macht in die Wagschaale geworfen hatte.

Darüber war man auch in Wien entschieden, daß jetzt, sei es durch Verhandlungen oder durch Waffen, ein Gleichgewicht der Macht und ein gesicherterer Zustand errungen werden müsse. Oesterreich aber, langsamer wie es ist, brauchte Zeit, um sich zu rüsten; es wollte auch der Gesinnung der Alliirten sich allerwegs versichern; es hatte, um des Familienbandes willen, selbst manche Form und Rücksicht gegen Napoleon zu beachten. Doch diese Zögerung schon war peinlich, und überdies wußte Napoleon's Genie gleich mit dem ersten Schlage recht eindringend fühlbar zu machen, wie lebensgefährlich jeder vereinzelte Kampf bleibe. Es galt daher, Alles aufzubieten, um etwaige Zweifel in Wien zu beseitigen, politische wie militärische Bürgschaften zu leisten, endlich Zögerungen oder Säumniß zu überwinden. Welches Feld für einen Humboldt, seinen Geist und seine Rührigkeit! In den Gesinnungen war man einig; doch der Leiter des Wiener Kabinets wollte sich nicht übereilen lassen; er wartete den Moment ab, wo es, gestützt auf eine schlagfertige Armee, mit Zuversicht den Ausschlag geben könne. Unterdessen warf er seine Schlingen so klug um den Gegner, daß dieser sich darin fangen, und — bei der Energie des preußischen Heeres und der Nachhaltigkeit österreichischer Massen — fallen mußte.

---

2) Mitgetheilt in den „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt v. Fr. Förster." — Deutsche Pandora, B. I. Stuttg. 1840. S. 11.

Mit Meisterschaft wußte Metternich die Franzosen über Oesterreichs Entschlüsse in der Irre zu halten. Graf von Otto, der Napoleonische Gesandte in Wien, der schon am 11. Januar seiner Regierung zu schreiben genöthigt war, Preußen setze völliges Vertrauen auf Oesterreich, und frage dieses regelmäßig um Rath über den Gang, den es einhalten solle, ward doch dergestalt düpirt, daß er noch am 20. März, wo Preußens Auftreten allenthalben so gut wie officiell bekannt war, sich der Gesinnung Oesterreichs ganz versichert hielt, und gleichsam als Gewähr dessen dem Minister des Aeußern, Herzog von Bassano, schrieb: „On a ordonné provisoirement au comte de Zichy, ministre d'Autriche, de quitter la cour de Prusse, et l'on a interrompu de même toute communication avec le baron de Humboldt, ministre de Prusse à Vienne.“ [3]) Napoleon sendete jetzt den Grafen v. Narbonne an Otto's Statt nach Wien, und hielt diesen durch eigene Zuschriften von Allem unterrichtet, was er wissen sollte; auch war die Stellung des Wiener Hofes bald nicht mehr zu verheimlichen. Der Kaiser selbst schrieb (von Dresden, 14. Mai) an Narbonne, daß er hinlänglich von den Schritten dieses Staates unterrichtet sei. Was ihm nicht schon die Rheinbundfürsten zu wissen gethan hatten, das verriethen endlich aufgefangene Briefe der in Wien beglaubigten Gesandten an ihre Höfe. „De nouvelles lettres“ — sind Napoleon's Worte — „interceptées de M. de Stackelberg à M. de Nesselrode, et de M. de Humboldt au roi de Prusse, ne laissent plus de doute sur la duplicité de M. de Metternich.“ [4])

---

3) Mitgetheilt unter einer Reihe „Pièces officielles“, im Moniteur vom 5. Okt. 1813.

4) Portefeuille de 1813, par M. de Norvins, à Paris, 1825. Vol. I. p. 353.

Die zögernde Politik Oesterreichs im Jahre 1813 ist oft und hart angegriffen worden, und nicht durchweg mit Unrecht.[5]) Sie hat jedoch auch wesentlich dazu gedient, Napoleon irre zu führen und zu stürzen. Schriftlich und mündlich unterhandelte er mit Metternich, der sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien gebärdete, und doch nicht abgewiesen werden durfte. Nur weil er hoffte, Oesterreich wieder an sich zu ziehen, ging Napoleon, anstatt den Russen und Preußen keine Rast zu gönnen, einen Waffenstillstand mit diesen ein, nahm Oesterreichs Vermittlung und den Friedenscongreß zu Prag an, und ließ seinen Feinden sammt und sonders Zeit, sich zu einigen und zu stärken. Seit Anfang des Junius hatten die Fürsten, die Minister und die Armeen sich an den Gränzen von Schlesien und Böhmen vereinigt. Da wurde das Einverständniß mit Oesterreich fest, da schlossen Preußen und Rußland Verträge mit dem Gold spendenden England ab. Humboldt ging Anfang dieses Monats in's Hauptquartier der Alliirten, und von da nach Ratiborzitz, einem Lustschloß der Herzogin von Sagan, unweit Gitschin, das seit dem 4. Juni der Mittelpunkt der großen Conferenzen war. „Sie wissen doch", schrieb Gentz am 23. Juni ebenfalls von Ratiborzitz nach Prag, „daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Constellation, die vier größten Souverains von Europa, (Napoleon ungerechnet!) mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, concentrirt sind. . . In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna,

5) „Hardenberg, Stein, Gneisenau und Stuart zweifelten noch in den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli an Oesterreich's Ernst und seinen offnen, kräftigen Beitritt zum Bunde." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, III. 497.

drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiſer Alexander mit ſeinen beiden Schweſtern. Dort war auch ich zwei Tage, und ſah vorgeſtern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiſer ſpeiſte. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieſer ewig denkwürdigen Tage gemeinſchaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiſer mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin geſpeiſet, und geht nach Reichenbach zurück. Ich ſah ihn viel! — Ratiborzitz iſt der Central-Verſammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zuſammen gehauſet. Hier ſind große Dinge getrieben worden. Humboldt iſt mit Hardenberg hieher gekommen, hat ſich ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitere zu Reiſe kömmt." [6])

Der Punkt, wo das entſchieden werden ſollte, war vorzüglich Prag, wo auf den 5. Juli der Friedenscongreß anberaumt war, indeß die Alliirten ſich zu Trachenberg über den Feldzugsplan vereinigten.

---

Wie gut Humboldt es verſtanden hat, auf die lauernde Politik des Wiener Cabinettes einzugehen, und dieſes anzutreiben, ohne zu verletzen, bewies gleich das Vertrauen, das man ihm ſchenkte, als er von Preußen zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen zu Prag ernannt wurde, ſowie der Antheil, der ihm ſeitdem in allen großen Verhandlungen gewährt worden. Von Rußlands Seite ward Herr von Anſtett, von Napoleon der Herzog von Vicenza und der Graf von Narbonne zur Unterhandlung in Prag beſtimmt; die vermittelnde Macht repräſentirte Graf Metternich. Schon die Vertreter, die Rußland und Preußen

---

6) Fr. v. Gentz's Schriften, her. v. Schleſier, I. 126 — 27.

gewählt, ſcheint Napoleon der Wichtigkeit des Geſchäfts und der Würde des erſten Botſchafters, den er zum Congreß beſtimmt, nicht genügend erachtet zu haben. Doch äußerte er ſich über Humboldt nicht; dieſer hatte wenigſtens einen in den Wiſſenſchaften glänzenden Namen für ſich, auch war er der preußiſche Geſandte am öſterreichiſchen Hofe. Die Wahl J. v. Anſtett's aber hielt er geradezu für beleidigend — eines Mannes, der, als Elſaſſer von Geburt, durch das Geſetz ſeines Vaterlandes von einer ſolchen Miſſion ausgeſchloſſen würde und der ſeit mehreren Jahren, wenn auch nur in heimlichen und untergeordneten Sendungen, ſtets gegen Frankreich angekämpft und ſo eben erſt zu Reichenbach den Vertrag mit England abgeſchloſſen habe. Napoleon nahm dies als Beleg, um zu beweiſen, wie wenig Ernſt es den Alliirten mit Ausſöhnung und Frieden geweſen ſei. [1])

Zugleich mit der Anberaumung dieſes Congreſſes war der Waffenſtillſtand bis zum 10. Auguſt verlängert worden. Da aber Rußland und Preußen dieſe Verlängerung ratificiren, und ihre Bevollmächtigten davon unterrichtet ſein mußten, ſo ward alsbald erſt der 12. Juli als Termin bezeichnet, zu welchem ſich die beiderſeitigen Abgeordneten zu Prag einfinden ſollten. In dieſem Sinne verfügten auch die Alliirten. Der ruſſiſche Miniſter v. Neſſelrode ſchrieb 7. Juli zu Trachenberg an Stadion: „MM. d'Anstett et de Humboldt recevont aujourd'hui l'ordre de règler, sous la médiation de votre cour, tout ce qui a rapport a cette prolongation.“ Auch Hardenberg meldete (11. Juli) dem Bevollmächtigten Oeſterreichs im Hauptquartiere, daß man Herrn von Humboldt von dieſer Verlängerung in Kenntniß ſetzen werde. Humboldt hatte ſich von Ratiborzitz aus nochmals in's Hauptquartier begeben; pünktlich am 12. Juli kam er

1) Moniteur, 5. Okt. 1813. „Pièces officielles.“

nach Prag. Graf Metternich meldete ſelbigen Tages dem Herzoge von Baſſano: „Le conseiller privé d' Anstett est arrivé en attendant ici ce matin, et le Baron de Humboldt s'y trouve également depuis midi. [2]) Der Botſchafter Frankreichs, Graf von Narbonne, befand ſich zwar in Prag; allein aber wollte er nicht unterhandeln. Erſt am 28. langte der Herzog von Vicenza an. Da man aber nun auch franzöſiſcher Seits gleich über die Form der Unterhandlungen Streit erhob, ſo hatten wohl die Alliirten ein Recht, an einer ernſten Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers zu zweifeln. Der vermittelnde Miniſter hatte die Formen des Congreſſes von Teſchen in Vorſchlag gebracht, wo man nur ſchriftlich und nur durch die vermittelnde Macht unterhandelt hatte. Die Bevollmächtigten der Alliirten ergriffen dies, ohne Zweifel, weil ſie alles ſchwarz auf weiß haben wollten, Humboldt auch deshalb, weil es mit den Inſtruktionen übereinſtimme, die er über dieſen Punkt erhalten habe. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten verlangten aber mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen, und ſie beklagten ſich bitter, daß ſie der gegentheiligen Geſandten nicht einmal anſichtig geworden. Darüber wurde von beiden Theilen eine Reihe Noten mit dem öſterreichiſchen Miniſter gewechſelt, von franzöſiſcher Seite noch mit Anzüglichkeit gegen Rußland. Der Waffenſtillſtand lief ab, ohne daß man über dieſe Formfrage hinausgekommen. Am 10. Auguſt erklärten Humboldt und Anſtett, daß ihre Vollmacht und Eigenſchaft als Bevollmächtigte aufgehört hätten.

Napoleon hat kurz darnach im Moniteur (vom 5. Okt.) die von beiden Theilen gewechſelten Schriften veröffentlicht, darunter auch die vier Noten von Humboldt an Metternich (dat. 30. Juli, 7. 10. und abermals 10. Aug.) Dieſe letz-

---

2) Nach den Aktenſtücken im Moniteur a. a. O.

tern zeichnen sich durch eine besonders feste und würdige Sprache aus. Der vermittelnden Macht wird, im Namen des Königs, der Ausdruck wahrhaft zärtlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit gewidmet, und, nachdem in der Note vom 7ten die Beschuldigung, die man Rußland hingeworfen — es habe die Unterhandlungen nur in der Absicht begonnen, Oesterreich zu compromittiren — mit der Erklärung zurückgewiesen worden, daß es unter aller Würde sei, ihr zu antworten, faßt Humboldt zum Schluß den Stand der Dinge und das Urtheil der Welt in den Satz zusammen: — Europa und die Folgezeit würden leicht beurtheilen können, welche von beiden Parteien der Wiederherstellung des Friedens, des Gleichgewichts und der Ordnung widerstrebt habe.

Die Verhandlungen in Prag würden ohne Zweifel auch dann ohne Erfolg geblieben sein, wenn man über die Aeußerlichkeiten hinweg gekommen wäre; auch war es ein Glück, daß damals kein Friede zu Stande kam. Frankreich war nicht gedemüthigt; die Rheingränze hätte man zugestehen müssen, und das wäre nach solchen Anstrengungen nur ein neues Unglück, und überhaupt von unberechenbaren Folgen gewesen.

Die Alliirten hatten das Recht, nun sofort die Kriegserklärung Oesterreichs zu erwarten. Es scheint aber, als wenn auch Humboldt bis zum letzten Augenblicke noch gezweifelt hättte, wenn schon die Andeutungen, die wir darüber besitzen, auch einigem Anstand unterliegen. Ein sonst nicht ununterrichteter Zeitgenosse[3]) führt nämlich als Beleg, wie genau und gewissenhaft dieser Staatsmann den Auftrag in Prag — wie alle ihm anvertrauten — ausgeführt habe, die Thatsache an, daß er in der Kanzlei des Grafen Metternich die Abfertigung der Kriegserklärung nach Dresden abgewartet und den Kourier

3) v. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., S. 89 — 90.

ſelbſt zur Poſt begleitet und abfahren geſehen habe. Nun erſt ſei er gewiß geweſen, daß die Aenderung des Beſchluſſes nicht mehr möglich ſei. Dieſe Notiz iſt wenigſtens nicht genau. Vielleicht iſt der Kourier gemeint, der ohne Zweifel gleich am Schluß des Congreſſes die Entſcheidung Oeſterreichs in's Hauptquartier der Alliirten brachte; die direkte Kriegserklärung aber war an den Grafen von Narbonne adreſſirt, welcher ſie in eigner Perſon (15. Auguſt) ſeinem Herrn und Kaiſer nach Dresden überbrachte.

Doch dürfen wir auch die Worte nicht überſehen, die, freilich in höchſt gereizter Stimmung, der Freiherr von Stein damals in einem ſeiner Briefe an den Grafen von Münſter niedergelegt. „Ich hoffe", ſchrieb er von Prag, 23. Aug. 1813, an Letztern, „Ew. Excellenz haben mein Schreiben aus Reichenbach erhalten. Unterdeſſen hat ſich die große Angelegenheit des Beitrittes Oeſterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächſt Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anſtett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Geſinnungen des Kaiſers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers, — nicht der weichlichen, egoiſtiſchen, mit einem elenden Flickwerk ſich begnügenden Politik — — —.[4])

---

Am 11. Auguſt ging Humboldt von Prag ab. Er eilte nach Wien in Urlaub, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und Abſchied von den Seinigen zu nehmen, von denen die bevorſtehenden Ereigniſſe ihn muthmaßlich auf lange Zeit trennen mußten. Schon erwartete man ihn nämlich wieder im Hauptquartier der Verbündeten, wo er hinfort, zur Seite des Baron von Hardenberg, an den Unterhandlungen der Mächte Theil nehmen ſollte.

---

4) Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 234 — 35.

Auch diese Trennung hatte ihre Freuden, denn die Glieder der Familie wetteiferten, nach Kräften für die große Sache des Vaterlandes zu wirken. Humboldt's ältester Sohn, Theodor, ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren, hatte seine Studien unterbrochen, um unter Preußens Fahnen zu eilen. Er trat als Freiwilliger in die Garde zu Pferd, war bei Dresden und Kulm, und im Kampfe bis zum Sturm des Montmartre. — Auch Frau von Humboldt zeigte Sinn und Herz für die großen Angelegenheiten dieser Zeit, nicht nur als begeisterte Patriotin und Preußin, sondern, soweit es ihr vergönnt war, auch durch eigenen, werkthätigen Beistand. Während sie mit rastlosem Antheil, aber in ruhigem Erwarten, dem Geschick der Ihrigen und der Freunde des Hauses folgte, trug sie nach Wien selbst den Trieb der Frauenhülfe über, durch den ihre Landsmänninnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlassen haben. [1])

Bis zum Frühjahr 1814 weilte sie in Wien. Doch sobald der Friede geschlossen und ihre immer wieder hart angegriffene Gesundheit es erlaubte, verließ sie diesen Ort, und begab sich, mit ihren Kindern, nach der Schweiz.

---

Schon den 1. Sept. (1813) war Humboldt, auf der Durchreise in's Hauptquartier, wieder in Prag. Er fand die Monarchen und Minister zu Töplitz, eben beschäftigt, die definitiven Verträge mit dem neuen Alliirten abzuschließen. Von Humboldt's damaliger Thätigkeit wissen wir das Wenige, daß er mit Gentz, wohl nur aus politischen Beweggründen, lebhaft correspondirte. Gentz war in Prag geblieben; den 9. Sept. meldet er seiner Freundin Rahel, die an

---

1) Die wenigen Briefe von ihr, die wir besitzen, geben davon hinlänglich Zeugniß. Vergl. Varnhagen's Bildnißgallerie, 1. 148 — 156.

demſelben Orte war und der er einzelne Stücke jener Correſpondenz mittheilte, daß er von Humboldt eben „einen wichtigen, gründlichen, ſehr apoſtoliſchen Brief empfangen habe, den er aber nicht mittheilen könne.“

Von Tag zu Tag drangen die Waffen der Alliirten weiter. Die Schlachten an der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz beugten die Macht des Gewaltigen; endlich näherte man ſich von drei Seiten der Stadt, bei der die Entſcheidungsſchlacht geliefert wurde. Napoleon wich über den Rhein zurück und die Knechtſchaft Deutſchlands war gebrochen.

Nach der Leipziger Schlacht ſtattete Humboldt Freund Göthe'n in Weimar einen Beſuch ab,[1]) zu gleicher Zeit Graf Metternich und der Staatskanzler v. Hardenberg, gleichſam als wollten die Leiter der verſchiedenen Cabinette dieſem Geiſtesfürſten Deutſchlands ihre Huldigung darbringen.

Bis gegen den Ausgang des Jahres blieb das Hauptquartier zu Frankfurt am Main. Dort wurden wichtige Verhandlungen gepflogen. Man ſchloß Verträge mit den Fürſten des aufgelöſten rheiniſchen Bundes, traf allgemeine Maßnahmen in Bezug auf Truppenbeitrag und Verpflegung. Früher ſchon hatte man eine oberſte Verwaltungsbehörde über die eroberten oder in Beſchlag genommenen Lande eingeſetzt, zugleich mit dem Beruf, im Namen der Alliirten das allgemeine Intereſſe gegenüber den kleinern Staaten zu wahren. An die Spitze dieſer Centralverwaltung trat Freiherr von Stein. Humboldt waren andere Aufgaben geſtellt. Er ſchloß

---

1) Göthe, in ſeinen Tag- und Jahresheften, B. 32, S. 82, bemerkt zum Jahr 1813 noch Näheres aus ſeinem damaligen Verkehr mit Humboldt. „Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt verbreiteten Sprachen,“ ſagt er, „wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt, illuminirt.“

zunächſt, im Auftrage ſeiner Regierung, Verträge mit den kleinern deutſchen Staaten, denen nicht ſo unbeſchränkte Garantie bisher erworbener Rechte geleiſtet wurde, als Bayern, und zum Theil noch Würtemberg. So verhandelte er zu Frankfurt, 30. Nov., mit Baron von Reitzenſtein den Beitritt Badens, den 2. Dez. mit M. v. Müller und G. F. v. Legel den Churheſſens zur großen Allianz. [2]) Die Stein und Humboldt ſollen, in den Conferenzen zu Frankfurt, auch die Anſprüche an die kleinen Staaten in Betreff der Truppenſtellung noch, und zwar um das Doppelte, haben ſteigern wollen. Sie forderten ein Procent der Bevölkerung, es blieb jedoch bei der Hälfte, und die Fürſten verpflichteten ſich nur, einen zweiten Theil in Reſerve zu halten. [3])

Nicht minder wichtig waren dieſe Frankfurter Conferenzen in Rückſicht auf den Feind. Schon während der Leipziger Schlacht hatte Napoleon neue Unterhandlungen angeknüpft. Man antwortete darauf von Frankfurt, während man zugleich in einer ſehr gemäßigten Erklärung den Zweck des Kampfes öffentlich darlegte. Jetzt, nach errungenem Vortheil, traten die verſchiedenen Intereſſen der Verbündeten klarer hervor. Auf der einen Seite wollte man Napoleon, auf der andern Frankreich ſchonen; Preußen allein, wenigſtens ſein Heer, der energiſche Theil ſeiner Staatsmänner, wollte Napoleon und Frankreich demüthigen. Es fehlte auch nicht an Reibungen, die Rußland auch in dieſem Punkte noch mehr zu Preußen hinzogen. Andrerſeits kämpfte man nun beinahe gegen die Fortſchritte der Alliirten ſelber; man wünſchte den Rhein nicht einmal zu überſchreiten und, als dies geſchehen, ſo bald als möglich dieſen Krieg zu endigen.

---

2) Siehe die Verträge bei Martens, Recueil, Supplément, T. V. p. 650–4.

3) (v. Gagern.) Mein Antheil an der Politik, II. 164.

Doch dürfen wir wenigstens Eines nicht vergessen, was der Chef des österreichischen Cabinets selbst dem Feind zu verstehen gab, daß es nämlich höchlich unangenehm sei, „einen Krieg mit Baschkiren und Kosaken führen zu sollen.“ Metternich, im Gefühl des Gewichtes, das Oesterreich in die Wagschaale gelegt, wußte die leitende, vermittelnde Rolle fortzuführen; man bot Napoleon noch von Frankfurt aus die Rheingränze, und erst als man diesen Strom überschritten, drang die Partie der Energischen, die in den diplomatischen Kreisen dem Feuereifer des schlesischen Heeres entsprach, mit entschiedeneren Forderungen durch.

Napoleon hatte den günstigen Augenblick nicht benutzt, er setzte aber dennoch die Unterhandlungen fort. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, der das Vertrauen des österreichischen Cabinets erworben, ward zum Minister des Auswärtigen ernannt und zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt. Auch setzte dieser sich sofort in Correspondenz mit Metternich, in Folge deren ein Friedenscongreß anberaumt wurde, der zu Chatillon an der Seine eröffnet werden solle. Der Krieg nahm unterdeß seinen Fortgang.

Humboldt folgte dem Hauptquartier, über Freiburg und Basel, bis Langres. Von da aber begab er sich, da er von preußischer Seite zum Friedensunterhändler bestimmt war, nach dem Orte des Congresses.

---

Bei den Friedensunterhandlungen zu Chatillon erschien als französischer Bevollmächtigter der Herzog von Vicenza; von Seite der Alliirten sollten zwar nicht die Minister des Auswärtigen selbst, obwohl sie, Metternich, Hardenberg, Nesselrode — sämmtlich im Hauptquartier waren oder, wie Castlereagh, vorher erwartet wurden, sondern es sollten die ihnen nächststehenden und einflußreichsten Diplo-

maten unterhandeln. Dieſe Bevollmächtigten erhielten jedoch ſo beſtimmte und durchaus übereinſtimmende Inſtruktionen, daß ihnen am Orte ſelbſt faſt nichts zu thun oblag, als die treue und gewandte Vollführung derſelben. Das eigentliche Wichtige lag mehr außerhalb des Congreſſes. Davon aber ſind uns ſo leiſe und allgemeine Andeutungen überliefert, daß wir die Rolle, die ein Hardenberg und Humboldt geſpielt, mehr errathen müſſen.

Noch immer wünſchte Oeſterreich, Napoleon aufrecht zu halten, doch gab es deutlich zu verſtehen, daß dies vielleicht bald nicht mehr in ſeiner Macht ſtehen werde. Am 29. Jan. ſchon erklärte Metternich an Caulaincourt, daß, wenn Napoleon taub ſei gegen die Stimme Frankreichs und Europas, ſein Herr und Kaiſer, ſo ſchmerzlich es ihm ſein müſſe, den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Mit jedem Siege ward die Gegenpartei dringender, und es bedurfte der Schläge, die Napoleon noch einmal austheilte, es bedurfte deſſen unbeſiegliche Starrheit, um wieder Einklang unter die Verbündeten zu bringen. Aber ſelbſt, nachdem man zu Chaumont (1. März) den Bund erneuert hatte, erklärte Metternich noch (8. März), er hoffe doch den Frieden; England ſei ſtark genug, *ihn wollen zu können*. Schließe man ihn aber jetzt nicht, ſo würden die durchdringen, welche einen Vernichtungskrieg wollten; ja, ſelbſt am 18. — da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten — verſicherte er noch, er thue alles, um Caſtlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten. Sei dieſer abgereiſt, dann werde — mit Napoleon? — kein Friede mehr geſchloſſen. Andeutung genug, welche wichtige und ſchwierige Aufgabe den Staatsmännern zufiel, die rein und rückſichtslos unſer Nationalintereſſe, die Vergangenheit und die Zukunft im Auge hatten. —

Den 3. Febr. 1814 trafen die Bevollmächtigten der

Alliirten zu Chatillon ein. Von Oeſterreich erſchien Graf Stadion, von Rußland Graf Raſumoffsky, von England Lord Aberdeen, Graf Cathcart und Generallieutenant Stewart, von Preußen Humboldt, der mit gewohntem Fleiß und Scharfſinn die Intereſſen ſeines Vaterlandes vertrat. [1]) „Die Mittheilungen zwiſchen ihm und Hardenberg, als Organ des Königs, wurden nur durch die ſicherſten Kouriere, Officiere oder reitende Feldjäger geführt und ſtets eigenhändig geſchrieben.“ [2])

Den 4. Febr. machten ſich die beiderſeitigen Bevollmächtigten die gewöhnlichen Anſtandsviſiten; am 5. begannen die Conferenzen, die im Hauſe eines Herrn von Montmort abgehalten wurden. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten ſofort, daß ſie nur als ein Ganzes, im Namen Europas, unterhandelten, und zwar in Sitzungen, über welche Protokolle geführt würden. [3]) Schon am 6. klagte der franzöſiſche Bevollmächtigte, man ſehe, daß die vier Geſandten — die drei engliſchen für einen gerechnet — ſämmtlich eine und dieſelbe Inſtruktion erhalten hätten; ihre Erklärungen ſeien ihnen durchaus gegeben, ſie ſagten kein Wort, ohne ſich vorher verſtändigt zu haben. Selbſt über die gemäßigtſten Ausdrücke erhebe man Schwierigkeiten, und er gebe nach, um nur die Zeit nicht zu verlieren. [4]) In der That, die Unterhandlungen beſtanden von der einen Seite nur in Erklärungen, die man einſtimmig zu Protokol gab; nur ein

---

1) Und doch fand er die Zeit, in dieſen Tagen die letzte Hand an ſeine Ueberſetzung des Agamemnon zu legen.

2) v. Hippel, a. a. O., S. 105—6.

3) Dieſe Protokolle (vom 5. 7. 17. 28. Febr. und 10. 13. 15. 18. u. 19. März) ſtehen nebſt Noten und Beilagen bei Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon. A Paris et Berlin, 1822. II. 351 — 411. — Ebendaſ. S. 279 — 350 finden ſich, außer andern verwandten Aktenſtücken, die zwiſchen Metternich und Caulaincourt gewechſelten Briefe.

4) Bei Montholon, II. 325—26.

paar Mal ergriff der österreichische Bevollmächtigte das Wort im Namen seiner Collegen.

Der französische Kaiser, bewogen von der Lage der Dinge gleich im Beginn dieses Feldzugs, hatte dem Herzoge von Vicenza carte blanche gegeben, den Frieden zu schließen. Als aber die Verbündeten, statt die Frankfurter Bedingungen zu stellen, am 7. Febr. eröffneten, daß man Frankreich nur die Gränzen von 1792 zugestehen könne, da fühlte der Bevollmächtigte sich unvermögend, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Er forderte von der Gegenseite einen ausführlichen Entwurf, was eine Pause herbeiführte. K. Alexander, hieß es, wolle sich mit den Verbündeten über die einzelnen Gegenstände der Forderung noch verständigen. Am 17. Febr. legte man — zwar nicht den Entwurf eines Waffenstillstandes, den Frankreich unterdeß gesucht — sondern einen ausführlichen Präliminarvertrag vor, auf dessen Annahme die Feindseligkeiten sofort eingestellt werden würden. Dieser ausführliche Entwurf verlangte von Frankreich, daß es alle Eroberungen, die es seit 1792 gemacht, zurückgebe, die Verfügung über die abgetretenen und in Beschlag genommenen Lande den Verbündeten allein überlasse, daß es die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands anerkenne — mit einem Wort, fast wörtlich das, was der Pariser Friedensschluß nachher gewährte. Der französische Bevollmächtigte erhob nur einige Fragen, z. B. ob der König von Sachsen, der nach der Leipziger Schlacht als Gefangener abgeführt worden, dessen Lande Preußen als Entschädigung ansprach, in seine Staaten wieder eingesetzt werden würde — worauf die Bevollmächtigten aber keine Antwort gaben. Dann erklärte Jener, er müsse, um auf das Ganze zu erwidern, erst Instruktionen einholen. Bis zum 28. erfolgte keine Antwort. Da erklärte man dem Herzog, daß sein ferneres Schweigen für

Ablehnung genommen werden müſſe. Man verlangte einen beſtimmten Termin, und erklärte, darüber hinaus die Unterhandlungen nicht fortſetzen zu wollen. Als ſolcher ward der 10. März beſtimmt. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte fügte hinzu, man wolle ſich gern in Nebenpunkten verſöhnlich zeigen; empfange man aber eine weſentliche abweichende Erklärung, dann müßten die Waffen entſcheiden. — Inzwiſchen hatte der Glücksſtern Napoleon noch einmal geleuchtet, Blücher und die große Armee wurden zurückgeworfen, Frankreich ſpannte ſeine Forderungen wieder höher. Erſt den 10. machte Caulaincourt Eröffnungen, die aber unzureichend befunden wurden. Man gewährte einige Tage, forderte aber kategoriſch die Annahme des Friedensvertrags oder ſofortige Vorlage eines ausführlichen Gegenentwurfs. Das franzöſiſche Cabinet wählte das Letztere. Am 15. März verlas der Herzog von Vicenza ein Contre-projet de paix préliminaire. Da ſolches jedoch in entſcheidenden Punkten ganz von den Forderungen der Alliirten abging, namentlich auf der Rheingränze, auf dem Königreich Italien für Eugen und Entſchädigungen für die übrigen Napoleoniſchen Dynaſtien beſtand, ſomit keine der Bedingungen erfüllte, die man für die Verlängerung der Conferenzen geſtellt, ſo erklärten die Geſandten, daß ihre Vollmachten erloſchen ſeien, die Verbündeten aber die Waffen nicht niederlegen würden, bis die von ihnen geſtellten Bedingungen anerkannt ſeien. Damit hatte der Congreß ein Ende.

Die Bevollmächtigten kehrten ſofort ins Hauptquartier zurück; ſie begaben ſich hierauf nach Dijon, wohin Kaiſer Franz, die Miniſter und Diplomaten nach dem Rückzuge von Troyes ſich gewandt hatten. Noch von Vitry erließen die Alliirten eine Erklärung [5]) (dat. 25. März), worin ſie die

5) Sie ſteht auch bei Martens, Supplément des traités, V. 688 ꝛc.

Ursachen des Abbruchs dieser fruchtlosen Unterhandlungen und den Zweck des fortgesetzten Kampfes darlegten. Diese Erklärung ist so gut geschrieben, es weht darin ein so edler, großer Sinn, daß man versucht sein möchte, einen Humboldt für den Verfasser zu halten.

---

Die Stunde Napoleons hatte geschlagen. Der Muth des schlesischen Heeres und die Vereinigung der beiden Armeen führten die Alliirten nach Paris. Napoleon ward die Macht entwunden, die Bourbonen kehrten zurück, und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und K. Alexander in Frankreichs Hauptstadt ein. Auch die Minister und Diplomaten langten 7. bis 8. April daselbst an.

Für Humboldt that sich keine neue Welt auf. Er traf alte Bekannte unter Franzosen und Deutschen, so den Einsiedler im Hôtel des deux Siciles, Grafen von Schlabrendorf (der auch dem Vaterlande jetzt Dienste leistete), ferner Oelsner, A. W. Schlegel, eine Staël, einen B. Constant und so viele Andere, vor allem aber einen geliebten, in Paris ganz einheimischen Bruder, dessen Nähe fruchtbar und beglückend sein mußte, wenn auch meist der König seine Person als Cicerone in Anspruch nahm. — Auch an neuen Bekanntschaften mangelte es nicht. Hier, wie vorher im Hauptquartier, wo die preußischen Staatsmänner und höhern Beamten gewöhnlich an der Tafel des Staatskanzlers vereinigt gewesen waren, lernte Humboldt noch manche der politischen Hauptpersonen, z. B. einen Grafen Münster, einen Castlereagh, kennen, mit denen der Gang der Dinge ihn noch in mannichfache Verbindung bringen sollte, so wie er wohl erst in dieser Zeit einer nähern Bekanntschaft der großen Feldherren des Vaterlandes, eines Blücher und Gneisenau, sich erfreuen durfte.

Bald aber ward er wieder zu den Geschäften berufen, um jetzt, da Preußen von Neuem eine so bedeutende Stimme unter den europäischen Staaten gewonnen, zugleich aber seine eigene Wiederherstellung noch durchzusetzen hatte, als Repräsentant dieses Staates zu wirken.

Zunächst trat er als solcher bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens auf. Diesen negociirte von französischer Seite Talleyrand; England ward durch Castlereagh, Aberdeen, Cathcart und Stewart, Rußland durch Nesselrode und Rasumoffsky, Oesterreich von Metternich und Stadion, Preußen von Hardenberg und Humboldt vertreten. Der Minister von Stein war ebenfalls in Paris anwesend; ein direkter Antheil aber an diesem Geschäft fiel ihm nicht zu. — Die Grundlage des Friedensvertrages war gegeben: es waren die Forderungen von Chatillon. Die deutschen Patrioten hatten ganz Anderes erwartet, zumal die rachedürstenden Preußen. Konnte man aber andere Forderungen erheben, nachdem man erstere so feierlich verkündigt hatte, konnte man es jetzt, wo man nicht mit Napoleon, sondern dem zurückgekehrten legitimen Könige unterhandelte? Schon vor der Entscheidung aber diese mäßigen Forderungen aufzustellen, dazu hatte man seine guten Gründe gehabt. Man war Frankreichs keineswegs so Herr, daß man den Nationalgeist nicht zu schonen gehabt; man wünschte Napoleons Sache von der des Volkes zu trennen, und dieses für eine Wendung der Dinge zu stimmen, die ohnehin genug demüthigte. Doch ging die Schonung, der K. Alexander das Wort redete, in der That zu weit. Preußen machte nicht einmal seine gerechten Ansprüche auf Rückzahlung von 94 Millionen Franken geltend, die ihm als Vorschuß über den Belauf seiner eignen nach Paris gezahlten Kriegskontribution gebührte. Begründete Forderungen Einzelner oder von Privatanstalten sollten zwar

befriedigt werden, aber mit Recht machte der rheiniſche Merkur ſich über die Liquidationskommiſſionen luſtig, die zwei dunkle vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen und die Gläubiger in langen Friſten auf den Nimmertag vertröſten würden, weil man kein Pfand behalten hatte.

Der Friedensvertrag ward von den genannten Bevollmächtigten den 30. Mai 1814 unterzeichnet. Die Ordnung vieler der wichtigſten, namentlich der deutſchen Angelegenheiten, blieb einem Congreſſe vorbehalten, der ſich zu Wien verſammeln ſollte. England jedoch ſicherte ſich ſogleich ſeine Vortheile, ſogar Holland ward ſofort mit Belgien ein Geſchenk gemacht; Preußen dagegen ſollte ſeine Wiederherſtellung erſt auf dem Congreſſe ſuchen. Man hat es dem Staatskanzler von mehreren Seiten ſehr zum Vorwurf gemacht, daß er ſich Sachſen nicht im Friedensvertrage habe zuſichern laſſen; auch W. von Humboldt ſoll, wie man uns verſichert, dieſe Anſicht getheilt haben. Humboldt fuhr dem König von Preuſſen entgegen, als dieſer zum Congreß nach Wien kam, und ſagte dem Monarchen zu deſſen Erſtaunen vorher, daß die Acquiſition von Sachſen — die auch der Miniſter von Stein, der Freund des ruſſiſchen Gouverneurs, Fürſten Repnin, für ganz ausgemacht hielt — ſehr zweifelhaft ſei. Es ſei ein Staatsfehler geweſen, dieſe Sache in Paris nicht beendigt zu haben. Dort ſei Alles leicht geweſen, und er (W. v. H.) hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerkſam gemacht. [1]) — Uns will jedoch bedünken, daß auch ein rührigerer Staatsmann, als Hardenberg, eine feſte Zuſicherung für Preußen damals nicht ſo leicht erlangt haben würde, ſofern man Sachſen oder den größern Theil deſſelben anſprechen wollte. Kaiſer Alexander, der einzige Mächtige, der dieſe Maaßregel

1) Aus handſchriftlicher Quelle.

von Herzen unterſtützte, weil er Polen behalten wollte, ſchob gerade damals jeden Beſchluß über beide Fragen hinaus, um erſt Truppen in Polen anhäufen zu können und ſo faktiſch den Widerwillen der Engländer gegen dieſe Beſitznahme zu mindern. Allerdings war es ein Fehler, daß man die Grundzüge des künftigen Beſitzes nicht für Alle ſchon in Paris feſtſtellte, und daß Preußen nicht darauf drang. Um dies aber mit Sicherheit durchſetzen zu können, durfte es ſelbſt mit keiner ungemeſſenen Forderung auftreten.

Das Einzige, was Preußen ſofort zugeſichert erhielt, war das Fürſtenthum Neufchatel. In einem geheimen Artikel machte Frankreich auch ſeine Verfügung über Ansbach und Baireuth zu nichte. Endlich konnte es ſchon als ein Vortheil gelten, daß dieſe Macht von jeder Theilnahme an den Territorialbeſtimmungen in Deutſchland, Italien und Polen ausgeſchloſſen worden; als es aber zur That kam, ging auch dieſer noch verloren.

---

Der Prinz-Regent von England hatte die verbündeten Monarchen zu einem Beſuch auf der brittiſchen Inſel eingeladen. Alexander und Friedrich Wilhelm traten, umgeben von Prinzen des Hauſes, von Blücher und andern Feldherrn des Tages, von den nun zu Fürſten erhobenen Staatsmännern Hardenberg und Metternich dieſe Triumphreiſe an. Man ſchiffte ſich am 6. Juni von Boulogne ein. Auch Humboldt begleitete die Souveräne. Drei Wochen blieben ſie in England. Humboldt machte die genaue Bekanntſchaft des Prinz-Regenten, der ihn beſonders gewürdigt zu haben ſcheint. Dann begleitete er den König in die Schweiz. Am 26. Juni trafen ſie in Calais ein; von da ging es über Paris nach Neufchatel. Hier fand Humboldt auch ſeine Gattin. Dieſe entſchloß ſich nun, mit der Familie nach Berlin zu gehen,

vermuthlich um dem Lärm eines Congresses auszuweichen, während dessen die Landsleute aber ihre Anwesenheit schmerzlich vermißten. Humboldt selbst eilte nach Wien, wo am 1. Oktober sich der Congreß versammeln sollte.

---

## Auf dem Congresse zu Wien.

Als Hauptquelle für diesen Zeitraum dienen Klüber's Akten des Wiener Congresses;[1]) auf ihnen ruht das Thatsächliche, was wir, ohne besondere Angabe, berichten. Freilich fehlt noch viel, daß eine Urkundensammlung, mit grossentheils farblosen Protokollen, das reiche Bild der Zeit und des Wirkens Einzelner enthüllte. Letzteres zumal tritt in officiellen Dokumenten am seltensten zu Tag; wir bedürfen zu dessen Kenntniß Denkwürdigkeiten Mithandelnder oder solcher, die diesen besonders nahe standen, wir fordern Darstellungen, die von einer oder der andern Seite aus archivalischem Detail schöpften. In beiden Rücksichten sind wir hier sehr verlassen. Wir kennen fast durchaus die Gegenstände der Verhandlungen, den äußern Umriß der Entwicklung und das letzte Ergebniß, aber nur obenhin den leiseren Gang der Dinge, die tiefer liegenden Motive, das einflußreiche Gegeneinanderwirken der Männer und Parteien. Hier müssen wir für jeden Wink danken, der uns gegeben wird, und können das Bedeutende doch oft nur durch Combination erfassen. Solche Winke geben, namentlich für das äußere Treiben jener Tage, die Denkwürdigkeiten eines Varnhagen von Ense und eines Grafen de la Garde. Ersterer ist schon ein tieferer, ein sehr glücklicher Beobachter; Schade nur, daß er den wichtigern Dingen noch zu fern

---

1) 9 Theile. Erlangen, 1815 — 1835.

ſtand, daß er ſein Material ſchon zu künſtlich zubereitet, ohne durch einen recht parteiloſen Standpurkt — denn es ſpricht doch nur der Preuße — zu entſchädigen. Dem dreibändigen Werke des Herrn von Flaſſan — Geſchichte des Wiener Congreſſes — verdanke ich kaum einige Notizen. Ungleich ergiebiger, dazu das Friſcheſte, und das Einzige, was uns ein Mithandelnder, wenn auch keine Hauptperſon unter dieſen, geboten, iſt Herrn von Gagerns „Antheil an der Politik," freilich ein ſonderbares Buch und ein ſonderbarer Autor, der aber doch recht Schätzenswerthes überliefert, und um ſo unſchädlicher iſt, da er, mehr als nicht leicht ein Anderer, Urtheil und Ergänzung herausfordert.

Hoffentlich wird in der Folge noch Manches an den Tag kommen, was auch unſeres Humboldt's Bild noch weit individueller, noch bedeutender machen dürfte. Doch wollen wir in dieſer Hinſicht nicht zu viel erwarten, namentlich von da, wo es uns am liebſten ſein müßte — von deutſcher Seite.

---

Auf einem Congreß, der einen Kaiſer von Rußland und den König von Preußen und ſo viele Fürſten und Prinzen am öſterreichiſchen Hoflager zuſammen führte, den alle Staaten Europa's mit ihren erſten Staatsmännern, Miniſtern und Diplomaten beſchickten, auf dem ſo Bedeutendes entſchieden werden ſollte, durfte Preußen — das wieder ſo hoch geſtellte, und zugleich zu ſo dringenden Forderungen genöthigte — nicht mit geringen Repräſentanten auftreten. Als ſein erſter Bevollmächtigter erſchien der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg, als zweiter der Geſandte am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt. Ein dritter Repräſentant dieſes Staates war gewiſſermaßen der Freiherr von Stein. Eine gewaltige Trias, und welch' verſchiedene

Männer! Stein's damaliges Wirken war jedoch nicht von großem Erfolg. In diplomatiſchen Verhandlungen zeigte ſich ſeine Größe nicht; überdies war er in Wien in einer ſchiefen Stellung. Er kam noch als ruſſiſcher Rathgeber und Bevollmächtigter dahin, gleichſam der Repräſentant der engen Verbindung Preußens mit dieſem Reiche — eine Verbindung, die ſchon Manche als identiſch mit dem Intereſſe des Vaterlandes anſehen wollten. Preußens eigentliche Vertreter, Hardenberg und Humboldt, ſtimmten in den Hauptfragen, die damals verhandelt wurden, überein; ſie konnten um ſo beſſer zuſammengehen, da die oberſte Leitung dem zweiten nicht oblag, der vielmehr, ſo weit ſeine Meinung nicht in den Vorberathungen durchdrang, mehr nur die geſchickte und energiſche Vollführung der höchſten Orts beſchloſſenen Dinge zu beſorgen hatte. Daß Humboldt übernommen, was ſeinen innerſten Gefühlen widerſtrebte, wird man ſo wenig glauben, als daß er alles durchgeſetzt, was er, auch nur für ſeine Zeit, gewünſcht hatte. Unzweifelhaft ſtieß er oft auf einen Willen, dem er weichen mußte; unzweifelhaft machte ihm auch der Charakter des Staatskanzlers zu ſchaffen, dieſes eben ſo humanen, erfahrnen, wohldenkenden und ritterlichen, als mählich ſchwankenden, zögernden und alternden Mannes. Dies glauben wir, wenn ſchon Varnhagen ihr damaliges Zuſammenwirken als ganz harmoniſch ſchildert. „Zwiſchen ihm und dem Staatskanzler," ſagt er, [1]) „beſtand während der ganzen Dauer des Congreſſes das vertrauteſte, ungetrübteſte Einverſtändniß, und beide Männer ergänzten einander im beſten Sinne. Dem Staatskanzler als ſolchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatiſcher Bevollmächtigter doch wieder ihm faſt gleichgeſtellt, an Geiſt und Geiſteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich

1) Denkw. V. 57.

die in ſolcher Miſchung von Verhältniſſen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Beſtreben, ſie zur erſten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch ſeine eigene Verleugnung und innere Selbſtſtändigkeit aber recht eigentlich eine der erſten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneiſenau's, welches eben ſo einzig und erſprießlich während des Krieges ſich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geſchäft ſtanden die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leiſtungen vertauſchen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war ſchon in deſſen Haupte von Humboldt's Beiſtand durchdrungen, ſo wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erſtern immerfort als erwünſchte Förderung in ſich trug". Im Allgemeinen wird dies richtig ſein, in den Dingen, um die es ſich im Moment am meiſten handelte, unbedingt. Dies ſchließt aber nicht aus, daß nicht auch ſchon Differenzen Statt fanden, und das erklärt uns auch des Staatskanzler's ſpäteres Benehmen beſſer, als wenn wir annehmen ſollen, daß er einen Geiſt, wie Humboldt, blos deshalb zu beſeitigen geſucht, weil er fürchtete, von ihm überflügelt zu werden. Es wird auch beſtimmt verſichert, daß ſchon in Wien Verſtimmungen zwiſchen ihnen obwalteten. Der König hatte dem Kanzler Humboldt's Aeußerung über die ſächſiſche Angelegenheit, die wir oben erwähnt, mitgetheilt, worüber Hardenberg ſehr gereizt war. Anderes dieſer Art mochte hinzukommen, das wir jedoch, ohne nähere Beglaubigung, nicht nacherzählen.

Der Staatskanzler wußte aber wohl, wie unentbehrlich zur Zeit ein Geiſt und Kämpfer, wie Humboldt, ſei — der als Diplomat nie mehr an ſeiner Stelle war, als 1814 und 1815 zu Wien und Paris; er ſelbſt konnte einen ſolchen Gehülfen nicht miſſen, da ihn ſein zunehmendes ſchlechtes

Gehör so oft außer Stand setzte, den Spitzen der Debatte zu folgen; auch der König hielt die größten Stücke auf ein Talent wie Humboldt. Unter den Umgebungen des Kanzlers, auch zu Wein, waren zwar ansehnliche Kräfte, ein Stägemann, Jordan, Arbeiter wie Hoffmann, der Statistiker; einen Humboldt aber hätte Keiner ersetzen können.

So war denn Humboldt vergönnt, an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich war, auch gegen ihren Willen gehuldigt. Den Ausspruch Talleyrand's, den Varnhagen bewahrte, haben wir an andrem Orte erwähnt. [2]) Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. [3]) Und läßt er am 12. Jan. 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten

---

2) Siehe oben I. 52. Vergl. Varnhagen's Denkw. V. 286.
4) Schon 31. Okt. 1814.

deutſchen Verfaſſungspläne ausgehen und er verficht ſie ſonderlich; auch iſt er unter allen am beſten dazu geeignet, den Franzoſen auf ihren unterirdiſchen Schleichwegen entgegen zu miniren" — ſo ergreift aber bei einer ſpäteren Gelegenheit (18. Nov.) der Herausgeber ſelbſt das Wort, und ſchließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariſer Friedens erörtert, alſo zuſammen: „Was die handelnden Perſonen betrifft, ſo zeigte ſich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, verſöhnlich, arglos in ſeiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decemberſonne." Faßt man alles zuſammen, was über Humboldt's Wirken in jener Zeit zu ſagen iſt, ſo muß man bekennen, daß es ebenſo durch Adel der Geſinnung, als durch Geiſt und Gewandtheit hervorſticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, ſo verſchieden ihre Naturen waren, ſo ungleich ihr Werth in unſern Augen iſt, für die hervorragenſten Erſcheinungen des Congreſſes anſehen. Der Erſtere und der Letztere von dieſen hatten auch, wenigſtens in Geiſtesmacht und Oppoſitionsgeſchick, einige Verwandtſchaft, ſonſt ſtand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verſchiedenes Weſen da. Darin aber zeigt ſich die Größe aller drei, daß ſie durch perſönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die ſie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräſentant, wie der kalte, beſchränkte, ideenloſe Caſtlereagh, nur das in die Wagſchaale legen konnte, was Englands Name unter allen Umſtänden wog. [4])

Bei all' dem iſt nicht zu glauben, daß ein Mann, wie

---

4) Caſtlereagh ſprach viel, ohne Redegabe. Seinen Lieblingsausdruck „features" gebrauchte er auch zu Wien mit Uebermaß und Ungeſchick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der ſolcherlei nicht umkommen ließ. (Varnhagen, a. a. O. V. 61.)

Humboldt, auf dieſem Congreſſe einen Boden gefunden habe, der ſeinen Wünſchen entſprochen hätte, auf dem ſein volles Weſen ſich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conſervative Epoche im Guten wie im Böſen an. Wie ſelten konnte — ich will nicht ſagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgeſetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge ſchon die Hände gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleoniſche Erbſchaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleoniſchen Richtung lag, die Conſequenz geben zu dürfen, die es heiſchte. Humboldt ſelbſt wollte ſie nicht.[5]) Er ſcheint eine Theilung Deutſchlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Daſein einer Menge abhängigerer Fürſten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Intereſſe für Deutſchland oder für Preuſſen geleitet, iſt ſchwer zu unterſcheiden. Dennoch war es Anfangs die Abſicht der preußiſchen Staatsmänner, die Kleinſtaaten durch Kreisobriſten und dieſe durch ein öſterreichiſch-preußiſches Direktorium unſchädlich zu machen. Es gelang aber Beides nicht. — Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So ſehr es, nach ſo ſchweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensſchluſſe, zu wünſchen geweſen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet werde, ſo ſehr blieb der Ausgang hinter dieſem Wunſche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimeſſen können. Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerſpruchs, der ſein beſtes Wollen begegnete, ſo können wir das, was er in verſchiedener Richtung, beſonders aber für die deutſchen Angelegenheiten geleiſtet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen.

---

5) Klüber, Akten II. 9. 10.

Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eignen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem in Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben; er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt.

Doch wollen wir auch des Einwurfs gedenken, welchen Herr von Gagern gegen Humboldt erhoben.[6]) Er beschuldigt die preußischen Staatsmänner im Allgemeinen und — namentlich bei den deutschen Verhandlungen — Humboldt insbesondere, daß sie des ältern deutschen Staatsrechts sämmtlich nicht sehr kundig oder eingedenk gewesen seien, und meint, man habe den Herrn von Küster, damaligen preußischen Gesandten in Stuttgart, herbeigerufen, „pour rectifier les erreurs de M. de Humboldt." Letzteres hat Varnhagen widerlegt; [7]) wir glauben gern, daß Humboldt sich den Schwall von Reclamationen aus der Zeit des heiligen römischen Reichs vom Halse schaffte, wo er nur konnte. Im Uebrigen aber können wir nicht finden, daß er des alten Rechtsbestandes zu uneingedenk gewesen, vielmehr scheint es, als wenn ihm die Heillosigkeit jener guten alten Zeit immer vorgeschwebt hätte, er aber diese Kenntniß nicht besser zu bethätigen gewußt hätte, als dadurch, daß er jede überflüssige Fortwirkung derselben nach Kräften zu beseitigen strebte.

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern

---

6) Antheil, II. 40. 89—90. 120.
7) Denkw., V. 59.

gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière.[8]) Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittlern und kleinern deutschen und europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden.[9]) „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt."[10])

Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen

---

8) S. auch Gagern, II. 39.
9) Gagern, II. 176. Varnhagen, V. 44. 97.
10) Varnhagen, V. 57–58.

Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher (Sept. 1830), habe er gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.[11])

---

Der Congreß begann gleich mit Verzögerungen und Schwierigkeiten. Zwar traten schon seit dem 16. September (1814) Bevollmächtigte der 4 Mächte — Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands — in vorbereitenden Sitzungen entweder bei Metternich in der Staatskanzlei, oder bei Humboldt im Gesandtschaftshotel zusammen,[1]) denen Anfangs, außer diesen, nur Lord Castlereagh, Graf Nesselrode und dann auch Hardenberg beiwohnten,[2]) und in denen man die Form der Verhandlungen bestimmte, die verschiedenen Gattungen der Geschäfte schied, endlich Frankreich abermals von den Territorialbestimmungen in Deutschland, Polen und Italien ausschloß (22. Sept.) Doch lud man Talleyrand, wie auch einen spanischen Bevollmächtigten (Labrador) alsbald zu diesen Präliminarien, weil Frankreich, als Großmacht, in das Comité gehöre, das den allgemeinen Gang der Geschäfte leiten solle. Da man erklärte, daß nur Staatssekretäre (des Auswärtigen) in dieses Comité zugelassen würden, machte Talleyrand sogleich bemerklich, daß dann Humboldt und Labrador nicht hergehörten, die diese Stellung nicht inne hätten. Letzterer, entgegnete man, sei nur provisorisch zugelassen, Humboldt aber wegen des Gehör-

---

11) Siehe auch Varnhagen, Denkw. IV. 296.

1) Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne, par le Comte A. de la Garde; à Paris, 1843. I. 185.

2) Histoire du congrès de Vienne, par M. de Flassan; à Paris, 1829. I. 13.

mangels des F. Hardenberg, dem er Kenntniß gebe von dem, was verhandelt würde.[3]) Allein dieſe ganze Beſchränkung auf Staatsſekretäre wurde alsbald aufgegeben, und auch die Zahl der zu dieſer Leitung berufenen Staaten vermehrt. Man widerſetzte ſich zwar Talleyrand's Tendenz, die Bevollmächtigten aller Staaten herbei zu ziehen, und eine Art Nationalverſammlung zu veranſtalten, zog aber zu den allgemeinen Verſammlungen die Bevollmächtigten ſämmtlicher acht Mächte, die den Pariſer Frieden geſchloſſen hatten, und behielt nur die in dieſem Frieden ausgenommenen Gegenſtände der alleinigen Entſcheidung der vier Mächte vor. Ein andres Comité ward für die deutſche Verfaſſungsangelegenheit gegründet.

Die Verhandlungen der acht Mächte begannen damit, daß man die wirkliche Eröffnung des Congreſſes auf den 1. Nov. vertagte. Eine deshalb aufgeſetzte Erklärung, die das Publikum davon unterrichtete (8. Okt.), gab als Grund der Vertagung an, daß die Vorarbeiten erſt zu einer gewiſſen Reife gedeihen müßten, „pour que le résultat répondit aux principes du droit public, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains." Ueber die hier unterſtrichene Stelle — die deutlich auf die ſächſiſche Frage ſpielte — erhob ſich ſogleich die heftigſte Debatte, beſonders zwiſchen Humboldt und Talleyrand. „Que fait ici le droit public?" fragte Preußen. Talleyrand: „Il fait que vous êtes ici." Humboldt: Mais cela va sans dire." Talleyrand: Si cela va sans dire, cela ira mieux en le disant." Gentz, der Protokollführer, machte gegen den Vorſitzenden die Bemerkung, daß er nichts einzuwenden wüßte; auch behielt man die Worte bei. Im Deutſchen aber ſetzte man doch: „den Principien des Völkerrechts."[4])

---

3) Flassan, I. 17.

4) Gagern, II. 51—52. Flassan I. 27—28.

Vom 31. Okt. verſammelten ſich die acht Mächte zu ordentlichen Verhandlungen. Den erſten Akt bildete die Prüfung der Vollmachten. Sie fiel durchs Loos den ruſſiſchen, engliſchen und preußiſchen Miniſtern zu. Noch arbeitete Talleyrand dahin, die letzte Entſcheidung der Fragen einer Generalverſammlung der Bevollmächtigten in die Hände zu ſpielen, ward aber von Metternich und Humboldt damit für immer zurückgewieſen. [5])

---

Viel bedeutendere Schwierigkeiten zeigten ſich, als die eigentlichen Unterhandlungen und namentlich die über Territorialfragen eröffnet wurden. Die Hauptſchwierigkeit machte die Wiederherſtellung des preußiſchen Staates. Es fand ein Notenwechſel Statt, der bald die ernſthafteſte Geſtalt annahm. Preußen trug ſelbſt Schuld an der Verwicklung. Es forderte Sachſen als Erſatz für das Verlorene oder nicht wieder zu Erlangende. Rußland hatte es ihm zugeſagt, weil es Polen für ſich wollte. Selbſt Oeſterreich und England hatten ſo gut wie eingewilligt, erſteres wohl nur, um eine kaum erſt geſtiftete Verbindung nicht zu ſtören. Als aber Frankreich, durch Talleyrand's Geſchick, einen unerwarteten Einfluß erlangte, das ſächſiſche Haus und Volk ſein Recht verfocht, Bayern heftig widerſprach und endlich auch England die Abtretung ganz Sachſens verweigerte, erkannte Oeſterreich, daß es das deutſche Intereſſe der Rückſicht gegen Preußen nicht aufopfern dürfe, und ſtellte ſich auf Seite der Verſagenden. Zu gleicher Zeit opponirte England, gleichſam im Namen der Andern, gegen Rußlands zu großes Umſichgreifen in Polen, wo es nicht einmal über die Warthe und Nida zurückweichen, und ſelbſt Poſen feſt-

---

5) Flassan, I. 29–30.

halten wollte. Preußen und Rußland hielten zu einander, und die Sache gewann seit Anfang Dezembers ein ganz kriegerisches Ansehn. Noch am 30. d. M. warf der preußische Staatskanzler ein so drohendes Wort hin, daß Oesterreich, England und Frankreich sich bewogen fanden, einen geheimen Defensivbund abzuschließen (3. Jan. 1815). Schon aber hatten die Monarchen von Rußland und Preußen selbst eingelenkt; um die Verständigung zu erleichtern, nahm man (7. Jan.) zu Conferenzen seine Zuflucht, zu denen, auf Metternich's und Castlereagh's Drängen, auch Talleyrand zugelassen wurde (12. Jan.) Rußland machte eine geringe Concession an preußisch Polen; Sachsen, gegen das nun einmal das Ausnahmsgesetz gelten sollte — wurde getheilt; nach einigem Hin- und Wider-Streiten über ein Mehr und Minder war die Frage entschieden (10. Febr.), gerade noch zeitig genug, um bei Napoleons Wiedererscheinen nicht alles in Verwirrung zu setzen. —

Preußens Staatsmänner hatten diesmal Talent und Energie in einer unglücklichen Richtung vergeudet. Denn daß auch Humboldt mit größtem Eifer für den Erwerb Sachsens kämpfte, ist außer Zweifel. Zwar erließ der Staatskanzler die wichtigern in dieser Sache gewechselten Noten allein, Humboldt aber nahm gewiß dabei mit seinem Geist und mit seinem Wissen Theil. Er agitirte nur noch heftiger außerhalb des eigentlichen Schriftenwechsels, und wurde dessen selbst in Fällen beschuldigt, wo er gewiß keinen Theil gehabt. So erschien z. B. ein scharfer Artikel gegen die sächsische Dynastie und zu Gunsten ihrer Verfolger auch in einem halboffiziellen französischen Blatte. Gentz, der in dieser Frage heftig gegen Preußen operirte, wandte sich an den Herzog von Dalberg, einen der französischen Bevollmächtigten, um Gegenschritte zu veranlassen (23. Nov) Von gewisser Seite, sagte er, habe man ohnehin bedeutet, daß das

französische Cabinet gespalten sei, und Talleyrand und seine Collegen keine vollgültige Stimme abgeben könnten. „Je n'oublierai pas," fügt er hinzu, „que, dans une des conférences des soit-disans quatre, un Ministre de Prusse fit la proposition à propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1. Octobre, de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir si ses plénipotentiaires à Vienne étaient effectivement les organes de ses intentions." Diese „eben so indecente als insidieuse" Motion habe zwar keine Folgen gehabt, durch Artikel aber, wie dieser französische, müsse das Publikum getäuscht werden. Dalberg war natürlich gleicher Ansicht. „Par le courrier d'aujourd'hui," schrieb er den folgenden Tag an Gentz, „nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question, et je ne serais pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les Humboldt et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe sous ce voile de mysticisme qui manié avec art confond toutes les vérités et nuance tous les principes. [1]) Damals war es, wo die Franzosen Humboldt nur le sophiste incarné nannten, [2]) freilich vergessend, wie übel sich die Legitimitätsphrasen im Munde derjenigen ausnahmen, die Jahre lang alle Gewaltthätigkeiten der Kaiserzeit beschönigt hatten.

Preußen war in einer schlimmen Lage. Die am meisten zur Befreiung und Wiederherstellung Aller beigetragen, sollten allein kümmerlich und zerrissen aus diesem Kampfe gehen. Man war ärgerlich und betrübt, und meinte, bei Rußlands Vorschreiten in Polen Sachsen nicht entbehren zu können, ohne schwächer dazustehen, als je. Als nun alles hetzte und einredete, äußerte Humboldt doch: „Das bestimmte Reden für

---

1) Gentz's Schriften, herausg. von Schlesier, V. 43—45.
2) Gagern, II. 41.

Sachſen ſei beſſer, als die bisherige Verſchwiegenheit; nun könne Preußen ſich doch entſcheiden, ob es Sachſen aufgeben oder mit den Waffen behaupten wolle.“ [3])

Man hatte ſich in eine Sackgaſſe verrannt. Preußen hatte volles Recht, eine genügende Wiederherſtellung zu fordern; es mußte auch eine gewiſſe Stärke und Compaktheit anſprechen, um einer bisher nur künſtlich erfüllten Aufgabe irgend gewachſen zu werden. Es durfte es um ſo mehr, nachdem faſt alle deutſchen Staaten — doch, merkwürdig, Sachſen nicht oder nur gezwungen! — ſich auf Koſten ihrer Genoſſen verſtärkt und abgerundet hatten. Aber woher ein Land nehmen, das zu dem bisherigen Beſitzthum paßte, da Rußland den größern Theil von preußiſch Polen anſprach und eine Ausdehnung nach dieſer Seite, ſo weit militäriſche Gründe ſie nicht unerläßlich machen, Preußens Macht eher ſchwächen, als ſtärken konnte. Anſbach und Baireuth waren auch entfernt, und Bayern nicht wohl wieder zu nehmen. Am Rheine aber und in Weſtphalen lag ein großer, reicher, herrenloſer, der engern Verbindung mit einem Gewaltigen ſehr bedürftiger Länderſtrich, getrennt aber vom Hauptlande durch Hannover, das man ſchon deshalb nicht anſprechen konnte, weil es dem Könige Englands gehörte, ja das man mit eigenem Gute noch abrunden und bereichern ſollte. Auf der andern Seite lag Sachſen, und lange ſchon hatte in den Preußen die Idee ſich feſtgeſetzt, daß man Sachſen haben müſſe. Die bedeutenderen Staatsmänner des Landes theilten dieſes Vorurtheil, das ſie nun — nach den Verträgen mit Bayern und Würtemberg — zu doppeltem Unrecht, und, nachdem der Widerſpruch dagegen ſich erhoben hatte, einer durchaus unklugen Politik

---

3) Rhein. Merkur, 27. Dez. 1814. (Aus Wien, 14 Dez.)

verleitete. Denn dieſes Beſtehen Preußens auf dem Erwerbe Sachſens verdarb ſeine Stellung und Wirkung auf dem Congreſſe in hohem Grade, es verdächtigte auf lange Zeit ſeine beſſern Bemühungen, verfeindete es nach allen Seiten und warf den iſolirten Staat in eine zu enge, zweideutige Verbindung mit Rußland.

Wie anders, wenn Preußen zur rechten Zeit eingelenkt und erklärt hätte, es verzichte auf Sachſen, obwohl es ihm mehr oder minder feierlich zugeſichert worden, und begnüge ſich hier mit einer nothwendigen militäriſchen Grenze, die niemand verſagen wollte. Dann wäre den Anderen die Aufgabe geworden, Genugthuung zu verſchaffen. England, Rußland, wie die kleineren Staaten, hätten ſich zu Conceſſionen verſtehen müſſen, ja Preußen hätte verlangen dürfen, daß über Länder, die ſelbſt Auskunftmittel darboten, wie Belgien, nicht definitiv verfügt werde, bevor ſeine Genugthuung entſchieden ſei.

Und wollte man eine kecke Forderung ſtellen, ſo mußte ſie dahin gerichtet werden, wo Preußens Vergrößerung von der Natur geboten iſt, nämlich nach Norden und Nordweſten. Wer — außer höchſtens Rußland, und dieſes mußte für Polen Erſatz ſchaffen — wer würde an den kleineren Staaten der Niederelbe ſo viel Intereſſe genommen haben, um Preußen zu verſagen, was ihm wichtiger ſein muß, als ſo oder ſo viel Quadratmeilen, wichtiger ſelbſt, als der Länderzuſammenhang — eine Stellung ſeiner Hauptmaſſe an der Nordſee. Dort hätte man nicht nöthig gehabt, einen der anſehnlichſten und verdienteſten deutſchen Staaten — ein Land, das weder Deutſchland noch Preußen Gefahr bringt und ſich wohl hüten wird, mit dieſer Nachbarmacht ſich zu verfeinden — zu vernichten oder entkräften zu müſſen; man hätte vielmehr den größeren Theil des Gewinnes ausländiſcher Herrſchaft und fremdem Einfluſſe entzogen, gleichſam

zu Deutschland zurückgeführt; man hätte nur durchgesetzt, was Deutschlands eigenes Interesse heischt, daß nämlich unser nördlicher Hauptstaat nicht von unserm Hauptmeer ausgeschlossen bleibe und die Vertretung der gemeinsamen Zwecke dort nicht lediglich in die Hände schwacher oder dem Auslande dienstbarer Staaten gelegt sei.

Damit hätte man allerdings den vollständigen Landeszusammenhang nicht erworben. Besser aber keinen, als einen auf Unkosten des öffentlichen Vertrauens, mit offenbarem Unrecht und, da manchmal wenigstens die Noth das Unrecht entschuldigt, nicht einmal unumstößlicher Nothwendigkeit willen errungenen! Der Besitz der Westprovinzen gibt unter allen Umständen eine viel bedeutendere politische Stellung; durch ihn erst ward Preußen der Wächter in Ost und West, damit eine — auch bei geringern Kräften — unbestrittenere europäische Macht. Dieser Besitz hat freilich große Inconvenienzen, ja Gefahren. Abgesehen aber, daß sie, steht man nur recht zu Deutschland, nicht unbesiegbar sind, gewähren sie auch größere und unendlich mehr aus der Lage des Ganzen, aus der Nothwendigkeit entlehnte Ansprüche — Ansprüche, die Europa wenigstens dadurch wird befriedigen müssen, daß es dem Haupttheile gewährt, was ihm mangelt, ihn zur Nordsee führt und aus der jetzigen, zwischen Rußland, und kleinen, hülfsbedürftigen und doch immer eigenwilligen Ländchen eingepreßten Lage herausreißt.

Alle diese Gesichtspunkte hat man in den Jahren der Wiederherstellung nicht genug in's Auge gefaßt. Statt den Blick auf die Rheinlande und eine recht passende Erwerbung zu richten, mattete man sich um Sachsen ab, achtete selbst Ostfrieslands nicht — das man festhalten mußte, so lange nicht ein besserer Zutritt zum Nordmeere gewährt wurde — gab Lauenburg den Dänen, ließ die Russen über die

Warthe,[4]) durch die Holländer sich von der Maas abhalten, und vermochte am Ende doch nichts zu erreichen, als die unglückliche Zerstümmelung des sächsischen Landes.

Gewiß haben Hardenberg und Humboldt sich große, unvergeßliche Verdienste um die Wiederherstellung des Staates und namentlich dessen Gebietsausdehnung in Deutschland erworben, doch kann man sich nicht verhehlen, daß sie, hier in einem Vorurtheil befangen, andre Vortheile und Möglichkeiten nicht genug beobachtet haben. So fehlen oft die Besten mit ihrer Zeit. Auch Stein verließ den Congreß voll Verdruß über diesen Ausgang, und konnte selbst nach Jahren seines Unmuths darüber nicht Herr werden.

Eines muß man freilich hinzufügen, wenn man das damalige Streben dieser Männer nicht unbillig beurtheilen will. Alle Staaten suchten, in der Voraussicht, daß so große Bewegungen, wie die der letzten fünfzehn Jahre, sobald nicht wiederkehren würden, in einen Stand der Ruhe und des Behagens zu kommen. Da man aber, im Beginn einer erhaltenden Epoche, preußischer Seits zu andern Maßnahmen nicht treiben wollte, so suchte man sein Interesse da zu befriedigen, wo man es unter scheinbarem Vorwand zu können meinte. Den Fehlgriff rechtfertigt dies aber nicht. Staaten, wie Einzelne, müssen dem Geschick sich beugen und, ohne gewaltsames Vorgreifen, von der Zukunft erwarten, was ihnen bestimmt ist. Ist doch auch Rom nicht in Einem Tage gebaut worden! —

Einigen Andeutungen nach sollte man glauben, daß Humboldt zur Zeit, wo die sächsische Frage entschieden

4) Man könnte hier zu Humboldt's Gunsten hervorheben, daß er die Verträge von 1813 mit Rußland und England nicht geschlossen. Umsonst. Sobald man Sachsen wollte, konnte man auf anderes nicht wohl bestehen, auch trug ja keiner der preußischen Staatsmänner die westlichen Lande recht im Sinne.

war, auch bei ſeiner eignen Partei etwas in Ungnade gekommen ſei. „Humboldt," heißt es irgendwo,[5]) „hatte das Zutrauen Aller, auch des Königs verloren." Und Gagern berichtete, Hardenberg habe auf eine Anmahnung Caſtlereagh's (im Febr. 1815), Preußen ſolle doch lieber der Freund und die Stütze der nördlichen Staaten, als ihr Schrecken und ihre Geiſel ſein — dies zugeſagt und das bisher eingehaltene Betragen der preuß:ſchen Agenten geradezu gemißbilligt, mit dem Zuſatz, man werde künftig Gneiſenau und andere wohldenkende Männer vorziehen.[6]) — Letzteres konnte nur eine vollſtändige Myſtifikation ſein. Gneiſenau huldigte ja derſelben Richtung. Sagt man ihm doch nach, daß er noch weiter gegangen und, als rechter Repräſentant der preußiſchen Kriegspartei, den Vorſchlag gemacht haben ſoll, ſich gegen den ungünſtigen Congreß mit Frankreich d. h. dem von Elba zurückgekehrten Napoleon zu verbünden.[7]) Eine Angabe, die kaum glaublich iſt, hier aber doch als ein Zeugniß der Denkart angeführt werden kann!

Iſt Humboldt damals bei ſeiner eigenen Partei wirklich in Mißkredit gekommen, ſo kann es wohl nur bei den Ruſſen und bei Kaiſer Alexander geweſen ſein. Es iſt uns nicht bekannt, wie Humboldt über Polen dachte. Auffallend aber iſt, daß bei allen betreffenden Verträgen Hardenberg allein figurirte. Auch wird behauptet, Alexander habe lange ſchon eine heimliche Abneigung gegen Humboldt gehegt, weil dieſer nicht undeutlich auf ein unabhängigeres Syſtem der preußiſchen Politik hinarbeitete, während Rußland die Diplomatie dieſes Staates eben ſo in's Schlepptau zu nehmen trachtete, wie, wenigſtens im Beginn des Befreiungskampfes, das

---

5) Memoiren eines deutſchen Staatsmanns von 1786 bis 1816. Leipzig, 1833. S. 303. Sonſt freilich ein Werk ohne Belang.

6) Gagern, II. 127.

7) Allg. Zeitung, 27. Mai 1841. Beil.

preußiſche Heer. Die perſönliche Zuneigung der Monarchen bewirkte am meiſten, daß Preußen ſo an Rußland gefeſſelt wurde. Hardenberg und Humboldt fanden das größte Hinderniß, wenn ſie nach jener Seite entſchieden auftreten wollten. Es wäre denkbar, daß die energiſche Geſinnung des Letztern nicht unbekannt geblieben, und man ruſſiſcher Seits auch auf den König zu wirken geſucht hätte. Zur Zeit aber hatte es wenigſtens keine Folge.

---

Humboldt's ungemeine Thätigkeit auf dieſem Congreſſe wird ſich nicht beſſer charakteriſiren laſſen, als durch einen Ueberblick aller Verhandlungen, denen er beiwohnte, der Ausſchüſſe, deren Mitglied er war, wie auch der übrigen Geſchäfte, die ihm während dieſer Zeit übertragen wurden. Wir beginnen mit den Conferenzen der fünf Mächte — obſchon ſie ſpäter eröffnet wurden, als die andern, begnügen uns aber auch hier mit einzelnen Andeutungen und Winken.

An den Conferenzen der fünf Mächte nahmen, außer den beiden preußiſchen Bevollmächtigten, Hardenberg und Humboldt, öſterreichiſcher Seits der F. v. Metternich und der Frhr. v. Weſſenberg [1]) Theil, von engliſcher Lord Caſtlereagh, von ruſſiſcher die Grafen Raſumoffsky und Capodiſtrias, von franzöſiſcher Talleyrand, Fürſt von Benevent. Für Caſtlereagh trat im Febr. 1815 der Herzog von Wellington ein; zu ihm geſellte ſich ſpäter noch Lord Clancarty. Zu den ruſſiſchen Bevollmächtigten trat im März auch der Miniſter Graf von Neſſelrode. Dies waren die einzigen regelmäßigen Theilnehmer dieſer wichtigen Verhandlungen; Bevollmächtigte andrer Staaten wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelaſſen, in denen man ſpecielle Angelegenheiten

1) Einer der achtungswertheſten öſterreichiſchen Staatsmänner und ein ſehr tüchtiger Arbeiter.

derselben verhandelte — so der Marquis v. St. Marsan für Sardinien, Fürst Wrede für Bayern, Graf v. Münster für Hannover, Graf v. d. Schulenburg und Frhr. v. Globig für Sachsen. — Gentz führte das Protokoll.

In diesen Conferenzen — siebenundvierzig an der Zahl — wurden die Territorialfragen, insonders Deutschlands und Polens, zur Reife gebracht, und andere wichtige Gegenstände, die die Großmächte ihrer Entscheidung vorbehalten, erledigt [2]) Sie begannen am 7. Jänner und endeten den 10. Junius 1815.

Humboldt war in sämmtlichen Sitzungen anwesend. Es wurden ihm außerdem folgende spezielle Aufträge und Geschäfte zu Theil: I. In der sächsischen Angelegenheit. Er und Wessenberg paraphirten die einzelnen von den fünf Mächten genehmigten Artikel (Anfang März), wie sie dem Könige von Sachsen zur Annahme vorgelegt wurden (Klüber, IX. 54, VII. 150—56); [3]) den 10. April erließen Hardenberg und Humboldt eine Antwortnote an den sächsischen Minister Grafen v. Schulenburg, um einige von Sachsen noch erhobene Schwierigkeiten zu beseitigen; endlich wurde Humboldt am 1. Mai preußischer Seits beauftragt, unter österreichischer Vermittlung und Theilnahme Rußlands, mit sächsischen Bevollmächtigten zusammenzutreten, um die sächsischen Beitrittsurkunden zu redigiren. — II. Er, und wohl auch Hardenberg, unterhandelten als preußische Bevollmächtigte mit dem Grafen v. Münster die gegenseitigen Abtretungen zwischen Preußen und Hannover (Ostfriesland mit der niedern Grafschaft Lingen, Hildesheims und Goslars gegen Lauenburg), über

---

2) Die Protokolle der fünf Mächte, nebst Noten und Beilagen, stehen bei Klüber, Akten, IX. 24—166. Es fehlen uns nur die Protokolle der drei ersten Sitzungen (vom 7. 9. und 12. Januar) und das vom 3. Mai; vom allerletzten haben wir nur einen Auszug.

3) Die in diesen und dem nächsten Abschnitt in Klammern gesetzten Zahlen weisen stets auf Klüber's Congreßakten.

die beiden Staaten zufallenden Standesherrn, und speziell über Bentheim (IX. 36. 39). — III. Unterhandelte mit Gagern die Abgränzung der Niederlande gegen die Rheinprovinz. Daran nahm Clancarty, als Bevollmächtigter Englands, Theil. Der Frhr. v. Gagern unterzog sich dem traurigen Beruf, Preußen und Deutschland an allen Punkten von der Maas abzuhalten. Preußen mußte nachgeben, weil England sein Schooskind, den niederländischen Staat, bevorzugte. [4]) Alle Drei redigirten dann, mit Hülfe von Gentz, die einzelnen Artikel, wie sie in die Congreßakte aufgenommen wurden. [5]) — IV. Ward in der Sitzung vom 6. März von Preußens Seite in die Commission ernannt, die man zur Prüfung der verschiedenen Ansprüche an das Herzogthum Bouillon niedersetzte. In der Sitzung vom 7. Juni trug er darüber einen von ihm, von Gagern und von dem österreichischen Hofrath Rademacher unterzeichneten Bericht vor. Auf diesen wurde der betreffende Artikel beschlossen. — V. In der Sitzung vom 13. April wurden Nesselrode, Humboldt und Wessenberg beauftragt, wegen Abtretungen an Bayern Unterhandlungen mit Würtemberg, Churhessen, Baden und Hessen-Darmstadt zu versuchen (IX. 113), die jedoch erfolglos blieben und wohl auch von den großen Mächten nicht so ernstlich gemeint waren. — VI. Endlich wurde Humboldt vorzugsweis zur Redaktion der einzelnen Conferenzbeschlüsse wie der allgemeinen Congreßakte gezogen. Sobald die sächsische Frage im Wesentlichen erledigt war, ernannten die fünf Mächte eine Redaktionscommission (8. Febr.), in welche von preußischer Seite unser Humboldt und der geh. Legationsrath Jordan eintraten. Später ward ein eigenes Comité für die

4) Schon bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens fand Preußen sich in der Nothwendigkeit, auf eine Gränze an der Maas zu dringen.

5) v. Gagern, II. 175. 176.

Redaktion der Congreßakte niedergesetzt (6. März), worin ebenfalls Humboldt Preußen repräsentirte. Eigentlich sollte dieses Comité die Arbeit der besonders hiezu ernannten Redakteurs en chef, des französischen Staatsraths Labesnardière und des österreichischen Hofraths v. Gentz, erst begutachten. Als die Sache aber zur Ausführung kam, wurde sie dahin abgekürzt, daß Gentz die eigentliche Zusammenstellung besorgte, Clancarty aber und Humboldt dieses Geschäft im Namen der Conferenz überwachten (IX. 52—53. 152. 156).

Wir wenden uns jetzt zu den Conferenzen der acht Mächte — gleichsam dem Generalausschuß des Congresses, an dessen Verhandlungen, außer den Bevollmächtigten der fünf Mächte, auch die Spaniens, Portugals und Schwedens Theil nahmen, und zwar in der Regel alle diese durch ihre sämmtlichen in Wien anwesenden Congreßgesandten. Von Preußens Seite aber erschien Humboldt allein, oder Hardenberg nur in einigen Sitzungen, in denen wichtige Beschlüsse unterzeichnet wurden. Die Sitzungen begannen am 30. Okt. 1814 und endigten am 12. Mai des folgenden Jahres. Sie wurden in der Staatskanzlei abgehalten; Fürst Metternich ward zum Präsidenten der Versammlung erhoben, und Gentz führte auch hier das Protokoll. [6])

Für einzelne Gegenstände, die der Berathung dieser Versammlung oblagen, wurden auch besondere Sitzungen abgehalten, so z. B. zu Festsetzung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels, wo Preußen sich unbedingt an England schloß, das diese Maßregeln betrieb — oder es wurden Ausschüsse niedergesetzt, auf deren Gutachten und Beschlüsse die Definitiv-Entscheidung gefaßt wurde. In allen diesen Ausschüssen

---

6) Die Protokolle, so weit sie zugänglich wurden, stehen in Klüber's Akten, VIII. 81—120, die der Spezialsitzungen über Abschaffung des Negerhandels ebendas. VIII. 3—52.

beinahe trat Humboldt auch im Namen Preußens, und zwar als deſſen alleiniger Bevollmächtigter, auf, ſo

1) im Ausſchuß für die Freiheit der Flußſchifffahrt, und für Ordnung der Schifffahrtsgeſetze auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Moſel, der Maas und der Schelde insbeſondere. Das Comité ward den 14. Dec. 1814 conſtituirt; es eröffnete ſeine Sitzungen den 2. Febr. 1815 und beendigte dieſe Arbeiten am 24. März. Von Seiten Frankreichs erſchien der Herzog von Dalberg, von England Lord Clancarty, von Oeſterreich Frhr. v. Weſſenberg, von Preußen Humboldt, außerdem Abgeordnete der Rheinuferſtaaten (mit Ausſchluß der Schweiz), und zwar Baron v. Spaen für die Niederlande, F. Wrede für Bayern, Frhr. v. Berckheim für Baden, Frhr. v. Türckheim für Heſſen-Darmſtadt und Frhr. v. Marſchall für Naſſau; in einzelnen Sitzungen Graf v. Keller für Churheſſen und Baron v. Linden für Würtemberg, Syndikus Danz für Frankfurt und die Herren v. Mappes, Hadamar und Eichhoff für die Stadt Mainz. Die Protokolle, aus der Feder des Hofraths v. Martens [7]) geben ein überaus klares Bild dieſer Verhandlungen, ein Bild zugleich der Rolle, die Humboldt in dieſen Ausſchüſſen ſpielte. Denn dieſer war, wo nicht beſondere Gründe mehr Zurückhaltung geboten, die wahre Seele dieſer Comitéen; vorzüglich aber in den hier in Rede ſtehenden Verhandlungen zeigte er die Macht ſeines Genius. Gleich in den erſten Zuſammenkünften des Ausſchuſſes legten Dalberg und Humboldt [8]) jeder einen Entwurf vor, der die Principien der ganzen Verhandlung feſtzuſtellen ſuchte. Dalberg faßte die Flüſſe, die verſchiedene Länder berühren, mehr

7) Dieſe Protokolle, nebſt Noten und Beilagen, befinden ſich ebenfalls bei Klüber, III. 11—280.

8) Siehe deſſen Memoire préparatoiré sur le travail de la Commission de navigation, vom 3. Febr. 1815, a. a. O. III. 24—30.

im Allgemeinen in's Auge; Humboldt dagegen schickte wenige principielle Sätze voraus, und ging dann sofort auf die Verhältnisse des Rheins und der Schelde über, für welche er zunächst nur eine Veränderung der Gesetzgebung von 1804 nach Maßgabe der seitdem eingetretenen Veränderungen verlangte. Da man zuerst die allgemeinen Bestimmungen über Flüsse, welche durch mehrerer Herren Länder laufen, treffen mußte, so legte man hier die Dalbergischen Artikel zu Grunde. Doch wurden hier schon Humboldt's Vorschläge, endlich auch eine neue, von ihm herrührende Redaktion dieser Punkte (III. 146—155) fast durchweg, oft mit Stimmeneinheit angenommen. Dieser Einfluß zeigte sich noch sichtbarer, als man zu den speziellen Punkten der Rheinschifffahrt — den Stapel, die Gründung einer Centralcommission, die Oktroibestimmungen, endlich die auf diesen Oktroi gelegten Renten und Pensionen gelangte. Wiederholt ward Humboldt angegangen, die einzelnen Punkte zu gestalten, so daß nach und nach fast das Ganze *seine* Arbeit wurde. Humboldt's Vorschläge in Betreff der Centralcommission (III. 98—104) wurden gleich der Debatte zu Grunde gelegt, und in Folge einer nochmaligen Redaktion von seiner Hand (III. 220—24) mit geringen Aenderungen genehmigt. Alsbald überreichte er zwei Denkschriften in Sachen des Rheinoktroi, von denen die eine mehrere zur Zeit der provisorischen Verwaltung seit Herbst 1813 von dem Grafen von Solms-Laubach vorgenommenen Aenderungen rechtfertigte (III. 155—160), die andere, dat. 31. Dec. 1814, die Grundprinzipien über diese Frage entwickelte (III. 160—166). Er verfolgte diesen Gegenstand noch mehr in seine Einzelheiten, indem er die Gesetzgebung vom 5. August 1804 einer ausführlichen Kritik unterzog. Dann entwarf er die Artikel über die Renten und Pensionsansprüche (III. 230—33, und in nochmaliger Redaktion, 240—44). Endlich übertrug man ihm auch die

Ausarbeitung sämmtlicher die fünf andern Flüsse betreffenden Artikel, die auch fast ohne Anstand gebilligt ward. Humboldt erließ dann nachträglich in dieser Angelegenheit zwei Noten: eine an die Mitglieder des Comités über die zur Exekution dieser Beschlüsse zu ergreifenden Maßregeln (7. April), und eine andere in ähnlicher Absicht an den F. v. Metternich, gleichfalls im April 1815. — Die Leistungen dieses Comités hat man mit Recht von jeher ausgezeichnet; es trug nicht die Schuld, daß eine so wichtige Frage, wie die Scheldeschifffahrt, nicht vollständiger erledigt wurde, noch weniger, daß man nachher für das berüchtigte Jusqu'à à la mer die Auslegung, die die Holländer zu geben wagten, dulden mochte. Dieses Comité hatte auch in seinen Reihen so erfahrne Männer, wie Clancarty und Eichhoff, und einen so kenntnißreichen und geistvollen zugleich, wie Humboldt. Daß dessen Arbeiten sich am meisten ausgezeichnet, bekennen selbst die Franzosen,[9]) und als jüngst ein jüngerer deutscher Publicist rühmend bemerkt hatte, daß es jenen Männern gelungen, die Sonderinteressen der einzelnen Staaten mit den allgemeinen Forderungen des vaterländischen Wohlstands in einer Art Vertrag zu vereinigen, fügte er gleich hinzu: „Vor allem sei Deutschland dafür dem Vertreter der größten deutschen Macht Dank schuldig, den unermüdlichen Bemühungen und der geistvoll-versöhnenden Thätigkeit Wilhelm von Humboldt's." [10])

2. Im Ausschuß für die Angelegenheiten der Schweiz.[11]) In diesem war auch Frh. v. Stein thätig, aber im russischen Auftrag. Humboldt anlangend, scheint nur

---

9) Flassan, II. 288.

10) H. B. Oppenheim, der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins. Stuttg. u. Tüb. 1842. S. 119–20.

11) Die Protokolle stehen bei Klüber, V. 177–309.

die Entschiedenheit bemerkenswerth, mit der er, im Namen seiner Regierung, einerseits mit Rußland die Integrität und Selbstständigkeit des Aargaus gegen die Ansprüche des Cantons Bern vertheidigte, dem man dafür ein freilich vereinzelt liegendes Stück deutschen Gebietes (des Bisthums Basel) als Entschädigung hingab (V. 180—81), andrerseits aber Oesterreichs Interesse in Betreff des Veltlin, Chiavennas und Bormios gegen Graubündten unterstützte (V. 308). — Man erzählt auch, daß Doktor Troxler von Luzern, welcher nach Wien gegangen war, um die Diplomaten, die die Angelegenheiten der Schweiz zu entscheiden hatten, über die verworrenen Verhältnisse dieses Landes aufzuklären, und den innern reaktionären Bestrebungen nach Kräften entgegenzuwirken, auch bei Humboldt Zutritt gefunden und daß dieser nachher eingestanden habe,[12]) die Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn Troxler's Angaben früher bekannt gewesen wären. Wohl möglich, nur ist schwer zu glauben, daß dies von Preußen bewirkt worden wäre, welches, wegen des ohnehin schwierigen Besitzes von Neufchatel, eine direkte Einmischung in die Verfassungsfragen der Schweiz von jeher möglichst zu meiden suchte.

3. Im Ausschuß zur Bestimmung des Ranges der diplomatischen Agenten (VIII. 99. 102. 117—19. VI. 204—6.)

4. Im Ausschuß für die Redaktion der Congreßakte, der die Arbeit der Hauptredakteure, Labesnardière, Anstett und Gentz, überwachen sollte (VIII. 113).

Humboldt unterzeichnete dann sämmtliche von den 8 Mächten erlassene Beschlüsse oder Erklärungen, allein die über den Negerhandel und die Flußschifffahrt, — mit dem

12) Gegen Varnhagen, der Troxlern eingeführt hatte. Siehe des Erstern Denkwürdigkeiten, V. 25.

Staatskanzler die über die Angelegenheiten Sardiniens und der Schweiz, über den Rang der Diplomaten, endlich, am 9. Junius 1815 das Generalinſtrument aller zu Wien gefaßten Beſchlüſſe, die Schlußakte des Wiener Congreſſes.

Er unterhandelte und unterzeichnete mit Fürſt Hardenberg als zweiter Bevollmächtigter noch zu Wien eine Anzahl Verträge, die Preußen damals mit verſchiedenen Staaten abſchloß: I. den Theilungs- und Friedensvertrag zwiſchen Preußen und Sachſen, dat. 18. Mai 1815. Für Humboldt gewiß ein peinliches Geſchäft, wenn auch jetzt nur das von allen Mächten Verfügte in Ordnung zu bringen war! Von ſächſiſcher Seite unterhandelten Schulenburg und Globig. — II. den Vertrag mit Hannover, über die früher bezeichneten Abtretungen, dat. 29. Mai 1815. Hannöveriſcher Seits unterhandelten die Grafen von Münſter und von Hardenberg. — III. den Vertrag mit dem König der Niederlande (vertreten durch die Freiherrn v. Spaen und v. Gagern), dat. 31. Mai 1815. Beſtimmte die gegenſeitigen Gränzen, und enthielt die Abtretung der naſſauiſchen Erbfürſtenthümer an die Krone Preußen,[13]) die ſie alsbald gegen eine Anzahl Ortſchaften am Rheine (unter dieſen Ehrenbreitſtein) der ältern naſſauiſchen Linie überließ. — IV. den Vertrag mit Sachſen-Weimar (v. Gersdorf), dat. 1. Junius 1815, durch den, wie durch einen Supplementar-

---

13) Humboldt behauptete, dieſer Erwerb ſei Preußen nur aufgedrungen worden, wogegen Lord Clancarty verſichern wollte, die Preußen hätten ſeit den erſten Conferenzen zu Chatillon nie aufgehört, ihr Auge dahin zu richten. v. Gagern, a. a. O. II. 131. — Bei den Unterhandlungen mit Naſſau weigerte ſich Preußen, Standesherrſchaften als volle Unterthanen anzunehmen. Gagern erzählt uns, daß er über dieſen Punkt eine ziemlich lebhafte Unterredung mit Humboldt, und der Herzog von Naſſau mit Hardenberg gehabt habe (II. 131—32. 318).

Vertrag, geschlossen zwischen Hardenberg, Humboldt und Gersdorf, Paris 22. Sept. 1815, der Großherzog einen Gebietszuwachs aus Preußens Händen empfing, darunter den Neustädter Kreis, den man, unbegreiflich genug, Sachsen, an das er gränzt, abgenommen, um ihn dem kleinern Fürsten zuzuwerfen, von dessen Gebiet er getrennt liegt! — V. den Vertrag mit Dänemark (Chr. G. u. J. Fr. Grafen von Bernstorff), dat. 4. Juni 1815. Preußen erhielt, seinem Wunsch gemäß, schwedisch Pommern mit der Insel Rügen, das Dänemark für Norwegen erhalten hatte, und trat dafür Lauenburg ab. — VI. den Vertrag mit Schweden (Gr. von Löwenhielm), dat. 7. Juni 1815, kraft dessen Schweden die Abtretung Pommerns und Rügens gegen eine Entschädigung von 3½ Millionen Thalern genehmigte. [14])

---

Am eifrigsten widmete sich Humboldt den deutschen Angelegenheiten, insbesondere der Errichtung des Grundvertrages des deutschen Staatenbundes. Gern überließ ihm hier der Staatskanzler den größern Theil der Arbeit und Lenkung, und konnte es getrost. Schlug doch auch Stein, in einem Entwurf, der die Grundlagen des Bundes zeichnete, namentlich Humboldt als Mitglied des constituirenden Ausschusses vor. [1])

Humboldt gehörte nicht zu den Männern, die etwas

---

14) Diese Verträge stehen sämmtlich in der Preußischen Gesetzsammlung, theils des Jahres 1815, theils in einem Anhang des Jahres 1818.

1) „Il sera établi," sagte Stein „un comité pour rédiger un plan de constitution pour la fédération Germanique, qui sera composé du baron de Humboldt, du comte Solms-Laubach, de M. de Rademacher, comme rapporteur des affaires allemandes, ou du baron de Spiegel, qui en possède une parfaite connaissance." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 74.

jetzt oder überhaupt Unmögliches für Deutschland forderten. Er hat sogar Manches noch mit Zuneigung betrachtet, was schnellsegelnde Patrioten schon über Bord werfen wollten. Hinlänglich erkannte er die Nothwendigkeit eines solidern Bandes aller Deutschen, und hat, vielleicht kräftiger als irgend Jemand, gewirkt für Herstellung eines solchen; dennoch aber konnte er, der Freund mannigfaltiger Kultur, und immer geneigt, deutsches und griechisches Wesen in Vergleichung zu ziehen, in strenger Nationaleinheit nicht wohl das Heil eines Volkes erblicken, dessen Charakter sich dagegen sträubt, und dem so viel Vorbedingungen dazu mangeln. Humboldt hat selbst jene Kleinstaaten, deren Dasein nach andern Vorgängen eine Anomalie ist, und welche kaum mehr in unsere Lage und Verhältnisse passen, noch in Schutz genommen,[2]) und aus Gründen, die, wenn man zurück blickt, sich genügend rechtfertigen lassen. In der traurigsten Zeit unserer Geschichte hatten gerade diese kleinen Punkte Blüthen des Schönen und Guten getrieben, an die in den größeren Massen lange nicht zu denken war. Wieviel verdankten wir der sächsischen Erbtheilung, was allein einem Ländchen wie Weimar! Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir die Jetztzeit oder die Zukunft ins Auge fassen. Scheint es doch, als wenn die Aufgabe der kleinen nunmehr von kräftigern, von mittlern Staaten allein gelöst

---

2) Er und Hardenberg sagten in ihrer Note an den Fürsten Metternich, 10. Febr. 1815: „Niemand kann so sehr gegen eine Theilung Deutschlands in so oder so viele Theile sein, als die Unterzeichneten; Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund [?] haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." (Klüber, II. 9.)

werden könnte. Die heerdenweise Entwicklung der Neueren drängt auch die Staaten in größere Massen zusammen, und unsere Lage schon zwischen zwei so gewaltigen und ungehindert fortschreitenden Colossen dürfte diese ungemessene Zersetzung auf die Dauer nicht ertragen. —

Den Männern, die 1814 und 1815 für einige dreißig große und kleine, insgesammt souveräne und der Hauptsache nach fürstliche Staaten ein neues Band des Zusammenhaltens gründen sollten, war keine kleine Aufgabe gestellt. Gleich die Kaiserkrone konnte Preußen nicht in Oesterreichs Händen wollen, es selbst konnte sie nicht ansprechen. Darüber war man einig, daß der wesentliche Einfluß zwischen beiden Großstaaten getheilt werden müsse. Aber wie weit sollte dieser Einfluß sich erstrecken, wie sollte er sich gestalten? Preußen, scheint es, hätte am liebsten eine Hegenomie gesehen von Nord und Süd. Im Süden aber stand Bayern, im Norden Hannover entgegen, andere ansehnlichere Staaten hinter diesen. Auch hatte Oesterreich, die Verhältnisse richtig abschätzend und einer ungleichen Theilung zur rechten Zeit vorzubeugen bemüht, schon in Verträgen mit den Rheinbundstaaten, namentlich Bayern die volle Souveränetät zuerkannt. Wirklich stand in diesen Mittelstaaten eine Macht gegenüber, die man anzuerkennen genöthigt war, auf die man von Preußens Seite nur einen mit Oesterreich getheilten, nur einen mittelbaren, einen aus der Natur der Dinge hervorgehenden Einfluß üben konnte. Auch Humboldt scheint nur mit Widerstreben der Anerkennung von Verhältnissen sich gefügt zu haben, die theils mit der Unordnung, theils mit der Schlaffheit des frühern Reichszustandes drohten. Daher kam es, daß wenigstens der erste preußische Bundesplan, sonst angefüllt mit freisinnigen und wahrhaft nationalen Ideen, doch auch bestimmte, Oesterreich und Preußen sollten nur mit einem sehr kleinen Theile ihrer Besitzungen dem Bunde beitreten. Man

wollte durch eine Einrichtung, deren Ergebniß so zweifelhaft blieb, sich die Hand nicht binden. Der Gegenpart war voll Anmaßung, er, der so willfährig fremdem Einflusse gedient hatte; die Preußen dagegen hegten, im Siegesgefühle, nur zu natürliche Herrschgelüste. Sie wollten etwas Besseres als den nachmaligen Bund; sie wollten entschiednern Einfluß oder größtmögliche Selbstständigkeit verbürgt haben. — Man muß dann noch erwägen, wie verworren in vieler Rücksicht, wie wenig übereinstimmend, wie schwankend, zwischen Altem und Neuem damals noch die Ansichten auf allen Seiten waren. Preußen war am thätigsten; es machte einen Entwurf nach dem andern, und forderte nicht mit Unrecht die Gegenpartie auf, doch nicht blos zu kritisiren, sondern selbst auch Vorschläge zu machen (Klüber, II. 39.) Und zuletzt müssen wir sagen, daß Humboldt und seines Gleichen auch da, wo sie geirrt und der Zeit ihren Tribut abgetragen, die Größe Deutschlands, das Bedürfniß der Zeit und die Interessen der Menschheit mehr im Auge gehabt haben, als die Gegner, selbst wo sie ein Recht vertheidigten.

Den ersten aller Entwürfe übergab Hardenberg dem Fürsten v. Metternich in einer Conferenz zu Baden bei Wien am 13. Sept. 1814.[3]) Es mag ihn verfaßt haben, wer will, gewiß ist, daß die Ideen, die Humboldt nachher mehr denn einmal ausführte, darin schon dominirten. Charakteristisch daran ist der Gedanke von Kreisobristen, wonach die mächtigeren deutschen Fürsten über die kleinern umliegenden eine Art Aufsicht führten, und der eines ersten Bundesrathes, welcher, zusammengesetzt aus diesen Kreisobristen, die Vertretung der gemeinsamen Angelegenheiten nach außen, wie die Initiative und Exekution der Maßnahmen im Innern zu besorgen hätte. Der Plan hatte das Gute, daß er die kleinen

3) Er findet sich in Klüber's Akten, I. 45–56.

Staaten, so weit es ging, unschädlich machen, und eine nach innen und außen angesehenere Centralgewalt gründen wollte. Nur waren die Aufgaben dieser Kreisobristen noch zu ungleich und willkührlich vertheilt; anstatt, daß diese Leitung immer nur im Namen der Gesammtheit und, wo möglich, den Chefs der verschiedenen Häuser übertragen wurde, erschien sie als eine Art Kaiserherrschaft im Kleinen, die doch nach Entfernung der großen nicht am Platze war. Bedeutsam aber blieb diese Richtung immer, so wie denn überhaupt der Entwurf des Guten und Wünschenswerthen eine Menge enthielt.

Dem Grundgedanken dieses Planes, so wie den vorher geschlossenen Verträgen entsprechend, traten die ansehnlichsten deutschen Cabinette, Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg, in ein constituirendes Comité zusammen. Ueber Sachsen, das nicht hätte fehlen dürfen, hing noch das Schwert des Damocles. Baden und Kurhessen hätten wohl auch hieher gehört. [4]) Baden verlangte es auch, in einer Note an beide Großmächte, und in mündlicher Ansprache. Sein Bevollmächtigter aber (Frh. v. Hacke) ward vom preußischen Staatskanzler nicht einmal empfangen; nur Humboldt, sagt man, hörte seine Beschwerden. [5]) Dennoch fühlte man im Comité dieses Mißverhältniß, und gedachte, Baden und Hessen wenigstens eine Art Zwischenstellung zwischen dem ersten und zweiten Rath einzuräumen. Besser aber, man wäre einen Schritt weiter gegangen. Dann würde es der kleinen Staatenmenge nicht so leicht geworden sein, das leitende Comité zu sprengen; die Ansichten in diesem hätten sich nicht so schroff gegenüber gestanden; es würde zuletzt

---

4) Der erste preußische Entwurf führte auch beide im ersten Rath auf (Klüber, I. 51).

5) E. Münch, Allg. Geschichte der neuesten Zeit, I. 416. In den mir zu Gebot stehenden Quellen fand ich diese Angabe nicht.

nicht alles Gute, das man auf diesem Wege beabsichtigte, wieder zu Wasser geworden sein.

Im constituirenden Comité waren die Staaten also vertreten: Oesterreich durch Metternich und Wessenberg, Preußen von Hardenberg [6]) und Humboldt, Bayern durch den Fürsten Wrede, Hannover von den Grafen Münster und Hardenberg, Würtemberg durch den Grafen v. Wintzingerode und Frh. v. Linden. Die Sitzungen begannen den 4. Oktober 1814 und endeten 16. Nov.; sie waren von höchstem Interesse. Hofrath von Martens führte das Protokoll. [7]) Nicht sowohl jener preußische Entwurf, sondern zwölf in ähnlichem Geiste zwischen Preußen, Oesterreich und Hannover concertirte Artikel (l. 57—61) wurden der Erörterung zu Grunde gelegt, um über die Hauptpunkte sich erst zu verständigen Ein österreichisch-preußisches Direktorium war beseitigt, der erste Rath und die Kreisobristen beibehalten, eben so die Feststellung gewisser Bürgerrechte und eines Minimums landständischer Befugnisse.

Vom Beginn der Verhandlungen traten die schroffsten Gegensätze hervor. Umsonst bemühten sich besonders Humboldt und Münster, einen Fürsten wie Völker schützenden Bund zu gründen; Bayern und Würtemberg bildeten eine ununterbrochene Phalanx des Widerstandes. Wenn Humboldt im Namen seines Königs erklärte, „dieser sehe es für Regentenpflicht gegen seine Unterthanen an, diese wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bildeten, und der Vortheile genössen, welche

---

6) In den drei letzten Sitzungen (7.—16. Nov.) erschien der Staatskanzler nicht mehr. Es war natürlich, daß Humboldt bei wichtigen Fragen sich vorbehielt, erst Rücksprache mit diesem zu nehmen.

7) Diese Protokolle (bei Klüber, II. 64—189.) sind nicht so farb- und leblos, wie die meisten andern Congreßprotokolle, die fast nichts als die Resultate aufbewahren.

daraus für die Mitglieder derselben erwachsen müßten" (II. 184); wenn er unabläſſig für ein Bundesgericht, als Berufungsbehörde für Staaten und für Einzelne (II. 168), wenn er für Feſtſtellung, nicht blos der Rechte des hohen Adels, ſondern einer Magna Charta für ſämmtliche Claſſen deutſcher Unterthanen arbeitete, wenn er allen deutſchen Staaten die Einführung von Verfaſſungen und wenigſtens eines Minimums von Rechten, die man den Ständen zugeſtehen müſſe, vorgeſchrieben ſehen wollte, ſahen jene beiden ſüddeutſchen Staaten in all dem nur eine Verletzung der ohne Maß von ihnen ausgedehnten Souveränetätsbegriffe. Man mag immer zu ihrer Entſchuldigung ſagen, ſie hätten ſich nicht Geſetze vorſchreiben laſſen wollen, mit denen der Mächtige doch nach Belieben ſchalten würde; man mag anerkennen, daß eben dieſe Staaten theils jene den Völkern beſtimmten Zuſicherungen beſſer erfüllt, als nachmals Preußen und Hannover, theils hie und da wenigſtens ſich ihrer Souveränetät dazu bedient haben, zu bindende Reaktionsbeſchlüſſe zu verhindern; dennoch iſt nicht zu leugnen, daß ihr Widerſtand auch gegen die wohlwollendſten Abſichten der preußiſchen und hannöveriſchen Bevollmächtigten zum guten Theil die Armſeligkeit der deutſchen Bundesära mit hat begründen helfen. In keiner Weiſe wollten die beiden Staaten ein Uebergewicht der größern, das doch in der Natur der Dinge liegt, anerkennen, obſchon Oeſterreich und Preußen ſich zu der Erklärung beſtimmen ließen: daß ſelbſt ihre vereinigten Stimmen den drei andern, wenn ſie einhellig opponirten, nichts aufdrängen ſollten (II. 81—82. 127). Selbſt in Bezug auf das Recht des Krieges und der Bündniſſe erhoben Bayern und Würtemberg ganz dieſelben Anſprüche, die Preußen machte, und die das mit ſo großen Beſitzungen außerhalb Deutſchland verſehene Oeſterreich gar nicht aufgeben konnte (II. 105. 122 — 23). Doch hier wich man nicht. Tapfer verfocht

Humboldt das Recht der Großstaaten; in der Sitzung vom 24. Oct. entwickelte er die Gründe, warum diese nicht nach gleichen Grundsätzen mit den blos deutschen Staaten beurtheilt werden könnten (II. 116), und noch, als Oesterreich einer begütigenden Redaktion dieses Punktes schon Eingang verschafft hatte, erklärte er, diese scheine ihm ungenügend, und behielt sich in Abwesenheit des Staatskanzlers noch eine Erklärung darüber vor (II. 173). [8]) Doch die kleinen Staaten verfochten auch ein Recht. Hat man doch oft vergessen, was man den Bundesstaaten, die fast in jede einseitige

---

8) Die entschiedenste Abneigung, in diesem Punkt ein Zugeständniß zu machen, trat auch noch später bei Humboldt hervor. Preußen hatte noch zu Wien die Absicht erklärt, nicht nur mit allen seinen vormals bestimmt zum deutschen Reiche gehörenden Landen, sondern auch mit Schlesien und Geldern dem Bunde beizutreten (II. 81. 106. 469). Als aber später diese Frage am Bundestage definitiv erledigt werden sollte, schlug man in Preußen von einigen Seiten vor, wegen möglicher Feindseligkeiten von Seiten Rußlands lieber auch das eigentliche Preußen und Posen dem Bunde einzuverleiben. Hardenberg aber und Humboldt widerriethen. Preußen müßte, nach ihrer Ansicht, verlieren, wenn es aufhöre, eine außerdeutsche Macht zu sein; es trete aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten. Daß Preußen, meinte Humboldt, seit dem Jahr 1813 in allen Verhandlungen zu den fünf größten Staaten, von denen sogar Spanien ausgeschlossen blieb, gerechnet wurde, verdanke es doch auch mit dieser zugleich außerdeutschen Stellung. Durch die vorgeschlagene Maßregel dagegen werde es ein bloßer Bundesstaat Deutschlands, und stelle sich in Eine Kategorie mit Bayern, Würtemberg und Hannover. Zu einem solchen Preußen würden die europäischen Staaten nicht mehr mit diesem Vertrauen reden. Auch könne man, fügte er (Angesichts der unglücklichen Entwicklung der Bundes-Angelegenheiten) hinzu, erforderlichen Falls von den nichtdeutschen Staaten Gründe vernehmen, in diesem oder jenem Punkt Abweichungen von den im Bunde aufgestellten Sätzen Statt finden zu lassen. Endlich — und das war zur Zeit wohl der entscheidende Einwurf — fürchteten Hardenberg und Humboldt, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen sein. Diesen Gründen, die der Obrist, nachherige Kriegsminister v. Witzleben, zum Theil, um sie zu widerlegen, in einem Memoire vom J. 1818 erwähnt hat (siehe Dorow's Joh v. Witzleben, Leipzig 1842, S. 117—20), mag man unter den obschwebenden Verhältnissen immer beistimmen, dennoch bleibt zu wünschen, daß die künftige Entwicklung der Dinge auch dafür eine Ausgleichung mit sich führe. Denn das eigentliche Preußen gehört doch in der That so gut zu Deutschland, als Böhmen oder Illyrien.

Unternehmung verwickelt werden müſſen, oder die an den Laſten eines Krieges Theil genommen hatten, ſchuldig wäre. Erſt auf dem Boden der Zollvereinspolitik können wir eine Ausgleichung der hier ſich kreuzenden Anſprüche erwarten.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen forderte Würtemberg geradezu, man ſolle die Verfaſſungsfragen ſo lange vertagen, bis die deutſchen Territorialfragen erledigt ſeien, da vorher ein Einverſtändniß nicht zu hoffen. In einer Antwortnote, die Hardenberg und Humboldt am 22. Nov. erließen, führte man zu Gemüthe, von wem der langſame Gang dieſer Unterhandlungen hauptſächlich bewirkt worden. Den Schluß der Territorialverhandlungen abzuwarten, ſei gar nicht nöthig, denn es handle ſich überhaupt weniger um kleine Irregularitäten des Länderbeſitzes, als um die Vereinigung der einzelnen Staaten in einen tüchtigen Geſammtkörper, und es bleibe nur zu wünſchen, daß jeder einzelne Staat die rechte Stellung zu dieſem nehme (IX. 252—55). Dieſe Lektion kam ſchon zu ſpät. Nicht allein die Bemühungen der kleinen Staaten, die Pentarchie zu ſprengen, [9]) ſondern eben ſo die Uneinigkeit des Ausſchuſſes ſelbſt, und wie wir glauben, auch die Spannung über die polniſch-ſächſiſche Frage, führten einen völligen Stillſtand dieſer Verhandlungen herbei.

Erſt — als die Länderfragen ſich ihrer Beendigung näherten — faßte man die Verfaſſungsangelegenheiten wieder in's Auge. Den 4. Febr. wiederholten Hardenberg und Humboldt in einer Note an Metternich den bereits mündlich

---

9) „Jene fünf mächtigeren Staaten," ſo äußert ſich Herr von Gagern, ein Hauptagitator der kleinen, „verwickelten ſich in der Leerheit und Zweideutigkeit ihrer Sätze. Herr von Humboldt, ſonſt ein Mann von großem Talent und Wiſſen, hatte zu undankbaren Stoff [?], und das Volumen oder die Multiplikation der Plane erſetzten nicht den innern Gehalt." (Antheil II. 205—6).

lebhaft geäußerten Wunsch, „daß nunmehr die Angelegenheiten der deutschen Verfassung wieder in Berathung genommen werden möchten," und versprachen demselben unverzüglich die Vorarbeiten mitzutheilen, die sie zu diesem Zweck entworfen hätten. Sie schlugen jetzt selbst vor, die kleinern deutschen Fürsten und Stände, deren Gesinnung sich wider Erwarten freundlich ausgesprochen habe, zu den Berathungen über die künftige Verfassung herbeizuziehen, nur mit Beifügung des Wunsches, daß man dieselben auffordere, sich durch eine aus ihrer Mitte hervorgehende Deputation vertreten zu lassen, da von einer zu großen Zahl Bevollmächtigter eine gedeihliche Berathung nicht zu hoffen sein würde. Metternich war damit völlig einverstanden. Sofort überreichten (15. Febr.) Hardenberg und Humboldt zwei neue Bundesentwürfe, einen mit, einen ohne Kreisdirektoren; sie drückten dabei die leitenden Motive in einer sehr merkwürdigen Note aus. Zunächst vertheidigten sie nochmals den Gedanken der Kreisdirektoren. „Die Gefahr," sagten sie, „daß Deutschland in einige große Theile zerfalle, rührt nicht von der Eintheilung in Kreise her . . . Diese Gefahr entsteht aus der überwiegenden Macht einiger Staaten, der großen durch die Säkularisationen und Mediatisationen entstandenen Verringerung der Zahl der übrigen, und der durch die Zerstörung des deutschen Reichs herbeigeführten Entwöhnung von aller, auch noch so billigen, gemeinschaftlichen Verfassung." (II. 10.) Beide Staatsmänner gingen in der damaligen Erbitterung gegen die süddeutschen Höfe so weit, selbst auf bedingte Herstellung der mediatisirten Fürsten hinzudeuten (II. 9. 10—11). Hatte denn Preußen diese Sekularisirungen und Mediatisirungen nicht gefördert? Hatte Hardenberg nicht selbst den Baseler Frieden abgeschlossen, der alle diese Veränderungen herbeizog? Humboldt hatte keinen Theil an diesen Vorgängen gehabt, aber, redlich gestanden, hier hat ihn entweder eine sonst

gerechtfertigte Polemik, oder eine unpraktiſche griechiſch-deutſche Idee fortgeriſſen. Es iſt doch ein ganz anderes Ding, Bürger einer noch ſo kleinen Griechenrepublik, als geborener Unterthan eines Fürſten Wittgenſtein oder Hohenlohe zu ſein! — Vortrefflich aber waren faſt alle Vorſchläge und Maximen, die der zweite Theil dieſer Note entwickelte, und wir können nicht umhin, die wichtigſte Stelle daraus hier einzurahmen. „Es gibt," ſagten ſie, „bei der deutſchen Verfaſſung nur drei Punkte, von denen man nach der innerſten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks den weſentlichſten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landſtändiſche, durch den Bundesvertrag geſicherte Verfaſſungen. Die Unterzeichneten können ſich ſchmeicheln, daß auch der öſterreichiſche Hof die Anſicht theilt, daß die Errichtung einer deutſchen Verfaſſung nicht blos in Abſicht auf die Verhältniſſe der Höfe, ſondern eben ſo ſehr zur Befriedigung der gerechten Anſprüche der Nation nothwendig ſei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichſten Ereigniſſe untergegangene Reichsverfaſſung, von dem Gefühle durchdrungen iſt, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländiſcher Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen feſten Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, ſondern überzeugt iſt, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutſchen Völkerſtämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn ſich dieſelbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht. Geht man aber von dieſer Betrachtung, dem allgemeinen Verlangen nach einer nationalen Verbindung, aus, ſo erhalten die drei erwähnten Punkte eine verſtärkte Wichtigkeit. So iſt es z. B. unleugbar, daß, wenn es der künftigen Verfaſſung an einem Bundesgerichte

fehlt, man nie wird die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein mangle, und die Unterzeichneten theilen selbst vollkommen diese Ueberzeugung." (II. 16—17).

Die dieser Note beigefügten Entwürfe (II. 18—64), die ausführlichsten unter allen, sind, wie auch Klüber versichert (II. 295), aus Humboldt's Feder geflossen. Es athmet in ihnen derselbe Geist, der obige Note auszeichnet, derselbe, der auch in dem ersten Entwurf waltet, nur daß die inzwischen gemachten Erfahrungen wohl genutzt und ungemessene Ansprüche beseitigt sind. Nicht leicht ist den Interessen der Nation in Hinsicht auf Rechtszustand und allgemeine Wohlfahrt so sorgfältig und ausführlich vorgedacht worden, wie in den nun vorgelegten Plänen. Aber die Zeit war ihnen nicht günstig. Oesterreich hatte nur auf den Moment gewartet, um wieder einmal den Ausschlag zu geben. Auch ihm mochten viele Punkte, die Preußen betrieb, nicht angenehm sein; man wünschte gar keinen so festen und detaillirten Bundesplan, man wollte nicht so viel Lebhaftigkeit in die Bundesverhältnisse gebracht wissen. Preußen modificirte zwar seine Absichten in einem Anfang April vorgelegten Entwurfe (I. H. 4. S. 104—11) nochmals; es revidirte ihn dann abermals (30. April) und überreichte ihn so dem Fürsten v. Metternich am 1. Mai (II. 298—308). Ein oberer Bundesrath, nur durch einige Bevollmächtigte der Kleinstaaten vermehrt, das Bundesgericht, die Festsetzung allgemeiner Bürgerrechte so wie eines Minimums landständischer Befugnisse waren auch in diesem letzten rein preußischen Plane bewahrt. Umsonst. Oesterreich hatte schon das Heft in Händen, und alle Bemühungen für das Bessere waren nunmehr vergeblich.

Bevor wir jedoch den Verlauf dieser Angelegenheit schildern, sei uns vergönnt, wenigstens auf einige Punkte dieser Entwürfe den Blick zu lenken. Nicht als fänden wir

nur in dieſen des Bedeutſamen genug, ſondern wir wählen ſie, weil ſie für die Gegenwart das größre Intereſſe haben, und faſſen vorzüglich die beiden beſtimmt von Humboldt herrührenden Entwürfe vom Februar (1815) in's Auge, die für uns hier, da ſie nur in Rückſicht auf die Kreiseinrichtung von einander abweichen, für einen gelten können. — Im 96ſten Paragraphen dieſes Entwurfs ward Preßfreiheit zugeſichert, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftſteller, oder, falls dieſe nicht genannt ſind, der Buchhändler oder Drucker, verbunden mit der „nöthigen" polizeilichen Aufſicht periodiſcher Schriften; und erſt in den letzten Vorlagen ward dieſe „zweckmäßige polizeiliche Aufſicht" der periodiſchen Preſſe etwas weiter, jedoch nur auf Flugſchriften ausgedehnt. — Den Ständen aber garantirte der Hauptentwurf (II. 44—45.), unabhängig von der ſonſtigen Verſchiedenheit landſtändiſcher Verfaſſungen in den einzelnen Ländern, zum mindeſten folgende Rechte: 1. das der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Geſetze; 2. das der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der ſchon vorhandenen; 3. das der Beſchwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; 4. das der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfaſſung, und der durch dieſelbe und durch den Bundesvertrag geſicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. — Auch die beiden modificirten Entwürfe hielten dieſe Punkte feſt; der letzte fügte noch hinzu, daß, wo eine ſtändiſche Verfaſſung erſt neu organiſirt werden müſſe, ſie ſo einzurichten, daß alle Claſſen der Staatsbürger daran betheiligt würden (II. 304). — Man ſieht, Humboldt forderte nichts Ueberſchwengliches von dem Beginn conſtitutioneller Entwicklung.

Die Freunde der Freiheit werden dieſe Beſtimmungen ſehr karg finden. Dennoch dürfte man, bei näherem Betracht, einen ſolchen Ausgangspunkt (terminus a quo), als Unterbau verfaſſungsmäßigen Lebens, nicht für gering anſehen, und um ſo weniger, da durch das Zugeſtändniß der Verwilligung in dem einen Falle die Möglichkeit weiterer Fortbildung auf dem Wege ruhiger Uebereinkunft, alſo des geſetzmäßigen Ausbaues, ſchon vorgeſehen iſt. Hiezu kommt noch ein weiteres Intereſſe. Faſt — wenn auch nicht ganz — dieſelben Rechte gedachte man in Preußen, wo ein ſolcher hier vielfach ſchwierigerer Neubau erſt zu gründen war, den demnächſt zu errichtenden Reichsſtänden zu gewähren, was noch von Wien aus der König, in dem berühmten Edikt vom 22. Mai 1815, ſeinem wieder zu neuen Anſtrengungen gegen Frankreich aufgerufenen Volke verkündete. Da hieß es (§. 3. 4.): „Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Landesrepräſentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll. — Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich auf die Berathung über die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung.“ Von Reichsſtänden hatte Humboldt in jenen Entwürfen nicht geſprochen, weil es ſich im Allgemeinen von ſelbſt verſtand, auf Oeſterreich aber nicht anwendbar ſchien. Dagegen müſſen wir uns wundern, daß die preußiſche Verheißung nicht einmal das verbürgte, was ſämmtliche Bundesentwürfe, die von dieſem Staate ausgingen, als ein Minimum gefordert hatten. Scheint es doch, als wenn unterdeß ſchon ein entgegenwirkender Einfluß ſich geregt und den König bewogen hätte, weiterer Zuſage ſich zu enthalten.

Sicher nur durch Widerſprüche, theils von Seite anderer Cabinette, theils aus dem eigenen Feldlager, war Humboldt ſelbſt zu dieſem, übrigens wohlbedachten Minimum-

gekommen; denn in dem ersten preußischen Entwurfe, der wohl auch dem besten Theile nach auf seine Rechnung gehört, war den Ständen noch ungleich mehr eingeräumt, nämlich ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. (I. H. 1. S. 47—48) — Hat Humboldt doch auch die Hauptentwürfe (vom Februar) noch in manchen Punkten beschnitten! Dennoch würde man sehr Unrecht thun, wollte man, mit Herrn v. Gagern, [10]) aus diesen rückwärts gethanen Schritten schließen, „der geistreiche Verfasser — der Entwürfe — sei bereits durch Widersprüche ermüdet gewesen." — Vielmehr ist die Ausdauer zu bewundern, womit er an jenem Ultimatum festhielt, mit der er noch zuletzt erklärte, wie wenig die Bundesakte ihm genüge. Wenn er wich, so war dies keine Umkehr, sondern ein Zugeständniß, das er den Umständen, das er der Nothwendigkeit machen mußte.

Bekanntlich kam im März 1815 Napoleon von Elba zurück. Kriegerische Maßnahmen wurden das Erste und Dringende; die deutsche Verfassungssache, wenn sie noch zu Stande kommen sollte, mußte auf jede Weise beschleunigt werden. Da gewann Oesterreich den Vortritt; es adoptirte die meisten Forderungen der süddeutschen Staaten; willfahrte den Anliegen der kleinen Fürsten, und führte so die Dinge in das längst gewünschte Geleis. In der Mitte Mai's trat es in definitive Besprechung mit Preußen, zu der zuletzt noch der erste hannöverische Bevollmächtigte, Graf v. Münster, gezogen wurde (II. 341). Darauf rief man sämmtliche deutsche Staaten, die kleineren anfangs in Deputationen, [11])

---

10) Antheil, II. 220.

11) Diese hatte auch Preußen, schon am 29. März, dazu eingeladen; siehe die Antwort von Hardenberg und Humboldt auf eine

bald mit ihren sämmtlichen Bevollmächtigten, zur Berathung. Oesterreich legte (23. Mai) einen Entwurf der Bundesakte vor, mit der Erklärung, daß es „in Einverständniß mit Sr. Majestät dem König von Preußen geschehe.“ Die preußischen Bevollmächtigten leisteten noch in der Berathung, was in ihren Kräften stand; im Ganzen änderten sie nichts. Die Protokolle (II. 339—368) auch werden farblos und öde; schon brach — in diesem zweiten Theile der deutschen Verhandlungen zu Wien — der Bundestag an. Alles ward möglichst schwebend gehalten, das Meiste der Zukunft überlassen, selbst das Soll in Bezug auf landständische Verfassungen mit dem famosen Wird vertauscht (II. 385. 433). Man drängte zum Schluß, um den kriegerischen Ereignissen zu folgen. Schon in der 11ten Sitzung, 10. Junius, ward die am 8. desselben Monats paraphirte Akte unterzeichnet. Sie trägt auch die Namen Hardenberg und Humboldt. Diese aber gaben, bevor sie unterzeichneten, die schriftliche Erklärung ab, „wie sie zwar gewünscht hätten, der Bundesakte eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, daß sie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müssen geglaubt hätten.“ (Wien, 6. Juni 1815). [12])

Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Gute selbst, was noch gerettet worden, trug wenig Früchte, und bald ließ auch Preußen, das auf so guten Wegen gewandelt,

---

Note der vereinigten souveränen Fürsten und freien Städte bei Klüber, I. H. 1. S. 48—51.

12) Klüber, Akten, II. 556.

sich zu völliger Umkehr bestimmen. Allerdings wurde der Bund dann fortgebildet; zunächst aber nur im Interesse einer vollständigen, sämmtliche Staaten fesselnden Reaktion.

---

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die geselligen Verhältnisse, in denen Humboldt während des Congresses sich bewegte, und fügen dann einige Abenteuer und Anecdoten aus dieser Zeitepoche hinzu. Ueberlastet mit dringenden und so bedeutenden Geschäften fand Humboldt doch noch Zeit, dem rauschenden Leben des Tages und den vielfältigsten Einladungen zu folgen. Zwar sah man ihn nie auf der Bastei, [1]) dem allgemeinen Spaziergangsorte der Wiener, wo damals die ganze vornehme Welt sich tummelte, aber man traf ihn bei allen Festlichkeiten, die damals gedrängt auf einander folgten; man fand ihn in den Salons, wo einzelne Theile der großen Masse sich zusammenfanden, (z. B. in dem der Fürstin Taxis, dem Hauptversammlungspunkte hochstehender Preußen, bei Frau von Arnstein, [2]) einer gebornen Preußin, u. s. w.) Wir finden Humboldt beim Festball im kaiserlichen Palast, sich mit Dalberg und Wessenberg über die sächsisch-polnische Frage unterhaltend, [3]) finden ihn bei einem Picknick im Augarten, das der bekannte Sidney-Smith veranstaltet hatte, in lebhafter Unterredung mit dem Grafen von Rechberg. Rechberg unterhielt ihn mit

---

1) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 44.

2) Ebendas., zweite Aufl. IV. 414—15. „Man konnte in ihren Sälen an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn v. Humboldt, die Prinzen v. Hessen-Homburg, die Grafen v. Bernstorff, v. Münster und v. Neipperg, und viele andere, solchen Ansehens, aus der gedrängten Menge auslesen."

3) De la Garde, Fêtes et Souvenirs, I. 554.

ſolchem Autorenthuſiasmus von einem Werk über Rußland, daß er darüber ganz vergaß, auf ſeinen Herrn, den König von Baiern, zu achten, der umſonſt ihn in einer Verlegenheit um Hülfe anrief. [4]) — Gentz wußte die ausgeſuchteſte Geſellſchaft bei ſich zu vereinigen. Da ſah man den Herzog von Weimar, einen Talleyrand, den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, die ſchöne Gräfin von Fuchs, den Dr. Bollmann — (bekannt durch ſeinen Verſuch, Lafayette aus Ollnütz zu befreien, nachmals halb Deutſcher, halb Amerikaner), ferner Rahel mit ihrem Gatten und natürlich auch unſern Humboldt. [5]) — Man erzählt auch von einem Mahle beim Fürſten Staatskanzler [6]) (15. März), bei dem Humboldt, Fürſt Radziwill, Stägemann, Grolmann und Schöler, der Finanzminiſter v. Bülow, Graf Flemming, Bartholdy, Varnhagen, Rahel u. A. verſammelt waren. Auch der Turnmeiſter Jahn, derb und ſchmutzig, wie er war, erſchien dabei, und theilte Lehren und auch Grobheiten aus. „Humboldt's Eifer," erzählt uns Varnhagen, „ſich Jahn durch mich vorſtellen zu laſſen, verleitete den Kraftmann, auch hier ſein Spiel zu verſuchen, das aber ſchlecht gelang, der überlegene Geiſt hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Faſſung ſtehen, als wiſſe er nicht, ob er gefoppt worden."

Von ſchon Bekannten fand Humboldt in dieſer Zeit auch den Cardinal Conſalvi, der als Bevollmächtigter des Papſtes erſchien. Auch der Major v. Hedemann begrüßte den künftigen Schwiegervater während dieſer Zeit. Der Buchhändler Cotta kam im Auftrag ſeiner Collegen,

---

4) Ebendaſ. II. 97.

5) Varnhagen v. Enſe, Denkw. V. 87.

6) Ebendaſ., V. 113—114. Rahel's Briefe, II. 267—69.

ſo vieler andern diplomatiſchen und nicht diplomatiſchen Perſonen hier nicht weiter zu gedenken.

Auch an Abenteuern, an luſtigen Erzählungen fehlte es nicht; und Humboldt ſelbſt gab Stoff dazu. Das Ernſtere wollen wir zuerſt berichten, ein Duell nämlich, das die wenigſtens äußerlich heitere Arena des Congreſſes beinahe mit Blut beſpritzt hätte, und das um ſo mehr auffiel, weil es nicht zwiſchen ein paar jungen Hitzköpfen, ſondern zwiſchen geſetzten Männern Statt hatte, die beide hoch geſtellt, beide Miniſter einer angeſehenen Macht waren, zwiſchen unſerm Humboldt nämlich und dem Kriegsminiſter Preußens, Herrn v. Boyen. Dieſe Männer geriethen durch einen faſt kindiſchen Etiketteanſtoß an einander, wobei Humboldt wohl einigen Uebermuthes geziehen werden muß. Der Kriegsminiſter nämlich war zu einer Conferenz der fünf Mächte eingeladen, um in Betreff des bevorſtehenden Feldzugs einige Erläuterungen zu geben (3. Mai). Die Sache war abgethan; man wollte zu andern Gegenſtänden übergehen, bei welchen die fernere Anweſenheit dieſes Miniſters nicht wohl angemeſſen ſchien. Statt ihm dies aber einfach anzudeuten, geleitete ihn Humboldt unter einem Vorwand, der das Blut des Militärs in Harniſch brachte, hinaus. Boyen forderte Genugthuung mit den Waffen in der Hand, Humboldt, dem der Muth nie fehlte, den nie der Gleichmuth verließ, nahm dieſe Forderung mit der heiterſten Miene von der Welt an. Das Duell fand Statt. Es waren keine Zeugen dabei, als der Fürſt v. Hardenberg und der auch von Humboldt ſehr geſchätzte Arzt Dr. Koreff. Man ſchlug ſich ganz ernſt und gewiſſenhaft; es ſchien aber, als wenn die Kämpfenden unantaſtbar ſeien, denn keiner erhielt eine Wunde. Manche lächelten über das leichtverletzliche Ehrgefühl des Miniſters v. Boyen, allgemein aber bewunderte man die Ruhe und Ritterlichkeit und den guten Humor ſeines Gegners, die ſich eben ſo unerſchütterlich auf

der Menſur wie vor dem grünen Tiſche des Conferenzſaales zeigten. [7])

Noch eines Vorfalls gedenke ich. Bekanntlich kam der Maler Iſabey nach Wien, um die merkwürdige Verſammlung auch in einem Gemälde zu verewigen. Auf der einen Hälfte des Bildes waren die gekrönten Häupter verſammelt, auf der andern die diplomatiſchen Hauptperſonen um die Tafel gruppirt, wo die Geſchicke Europa's entſchieden wurden. Jede einzelne Figur war Portrait; der Künſtler wählte den Moment, wo Metternich den Herzog von Wellington einführt. Ein Umſtand aber hätte die Abſicht des Künſtlers beinahe geſtört. Sämmtliche europäiſche Bevollmächtigte von Bedeutung ſollten auf dieſem Blatte figuriren. Unter dieſen aber durfte ein Mann wie Humboldt gewiß nicht fehlen. Nun erfuhr aber Iſabey, daß er bei dieſem Staatsmann auf großen Widerſtand ſtoßen werde, denn man wußte, wie entſchieden abgeneigt dieſer ſei, ſich malen zu laſſen. Hatte er doch ſelbſt der Prinzeſſin Louiſe Radziwill, Schweſter des Prinzen Ferdinand von Preußen, es abgeſchlagen! Nur mit wenig Hoffnung alſo ging Iſabey zu Humboldt. Seine Verlegenheit, mochte ſie nun erkünſtelt oder wahrhaft ſein, vermehrte der, wie Graf de la Garde ſagt, „ſprichwörtlich gewordne Humor" des Angeredeten, der, ſeine weit vorſtehenden großen blauen Augen auf ihn richtend, alſo antwortete: „Schauen Sie mich an, und geſtehen Sie, daß mich die Natur mit einem zu häßlichen Geſicht verſorgt hat, als daß Sie den Grundſatz, welchen ich mir gemacht, mißbilligen könnten, nie einen Sou für mein Portrait auszugeben.

---

7) De la Garde, II. 354–55. Ich bin, um die Farbe des Tages zu erhalten, in Obigem ganz der Darſtellung und Beurtheilung dieſes Berichterſtatters gefolgt, und füge nur noch bei, daß das Duell im Prater vor ſich ging, und daß man nach zwei Piſtolenſchüſſen ſich verſühnte.

Sagen Sie selbst, würde die Natur nicht auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so dumme Verblendung an mir gewahr würde? Nein! sie soll sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt, zu würdigen weiß." — Der Maler, überrascht von dieser Erklärung, betrachtete jetzt mit Staunen die unregelmäßige Gestalt (figure hétéroclite) des Ministers. Er faßte sich jedoch alsbald und erwiederte, das sei gar nicht seine Absicht, von Sr. Excellenz eine Belohnung zu wollen für die so angenehme Mühe, die er auf sich zu nehmen wünsche. Er komme nur, denselben um die Gunst zu ersuchen, daß er ihm einige Stunden sitze. „Wenn Sie weiter nichts wollen," fiel Humboldt ein, „mit dem größten Vergnügen. Ich sitze Ihnen, so oft Sie wünschen. Geniren Sie sich ganz und gar nicht. Ich kann nur von meinem Princip nicht abgehen, für meine häßliche Figur nicht das Mindeste aufzuwenden." Humboldt saß dem Künstler, so oft dieser es begehrte. Als das Bild fertig war und Stiche desselben ins Publikum kamen, fand man Humboldt's Portrait am treusten, und dieser sagte mehr denn einmal: „Ich habe nichts gezahlt für mein Portrait. Isabey hat sich dafür an mir rächen wollen. Er hat mich sprechend ähnlich gemacht." [8])

---

Als die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Wien gelangte, waren zwar die schwierigsten Fragen entschieden; die Stockung aber, in welche die Geschäfte einmal gerathen waren, dauerte fort. Da kam die Schreckensbotschaft, die so manchen zittern machte. Humboldt aber nicht; er freute sich des Umschwungs und rief: „Vortrefflich, das gibt Bewegung!" [1])

---

8) De la Garde, II. 392—94.

1) Varnhagen, v. Ense, Denkw. V. 106.

Es war ein Glück, daß Napoleon dieſes Wagſtück nicht früher, und daß er es nicht ſpäter angetreten. Noch waren die Monarchen in Wien verſammelt; Maßnahmen und Beſchlüſſe wurden ſchneller und einiger gefaßt. Zuerſt erſchien von Seiten der 8 Mächte, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung, die aber lediglich gegen Napoleon und deſſen Einbruch in Frankreich gerichtet war (13. März). Auch Hardenberg und Humboldt unterzeichneten ſie (Klüber l. H. 1. S. 53—55). Es war kein Meiſterſtück. Man trennte Napoleon's Sache zu ſchnell von der Sache der Nation. Indem man dieſer die Einhaltung des Pariſer Friedensſchluſſes garantirte, hätte man die beſtimmte Vorausſetzung beifügen ſollen, daß Frankreich Napoleon's Sache nicht zur ſeinigen machen werde. Dies holte man zwar in einem nachfolgenden Stücke gewiſſer Maßen nach, aber doch nicht feierlich und entſchieden genug. Nach den weiteren Vorgängen in Frankreich und Napoleon's Anerbietungen fühlte man nämlich immer mehr, daß obige Erklärung nicht genüge. Der Ausſchuß der acht Mächte ſetzte deshalb eine Commiſſion nieder, welche prüfen ſollte, ob es nöthig geworden, eine abermalige Erklärung zu erlaſſen. Die Commiſſion erſtattete am 12. Mai den Bericht: ſie verneinte die Frage. Statt aber aufs Beſtimmteſte zu erklären, man ſehe den Pariſer Friedensſchluß nicht weiter für bindend an, begnügte man ſich, das Conferenzprotokoll dieſes Tages in der Wiener Hofzeitung zu veröffentlichen (VI. 290—302).

Durch Vertrag vom 25. März erneuerten Oeſterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ihre bisherige Allianz, insbeſondere den Vertrag von Chaumont; man beſtimmte zugleich die Hauptmaßnahmen für den Krieg, und lud alle Mächte Europas ein, dieſem Bunde beizutreten. Das engliſch-preußiſche Inſtrument dieſes Vertrages trägt die Namen Hardenberg, Humboldt, Wellington (l. H. 4. S. 57—61).

Ein Zusatzvertrag vom 30. März bestimmte Englands Subsidien; er wurde Seiten dieses Staates durch Lord Clancarty, preußischer Seits von den oft erwähnten Bevollmächtigten geschlossen (II. 291—93).

Nun hatte man den Beitritt, besonders der mittlern und kleinen deutschen Staaten, zu unterhandeln. Mit Staaten königlichen Ranges und den zunächststehenden geschah es durch besondere Verträge; [2]) auch hier war Humboldt insonders thätig. [3]) Mit den kleinen Fürsten und Städten dagegen knüpfte man eine Generalverhandlung an. Am 29. März theilten die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten diesem Gesammtkörper den geschlossenen Vertrag mit. Darauf antworteten die Bevollmächtigten der kleinen am 14. April. Bereitwillig zu Uebernahme jeder Last, begehrten sie nur, auch an den gemeinsamen Vortheilen Theil nehmen zu dürfen; dann verlangten sie, daß bei dem Friedensschluß auf ihre billigen Wünsche, besonders wegen einer festern und sichern Gränze, Rücksicht genommen werde (II. 205). Schon am 12. April lud Humboldt, in Metternich's und Hardenberg's Namen, die Bevollmächtigten ein, sich den Abend in der Staatskanzlei einzufinden. Auch Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt erschienen. (IV. 395—96). Man beschloß die Redaktion einer allgemeinen Beitrittsurkunde, und ernannte von Seiten der großen Mächte eine Commission, solche mit einer Deputation der Kleinstaaten zu verhandeln. Von Preußen wurde Humboldt dazu beauftragt. Nach einigen Conferenzen, vom 20—27. April

---

2) Man sicherte diesen Staaten dieselben Ansprüche zu, die der Vertrag vom 25. März verbürgte; Würtemberg aber ließ sich noch ausdrücklich Theilnahme an den Friedensverhandlungen zusichern; siehe den Vertrag vom 30. Mai 1815, bei Klüber, VIII. 231.

3) v. Gagern, Antheil II. 154. 178.

(IV. 408—26), war die Sache erledigt und unterzeichnet (II. 273—89). — Aus allen diesen Verhandlungen scheint hier nur das noch bemerkenswerth, was uns Gagern berichtet, [4]) daß nämlich Humboldt für die norddeutschen Staaten eine Art Nothwendigkeit zu begründen suchte, sich Preußen anzuschließen, wobei an die Eintheilung in Nord und Süd, und der Main als Gränze gedacht wurde. So natürlich dies war, wußte man es anderer Seits doch zu umgehen, und zwar diesmal aus annehmbaren Gründen. Es wurde nämlich unter Englands Führung eine Armee in den Niederlanden gebildet; dieser wurden die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugewiesen, auch königlich sächsische Truppen sollten nachfolgen. — Oesterreich, Rußland und Preußen setzten außerdem eine Commission nieder, zu dem Beruf, mit den kleinen deutschen Höfen über die Verpflegung der drei Armeen (vom Oberrhein, Niederrhein und den Niederlanden), über die Hülfsmittel zu ihrer Herbeischaffung und das Hospital- und Lazarethwesen zu unterhandeln. Dabei wirkten von Preußens Seite Humboldt und der geh. Staatsrath Stägemann (21—24. April, IV. 439—93, und zwar den Anforderungen gemäß, die der wackere Kriegsminister von Boyen gestellt hatte.

---

Nach Unterzeichnung der Bundesakte (10. Juni) eilten die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten theils in's Hauptquartier, theils in ihre Heimath zurück. Auch Hardenberg ging sofort nach Berlin. Nur Humboldt, Wessenberg und Clancarty weilten noch acht Tage, mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt. Dann gingen auch sie nach ihren Bestimmungsorten ab.

---

4) Antheil, II. 164—65.

Humboldt begab ſich zunächſt nach Berlin. Auch war ſchon beſtimmt, daß er nicht mehr nach Wien zurückkehren ſollte. Schon nach dem letzten Friedensſchluſſe nämlich war er zum künftigen Geſandten in Paris deſignirt worden. [1]) Nur der Krieg bewirkte abermals einen Aufſchub in dieſem Punkt, und erſt den 3. Okt. 1815 erhielt er (zu Paris) das wirkliche Rappel-Schreiben von ſeinem bisherigen Poſten, auf dem dann Gen. v. Kruſemarck ſein Nachfolger wurde.

---

Schon auf dem Weg in die Heimath erhielt Humboldt die Nachricht des Sieges von Waterloo. Kaum in Berlin angekommen, wurde er zu den Friedensunterhandlungen berufen. Nach wenigen Tagen ging er, über Frankfurt, nach Paris. Dort waren ſeit dem 10. Juli auch die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen anweſend, und bald trat eine Commiſſion von Bevollmächtigten der verbündeten großen Mächte in Conferenzen zuſammen, um nicht allein die Bedingungen des Friedens mit Frankreich, ſondern zugleich eine Menge anderer ſchwebender oder auftauchender Fragen zwiſchen den alliirten Höfen zu verhandeln. In dieſer Commiſſion wirkten als regelmäßige Mitglieder nur der Herzog v. Wellington und Lord Caſtlereagh für England, Fürſt Andreas Raſumoffsky und Graf Neſſelrode für Rußland, Metternich und Weſſenberg für Oeſterreich, enblich Hardenberg und Humboldt für Preußen. [1]) Später trat ruſſiſcher Seits

---

1) Klüber, I. H. 1. S. 39. Rahel's Briefe, II. 224. (13. Juni 1814).

1) Andere Perſonen wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelaſſen, ſo der ruſſiſche Geſandte in Paris, Pozzo di Borgo, Fürſt

Graf Capodistrias an die Stelle des Ministers v. Nesselrode. Gentz führte das Protokoll. Die Sitzungen wurden im ehemaligen Hotel Borgheſe, der Wohnung des Lord Castlereagh, in der Regel von 12 bis 3 Uhr gehalten. Der Fürſt v. Metternich präſidirte ihnen. Später kam man oft im Hotel Sir Ch. Stuarts zuſammen. — Bevollmächtigte der mittlern europäiſchen und deutſchen Staaten wurden zu dieſen Hauptverhandlungen nicht zugelaſſen; alle Bemühungen von einzelnen Seiten, dies zu erlangen, blieben fruchtlos.

Die Freunde des deutſchen Vaterlandes erwarteten, daß man nach dieſen abermaligen Anſtrengungen Deutſchland durch eine beſſere Gränze gegen Frankreichs Uebermuth ſichern werde. Beſonders kämpfte Görres im rheiniſchen Merkur und E. M. Arndt in Flugſchriften für dieſe Forderung. Frankreich ſollte ſogar, dieſen Sprechern zufolge, alle ehemals zum deutſchen Reiche gehörenden Provinzen, Elſaß, Lothringen, Burgund, die Freigrafſchaft und die abgeriſſenen Stücke der Niederlande, herausgeben. Man ſah davon ab, daß weit der größte Theil der damit geforderten Lande der franzöſiſchen Zunge angehört, und wie gefährlich es ſein mochte, Länder anzuſprechen, die man nicht zu beherrſchen weiß, und um eines ſo zweideutigen Gewinnes willen Frankreich ſo bitter zu reizen. Dennoch zeigten dieſe Anſprüche von einem hohen Aufſchwung der Nation; man durfte um ſo gewiſſer erwarten, daß wenigſtens das Nothwendige geſchehe, daß durch Zurücknahme des Elſaß, einer rein deutſchen Provinz, das blosliegende ſüdweſtliche Deutſchland geſchützt, und durch Entfernung Frankreichs vom Rheine das Streben der Franzoſen ſelbſt, das linke Rheinufer zu erlangen, gedämpft werden würde. Denn dieſen Gedanken wird Frankreich kaum

---

Schwarzenberg und mehrere öſterreichiſche und preußiſche Generale, dann der preuß. Finanzminiſter Frh. v. Bülow, endlich auch die Bevollmächtigten Frankreichs.

aufgeben, so lange es nur einen Punkt am Rhein noch im Besitz hat.

Von Preußen besonders, das, vereint mit den Engländern, allein so ruhmvoll diesen Feldzug entschieden hatte, erwartete man, daß es energisch das deutsche Interesse vertreten würde. Man wußte, daß Blücher und Gneisenau in Paris waren, daß Stein dahin berufen worden; man hoffte auch von den eigentlichen Leitern der Politik das Beste. Stein hatte zwar so wenig, als die Feldherren, einen eigentlichen Theil an dem Friedensgeschäfte; das nationale Interesse aber war nicht weniger gut von den Männern vertreten, die Preußen in die Friedenscommission gesendet, von Hardenberg nämlich und Humboldt. Sie verschuldeten am wenigsten, daß der Erfolg so hinter allen Erwartungen zurückblieb. Humboldt namentlich, der jugendlich rüstige, widmete dieser Sache die ganze Energie, der wir ihn fähig wissen.

Zwar ruht auf dem Anfang dieser Verhandlungen ein Dunkel, das selbst die neuesten Werke über diesen Gegenstand und die darin mitgetheilten Aktenstücke [2]) nicht aufhellen; wir wissen auch nicht näher, wie Humboldt die Sache auffaßte, [3]) und wie weit er die Forderung auszudehnen

---

2) Z. B. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815, à Paris, 1842; A. F. H. Schaumann's Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Aktenstücken. Göttingen, 1844. — Vielleicht, daß Hr. v. Gagern, der, öffentlichen Ankündigungen nach, in einer Fortsetzung seines „Antheils an der Politik" den zweiten Pariser Frieden behandeln wird, einige Aufhellung gibt! — Das Buch von Schaumann ist sonst sehr wichtig, nicht als Geschichtswerk, denn es ist durchweg Parteischrift, aber wegen der im Anhang mitgetheilten Denkschriften und Noten aus jener Zeit, die großentheils hier zum ersten Male im Druck erschienen sind.

3) Im Allgemeinen hat Humboldt schon viel früher (1800) seine Ansicht sehr bestimmt ausgesprochen. Im Naturzustande, sagt er, können die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit auch als Gränzen der Völker angesehen werden. „Im Zustande

gewünscht; allein das geht aus unzähligen Zeugnissen [4]) mit Gewißheit hervor, daß die preußischen Bevollmächtigten nicht nur Elsaß, sondern auch Lothringen wirklich gefordert haben; daß sie aber darin von Oesterreich wenig oder gar nicht unterstützt wurden, von England und Rußland endlich eine rundum abschlagende Antwort erhielten. Da wir anzunehmen berechtigt sind, daß Hardenberg und Humboldt sich vorher über diesen Punkt verständigt hatten, und daß sie gleichmäßige Forderungen stellten, so wird ein schriftliches Zeugniß, auch nur von Hardenberg allein, hier hinreichendes Gewicht haben. Der Regierungsrath Butte (damals in Frankfurt a. M.) hatte dem Staatskanzler eine von ihm verfaßte Schrift: „Unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" zugesendet, worin nachdrücklichst für Rückgabe des Elsaß, Lothringens, der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wie auch der französischen Niederlande gesprochen wurde. Hardenberg soll, wie man sagt, gleich nach Empfang dieser Schrift gegen den geh. Rath Stägemann geäußert haben, er sei erstaunt, in dieser Schrift fast buchstäblich die Bedingungen aufgestellt zu finden, die er in der Commission vorgeschlagen habe; er versicherte auch, noch von Paris aus (9. Okt.), dem Verfasser selbst, „fast alle seine Sätze fänden sich in den von ihm abgelegten Abstimmungen." „Wenn dennoch", fügte er hinzu, „der Friede nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer

---

der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiednen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Kultur." (Ges. Werke, III. 217–18).

4) Vergl. z. B. Rhein. Merkur, 30. Aug., 9. Sept., 15. Okt., 18. und 24. Nov. Im letzteren Stücke deutete auch Görres darauf hin, daß Preußen und Oesterreich noch nicht innig genug zu einander gehalten, und daß diese Scheidewand erst völlig fallen müsse, wenn es besser mit Deutschland werden solle.

Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern." [5])

So hatten also die preußischen Staatsmänner fast das Aeußerste versucht, um die Wünsche der Patrioten zu befriedigen; sie thaten es ohne eigentliche Nebenansicht für den preußischen Staat, und ärnteten nichts als Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art. So sehr wir Ursache haben, uns über ihre volksthümliche und kräftige Haltung zu freuen, können wir doch nicht umhin, zu fragen, ob sie, nach der Lage der Dinge, wohl nicht zu viel gefordert haben? Vielleicht, daß sie von der Stimmung des Tages sich zu weit haben fortreißen lassen; vielleicht, daß sie die Forderung durchgesetzt hätten, wenn sie von vorn herein nur das Nöthigste verlangt, und sich darüber mehr mit Oesterreich verständigt hätten. Man ging weiter, und fand Oesterreich zögernd und fast abgeneigt, wie die andern; man reizte die Engländer, die die Verhandlungen in Wien noch nicht vergessen hatten und preußische Vergrößerungssucht witterten; Rußland wünschte ohnehin nicht, Deutschland verstärkt zu sehen. Da man mit dieser starken Forderung anstieß, war die Sache verloren. Es handelte sich gar nicht mehr um Abtretung von Provinzen, höchstens um Abtretung einzelner Punkte. So ging diese günstige Gelegenheit, das Elsaß, welches allein ein wahrhafter Verlust für uns ist, wieder zu erlangen, vorüber! Nicht ohne Oesterreichs Schuld, dessen Sicherheit so sehr dadurch berührt wird, das das vermittelnde Wort zu sprechen berufen war!

Man hat so oft und auch jüngst wieder von den

---

5) (Dorow's) Denkschriften und Briefe, V. 192—93.

geheimen Motiven geſprochen, welche unſere Großſtaaten bewogen haben ſollen, von dem Verfolg bedeutenderer Forderungen abzuſtehen. Keine dieſer Mächte, ſagt man, wollte der andern, oder den übrigen Bundesſtaaten einen Zuwachs gewähren. Preußen anlangend, iſt dies eine grundloſe Verdächtigung; wir brauchen Humboldt gegen eine ſolche wohl nicht in Schutz zu nehmen;[6]) legen aber auch für Hardenberg Proteſt ein. Sollte er Lothringen etwa für Preußen gefordert haben! Es verſtand ſich von ſelbſt, daß jeder weſentliche Gewinn Oeſterreich zur Verfügung geſtellt werden müſſe, ſei es nun, daß dieſes, wie damals die Rede ging, einen erlauchten Sprößling ſeines Hauſes zur Hut an die Gränze ſetzen, oder daß es — vielleicht beſſer! — dieſen Erwerb benutzen wollte, um die Territorialanſprüche Bayerns und der übrigen ſüddeutſchen Staaten zu ordnen.

Der Verfaſſer des neueſten Werkes über den zweiten Pariſer Frieden macht den Bevollmächtigten Preußens ſo gut wie Oeſterreichs den Vorwurf, daß ſie nicht genug darauf bedacht geweſen ſeien, die übrigen deutſchen Staaten entſchieden bei dieſen Verhandlungen zu betheiligen. Dieſer Vorwurf trifft; er weist auf ein Hauptgebrechen im deutſchen Staatenverhältniß und berührt eine Forderung, die man

---

6) Humboldt erklärt ſich auch deutlich, und zwar zur Zeit, wo man die letzten Bemühungen dahin wandte, wenigſtens noch eine Reihe Feſtungen für Deutſchland und die Niederlande zu erlangen. „La Belgique," ſagt er, „acquerrait plusieurs points importants, l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible, que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière, qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques-uns des petits princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelques peu d'objets, tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense." Siehe Humboldt's Denkſchrift bei Schaumann, a. a. O., im Anhang, S. XXVI.

künftig wird befriedigen müſſen, ſollte es auch nicht im Sinne dieſes hannöveriſchen Publiciſten geſchehen. Wir ſind ganz der Meinung, daß Preußen darin 1815 nicht genug gethan,[7]) daß man ſich mit den Mitſtaaten hätte verſtändigen, daß man in deren Namen zugleich hätte auftreten ſollen. Eine dritte deutſche Stimme, als Stellvertreterin der Kleinen, würden ſchon die andern Großmächte nicht wohl bei den Friedensverhandlungen zugelaſſen haben; durch Berathung der deutſchen Mächte aber unter ſich wäre Oeſterreich aufgerüttelt worden, und das dringendſte Intereſſe recht zur Sprache gekommen. Das hätte Früchte getragen, wenn auch nicht für den augenblicklichen Zweck. Denn für dieſen ließen es mehrere deutſche und nicht deutſche Staaten auch ſonſt an Rührigkeit nicht fehlen! Der niederländiſche Bevollmächtigte, Freiherr v. Gagern, freilich nicht praktiſch und der veränderten Verhältniſſe eingedenk genug, drang lebhaft auf Zurückgabe aller ehemals zum Reiche gehörenden Glieder; Würtembergs Miniſter aber, Graf Wintzingerode, faßte in einem gut geſchriebenen Memoire das weſentlichſte Intereſſe Südweſtdeutſchlands in's Auge, und forderte zu deſſen Sicherung das Elſaß. Alles ohne Erfolg.

Bei der ſchnöden Politik, die Rußland gegen uns an den Tag legte, war es in der Ordnung, daß es auch ſchriftlich den Forderungen Preußens am entſchiedenſten entgegentrat. Den 28. Juli ſchon überreichte Graf Capodiſtrias

---

7) Hardenberg fühlte wohl, daß nicht genug geſchehe; nicht aber, was man eigentlich verabſäume. In ſeinem Memoire vom 8. Sept. ſagt er zu den Bevollmächtigten der übrigen Großſtaaten: Les cours alliées, comme celles de la Sardaigne, des Pays-Bas, de Bavière, de Wurtemberg, témoignent en partie un désir inquiet d'être informées de nos transactions et d'y prendre part. Elles ont le droit d'y prétendre tant que cela conforme leurs intérêts, et il faudra bien convenir de la marche à suivre à cet égard, dès que nous serons d'accord entre nous. Bei Schaumann, Anhang, S. C—CI.

in Rußlands Namen eine Denkſchrift, in der die Prinzipien, nach denen man bei dieſer Unterhandlung verfahren müſſe, in ganz entgegengeſetztem Sinne entwickelt waren. Mit Napoleon's Gefangennehmung, hieß es, habe das Bündniß, das man zu Wien geſchloſſen, ſeinen Zweck erreicht. Freilich müſſe man jetzt von Frankreich Garantien fordern, aber nicht jene reellen, die auf Verkleinerung ſeines Länderbeſitzes ausgingen, ſondern nur moraliſche, auf die innern Staatseinrichtungen Bezug nehmende, oder moraliſch reelle, z. B. Contribution und Hinwegnahme alles Kriegsmaterials. — So rächte ſich die Unbeſtimmtheit der in Wien gegebenen Erklärungen. Der Krieg, behauptete man, ſei gar nicht gegen Frankreich oder die franzöſiſche Regierung, er ſei nur gegen Napoleon und ſeine Anhänger geführt worden — der erſte Pariſer Friede müſſe daher aufrecht erhalten, nur wieder in Kraft geſetzt werden. Eine Verdrehung, die man nicht nöthig hatte den Franzoſen erſt in den Mund zu legen, und die dieſe begierigſt ergriffen. Bald ſah man die Wirkung, die dieſe Darſtellung hervorrief.

Als es nun ſchien, als ſolle aus dieſem Feldzug gar kein Gewinn für Deutſchland hervorgehen, übernahm es Humboldt noch, die Sätze des Grafen Capodiſtrias beſonders zu widerlegen. Er ſchrieb ein Memoire, worin er hauptſächlich auf dieſe Rückſicht nahm, und zugleich die letzten Forderungen, die Preußen aufgeſtellt, nachdrücklich verfocht. Es war ſchon nicht mehr von Abtretung ganzer Provinzen, ſondern nur von Auslieferung einer Reihe Gränzfeſtungen die Rede. Dieſe Denkſchrift [9]) iſt muſterhaft. Wären die Gegner nicht ſo entſchieden geweſen, dieſe richtige Auffaſſung der Sachlage, dieſe klare Ausführung der

---

9) Sie findet ſich im Anhang bei Schaumann, a. a. O., Seite XXVII—XXXI.

Ideen, „dieſe Unumſtößlichkeit der Beweisführung" hätte überzeugen müſſen. — Humboldt bewies, daß man ſich auf die Declaration vom 13. März nicht mehr berufen könne, da die ganze Lage der Dinge ſich verändert hätte. Frankreich habe ſeitdem gethan, was damals nicht vorausgeſetzt worden — es habe die beſtehende Regierung abgeſchüttelt und derjenigen gehuldigt, gegen die ganz Europa vorher gekämpft hatte, auf deren Entfernung der erſte Pariſer Friede beruhe. Nicht um den Franzoſen ein beſtimmtes Gouvernement aufzudrängen, ſondern um der durch ſie bedrohten Sicherheit willen hätten die Verbündeten die Waffen geführt. Frankreich und die königliche Gewalt könnte man nicht mehr als identiſch anſehen, und da man jenes habe erobern müſſen, ſo ſei man nun auch, bevor man an etwas anderes denke, ſich ſelbſt ſchuldig, Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu fordern. Nur ein Mittel aber gebe es, das dieſe verbürge, ein Mittel, das der erſte Friedensſchluß noch nicht gewährt hätte, die Verminderung der franzöſiſchen Uebermacht. Ueber die Art aber, wie das zu bewirken, erklärt er ſich alſo: „Parmi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des puissances alliées, [10]) paraîtrait celle de procurer aux Etats voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyen de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servi comme point d'agression. . . Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir

10) Man ſieht, wie Humboldt ſchon auf die Stimmung der Alliirten eingeht, um nur zu etwas zu bewegen.

l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvelées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de base à ses opérations militaires. . . Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché.“ Mit feinſter Ironie wies Humboldt dann die moraliſchen Garantien ab, für die Capodiſtrias geſprochen; er erklärt, daß Maßregeln, wie die Wegführung alles Kriegsmaterials nicht moraliſcher, ſondern nur verletzender ſein würden, als die Abtretung einiger feſten Plätze; er ſagt endlich, die Contribution allein führe eine Ungleichheit mit ſich; Rußland und England brauchten nicht ſolche Summen für Gränzſicherung, die Deutſchland, wenn es nicht durch Abtretungen geſichert würde, verwenden müſſe. Die Kriegsentſchädigung ſei für Alle; Garantie aber gegen ſpätere Angriffe habe Deutſchland allein zu fordern, da es allein oder vorzugsweis von Frankreichs Uebermacht bedroht ſei, und doppelt bedroht ſei, ſeit dieſes noch durch die feſten Plätze, welche Deutſchland vertheidigen ſollten, ſich verſtärkt habe.

Humboldt hat dieſe Denkſchrift — dies glauben wir verſichern zu können — etwa um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des Auguſt (1815) geſchrieben. Die Verhandlungen waren ſchon in die zweite Epoche getreten; die Forderung, Frankreich ſolle ganze Provinzen heraus geben, war zurückgewieſen. Preußen griff die Sache von neuem an. Um wenigſtens Etwas zu erreichen, warf es ſein Augenmerk nun auf die furchtbare Reihe franzöſiſcher Gränzfeſtungen von Condé und Valenciennes bis Strasburg, und ſtellte in dieſem Sinne gleichſam ein Ultimatum im Namen Deutſchlands. Man konnte hoffen, diesmal durchzudringen, weil dieſe ſo herabgeſetzte Forderung von Oeſterreichs Anſicht nicht ſo entfernt war, zugleich aber mit dem Princip vereinbar

schien, das England und Rußland ausgesprochen: Frankreich rein auf den Besitzstand von 1790 zurückzuführen. Man forderte ja nur ungefähr so viel an Land und Leuten, als Frankreich über diesen Besitzstand hinaus im letzten Frieden behalten hatte. Da aber dieses Wenige doch eine Abtretung oder wenigstens Veränderung des einstmaligen Besitzstandes voraussetzte und auch hiegegen die Sätze des Grafen Capodistrias angerufen werden konnten, so schien es noch nöthig, mit der Ankündigung dieses Ultimatums eine nachdrückliche Widerlegung jener Sätze zu verknüpfen. Dies eben hatte Humboldt auf sich genommen; doch sprach er zugleich nachdrücklichst für die letzte Forderung selbst [11]).

---

11) Schaumann, der Verfasser des neuesten Werkes über diese Friedensverhandlungen, will diese nunmehrige Bewegung des preußischen Cabinets dem Fürsten Hardenberg allein zuschreiben, dessen Schwäche und den schnöden Motiven einer auf etwaige Vergrößerung Oesterreichs eifersüchtigen Politik. Er stellt nämlich die Sache so dar, als wenn Humboldt keinen Theil an dem Fortgang dieser Verhandlungen genommen habe. Man hörte ihn nicht, heißt es; er schwieg; er zog sich zurück; er erschien kaum mehr in den Conferenzen. Man belastete diesen Genius mit Nebenarbeiten, die freilich wegen der vielen Einzelheiten, die dabei berücksichtigt werden wollten, einen Mann von so ungeheurem, und dabei so geregelten Wissen erforderten, ihn aber auch von der Theilnahme an wichtigern Geschäften entfernten. – Diese ganze Darstellung ist erfunden; augenfällig in der Absicht, den Einen frei zu sprechen und zu erheben, den Andern anzuklagen. Das Sonderbarste aber ist, daß der Verfasser diese Darstellung, neben unbeglaubigten Privatangaben, gerade auf jenes Humboldt'sche Mémoire stützt, das doch ganz und gar nicht dazu stimmt, das allerdings den kräftigen Genius, der es verfaßt hat, zur Genüge bewährt, den Gegnern ganz die rechte Schärfe zeigt, sonst aber mit Hardenberg's Denkschrift vom 28. August ganz, und mit der nachfolgenden vom 8. September im Wesentlichen zusammentrifft. Der eigentliche Unterschied der beiderseitigen Arbeiten bestand nur darin, daß der Eine (Humboldt) mehr die Principien erörterte und die Forderung im Allgemeinen rechtfertigte, der Andere aber (Hardenberg) die Forderung in ihre Spezialität verfolgte. Daher nur kommt es, daß die Ansicht des Ersteren, wenn man einzelne Stellen herausreißt, vieldeutiger erscheint, während sie es, nach dem Zusammenhange des Ganzen, durchaus nicht ist. Auch er hat jetzt nur das preußische Ultimatum, die Festungslinie, im Auge. Wenn er sagt, das südliche Deutschland würde sich durch Gewähr dieser Forderung

Hardenberg aber stellte in zwei, schnell auf einander folgenden Denkschriften, der einen vom 28. August, der andern vom 8. September, das Detail dieser Forderungen auf. Man nahm damit Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Charlemont und Givet für Niederland, Thionville und Saarlouis für Rheinpreußen, Bitsch, Landau, Fort Vauban und Hüningen für das südliche Deutschland, Fort Jour und Fort L'Ecluse für die Schweiz und Savoyen in Anspruch. Die Befestigungswerke von Strasbnrg, vornehmlich der Citadelle, sollten geschleift werden. Zugleich drückte er den Wunsch aus, daß Strasburg, mit einem angemessenen Territorium, zur freien Stadt des Reiches erklärt, in das Verhältniß zurückkehre, in dem sie sich nach dem westphälischen Frieden befunden habe [12]). Die Festung Luxemburg sollte Niederland an Preußen abtreten. Dieselben For-

---

„du côté du haut Rhin" vergrößern, so kann man dies doch nicht etwa auf ganz Elsaß beziehen, denn gleich daneben wird ja gesagt, diese Vergrößerung würde so gering sein, daß damit keine eigentliche Veränderung des in Wien festgesetzten Besitzstandes eintreten und zu keinen neuen Verhandlungen Anlaß gegeben sein würde. — Hardenberg und Humboldt handelten hier noch in Einverständniß. Wir zweifeln gar nicht, daß Humboldt mehr für Deutschland gewünscht, als diese Forderung enthielt; daß er dies, wo er nur konnte, unverholener und kräftiger aussprach, und auch hier jene Energie bethätigte, die ihn überall auszeichnet. Darum aber die Sache selbst umstellen, Hardenberg in's Schwarze malen, und Humboldt Dinge unterlegen, für die nicht ein zureichendes Zeugniß spricht, ist sehr unrecht. Humboldt's Name bedarf es gar nicht, daß man die Leistungen des Andern herabdrücke, er leuchtet so schon glänzend genug.

12) Flassan, in seiner Geschichte des Wiener Congresses, berührt diese Verhandlungen ebenfalls und namentlich die Forderungen, von denen wir hier reden. Er legt sie Humboldten allein in den Mund. „La Prusse," sagt er, nachdem von Gagern's Anträgen gesprochen worden, „par l'organe de son plénipotentiaire, baron de Humboldt, insistait non moins fortement sur des cessions de la part de la France, et pour qu'elle abandonnât différentes places, telles que Montmédy, Longwi, Metz [?], Thionville et Sarre-Louis." (Congrès de Vienne, II. 455.) Eine Angabe, der nur die Genauigkeit fehlt!

derungen im Wesentlichen wiederholte er in der Denkschrift vom 8. Sept. Nur Strasburg, das zu erlangen — leider — schon unmöglich schien, ließ er ganz fallen. In einer Beilage berechnete man die Distrikte, auf die Deutschland dringe, noch genauer; es war eine Linie, gezogen von der Mosel unter Metz, jenseits der Saar hin, über die Vogesen weg, durch die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, nach dem Rhein, so daß, außer Saarlouis und Landau, doch wenigstens Saargemünd, Bitsch, Weißenburg, Fort Louis und Hagenau zu Deutschland zurückgekehrt wären, und der Keil, den Frankreich gegen die Pfalz hinein getrieben hat, mit sammt den wichtigen Linien von Weißenburg, hinweggenommen worden wäre. Endlich forderte Hardenberg für Preußen noch den Zutritt an die Maas, in der Gegend von Aachen, „afin d'élever de graves inconvéniens sur la frontière.“ [13])

Das hatte man nicht geahnt, daß auch diese letzte Anstrengung vergeblich sein würde. Rußland aber und selbst England verwarfen auch diese gemäßigte Forderung. Metternich glaubte, auch hier wieder als Mittler zwischen die Parteien treten zu dürfen. Er forderte nur Landau; die Festungen des Elsasses, mit Ausnahme eines minder bedrohenden Platzes, sollten geschleift werden; Strasburg nur seine Citadelle behalten. Nicht einmal dies wurde gewährt.

Mitten in dieser Noth faßte Humboldt einen Entschluß, der ihm die größte Ehre macht — er wandte sich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England, dessen nähere Bekanntschaft er im Jahr 1814 gemacht hatte, und versuchte das letzte Mittel, Theilnahme an den Geschicken des Brudervolkes zu erregen, das vom hochmüthigen Moskowiter so schnöde behandelt wurde. Der Brief ist zu

---

13) Die beiden Denkschriften siehe bei Schaumann, im Anhang, XLVI — LVI und XCV — CXI.

Ende des Auguſt geſchrieben; leider aber nur ein Bruchſtück davon mitgetheilt worden [14]). Nachdem der Verfaſſer, wie es ſcheint, zuerſt von den Beweggründen und der Rückſicht des öſterreichiſchen Cabinets geſprochen, legt er ſeine Lanze gegen die Ruſſen ein und erklärt nun rückhaltlos ſich über die Gründe der ſogenannten Mäßigung des Kaiſers Alexander und ſeiner Miniſter. „La générosite de la Russie," ſagte er zu dem Regenten von England, „a un autre motif: elle s'explique par ses vues politiques: elle cajole la France pour l'éloigner de l'Autriche; et loin de prouver, par le fait, l'intérêt qu'elle affecte prendre au bien-être de l'Allemagne, il paraît au contraire, qu'elle ne serait pas fâchée de la voir toujours dans un état de faiblesse qui l'empêchât d'être d'aucun poids dans la balance politique de l'Europe. Un des négociateurs russes vivement attaqué, dans ces jours, sur la nécessité de garantir l'Allemagne contre les invasions françaises en privant la France des moyens d'agression et interpellé de s'employer auprès de l'empereur son maitre pour le porter à appuyer les cours qui demandèrent à la France la cession des places fortes qui menacent ses voisins, ou de donner à ceux-ci plus de moyens de résistance, répondit ingénument, qu'il n'était pas de la politique de la Russie de donner à l'Allemagne des frontières assurées contre la France. Si

---

14) Von Montvéran in ſeinem Werke: Histoire critique et raisonné de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. A Paris. Tome 8 (1822), p. 323, 24. Montvéran führt den Brief mit den Worten ein: „Une lettre écrite, à la fin d'août, à S. A. R. le prince-régent d'Angleterre par le baron de H..... ministre du roi de Prusse, nous paraît une pièce historique d'un assez grand intérêt pour la donner ici. Elle montre l'état des partis de l'étranger et leur but. Nous en supprimons les paragraphes inutiles." — Schaumann hat dieſes merkwürdige Bruchſtück ganz überſehen.

à une telle expression, on a joint la probabilité qui existe, qu'un autre négociateur russe, le comte P... d. B..... français, pourrait bien, dans le cas de changement de ministère en France, entrer lui-même dans ce ministère avec l'agrément de l'empereur A....., événement dont on a déjà parlé hautement, l'intérêt prononcé que le cabinet de Russie montre dans ce moment et à toute occassion pour la France, n'est certainement pas problématique." [15])

Auch dieſer Schritt unſeres Humboldt war umſonſt. Weder Strasburg, ja nicht einmal die Weißenburger Linien kamen zu Deutſchland. Das Wenige, was der nachherige Friedensſchluß gewährte, iſt bekannt. Es begannen nun (20. September) die Verhandlungen mit Frankreich, die uns wenig intereſſiren. Eben jetzt zog Kaiſer Alexander die verbündeten Monarchen noch enger an ſeine Perſon, durch Stiftung der heiligen Allianz, welche am 26. Sept. von Kaiſer Franz und Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet wurde. Wie ſehr damals der Haß der Ruſſen gegen Humboldt zugenommen hatte, kann man denken; man erzählt auch in dieſer Hinſicht ein Faktum, das merkwürdig genug wäre: Kaiſer Alexander ſoll nämlich ſich vom König von Preußen ausbedungen haben, Humboldt von dem Projekt der heiligen Allianz nichts zu ſagen, bis ſie abgeſchloſſen wäre. [16])

Zur Conferenz vom 20. September wurden auch die

---

15) Das „a joint" im Obigen iſt etwas bedenklich; Montvérant hat nach hautement ein Punktum; das Folgende giebt aber augenſcheinlich den Nachſatz. — „Le comte P... d. B." iſt unzweifelhaft Pozzo di Borgo, und vor „français" muß noch geſtanden haben, „qui est né" oder „qui a été citoyen." Pozzo di Borgo war einſt Abgeordneter von Corſika in der Nationalverſammlung, und nunmehr ruſſiſcher Geſandter zu Paris!

16) Nach handſchriftlicher Mittheilung von guter Hand.

Bevollmächtigten Frankreichs eingeladen, Fürſt v. Talleyrand, Herzog von Dalberg, Baron Louis. Man legte das Friedensprojekt vor. Die Franzoſen äußerten ſich noch erſtaunt über die Zumuthungen; darauf antworteten aber die Verbündeten in einer Note vom 22. September, und erklärten: ſo ſolle es ſein. [17]) — Wenige Tage darnach trat wirklich eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium ein. Talleyrand nahm ſeine Entlaſſung. Nicht Pozzo di Borgo ſelbſt — dies wäre zu auffallend geweſen, trat an deſſen Stelle, ſondern der Herzog von Richelieu, der die beſondere Gunſt Kaiſer Alexander's genoß, früher ſelbſt in Rußland geweſen und ſich länger in Odeſſa aufgehalten, und von dem Talleyrand ſagte, qu'on l'avait nommé Ministre en France par ce qu'il connaissait le plus la Crimée. In der Friedensſache aber bewirkte dieſe Ernennung wenig. Was hätten auch die Verbündeten noch nachlaſſen ſollen! In einer Conferenz vom 2. Okt. wurden die Präliminarien erledigt; das Protokoll gab die Grundlage des Friedensſchluſſes. [18]) Die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland waren ſchon abgereiſt, Friedrich Wilhelm III. verließ Paris den 9. Okt. Die Vollendung des Friedensgeſchäftes aber dauerte faſt noch drei Monate. Man ſetzte Commiſſionen nieder, die das Detail der Schlußverträge und unzählige Reclamationen beſorgten. Einem beſondern Comité ward die Redaktion des Hauptvertrages übergeben. Labesnardière und v. Gentz wurden zu Redakteuren, Weſſenberg, Capodiſtrias und Humboldt zu Wächtern dieſes Geſchäfts ernannt. [19]) — Daneben gingen die Haupt-

---

17) Dieſe Antwort ſiehe bei Schoell, Histoire abrégée, T. XI. (1818), S. 469 — 72.

18) Sämmtliche Sitzungsprotokolle wurden von Humboldt und Hardenberg unterzeichnet; die frühern aber und wichtigern fehlen uns bis jetzt ganz. Das Obige hat Cretineau-Joly mitgetheilt, und darnach Schaumann im Anhang zu ſeinem Werke (Nr. XVIII.)

19) Schoell, a. a. O. XI. 499.

konferenzen ihren Gang. In der vom 13. Oktober ward man mit Frankreich über die Zahlung der Entschädigungssumme, am 22. über die fünfjährige militärische Besetzung einig. Das Protokoll der vier Mächte vom 3. November [20]) bestimmte die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Distrikte und mehrere noch zu erledigende Territorialfragen in Deutschland. Preußen erhielt die von Frankreich abgetretenen Distrikte der Departemente Saar und Mosel, den Theil des ehemaligen Departements Saar, der in Wien Oesterreich übergeben worden, endlich die Aussicht auf das Herzogthum Westphalen, wofür Hessen-Darmstadt mit Mainz und einem Gebiet auf dem linken Rheinufer abgefunden werden sollte. Die Festung Luxemburg blieb dem Könige der Niederlande; es wurden aber Unterhandlungen angeknüpft, Preußen ein Besatzungsrecht und die Ernennung des Commandanten zu erwirken. [21]) — In der Sitzung vom 6. November verfügte man über die französische Contribution. Davon erhielt Preußen, gleich England, 25 Millionen Franken vorweg, dann 100 Millionen, wie jede der übrigen Großmächte, endlich 20 Millionen zu Befestigung des Niederrheins. [22])

Der Friedensvertrag wurde den 20. November 1815 unterzeichnet; das französisch-preußische Dokument von Richelieu, Hardenberg und Humboldt. Am selbigen Tage unterzeichnete man auch die Nebenverträge, einen über die Contribution, einen zweiten über die militärische Besetzung unter Herzog von Wellington, [23]) endlich einen sehr um-

---

20) Martens, Recueil de traités, Supplément, T. VI. p. 668—75.

21) Dies sind wohl die wichtigen Verhandlungen, welche Gagern mit Humboldt zu Paris gepflogen haben will. Siehe des Erstern Antheil, II. 41.

22) Siehe das Protokoll bei Martens, a. a. O., VI. 676—81.

23) An den die Bevollmächtigten der 4 Mächte deshalb am 20. November eine besondere Note richteten. Sie findet sich auch bei Schaumann, a. a. O., Anhang, Nro. XIX.

faſſenden in Betreff von Reklamationen aus allen Gegenden Europas. [24])

Dieſer letzte Vertrag machte die größte Mühe, und erforderte recht einen Mann von Humboldt's Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, die Private, Körperſchaften, öffentliche Anſtalten an Frankreich zu machen hatten, waren, was leicht vorausgeſehen wurde, nach dem letzten Frieden nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber ſetzte man beſtimmte Normen feſt, wer Anſprüche machen könne, wie ſie befriedigt werden müßten, endlich, wie in zweifelhaften Fällen ſchiedsrichterlich geſprochen werden ſollte. Den ganzen Oktober und die Hälfte Novembers nahmen dieſe Arbeiten, wie die Prüfung einzelner Reklamationen in Anſpruch. Zur Prüfung und Sonderung ward ein eigenes Comité beſtellt, und Oeſterreich darin durch den Freiherrn v. Weſſenberg, Preußen durch den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein vertreten. Die Unterhandlungen mit Frankreich über dieſe Gegenſtände betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen, in denen für die Gegenſeite die Staatsräthe Dûdon und Portal unterhandelten und aus denen obiger Vertrag hervorging. Humboldt war von dieſem Geſchäft ſo in Anſpruch genommen, daß ſeine Arbeiten ſich oft tief in die Nacht hinein zogen. Diesmal war es aber wenigſtens eine fruchtbare, erfolgreiche Thätigkeit. [25])

Auch bei andern Reklamationen entwickelten die preußiſchen Bevollmächtigten dieſe Energie und Thätigkeit. Es galt die Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft zurückzufordern, die die Franzoſen aus den eroberten Landen nach Paris geſchleppt hatten. Preußen, das ihnen ohnehin jetzt am

---

24) Martens, Recueil, Supplément, VI. 717—73.

25) Allgemeine Zeitung, 15. Dez. 1815 (Correſp. aus Paris, 30. Nov.); Schöll, a. a. O., XI. 499—500; Schaumann, a. a. O., S. 154.

verhaßteſten war, ging mit ſeinem Beiſpiel voran; es forderte alles zurück, nicht nur, was man aus ſeinen alten, ſondern auch, was man aus den neuen Provinzen geraubt hatte. Der Miniſter von Altenſtein bewies eben ſo viel Kenntniß und Takt, das Wichtige zu bezeichnen, als Humboldt Eifer und Energie, es zu fordern. Man wechſelte Noten darüber (im Auguſt und September) und zog zuletzt militäriſche Macht zu Hülfe. Die Franzoſen knirſchten vor Wuth. Nun forderten alle Nationen, die Niederlande, Spanien, Italien, die kleinern deutſchen Staaten ihre Schätze zurück. Das Rühmlichſte war, daß Preußen ſeinen Fleiß und Eifer nicht blos im Intereſſe des eigenen Staats, ſondern des geſammten deutſchen Vaterlandes verwendete. Namentlich Baden leiſtete es unvergeßliche Dienſte. Dieſe allgemeine Zurückforderung literariſcher Schätze hatte zu Heidelberg den Gedanken erweckt, die Anſprüche dieſer Univerſität auf die 1622 von den Truppen Maximilians von Bayern geraubten und nach Rom gebrachten Handſchriften geltend zu machen und wenigſtens 38 werthvolle Manuſcripte der alten Palatina, die 1797 nach Paris geführt worden, jetzt von dort zu reklamiren. Die Regierung gab ſofort ihrem Geſandten im Hauptquartier zu Paris, Freiherrn von Berſtett, Auftrag. Berſtett fand bei dem preußiſchen Miniſterium gleich die geneigteſte Aufnahme. Die Staatsminiſter Altenſtein und Humboldt betrachteten, ächt patriotiſch, die Anſprüche Heidelbergs als allgemein deutſche Angelegenheit und verſicherten — der Letztgenannte in einer Note vom 10. Auguſt — ihre nachdrücklichſte Verwendung. Hierauf kam der Geſchichtsforſcher Fr. Wilken, zur Zeit Prorektor der Univerſität, als Bevollmächtigter derſelben nach Paris. Er fand die lebhafteſte und wärmſte Theilnahme, vor allen bei den preußiſchen Staatsmännern, den genannten Miniſtern und Geh.-Legationsrath Eichhorn.

Frankreich verweigerte zwar die Herausgabe. Glücklicher Weiſe aber konnten auch die päpſtlichen Abgeordneten — Ritter Canova, deſſen Bruder und Abbate Marini — nur durch militäriſche Hülfe Seiten des preußiſchen Generalmajors Freiherrn von Müffling, damaligen Gouverneurs von Paris, zu ihrem Zweck gelangen, ſo daß man auch etwas dagegen fordern durfte. Humboldt zumal konnte hier große Dienſte leiſten, er, der ſeit den Jahren mit dieſen Römern, mit dem Staatsſekretair Conſalvi, mit dem Papſt ſelbſt in Berührung geweſen war. Auch verwendete ſich Preußen ſo lebhaft, daß man in Rom gemeint war, Heidelberg für eine preußiſche Univerſität zu halten; und der Papſt genehmigte es. Durch die Theilnahme ermuthigt, die dieſe Reklamation gefunden, beſchloß Wilken, die ihm übertragene Forderung noch zu Paris auf die geſammte ehemalige bibliotheca Palatina auszudehnen, und wandte ſich zu dieſem Zweck Anfang Oktober an die Miniſter der Alliirten. Die beiden deutſchen Höfe gingen unmittelbar an die Curie und ſtellten dieſe Forderung in einer Note, die preußſcher Seits entworfen worden war. Auch dies war von Erfog, obwohl der Papſt nur einen Theil der großen Sammlung herauszugeben beſchloß. Es war der für Deutſchland wichtigſte Theil. Achthundert ſiebenundvierzig altdeutſche Handſchriften wurden zur Verfügung des Königs von Preuſſen geſtellt, der ſie natürlich dem frühern Eigenthümer zuwies. Wilken ging ſelbſt nach Rom, ſie dort abzuholen; auch hier wurde er von dem anweſenden preußiſchen Geh.-Legationsrath von Ramdohr eifrig unterſtützt, und überdies war er durch ein Schreiben Humboldt's an den Cardinal Conſalvi nachdrücklichſt empfohlen. Noch fünf wichtige Handſchriften wurden, außer den 847, zurückgegeben. So kam wenigſtens dieſer nationale, für die erwachten altdeutſchen Studien ſo wichtige Schatz in's Vaterland zurück. „Daß

unſere Hoffnung, ſagt Wilken, nicht unerfüllt blieb, verdanken wir beſonders der eifrigen und patriotiſchen Fürſprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußiſchen Staatsminiſters, Freiherrn von Humboldt, bei den höchſten Behörden.“ Preußen bedung ſich nichts, als die freieſte Benützung der Schätze für alle Deutſchen. Im Januar 1816 beförderte dann General Müffling die ſeiner Verwahrung übergebenen Heidelberger Handſchriften von Paris an Humboldt nach Frankfurt, der ſie am 14. Januar d. J. dem großherzoglichen Geſandten, Geh.-Rath v. Berſtett, daſelbſt überantwortete. [26])

An dem Tage, an welchem das Friedensinſtrument mit ſeinen Nebenverträgen vollzogen wurde, unterzeichneten Hardenberg und Humboldt noch zwei Dokumente: I. einen Allianztraktat der vier Mächte vom ſelbigen Tage. Er wurde in 5 Separatinſtrumenten vollzogen, und erneuerte die Verträge von Chaumont und Wien für jeden Fall eines Angriffs von Frankreich; [27]) II. die Akte, durch welche die Alliirten die Neutralität der Schweiz anerkannten. [28])

Damit endeten die wichtigen Verhandlungen von Paris.

---

Dem geſelligen Verkehr blieb hier noch weniger Zeit übrig als in Wien. Auch war für die Preußen, bei der Erbitterung, die gegen ſie obwaltete, die Aufforderung nicht

---

26) Fr. Wilken, Geſchichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg, 1817. S. 238—70, 549—52.

27) Martens, Recueil, Supplément, VI. 734—38. Die Mächte verſprachen ſogar, im Fall der Noth die Geſammtheit ihrer Kräfte in Bewegung zu bringen, behielten ſich aber dann auch vor, „d'arrêter entre elles, relativement à la paix qu'elles signeraient d'un commun accord, des arrangements propres à offrir à l'Europe une garantie suffisante contre le retour d'une calamité semblable.“

28) Ebendaſ., VI. 740—42.

ſo groß. Mit Manchem jedoch verknüpften Humboldt noch geiſtige oder wiſſenſchaftliche Intereſſen, wo das politiſche ſchon getrennt war, wenn auch nicht Alle dem Beiſpiel der Frau v. Staël gefolgt ſein dürften, welche auch jetzt den alten römiſchen Freund nicht vergaß, ſondern ihn, ſo gut wie Gentz, den gemäßigten und weit weniger gehaßten, das eine Mal mit dieſem zu ſich einlud. [1]) — Um ſo inniger mochten die Deutſchen zuſammen halten. Humboldt genoß dazu die Nähe des Bruders, wenn dieſen auch meiſt der König um ſich haben wollte. Er genoß ferner, und zwar zum letzten Male, den anregenden Umgang des Grafen Schlabrendorf. Dieſer konnte ſich auch jetzt nicht von Paris trennen, ſo viele Lockungen in die Heimath auch an ihn ergingen. Dagegen lehnte Oelsner, der vieljährige Genoſſe des Grafen, die Anerbietungen nicht ab, die ihm auf Humboldt's, ſeines Jugendfreundes, [2]) Veranlaſſung von der preußiſchen Regierung gemacht wurden und die eine Anſtellung im Departement des Auswärtigen verſprachen. Er ging vor Ende 1815 nach Frankfurt, dort ſeine Beſtimmung abzuwarten. Hier traf er auch mit Humboldt und deſſen Familie zuſammen, von der er fortdauernd Beweiſe des Wohlwollens erhielt, ſelbſt, als Widerſacher ſich bemühten, ihn auch bei dieſem Gönner anzuſchwärzen. [3]) Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg wünſchte eine Bundeszeitung herausgegeben zu ſehen; der Gedanke eines offiziellen Blattes jedoch zerſchlug ſich bald. Nachdem Oelsner auf eigene Hand

---

1) Gentz Schriften, V. 285.

2) Siehe oben Th. I. S. 36.

3) „Bei Hrn. von Humboldt," ſchreibt Oelsner 1817 noch von Frankfurt aus an Rahel, „hat man mir zu ſchaden geſucht, indem man behauptet, ich hätte ſchlecht an (dem Grafen) Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen ſaß, mich ſeiner nicht angenommen, mich furchtſam zurückgezogen." Siehe Varnhagen von Enſe's Galerie von Bildniſſen, II. 120—21.

zwei Hefte einer Bundeslade (1817) hatte erscheinen lassen, erhielt er die Erlaubniß, mit einem Gehalt der Regierung nach Paris zurückzukehren. Schon war die Zeit, wo man gern solche Köpfe anstellte, vorüber.

---

Am Schluß dieses Zeitraums, in dem wir Humboldt so rastlos thätig fanden, sei auch der Auszeichnungen gedacht, die ihm theils von seinem Könige, theils von andern Mächtigen vielfach zu Theil wurden. Schon im Jahr 1813 ernannte der König ihn zum Ritter des großen rothen Adlerordens; auch erhielt er das eiserne Kreuz zweiter und den russischen St. Annen erster Klasse; bald darnach das Großkreuz des kaiserlich österreichischen Leopoldordens. Im Jahr 1815 erhielt er dann die Großkreuze des dänischen Danebrogordens, des Verdienstordens der bayrischen Krone und des badischen Hausordens der Treue. Endlich wurde ihm noch die höchste Civil-Auszeichnung des Befreiungskampfes zu Theil; Hardenberg und W. v. Humboldt waren die Einzigen, die der König des eisernen Kreuzes erster Klasse am weißen Bande würdig erachtete. [1])

Auch gehörte er zu den hervorragenden Männern, die der preußische Staat nach dem zweiten Pariser Frieden, zu Anerkennung ausgezeichneter Dienste, mit großen Dotationen beschenkte. Blücher, York, Bülow von Dennewitz, Kleist v. Nollendorf, Trauentzien und Gneisenau, Hardenberg und Humboldt, endlich Knesebeck, wurden mit solchen bedacht [2]) Die Dotation, die Humboldt (März 1817)

---

1) Von Hippel, Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm III. Bromberg, 1841. S. 117.

2) Die Dotationen der Generale soll der König noch in Paris unterzeichnet haben.

bestimmt wurde, sollte 5000 Rthlr. jährliche Einkünfte geben, [3]) und er durfte sie selbst sich auswählen. Humboldt reiste deshalb im genannten Jahre nach Schlesien, und wählte Schloß und Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße. [4]) Die Herrschaft war früher Besitzthum der Fürst-Bischöffe von Breslau; erst kürzlich hatte der Staat sie erworben; nun ging sie an die Humboldt'sche Familie über, und brachte dem neuen Eigenthümer mit der Zeit wohl 8 bis 9000 Rthlr. ein. Die Herrschaft liegt oberhalb der Stadt, an beiden Ufern des Flüßchens Neiße, in schöner, überaus fruchtbarer Gegend. Es gehören dazu, außer Stadt Ottmachau mit dem sehr romantisch gelegenen Schlosse, die herum liegenden Güter und Ortschaften Friedrichseck, Ritterwitz u. a.

Auch in seiner Laufbahn durfte Humboldt der glänzendsten Beförderung gewärtig sein. Den Rang und Titel eines Staatsministers besaß er schon; auch hatte ihm Hardenberg das Versprechen gegeben, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu lassen, sobald eine Veränderung damit vorgenommen werden würde. [5]) Zur Zeit nämlich stand dieses Ministerium unter der speziellen Oberleitung des Staatskanzlers. Zuächst war Humboldt aber, wie schon erwähnt wurde, zum Gesandten in Paris ernannt, wo jetzt ein gescheider Kopf recht am Platz war, um wo möglich, das Königthum vor schlimmen Rathgebern zu hüten. Das Hotel des Prinzen Eugen (ehemaligen Vicekönigs von Italien) in der Rue Lille, das der König von Preußen während beider Okkupationen bewohnt hatte, war

---

3) Allg. Zeitung, 6. Apr. 1817 (Corresp. vom Main, 30 März.)

4) In der Allg. Zeitung vom 31. Okt. 1818 (Corresp. aus Berlin, vom 19. Okt.) ist eine authentische Mittheilung über diese Güterschenkungen enthalten, und die Humboldt'sche Dotation zu 100,000 Reichsthalern angeschlagen.

5) Nach handschriftlicher Quelle.

für die Gesandtschaft dieses Monarchen angekauft worden. Humboldt sollte jedoch nicht sogleich in Paris bleiben, sondern sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben, um daselbst, als Mitglied einer Territorialkommission, die noch obschwebenden deutschen Gebietsverhandlungen zu Abschluß zu bringen. Mehrere jüngere Männer wurden ihm für diese Frankfurter Mission zu Gebot gestellt, darunter Einer, der diesem Umstand einen großen Theil seiner Ausbildung und eine engere Verbindung mit der Familie unsres Humboldt verdanken sollte. Dies war der Freiherr Heinrich von Bülow, aus Mecklenburg, der zweimal seine Studien in Heidelberg unterbrochen hatte, um unter die Fahnen zu eilen, sich während dieser Friedensverhandlung bei dem Staatskanzler für den preußischen Dienst und das diplomatische Fach gemeldet hatte, und sogleich die Bestimmung erhielt, unter Leitung dieses hervorragenden Staatsmannes beschäftigt zu werden. Dagegen bot Hardenberg dem noch immer in Paris weilenden Bruder Humboldt's an, bis zur Rückkehr des Letztern die diplomatischen Geschäfte in Paris zu übernehmen. Alexander v. H. lehnte es jedoch ab; und dies veranlaßte die interimistische Anstellung des bisherigen Gesandten in München, C. F. H. Grafen v. Goltz auf diesem Posten, auf dem er jedoch nur bis zu Humboldt's Rückkehr fungiren sollte. —

Wichtiger aber als alle diese Auszeichnungen, die W. v. Humboldt während und kurz nach diesen Begebenheiten zu Theil wurden, war der Ruf und die Verehrung, die er sich bei den besten seiner Zeitgenossen erworben hatte. Und er hatte dies, obschon die Großartigkeit seiner Leistungen nur Wenigen, nur bruchstückweise bekannt war. Auch war es ein solider Ruf. Ungleich so manchen, deren Größe schwindet, je näher wir ihnen treten, leuchtet dieser Name nur heller, so oft ein Blatt auftaucht, das von ihm kömmt,

oder auch nur streifend ihn berührt. — In Preußen zählte man schon damals ihn zu den ersten Köpfen; und bald erschien er als derjenige, auf den jetzt sich die meisten Hoffnungen richteten. Der Staatskanzler stand in einem Alter, wo selten die Kraft noch aushält; Freiherr von Stein aber war für diese ruhigere Zeit und die verwickelteren Forderungen des Tages nicht so geschaffen, wie für jene Epoche, wo er mit gewaltiger Hand den Anstoß geben konnte. Auch wußte er seine Schroffheit und die Unlust am Gang der Dinge so wenig zu zügeln, daß man seine Ausbrüche bald auch da für ungerecht hielt, wo sie es nicht waren. Humboldt stand in voller Kraft; er fühlte, daß jetzt ein anderer Zeitraum anbreche, und wußte mit glücklichem Instinkt der Richtung der Zeit zu begegnen. Bis jetzt war es einem kräftigen Geiste leicht worden, sich in der Höhe zu halten; die Woge der Begebenheiten trug ihn selbst fort, die Größe der Ereignisse stählte die Kraft; jetzt aber galt es, die ganze Zähigkeit und Energie des Charakters zu bewähren, es galt, den Menschen einzusetzen, um im Gewühl der Leidenschaften und Parteien sich gleich zu bleiben und das Ziel, das man im Auge hatte, nicht zu verlieren.

---

Den 25. November (1815) verlies Humboldt Paris, einen Tag später als der Staatskanzler. Er holte ihn ein, und kam mit ihm am gleichen Tage (28. November) in Frankfurt an, und blieb da, während Hardenberg alsbald nach Berlin abging. [1]) Auch die andern Glieder der Territorialcommission, die Gesandten Oesterreichs, Englands, Rußlands, trafen am Orte ihrer Bestimmung ein, von österreichischer Seite Freiherr v. Wessenberg, von englischer

---

1) Allg. Zeitung, 2. und 3. Dez.

Lord Clancarty, von ruſſiſcher J. v. Anſtett. Sie waren lediglich zu dieſem Geſchäft berufen, und hierbei mit eigenen Hülfsarbeitern verſehen. Unter Humboldt arbeiteten Legationsrath Graf v. Flemming, Hofrath Bois des Landes und als Attaché Freiherr v. Bülow. Von Flemming war ſchon in der Congreßzeit die Rede; er blieb nur bis Anfang des nächſten Herbſtes bei Humboldt, und ging dann im folgenden Frühjahr als preußiſcher Geſandter nach Braſilien. [2]) Bülow ſtieß im Dezember 1815 zu ſeinem Chef, und wurde gleich als „talentvoll, arbeitſam und ſehr brauchbar" erkannt. Er bildete ſich unter dieſer Leitung in wenigen Jahren zu dem Staatsmann, dem man die wichtigſten Geſchäfte übertrug, und der jetzt (ſeit 1842) die auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staates leitet. — Die Arbeiten der Territorialcommiſſion ſchritten nicht ſo raſch fort, als Manche erwartet hatten; die Geſandten der entfernten Mächte ſahen erſt den nähern Inſtruktionen entgegen, und vor allem mußten Bayerns Anſprüche durch beſondere Uebereinkunft des Wiener Cabinettes mit dieſem Staate erledigt werden.

Während ſo die Geſchäfte nur langſam vorrückten, bot Frankfurt Anregungen genug. In ſtarken Colonnen marſchirten preußiſche Heerestheile in die Heimath zurück und durch dieſe Stadt. Der greiſe Blücher raſtete einige Zeit hier, Stein blieb, mit ſeiner Familie, den ganzen Winter daſelbſt, gegen das Frühjahr ſprach auch Gneiſenau zum Beſuch ein. Zudem langten auch die Geſandten beim künftigen Bundestage einer nach dem andern an, darunter Männer, die gewiß keine Schuld trugen, wenn die ſpätern Verhandlungen nicht den Erfolg hatten, den man gehofft hatte; ich nenne hier den mecklenburgiſchen Geſandten,

---

2) Allg. Zeitung, 20. Sept. 1816; 19. Febr. 1817 — Graf Flemming ſtarb im J. 1827 (8. Okt.) zu Arensberg in Weſtphalen.

Freiherrn v. Pleſſen, der ſich erſt ſpäter umſtimmen ließ, den niederländiſchen Geſandten, Herrn von Gagern, den hannöveriſchen Cabinetsrath v. Martens, den bremiſchen Bürgermeiſter Smidt. Preußen eilte nicht ſo mit der Ernennung; überhaupt verzögerte ſich die Eröffnung des Bundestages ſehr. Zu Wien hatte man ſie auf 1. November 1815 angeſetzt. Da hinderten zunächſt die Friedensverhandlungen, und nun wollte man auch die noch ſchwebenden Territorialfragen erſt beſeitigen. Endlich mochte man von mancher Seite wohl auch Zeit zur Vorbereitung wünſchen. So kam es, daß ſich die wirkliche Eröffnung bis in den November des folgenden Jahres verſchob. — Friedrich Schlegel erſchien als Legationsrath bei der öſterreichiſchen Präſidialgeſandtſchaft, fand aber für ſeine Anſichten ſelbſt in Frankfurt wenig Boden. Von preußiſchen Diplomaten traf Humboldt zur Zeit nur Freiherrn v. Otterſtedt, der bei der Stadt Frankfurt als Geſchäftsträger beglaubigt war. Da Humboldt noch nicht eingerichtet war, machte dieſer gleichſam die Honneurs von preußiſcher Seite. [3]) Endlich nenne ich noch den Grafen v. Reinhard, der als franzöſiſcher Geſandter erſchien und an Humboldt gewiß einen längſt Bekannten begrüßte.

Frau v. Humboldt, mit der Familie, weilte noch in Berlin. Noch im J. 1815 fand die Hochzeit der zweiten Tochter, Adelheid, mit dem Obriſtlieutenant v. Hedemann Statt. — Erſt im Mai des nächſten Jahres verließ Frau v. Humboldt Berlin, zunächſt um nach Carlsbad

---

3) So erzählt Frau von Varnhagen, in ihren Briefen (II. 381) von einem großen Thee, den Hr. v. Otterſtedt am 21. Dez. (1815) gab. Wohl 150 Perſonen erſchienen; Blücher, Humboldt, Stein's, Schlegel, ſie ſelbſt, alle Fürſten, die in Frankfurt lebten, waren zugegen. — Den Weihnachtsabend traf ſie Humboldt wieder bei einer Kinderbeſcheerung, zu der auch Graf Flemming, Schlegel ꝛc. geladen waren (II. 360).

zu gehen. Mitte Juli beſuchte Zelter unſern Humboldt in Frankfurt. „Er war ſehr liebenswürdig," ſchreibt er an Göthe, [4]) „und erwartet ſeine Familie aus Carlsbad." Endlich fanden ſich die ſo lang Getrennten wenigſtens auf einige Zeit wieder zuſammen.

Von der guten Stimmung, in der Humboldt damals, beſonders nach der Ankunft ſeiner Familie, ſich befand, ſpricht Frau von Varnhagen in einem ihrer Briefe mit Entzücken. Sie war nach Frankfurt gereiſt, um ihre Freundin wieder zu ſehen. Zugleich hielt ſich die Gräfin Cuſtine mit ihrem Sohne — dem neuerdings beſonders durch ſein Werk über Rußland bekannt gewordenen Legitimiſten — dort auf. „Mit ihnen," ſchreibt Rahel an ihren Gemahl, „ſpeiſte ich geſtern Mittag (25. Sept.) zuletzt bei Humboldt's, wo Humboldt ſich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Geſtern erreichte es nun ſeine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn ſo geſchält. Er beherrſchte ganz allein, und nöthig, und mild das Geſpräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, iſt in gleichem Ton mit Hausleuten, Gäſten und Kindern, ſagte unaufhörlich komiſch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; dieſe alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er iſt von der tiefſten ſorgenloſeſten Aufrichtigkeit über alle Gegenſtände, und dies giebt ſeinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verſtand, als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide ſind auch ganz weich, ganz leiſe, ganz milde, ganz wahr und ganz weit, weit vorwärts in unſeren Aeußerungen mit einander.

---

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, II. 284.

Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Custine: eben so."

---

In Frankfurt fand Humboldt auch mehr Muse, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, und hier war es, wo er die so lang erwartete Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon endlich zum Druck abgehen ließ. Er schrieb im Februar 1816 die Einleitung dazu, an und für sich eine bedeutende Arbeit, wichtig besonders für die Charakteristik der griechischen Poesie, namentlich der Tragik und des Aeschylos insbesondre, wichtig ferner für die Theorie der Uebersetzungskunst. [1]) Humboldt widmete das Ganze seiner Gattin, die von früh an diese Studien mit Geist und Herzen begleitet hatte. [2]) So erschien diese Uebersetzung des Agamemnon im Frühjahr 1816 bei Gerh. Fleischer in Leipzig. [3])

Seit 1804 war nicht leicht ein Jahr verstrichen, ohne daß er an diesem Werk gebessert hätte: noch zuletzt aber hatte es einen wichtigen Verschub erhalten. Keine der bisherigen Recensionen nämlich konnte einer Uebersetzung, die nicht blos einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, füglich zu Grunde gelegt werden. Nun wußte Humboldt, daß Gottfried Hermann in Leipzig sich mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftige. Er trat daher — wenn ich nicht irre, nach den Tagen der Leipziger Schlacht — mit diesem ausgezeichneten Philologen in Verbindung, der ihm von seiner Bearbeitung

---

1) Siehe oben Th. I. S. 243—50.

2) Siehe oben Th. I. S. 145—46.

3) In 4to. Sie steht nun auch in den gesammelten Werken, III. 1—86.

des Agamemnon auch alles mittheilte, was ihm, sowohl zur Berichtigung, wie zur Auslegung des Textes, bei der Uebersetzung nützlich sein konnte. Dadurch war Humboldt in den Stand gesetzt, einen durchaus neu geprüften Text zu Grunde zu legen; [4]) und er ist ihm so genau, als möglich war, gefolgt. Er bekennt, daß er ohne diese Förderung vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde dem Publikum vorzulegen. So aber fühlte er sich ermuthigt, mitten in großen Geschäften noch einmal Hand an dieses Werk zu legen.

So trat denn diese im J. 1796 begonnene Arbeit endlich in die Welt. Sie gilt noch heute für ein Musterstück; als das Vorzüglichste, was für Uebersetzung des Aeschylos insbesondere geleistet worden. A. W. Schlegel, der große Meister in diesem Fache, erkannte Humboldt als ebenbürtigen und berufenen Kritiker seiner eigenen Arbeiten an, deshalb namentlich, weil er „in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylos eine so schwierige Aufgabe gelöst habe." [5])

Ein großes Geschenk war diese Uebersetzung für alle Freunde der alten Dichtung. So für Göthe, der im Sommer 1816, in einem kleinen thüringischen Bade sich daran labte. „Agamemnon, übersetzt von Humboldt," schreibt er in seinen Tag- und Jahresheften, „war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte." [6])

---

4) Die auf den Sinn sich beziehenden Veränderungen des Textes hat Hermann selbst, in einem Anhang zu dem Werke, angegeben.

5) Siehe A. W. Schlegel's Indische Bibliothek. B. II. H. 2. Bonn, 1826, S. 218; auch Humboldt's ges. Werke, I. 110.

6) Göthe's Werke, B. 32, S. 114.

Während dieſes Aufenthalts in Frankfurt kam Humboldt die Nachricht zu, daß Graf Goltz den Pariſer Geſandtſchaftspoſten behalten, er ſelbſt aber anderweit verwendet werden ſolle. Der franzöſiſche Miniſter, Herzog v. Richelieu, ein hoch überſchätzter Mann, fand Goltz bequemer, als W. v. Humboldt, und unterhandelte zeither mit Hardenberg, um dieſen los zu werden. Er nahm den Antheil als Vorwand, den Humboldt an einem demüthigenden Frieden genommen habe, und behauptete, es müſſe das Nationalgefühl verletzen, ihn als Geſandten in Paris zu ſehen. Die Wahrheit aber war, daß dem Herzog in ſeiner Mittelmäßigkeit die Nähe eines ſo wichtigen Mannes nicht behagte. Hardenberg gab nach, und bot jetzt Humboldt den eben offen werdenden Londoner Poſten. Baron v. Jacobi-Klöſt, der viele Jahre dort geweſen war, hatte ſeine Entlaſſung erbeten, um den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. [1]) Humboldt verwunderte ſich zwar über Hardenberg's Nachgiebigkeit und Richelieu's Zumuthungen; die Hoffnung, an einem Orte, deſſen Clima ſeiner Gattin zuſagte, mit den Seinigen vereinigt, und, wie nicht leicht anderswo, halb der Wiſſenſchaft, halb dem Staate leben zu können, war zu ſchön, um ſich ſo leicht von ihr zu trennen; in anderer Rückſicht freilich war ihm der Londoner Poſten lieber. Es war nicht angenehm, für die Folgen der Reſtauration unter dieſen Elendigkeiten verantwortlich zu ſcheinen. Humboldt nahm daher das neue Anerbieten an, und ſo trug Graf Goltz, ein faſt noch eingeſchränkterer Mann, als Richelieu, den Pariſer Poſten bleibend davon. [2])

Es war jedoch nicht die Abſicht der Regierung, Humboldt ſofort nach London gehen zu laſſen. Erſt ſollten die

---

1) Siehe auch Allg. Zeitung, 22. Mai 1816.

2) Nach handſchriftlicher Mittheilung.

Geschäfte in Frankfurt bis zu einem gewissen Punkt geführt werden, und dazu fand der Staatskanzler Niemand geeigneter, als den, der diese Angelegenheiten in Wien und Paris mit betrieben hatte; dann wünschte man, ihn auch in dem Kreise der ersten Staatsdiener, der demnächst in Berlin zusammentreffen sollte, um die Verfassungsfrage und ein umfassendes Finanzgesetz zu berathen, mit in Thätigkeit zu sehen. Endlich glaubte man allgemein — und vielleicht auch Humboldt selbst, daß man ihn in den höchsten Regierungszweigen bald nothwendiger erachten, und ihm eine Stellung geben würde, auf die er gegründetere Ansprüche hatte, als irgend Jemand. Wir werden jedoch bald sehen, was sich der Erfüllung dieser Hoffnung entgegen stellte.

In Frankfurt ward ihm noch eine andere Thätigkeit zugewiesen, er ward nämlich, jedoch nur provisorisch, zu den Angelegenheiten des neuen Bundestags gerufen. Der bisherige Gesandte Preußens an den hessischen Höfen, Geh. Rath v. Hänlein, war zum künftigen Gesandten am Bunde erkohren worden. Plötzlich ward diese Ernennung zurückgenommen; v. Hänlein ging wieder nach Cassel, und an seiner Stelle ward der frühere Minister des Aeußern, Graf von der Goltz — mit dem Pariser nicht zu verwechseln! — zum Bundestagsgesandten bestimmt. Da aber derselbe nicht augenblicklich in Frankfurt eintreffen konnte, die einleitenden Arbeiten nun aber vorgenommen werden sollten, so ward Humboldt einstweilen mit seinen Funktionen beauftragt. [3]) Man fand jetzt gerathen, die Eröffnung des Bundestags nicht länger hinauszuschieben; die sämmtlich schon anwesenden Gesandten vereinigten sich im September, mit Anfang des nächsten Monats die vorbereitenden Sitzungen

---

3) Laut Anzeige in Frankfurter Zeitungen, siehe Allg. Zeitung vom 27. Aug. 1816.

zu beginnen, in den erſten Tagen des November aber den Bundestag feierlich zu eröffnen. An dieſen Präliminarconferenzen — ſieben der Zahl nach, vom 1. Okt. bis 4. Nov. — nahm Humboldt Theil; zur Eröffnung ſelbſt erwartete man den Grafen Goltz. Die vorbereitenden Sitzungen wurden im fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Palaſt, der Wohnung des kaiſerlichen Präſidialgeſandten, abgehalten, und waren von Wichtigkeit für den freiern Geiſt, den der Bund in den erſten Jahren entwickelte. Nachdem man von den Vollmachten Kenntniß und die Beitrittsurkunden Würtembergs und Badens zum Bund in Empfang genommen, die förmliche Eröffnung des Bundestages feſtgeſetzt und die Verhältniſſe der Bundesverſammlung zur Stadt Frankfurt beſtimmt hatte, [4]) ſchritt man zur Feſtſtellung einer vorläufigen Geſchäftsordnung des Bundestages. [5]) Hier hatte Humboldt den bedeutendſten Einfluß, und nur zum Vortheil der Sache, [6]) wie denn auch Gagern bekennt, ſie ſei an ſich gut und in guten Händen geweſen, [7]) wobei er jedoch nicht zu bemerken vergaß, daß er ſelbſt die entſchiedene Publikation der Protokolle durchgeſetzt habe, die dem Entwurfe nach ſtets von der Verſammlung abhängen ſollte. Der Bundestag behielt dieſe proviſoriſche Geſchäftsordnung in den erſten Jahren bei, und erſt im Jahr 1819 wurde ſie nach den indeß gemachten Erfahrungen revidirt, und durch eine definitive Geſchäftsordnung erſetzt.

Am Ende ſollte Humboldt Preußen auch bei der feier-

---

4) Siehe Allg. Zeitung, 21. 28. 31. Okt. 1816.

5) Ebendaſ., 1. u. 7. Nov.

6) In dem oben S. 18 citirten Art. der Biographie Nouvelle des Contemporains wird auch geſagt, Humboldt habe der Bundesverſammlung im Okt. d. J. ein Mémoire eingereicht, „concernant le mode à établir pour la discussion des affaires qui seraient jugées de la compétence de la diète.“

7) v. Gagern, Antheil III. 30.

lichen Eröffnung des Bundestags selbst, am 5. Nov. 1816, vertreten. Der Graf von der Goltz war zwar am 3. angelangt, befand sich jedoch in Folge eines Unfalls auf der Reise unpaß und mußte seine Stelle an diesem Tage Humboldt überlassen. Tags vorher noch hatte dieser die Absicht hintertrieben, eine kirchliche Feier mit der Eröffnung zu verbinden. [8]) In der That war es ungeschickt, Anstalten treffen zu wollen, die doch nicht übereinstimmend zu Stande gebracht werden, und nur an die unselige Spaltung der Nation erinnern konnten. Es fand demnach nur die solenne Auffahrt der Gesandten zu der um 11 Uhr Vormittags beginnenden Sitzung im Thurn- und Taxisschen Palais Statt. Das sämmtliche Personal der Gesandtschaften war gegenwärtig; mit Humboldt Hofrath v. Hänlein, der Sohn, der bei der Bundesgesandtschaft verblieben war, Bois des Landes und Bülow. Der präsidirende Gesandte, Graf v. Buol-Schauenstein eröffnete die Versammlung mit einer würdigen Rede, die, indem sie einen Blick auf Deutschlands Geschichte warf, ebenso sehr die Achtung vor der Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder, als die Nothwendigkeit eines festern nationalen Verbandes darlegte. Darauf antworteten die übrigen Gesandten, einige länger, die meisten kurz. Humboldt sprach zunächst die Gesinnungen und Wünsche seines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beständigen Gesammtvertrage der Deutschen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, dessen Wesen nach Außen und Innen hin sichernd, bewahrend und erhaltend sei, und der das Zusammenwirken selbstständiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum

---

8) Mit einem ähnlichen Vorschlag trat Gagern im Beginn des Wiener Congresses hervor, wurde aber, wie er selbst sagt, von Metternich und den Preußen sehr kalt damit aufgenommen. Antheil, II. 49.

gemeinschaftlichen Wohl durch gemeinschaftlich festgestellte gesetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutsche Bund auf diese Weise in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäischen Staatensysteme stehe, bilde er zugleich aufs neue Länder zu einem politischen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Andenken, und eine ehemalige ehrwürdige Verfassung unauflösbar verbunden seien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinsamen Vaterlandes verbürgt, und alle Vorzüge erhalten und erweitert werden würden, durch die Deutschland auf die Achtung der andern europäischen Nationen Anspruch mache. Endlich fügte er für sich noch einige Worte hinzu. „Mir persönlich," sagte er, „hätte nichts Erfreulicheres begegnen können, als den ehrenvollen Beruf zu erhalten, diese Gesinnungen hier und an diesem Tage auszusprechen, und einer Versammlung, wenn auch nur augenblicklich, anzugehören, welcher meine innige Verehrung und mein lebhaftes Bestreben, nach allen meinen Kräften mit Ihr zu dem gemeinschaftlichen Zweck hinzuarbeiten, gewidmet ist, und deren gütiges und geneigtes Vertrauen ich mir angelegentlich erbitte." Darauf wurden sämmtliche Vollmachten vorgelegt, und die von allen Gliedern beigebrachten Ratifikationen der Bundesakte verlesen. Hiermit endete die Sitzung. Dann war große Tafel beim präsidirenden Gesandten, bei welchem sich auch am Abende eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft einfand. Der Stadt aber verkündete Kanonendonner und Glockengeläute das wichtige Ereigniß. [9])

Humboldt hatte sich auf schickliche Weise mit diesem abgefunden, und mit frohen Hoffnungen eine Einrichtung

---

9) Vergl. außer dem ersten Protokoll der deutschen Bundesversammlung die Allg. Zeitung vom 10. 12. und 28. Nov. 1816.

begrüßt, die so entscheidend für Deutschlands Zukunft sein mußte. Daneben aber verleugnete sich auch hierbei seine Natur nicht, so daß die Gemahlin Friedrich Schlegel's, das Echo ihres Gatten, gleich darnach an eine Freundin schreiben konnte: „Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten u. s. w. Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen!" [10])

Den 11. Nov. fand die erste eigentliche Geschäftssitzung des Bundestages Statt, und schon in dieser trat Graf von der Goltz seine Funktion als Bundestagsgesandter an. Wir unsern Theils freuen uns, daß Humboldt nicht an den weitern Geschicken dieser Versammlung Theil haben sollte. Wie viel ehrenwerthe Männer zählte diese — und was änderten sie? Wie oft hat man die Bundestagsgesandten, die nichts sein können als das treue Organ ihrer Cabinette, mit Unrecht für die Beschlüsse verantwortlich machen wollen! Freiherr von Gagern nahm einst den Anlauf, als sähe er sich in einer Deputirtenkammer. Wie schnell hat man ihn von seiner Stellung enthoben! —

Die Arbeiten der Territorialcommission hielten Humboldt bis in den Januar 1817 zu Frankfurt. Sie stützten sich in der Hauptsache auf das Pariser Protokoll vom 3. Nov. Da es nur galt, sich mit den kleineren deutschen Staaten vollends zu verständigen, so lag das Geschäft fast allein in Humboldt's und Wessenberg's Händen; die

---

10) (Dorow's) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt u. Literatur, Th. IV. Berlin 1840, S. 122.

Gesandten Englands und Rußlands waren mehr als Zeugen und im Nothfall als Vermittler zugegen. Bayern machte die Hauptschwierigkeit. Zwar fand es sich im April 1816 bewogen, die rheinische Provinz als theilweise Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Lande anzunehmen, immer aber mit Vorbehalt seiner Ansprüche auf den Länderzusammenhang. — Preußen hatte sich vornehmlich mit Hessen-Darmstadt zu verständigen. Hessen sollte das Herzogthum Westphalen abtreten, und dafür Entschädigungen jenseits des Rheins erhalten. Mainz und die umliegenden Cantone wurden ihm zugesprochen; es hätte sich jedoch gern an der Nahe und nach dem Hundsrück ausgedehnt; auch machte die Stellung der Bundesfestung eigenthümliche Schwierigkeit. Dennoch wurde den 30. Juni 1816 zu Frankfurt der Vertrag geschlossen, — nämlich zwischen Wessenberg, Humboldt und den hessischen Bevollmächtigten H. W. C. v. Harnier und Heinr. Frh. v. Münch. [11]) Darin ward auch die Wiederherstellung Hessen-Homburgs garantirt. Auch wurden um dieselbe Zeit, wie zum Spott, aber der Wiener Congreßakte gemäß, kleine Fetzen überrheinischen Landes, eben diesem Homburg, ferner Oldenburg und Sachsen-Coburg hingeworfen; Graf Pappenheim ließ sich durch eine Geldentschädigung von Preußen abfinden. [12]) Endlich kam, in Folge schon in Paris begonnener Unterhandlungen, am 8. Nov. 1816, ein Vertrag zwischen Preußen und Niederland wegen Besetzung der Bundesfestung Luxemburg zu Stande; Humboldt und Gagern waren die Unterhändler. So blieb denn zuletzt nur der Territorialstreit zwischen Bayern und Baden unerledigt. Bayern war für den Fall, daß die männliche

---

11) Martens, Recueil de traités, XIV. 73 u. ff.

12) Dies that später auch Mecklenburg-Strelitz, durch Vertrag vom 22. Mai 1819.

Linie des Hauſes Baden ausſterbe, der Rückfall der badiſchen Pfalz zugeſichert worden. Dadurch, und durch Ueberlaſſung des Main- und Tauberkreiſes, hätte es den Zuſammenhang ſeines Landes errungen. Es ſchien nun, als wenn jener auf dem Congreß zu Wien vorgeſehene Fall in Bälde eintreten würde, da die letzten Sproſſen des Hauſes Baden zur Zeit nicht für ebenbürtig gehalten wurden. Das badiſche Fürſtenhaus ließ jedoch alle Minen ſpringen, um die Anerkennung der Grafen von Hochberg zu erlangen, und, mit Beſeitigung früher von den Großmächten geſchehener Verſprechungen, die Integrität des Landes zu ſichern. Eine Frage von ſolcher Bedeutung war aber auf gewöhnlichem Wege nicht zu ſchlichten; es bedurfte Zeit, ſie zu löſen, und am Ende ſprach wieder einmal ausländiſcher Einfluß die Entſcheidung. — So ging denn die Territorialcommiſſion, ohne die Geſchäfte zum völligen Abſchluß gebracht zu haben, Anfang 1817 auseinander.

---

Am 11. Jänner verließ Humboldt mit den Seinigen Frankfurt. Er begab ſich zunächſt nach Weimar, wo er Göthe'n beſuchte, der ſich darüber in ſeinen Tag- und Jahresheften alſo vernehmen läßt: „Perſönliche Erneuerung früherer Gunſt und Gewogenheit ſollten mich auch dieſes Jahr öfters beglücken . . . Herr Staatsminiſter von Humboldt ſprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein.“ [1])

Von Weimar gingen Humboldts auf das uns ſchon bekannte Gut Burgörner; im Februar kamen ſie nach Berlin. Auch jetzt aber ſollte Humboldt nicht lange mit den Seinigen

---

1) Göthe's Werke, B. 32, S. 133.

vereinigt bleiben. Die älteste Tochter, Caroline, kränkelte; man hatte ihr angerathen, Seebäder in Neapel zu brauchen. Frau v. Humboldt beschloß, mit den Töchtern und in Begleitung ihres Schwiegersohnes — v. Hedemann — abermals eine Wallfahrt ins gelobte Land anzutreten. Es graute ihr ohnehin vor der Nebelinsel, auf die Humboldt bald abzugehen dachte. — Einem Glied der Familie jedoch mußte diese Trennung doppelt schwer werden, der jüngsten Tochter Gabriele. Noch in Frankfurt hatten sich die Bande geknüpft, durch die Baron Bülow für immer an diese Familie gekettet wurde. Gabriele aber war noch sehr jung, und Bülow sollte erst seine Carrière machen, zunächst aber, als nunmehriger Legationssekretär seinen künftigen Schwiegervater nach London begleiten.

Im April trat Frau v. Humboldt die Reise an; den 3. Mai kam sie nach Rom; im Sommer ging sie nach Neapel, im Herbst nach Rom zurück. Von einem Zeitpunkt zum andern schob sie die Rückkehr hinaus, ganz beglückt im dortigen Leben, und mit Sinn und Geist, wie vormals, der Kunst und den Künstlern zugewandt. Ihr eignes Befinden widerrieth ihr auch, das Londoner Clima aufzusuchen. Dann harrte sie wohl auch einer Wendung im Geschicke ihres Gatten. Den 19. Okt. schrieb sie noch an eine Freundin: „Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodor's [des ältesten Sohnes] Heirath gegenwärtig sein soll." Im August lange sie auf der „Nebelinsel" an. Sie scheide von Rom, wie man vom Leben scheide. [2]) Ihre erste Station sollte das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Noch einmal kehrte sie nach Rom, und blieb daselbst, bis

---

2) Vergl. ihre Briefe aus den Jahren 1817—18 an Friederike Brun, in deren „Römischen Leben," II. 320—334.

Humboldt im Sommer 1819 eine, wie es schien, feste Stellung zu Berlin angetreten hatte. Dann kehrte sie zurück. Schöne Kunstwerke folgten ihr in die Heimath. [3])

---

Humboldt blieb zunächst in Berlin, und legte damals den Grund zum Zerwürfniß mit dem Staatskanzler. Noch stand er aufs Beste mit ihm, so wie auch der König ihm vielfach seine Huld bewies. Er erhielt jetzt für die in schwierigen Zeiten geleisteten Dienste jene oben erwähnte Dotation; [1]) und war unter denen, die der König gleich bei der Gründung, durch die Cabinetsordre vom 20. März (1817), aus besonderm Vertrauen in den neuen Staatsrath berief. Diese neue Schöpfung hatte aber kaum ihre Thätigkeit begonnen, so wandte sie, wenn auch indirekt, sich gegen den, der sie eigentlich ins Leben gerufen, gegen den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, und Humboldt war es, der diesen Angriff leitete, und ihm durch das Gewicht seiner Persönlichkeit eine nachhaltige Bedeutung gab.

Seit wenigen Jahren war eine große Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten, und es schien zweifelhaft, ob der Staatskanzler ihr werde Stand halten können. Wir haben den ritterlichen Eigenschaften und großen Verdiensten dieses Staatsmanns gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte inmitten der Drangsal das unter Stein Begonnene kräftig fortgebildet, ein freies Bauernthum begründet, die Bevorzugungen des Adels gemindert, die Zünfte abgeschafft u. s. w.; er hatte Menschenrechte geschaffen, ohne die man Bürgerrechte nicht denken kann. Auch diese war er im

---

3) Darunter die herrliche Statue der Spes von Thorwaldsen, die dieser für sie in Marmor ausgeführt hatte.

1) Vergl. auch die Allg. Zeitung, 6. April 1817.

Begriff, ins Leben zu rufen, als der Krieg die Reformen unterbrach. In hohem Grade zu rühmen fanden wir auch die Leitung der auswärtigen Politik, besonders während der verhängnißvollen Jahre 1811 bis 1813. So schwierig aber diese Zeit war, so begünstigte sie doch auch seine wohlwollenden Absichten in vieler Hinsicht; der König stützte ihn gegen Widersacher; die Rechte der Krone wurden durch jene Veränderungen kaum berührt. Als aber der Widerstand stärker wurde, traten auch die Schwächen des Kanzlers merkbarer hervor, der Mangel an Energie, ein gewisses Schwanken und Zögern, das die Dinge nicht zum Bruch kommen lassen wollte, ein Ausweichen und Nachgeben, wo er den Gegnern standhaft hätte begegnen sollen. Eitel auf seine Stellung, suchte er sich zu halten, wie es ging; eifersüchtig auf Talente, die ihn überflügeln könnten, suchte er Kräfte dieser Art von den Geschäften oder wenigstens vom Mittelpunkte derselben zu entfernen; dagegen es manchmal auch unwürdigen Individuen gelang, sich bei ihm in Gunst zu setzen, und Macht und Einfluß zu gewinnen. Vorzüglich aber mangelte ihm die Jugendkraft, um in bewegter Zeit dieses Steuerruder noch lang mit Glück zu regieren. Er hätte gern die Einen durch die Andern im Zaum gehalten; aber der Andrang war zu stark, und bald war er froh, sich mit den Siegenden verbünden zu können, um wenigstens am Ruder zu bleiben.

Daß damals ein gewisser Rückgang eintrat, war natürlich. Der öffentliche Geist war während des Kriegs so mächtig worden, so viel hochfliegende Hoffnungen waren aufgetaucht, daß der ruhig Betrachtende, besonders der, welcher mit dem Zustand Preußens etwas tiefer bekannt war, früh schon die Ebbe kommen sehen mochte, die auf diese Fluth folgen werde. Niemand aber mochte ahnen, daß die große Bewegung so kleinlich ausgehen werde. Vielmehr sah ganz

Deutschland jetzt gespannt auf einen Staat, der sich so mächtig gezeigt, und durch die Besitzungen am Rheine seinen Einfluß so erhöht hatte.

Allerdings war die Arbeit nicht gering, die die preußische Regierung nach dem Kriege erwartete. Wie viel gab es zu ordnen, wie viel Unterbrochenes fortzuführen, Neues einzurahmen, Zugesagtes zu begründen! Wie heftig brach, selbst ehe die Friedensverhandlungen beendigt waren, schon der Parteikampf hervor! Einer mächtigen Partei war diese kräftige Regung des Volkes längst zuwider gewesen. Jetzt, wo die Noth vorüber war, hob sie kühn ihr Haupt. Schmalz, der Ankläger der geheimen Verbindungen, gab das Signal. Es begann ein furchtbares Kleingewehrfeuer der Presse. Der König unterdrückte den Kampf; er unterdrückte zu gleicher Zeit (Jan. 1816) das freimüthige, aber auch oft übermüthige Organ von Görres, den rheinischen Merkur. [2]) Er gab sogar Schmalz den Adlerorden, was die Patrioten so erzürnte, daß ein Mann, wie Gneisenau, schon damals den Abschied nehmen wollte. — Allerdings lagen rohe, im Einzelnen wohl auch feindliche Elemente in den Gemüthern; im Allgemeinen aber herrschte ein edlerer, hingebender Sinn, und leicht hätte man das scheinbar Gefährliche durch ruhiges und volles Einhalten der Bahn des Fortschritts in Ordnung gewiesen. Erst indem man das Rohe eben so roh erdrückte und den Fortschritt in wesentlichen Dingen beschnitt, bereitete man gefährlicheren Stimmungen den Weg. Wie leicht zu

---

2) Auch Humboldt mißbilligte den leidenschaftlichen Ton, mit dem dieses Blatt oft seine Ansichten kund gab. Auf eine Beschwerde, die Bayern schon auf dem Congreß zu Wien im deutschen Comité (14. Nov. 1814) deshalb erhob, erklärte er, Grund dazu sei allerdings vorhanden; man würde aber besser thun, keine Notiz davon zu nehmen, wie denn auch Preußen über die in einer angeblich zu München erschienenen Schrift enthaltenen Schmähungen keine Beschwerde geführt habe. (Klüber, Akten, II. 191—2).

befriedigen, wie beſcheiden waren die Wünſche der Mehrzahl des Volkes und der meiſten Sprecher in den Jahren 1815 bis 1819, wie viel gehäſſiger, dem Beſtehenden feindlicher erſchien der Widerſpruch nach 1830! Daran trug lediglich die vorangegangene Reaktion Schuld.

Nur in Einem mochte damals die Sache ſchwieriger ſein, als ſie ſeitdem erſchienen iſt. Der Kampf der Meinungen wogte nicht blos in den Reihen des Volkes; er machte ſich vielmehr in faſt gleicher Stärke in den höchſten Kreiſen fühlbar, und ſelbſt die erſten Staatsmänner waren von dieſer Spaltung der Meinungen und Syſteme ergriffen. Das macht aber eben den Entſcheidungskampf der Jahre 1817 bis 1819 ſo wichtig, daß die bedeutendſten und begabteſten Männer des Landes näher oder entfernter Theil nahmen, und jede Meinungsnüance von einem namhaften Repräſentanten vertreten war.

Für das Haupt der Widerſtandspartei, des Adels, der Abſolutiſten und aller derjenigen, die durch Verfaſſungsveränderungen noch mehr zu verlieren fürchteten, hielt man den Fürſten von Wittgenſtein, der, wie wir ſchon früher angedeutet, in hohem Maße das Vertrauen des Königs beſaß. Er leitete zur Zeit auch das Miniſterium der Polizei, übernahm aber bald (1819) das des königlichen Hauſes, ein Amt, wo ſein Einfluß ſich mehr verſtecken konnte. — Bedeutenden Einfluß gewann bald auch Fr. Ancillon, der bisherige Erzieher des Kronprinzen, dann Mitglied des auswärtigen Miniſteriums und des Staatsraths. Die geiſtvollen Schriften dieſes Mannes zielten großentheils auf die Verfaſſungsfrage. Er verfehlte auch die Wirkung nicht, da Wenige Scharfblick genug hatten, um zu ſpüren, wie in ihnen, unter dem Anſchein der Vermittlung, der Geiſt des Jahrhunderts befehdet wurde.

Unter den Geiſtern der Bewegung gab es ſehr verſchiedene

Nüancen; alle aber forderten ein tapferes, freisinniges, energiſches Regiment. Zuerſt nenne ich diejenigen, die, bei geringerem Vertrauen zu conſtitutionellen Einrichtungen, die Erinnerungen an die Zeit Friedrichs des Großen vereint mit denen des Befreiungskampfes feſthielten, die allen Rückſchritt haßten, und die Freiheit der Preſſe als beſten Wächter einer ſonſt ungehemmten Regierung betrachteten. Als das Haupt dieſer Richtung kann man Gneiſenau anſehen. Die meiſten Feldherrn gehörten zu ihr, Blücher, Boyen, Grolmann u. A.; in gewiſſem Sinn auch Beyme, in dem ſich die altpreußiſchen Anſichten auf eigenthümliche Art oft mit den keckſten Richtungen des Tages verknüpften. — Zunächſt an dieſe Männer reiht ſich die nicht minder energiſche Partei des Freiherrn von Stein. So ungeſtüm ihr Haupt mit ſeinen jeweiligen Stimmungen hervortrat, ſo ſchwankend erſchien es in Hinſicht auf ſeine Forderungen ſelbſt. So viel iſt gewiß, daß er Schritte gethan wiſſen wollte, um die preußiſchen Verhältniſſe mit der allgemeinen Richtung der Zeit in Einklang zu ſetzen; die Schritte aber, die er ſelbſt andeutete, erſchienen nicht immer als die zeitgemäßen. Daher auch unter ſeinen Anhängern und Verehrern ſich der Eine mehr zu Görres, der Andere zu der modernen Betrachtungsweiſe Schleiermacher's, der Dritte zu denjenigen neigte, die noch nicht viel von einer preußiſchen Conſtitution wiſſen wollten. Ich nenne hier nur Gruner, Eichhorn und Arndt. — Entſchieden conſtitutionell war die Richtung, für welche Görres als Sprecher auftrat; aber ſie hatte einen etwas mittelalterlichen Zuſchnitt. Es ſchien, als ginge die Abſicht vornehmlich dahin, dem Adel und der Kirche — über die ſich das Beamtenthum emporgeſchwungen hatte — ihre Stellung wieder zu verſchaffen, wo dann auch das Bürgerthum ſeinen Theil hinnehmen möchte. — In Manchem verwandt mit den beiden letztgenannten Richtungen, aber begabter mit politiſchen

Fähigkeiten waren Männer, wie Niebuhr (damals aber in Rom), Vincke und ſolche, die vor Allem dem Vielregieren entgegenwirken, die Thätigkeit der Staatsgewalt nach der Weiſe Englands auf Gränzen zurückweiſen, und durch Erneuung des Selbſtregierens in den untern Kreiſen die Fähigkeit, auch in den höhern mitzuwirken, begründen wollten. — Endlich bezeichne ich diejenige Richtung, die, ohne das zunächſt in Preußen Mögliche und Ausführbare zu überſchreiten, am beſtimmteſten die Verbindung mit den liberalen Ideen anſtrebte — die Richtung von Humboldt und Schön (damaligem Oberpräſident der Provinz Weſtpreußen zu Danzig). Sie theilten ganz das Streben, die Ausdehnung der Regierungsgewalt zu begränzen, aber ſie forderten zugleich Bürgſchaften für die individuelle Freiheit, die der Corporationsgeiſt oft mehr tyranniſirt, als der Staat. Sie erkannten die Nothwendigkeiten, den Bürger vor allem an eigene Bewegung und politiſches Intereſſe zu gewöhnen; und deshalb forderten ſie ſtändiſche Verfaſſung, d. h. eine ſolche Richtung der Bürger aufs Allgemeine, wodurch ihre Theilnahme am öffentlichen Leben am beſten gebildet und erhöht würde. An große Gerechtſame dieſer Stände dachten ſie zunächſt nicht. Das wäre übereilt geweſen, und wer hätte von dem bisher abſoluten Fürſten auf einmal ſo viel begehren wollen! Humboldt hatte daher, mit gutem Bedacht, ſein Minimum zu Wien aufgeſtellt; und er war früh entſchloſſen, ſelbſt mit nur berathenden Ständen vorerſt fürlieb zu nehmen, wenn es nur Reichsſtände wären. Dann war der erſte Schritt wenigſtens gethan.

Zwiſchen dieſen Parteien, der einen, die dämmen und anhalten, der andern, die entſchiedenen Fortſchritt auf den Bahnen verlangte, die zur Befreiung geführt, ſtand nun der Staatskanzler mitten inne, perſönlich der letzten viel zugeneigter, aber zögernd und ſchwankend, um es mit der andern

nicht gar zu verderben, und immer bedacht, ſich auf die eine zu ſtützen, wenn die andere ihm über den Kopf wachſen wollte. Inzwiſchen gewann die Widerſtandspartei Boden, und eh' er ſichs verſah, lag das Heft, das er noch zu führen glaubte, ſchon nicht mehr in ſeinen Händen. — Auch in ſeinen Gehülfen trat das Schwankende ſeiner Richtung zu Tag. Auf der einen Seite hatte er Stägemann, [3]) Altenſtein, Klewitz, Rother u. ſ. w., auf der andern Schuckmann, und bald verſchmähte er ſelbſt die Hülfe des Demagogenriechers, Herrn von Kamptz, nicht.

Die Conſtitutionsfrage war der Mittelpunkt des Kampfes, obwohl dieſer bei andern faſt unverhüllter hervortrat. Denn bald deckte man, zum Verdruſſe des Staatskanzlers, auch in ſeiner Verwaltung die Blößen auf. Allein jenes war die vorherrſchende Frage. Stein hatte auch hier den Anſtoß gegeben. Gewiß hatte die Einführung des conſtitutionellen Syſtems in dieſen Staat beſondere Schwierigkeiten, aber dieſe lagen oft gar nicht, wo man ſie gern ſuchte, und ſie wurden nur zu gern von denen hervorgehoben, die gar keine Verfaſſung wollten. Allerdings gab es auch Manche, die die Einführung widerriethen, weil ſie nichts als eine Beſchränkung der Regierung durch die Ariſtokratie befürchten mochten. Die Mehrzahl der Widerſacher aber führte ganz andere Gründe an. Sie hielten das Weſen eines Militär-

3) Dieſer Name iſt uns ſchon mehrmals in Humboldt's Leben begegnet. F. A. von Stägemann war einer der begabteſten Staatsmänner, eifriger Patriot, und liebenswürdiger Dichter; freiſinnig, aber mehr nach Art der Altpreußen. Humboldt hielt große Stücke auf ihn. In den Jahren 1817 — 19 war Stägemann die rechte Hand des Kanzlers nach der liberalen Seite; die Richtung der Zeit hatte ihn weit an ſich geriſſen. Zu Anfang des Jahres 1819 übernahm er die Oberleitung der neuen preußiſchen Staatszeitung — ſchon eine ſchlüpfrige Stellung! Als die Reaktion ſiegte, ſchlug auch er um, aber ohne den angebornen Freiſinn zu verlieren.

ſtaats entgegen, und behaupteten, daß Preußen in ſeiner Lage, die ſchnelles, kräftiges Handeln heiſche, ein ſolcher ſein und bleiben müſſe. Die Natur des Staates, ſagten ſie ferner, ſei zu verſchiedenartig, um eine Geſammtverfaſſung zur Zeit möglich zu machen. Wo denn der Tauſendkünſtler ſei, der die Mark und Poſen und die Rheinlande in eine einzige Verſammlung vereinigen könne? Zunächſt, ſagten ſchon Gemäßigtere, habe die Regierung mit Einrichtung der Verwaltung, des Budgets, der Finanzen vollauf zu thun, und vor allem müſſe der Parteigeiſt ſich abkühlen, ehe man zu einer ſo wichtigen Veränderung ſchreiten könne. — Auf alles dies erwiederte man mit Recht, wie ſehr es endlich Zeit ſei, Preußen auch zum Civilſtaat zu machen. Habe man doch das Militär ſelbſt volksthümlich geſtaltet! Die aufgeklärte Theilnahme eines Volkes an der Politik ſei eine Verſtärkung der Regierungskraft, von der Frankreich und England ſo oft Nutzen gezogen, und deren Werth Preußen in den Befreiungsjahren und in Wien wohl gefühlt habe. Gerade ein ſo ſeltſam zuſammengeſetzter und ſo zerſtückelter Staat habe doppelten Grund, den Gemeingeiſt zu heben, ein gemeinſames Band um Altes und Neues zu ſchlingen. Nicht blos die Augen, auch die Beſtrebungen müßten in Berlin fixirt werden. In den Jahren der Noth ſei die Erhebung des Beamtenſtandes auf Unkoſten der Ariſtokratie eine Wohlthat geweſen; er habe jedoch damals zur Genüge mit ſeinen Kräften allein gewirkt; allgemach ſei er nur ein andres Bevormundungsmittel worden, und fürchte nun, ſo gut wie der Adel, durch politiſche Conceſſionen zu verlieren. Dieſe aber ſeien feierlich verſprochen worden, die Bundesakte garantire ſie, und das preußiſche Volk habe gewiß verdient, nicht geringer gehalten zu werden, als die übrigen Deutſchen. Man brauche nicht ſo viel von Vorbereitungen und Gefahren zu reden. Sei es doch nie die Abſicht der Regierung geweſen,

dem Lande Rechte einzuräumen, die eine ſtarke Regierung unmöglich machten. Das Schlimmſte jedoch ſei dieſes Zögern und Schwanken. [4]) Allerdings ſei die Zeit eine aufgeregte, aber ſo könne die Aufregung nur zunehmen. Es ſei freilich nöthig, den Geiſt der Zeit in eine beſtimmte Bahn zu lenken; dies aber werde man nicht bewirken, außer durch das Zugeſtändniß verfaſſungsmäßiger Freiheiten, ſo karg dieſe vorerſt auch ausfallen möchten.

Der Staatskanzler wollte aufrichtig dieſen Schritt. Er hatte ſchon im Edikt vom 27. Okt. 1810 verkündet, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze, geben zu wollen; hatte dieſe Zuſicherung bei jedem Anlaß wiederholt, und in den bedrängteſten Zeiten ſchon Eingeſeſſene der Provinzen zur Berathung einzelner Maßregeln in Berlin verſammelt. Er hatte den König noch vor der Veröffentlichung der Bundesakte bewogen, ſeinem Volke deshalb ein beſtimmtes Verſprechen zu geben. Jetzt (1817) ſollte auch der Staatsrath, der lange verkündete, ins Leben treten, und aus ihm ein conſtituirender Ausſchuß hervorgehen, der die Verfaſſungsfrage erledige.

Des Staatskanzlers eigene Anſichten in dieſem Betreff ließen das Beſte hoffen. Er hatte zwar, als geborener Hannoveraner, in früherer Zeit ſchwerlich andere Begriffe von ſtändiſchen Dingen gehegt, als die in dortiger Gegend herkömmlichen; vielleicht daß ſie bei ihm in Folge einer Reiſe, die er in frühen Jahren gemacht, etwas engliſche Tünche bekommen hatten; er konnte auch jetzt nichts wollen, was die Verhältniſſe des preußiſchen Staats überſprungen hätte.

---

4) Im J. 1813 hatte die Regierung gar keinen Zweifel über ihre Stellung zum Volke. In der Verordnung der Landwehr ſagt der König: „Die Zeit erlaubte nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten!“

Aber er hatte die Fortgänge der Zeit begriffen. Man darf ſich nur der Antworten erinnern, die er, aus dem Stegreif, Görres in jener berühmten Unterredung zu Coblenz gab, und man wird nicht zweifeln, daß es ſein ernſtlicher Wille war, die ſtändiſche Einrichtung den Forderungen der Zeit anzupaſſen, ſo daß auch bei kargem Zuſchnitt derſelben der geſammte Volksgeiſt ſich darin ausſprechen könne. Man hat neuerdings ſogar die Behauptung aufgeſtellt, [5]) Hardenberg ſei geradewegs auf eine Conſtitution nach franzöſiſchem Zuſchnitt losgegangen, und ſich dabei auf die Mitgarantie berufen, die er bekanntlich den künftigen Reichsſtänden in Betreff neu aufzunehmender Staatsſchulden zuſicherte. Damit hat man aber zu viel beweiſen wollen. Es ſagt nur ſo viel, daß Hardenberg in der Hauptſache mit jenem Minimum einverſtanden war, welches Humboldt in Wien als maßgebend aufgeſtellt hatte; worin neue Auflagen — wozu natürlich auch Staatsſchulden gehören, die das Volk einſt abzahlen ſoll — zu den Punkten gerechnet wurden, in denen dem Volke ein Bewilligungsrecht zugeſtanden werden ſollte.

Demnach ſollte man glauben, der Staatskanzler würde ſich in dieſer Frage mit den Männern des Fortſchritts in beſtem Einverſtändniß befunden haben. Doch auch hier trat bald eine Differenz hervor. Die Letztern forderten, daß ohne Säumniß die nöthigen Schritte geſchehen ſollten. Hardenberg aber wollte Zeit gewinnen; er ſprach ſchon 1815 gegen Vertrautere die Anſicht aus, daß die Volksvertretung aus Entwicklungen hervorgehen müſſe, „deren Zeit und Geſtaltung ſich nicht ſo im voraus beſtimmen laſſe.“ Er hätte dennoch den Andrang vielleicht auch raſcher befriedigt; aber

---

5) Bülow-Cummerow, Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland. Berlin, 1842. S. 21 — 25. — Wenn Hardenberg ein Kronfideicommiß zu errichten rieth, ſo lag darin nur ein Gedanke an die Zukunft.

er ſtieß, ſo oft er etwas Entſcheidenderes wagen wollte, auf Widerſtand, und ſah ſich bald genöthigt, mehr als er wohl ſelbſt gewollt, Gewicht auf ehemalige Verfaſſungszuſtände zu legen, die doch beſonders bei der Verſchiedenheit der Theile dieſer Monarchie nicht von ſo großer Bedeutung waren, und aus denen man das etwa noch Brauchbare raſcher hätte ausſcheiden können. Er wollte ſich aber nicht treiben laſſen, indeß die Widerſacher dieſe Verzögerung nutzten. Kam noch dazu, daß unter denen, die ihn antrieben, Männer waren, die ihn auch ſonſt zu überflügeln drohten, die ſich nicht ſcheuten, Schwächen der Verwaltung offen aufzudecken, ſo fühlte er ſich noch weniger geneigt, ſeinen Schritt zu beſchleunigen. Solcher Angriff trat aber ſchon 1817 hervor, und von dieſem haben wir zunächſt hier zu ſprechen.

---

Am 30. März, dem Jahrestage der erſten Einnahme von Paris, ward der Staatsrath feierlich eröffnet. Auch ergingen an dieſem Tage zwei Cabinetsordren — die erſten königlichen Mittheilungen an den Staatsrath — wovon die erſte einen Ausſchuß aus deſſen Mitte zur Entwerfung der Conſtitution, die andere einen gleichen zur Prüfung eines neuen Finanzgeſetzes niederſetzte.

Wie der Staatsrath überhaupt, ſo war auch der Conſtitutionsausſchuß — den wir zur Unterſcheidung von einem ſpäter niedergeſetzten den weitern Ausſchuß nennen können — ein Inbegriff der höhern Beamtenintelligenz, die die verſchiedenſten Richtungen in ſich trug. Auch Humboldt war zum Mitglied des Ausſchuſſes ernannt. Nur das iſt von dieſer Maßregel zu ſagen: daß ſie nicht ganz mit dem Edikt

vom Mai 1815 übereinſtimmt. Die dort verheißene conſtituirende Commiſſion ſollte aus Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen, jetzt übertrug der König dieſes Geſchäft dem Staatsrathe, zunächſt dieſem Ausſchuſſe allein. [1]) — Doch beſtimmte die Cabinetsordre ſchon das Auskunftmittel. In den letzten Tagen, wo der Staatsrath dieſes Jahr verſammelt war, ward eine Sitzung der Verfaſſungscommiſſion gehalten. Der Staatskanzler entwickelte in

---

1) Die ganze Cabinetsordre lautet ſo: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräſentation des Volkes beſtimmt, daß eine Commiſſion in Berlin niedergeſetzt werden ſollte, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtände, um ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, der Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorſitze zu beſchäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feſtſtellung des Beſitzſtandes und die Organiſation der Verwaltung, haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet iſt, ſo will Ich die zu der gedachten Commiſſion zu beſtimmenden Staatsbeamten aus ſeiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Abſicht übertragen. Ich beſtimme zur Commiſſion Sie, den Staatskanzler, als Vorſitzenden; den Fürſten Radziwill; den General der Infanterie Graf von Gneiſenau; den Staatsminiſter v. Brockhauſen; den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein; den Staatsminiſter v. Beyme; den Staats- und Juſtizminiſter v. Kircheiſen; den Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminiſter Grafen v. Bülow; den Staatsminiſter des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminiſter Fürſten v. Wittgenſtein; den Staats- und Kriegsminiſter Generalmajor v. Boyen; den Miniſter-Staatsſekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geh.-Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geh.-Juſtizrath u. Profeſſor v. Savigny; den Geh.-Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Dieſe Commiſſion ſoll ſich zuerſt mit der Zuziehung der Eingeſeſſenen aus den Provinzen beſchäftigen, ihre Arbeiten ſollen dem Staatsrath vorgetragen, und von dieſem mir die Vorſchläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will. Berlin, den 30. März 1817. Friedrich Wilhelm. — Zum Mitglied aus den Rheinprovinzen ward noch im Juni d. J., der (kurz darnach auch zum Präſidenten des Appellationshofs zu Köln erhobene) rechtskundige Daniels beſtimmt.

einem ausführlichen Vortrag die Art und Weise, wie das Verfassungswerk zu begründen sei, zeigte, daß zunächst eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und dessen, was vorhanden gewesen, nöthig sey, und beantragte, Commissarien in die verschiedenen Provinzen zu senden, mit der Bestimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfassungen zu sammeln, und mit Eingesessenen der Provinzen über diese Angelegenheit zu reden, und ihre Meinungen zu hören. Die Commissarien wurden aus der Mitte des Ausschusses ernannt. Ihre Arbeiten sollten vor der nächsten Staatsrathssitzung geendigt sein, und in dieser der Berathung zu Grunde gelegt werden. — Im September reisten die ernannten Commissarien nach den ihnen zugewiesenen Landestheilen ab, v. Altenstein nach den Rheinprovinzen, v. Klewitz nach den Marken und Pommern, v. Beyme nach Schlesien. [2]) — Darin bestand aber auch die ganze Thätigkeit, die dem Constitutionsausschuß in dieser und der nächsten Zeit zufiel.

Ungleich rüstiger griff man den zweiten Gegenstand an, der damals im Werke war. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe des Staatskanzlers, hatte den Entwurf zu einem Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs höchsten Ortes überreicht. Der König trug dem Staatsrath sofort die sorgfältige Prüfung desselben auf, und ernannte zur besondern Bearbeitung dieses „wichtigen Gegenstandes" ebenfalls eine eigne staatsräthliche Commission, in dieser aber den Staatsminister v. Humboldt zum Vorsitzenden und den geh. Oberregierungsrath Friese zum Referenten. [3]) Die

---

2) Allg. Zeitung, 11. u. 12. Sept. 1817.

3) Außerdem war der Ausschuß aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: den Fürsten von Puttbus u. Radzivill; mehreren Räthen der höchsten Verwaltungsstellen, nämlich Ladenberg, v. Diederichs, Rother, Maaßen, Hoffmann, v. Rehdiger, Scharnweber,

Commiſſion ſollte die Sache vorbereiten, und dann dem Staatsrathe vortragen, deſſen Gutachten aber an den König gebracht werden. Es handelte ſich hauptſächlich um zeitgemäße Anordnung der indirekten Steuern, deren Einrichtung in Preußen noch ſehr im Argen lag. Man konnte hier, eher als in mancher andern Frage, eine durchgreifende Maßregel erwarten, was auch die Stellung der Monarchie zu den übrigen deutſchen Staaten höchlich wünſchen ließ. Der Entwurf aber leiſtete keineswegs den Forderungen einer aufgeklärten Finanzpolitik Genüge, und fand entſchiedenen Widerſpruch. Namentlich ſchien es unpaſſend, das Volk forthin mit gewiſſen drückenden oder verhaßten Conſumtionsſteuern zu belaſten. Da aber die Commiſſion nicht blos begutachten, ſondern im Fall, daß ſie den vorgelegten Plan mißbilligte, ſelbſt Vorſchläge machen ſollte, ſo gab es unter den Mitgliedern ſelbſt heftige Erörterungen. Schon hier zeigte ſich Humboldt's Stärke. „Unvergeßlich," äußert darüber ein Mann, der einſt Mitglied dieſer Commiſſion war und deſſen Urtheil uns vorliegt, [4]) „iſt mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt den Vorſitz in dieſer Commiſſion führte." Nachdem die Mehrzahl über das Gutachten und die Grundzüge eines zeitgemäßern Syſtemes ſich vereinigt hatte, wurde dem Staatsrath in pleno Bericht abgeſtattet. Hier nun trat, in der Sitzung vom 2. Juli, Humboldt als Hauptſprecher auf, und deckte, in einem freien und eben ſo kühnen als ſachreichen Vortrag, die Blößen ſowohl des lügenhaft glänzenden Rapports, den der Miniſter über den Zuſtand der preußiſchen Finanzen entworfen, wie auch des von ihm vorgelegten Geſetzentwurfes, und zwar, wie Einige

---

v. Beguelin jun. und v. Dewitz, endlich den zehn Oberpräſidenten der Provinzen.

4) Handſchriftlich.

ſagten, mit etwas Ungeſtüm auf. Es erhob ſich ein großer Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder traten gegen ihn auf; er nahm die Einwürfe ruhig auf, und antwortete jedem Einzelnen wieder in einer trefflich geſprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erſte Vortrag, der drei Viertelſtunden gedauert hatte. [5]) — In der Sache kam es auch hier nur zu einem aufſchiebenden Ergebniß. Der Staatsrath ward gleich darnach vertagt, und noch war nichts entſchieden, als die Niederlage des Bülow'ſchen Projektes. Die Verſchiedenheit der Anſichten war noch zu groß, um einen Beſchluß zu Stande kommen zu laſſen, und erſt in den nächſtfolgenden Jahren gelang es einer viel minder zahlreichen Commiſſion, die Grundlage der Steuergeſetzgebung zu entwerfen, welche im Weſentlichen noch beſteht. — Ueber das Auftreten W. v. Humboldt's aber in dieſer Verſammlung — ſagt ein andrer Zeitgenoſſe — erſcholl nur eine einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. [6])

Hardenberg fühlte bald die Folgen dieſes Auftritts, und ſah, daß ſein Verwandter nicht mehr zu halten war. Dieſer mußte noch im Dezember d. J. reſigniren und mit einem kleinen Handelsminiſterium, das man ihm aufbaute, fürlieb nehmen. — Das Verhältniß zwiſchen dem Staatskanzler und Humboldt war durch dieſen Vorgang ſehr erſchüttert; auch der König ſcheint ſchon mißtrauiſcher gegen den Letztern geworden zu ſein. Das Publikum aber ſah ihn ſeitdem als das Haupt der Oppoſition an, und mehrmals wiederholte

---

5) Handſchriftliche Notizen; Allg. Zeitung, 20. Juli 1817 (wo aber Humboldt fälſchlich zum Referenten gemacht wird), und 3. Okt. 1818.

6) Varnhagen von Enſe, Denkw. VI. 200—201.

ſich das Gerücht, der Kanzler wolle von den Geſchäften zurücktreten. „Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau — denn dieſe beiden nannte man — damals abgelöst, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, . . . und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte.“ [7])

---

In Berlin fand Humboldt auch ſeinen alten Freund F. A. Wolf, nach langer Trennung, wieder. Wolf, vielfach angefeindet von Schülern und Genoſſen, fühlte ſich immer unwohler in ſeinen Verhältniſſen; an Humboldt aber ſchloß er ſich nur deſto feſter. Als er in dieſem Jahre, zum Erſatz des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaften — deſſen Unterbrechung Humboldt ſehr ungern geſehen hatte — die litterariſchen Analekten eröffnete, ſchickte er, ſtatt Vorworts, ein Schreiben an dieſen Genoſſen voraus, [1]) in dem er alle ſeine Klagen und Bitterkeiten ausſchüttete. Zugleich empfiehlt er ihm, „dem Freunde mehrerer Mitarbeiter,“ die neue Zeitſchrift, mit dem Wunſche, daß er, wenn es ſeine Muße erlaube, ſie mit eignem Antheil fördern wolle.

Er nahm auch politiſch Partei für Freund Humboldt, und es ſchien kurz darnach Manchem, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten. Man ſagte ihm ſogar nach, er theile jenem in altgriechiſcher Sprache, als der ſicherſten

---

7) Ebendaſ., VI. 227—28.

1) Litterariſche Analekten, vorzüglich für alte Litteratur u. Kunſt, her. v. F. A. Wolf, B. 1. Berlin, 1817—18. S. III.—XXII. Humboldt wird unter der Chiffre: H. W. G. H. angeredet; der Brief war wirklich geſchrieben und zu dem jetzigen Zweck nur etwas erweitert worden; er iſt datirt 18. April 1816.

Geheimschrift, die verfänglichsten Neuigkeiten mit. Gewiß eine thörichte Beschuldigung, äußert Varnhagen. [2])

---

Im Juli ging Humboldt von Berlin ab, und machte zunächst eine Reise nach Schlesien, um sich die Güter auszuwählen, die seine Dotation ausmachen sollten. Er nahm, wie wir schon bemerkt haben, die Herrschaft Ottmachau. Darauf besuchte er — in der ersten Hälfte des August — den Staatskanzler in Carlsbad, wo dieser eine Kur brauchte. So erschüttert ihr Verhältniß war, blieb doch zur Zeit alles übertüncht. Es wurde hier verabredet, Humboldt solle den Kanzler am Rheine erwarten, um mit ihm gemeinschaftlich dort die neuen Besitzungen zu organisiren.

Kaum aber war Humboldt abgereist, so that es dem Kanzler leid. Humboldt erhielt Nachricht, daß seine Anwesenheit in London dringend sei, und er demnächst auf diesen Posten sich begeben möchte. Einen Mann, der überall, wo er sprechen oder handeln konnte, so mächtig auftrat, der eben erst im Staatsrath eine solche Bewegung verursacht hatte, wollte der Staatskanzler nicht in seiner Nähe haben; er ertheilte daher jene Bestimmung, die nicht wohl abzuweisen war. Zwar riethen Freunde, Humboldt solle (da der Kanzler seine längst gegebenen Versprechungen in Betreff eines Ministeriums nicht halten zu wollen scheine) London wieder ausschlagen, und in den Staatsrath zurückkehren. Abwesend werde er verlieren. Er aber entschloß sich, zu gehen. [1])

Ende August schon war er in Frankfurt. Hier wollte er den Staatskanzler, der auf dem Wege nach den Rheinprovinzen täglich eintreffen konnte, erwarten. Allein plötzlich

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw., VI. 235.

1) Nach handschriftlichen Mittheilungen.

kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rheine, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen ſandte er den geheimen Rath Rother nach Frankfurt. Humboldt's Abreiſe ſtand nun nichts mehr im Wege.

Doch weilte er noch einige Zeit daſelbſt. Varnhagen — damals preußiſcher Geſchäftsträger am badiſchen Hofe — begegnete ihm dort, und berichtet, Humboldt habe zwar verhehlt, daß er ungern nach London gehe, jedoch durchblicken laſſen, daß er nicht lange dort bleiben werde. [2]) — In Frankfurt ward Humboldt das Vergnügen zu Theil, ſeinen greiſen Lehrer Dohm, den würdigen Veteranen der preußiſchen Diplomatie, noch einmal wieder zu ſehen. Dohm war höchſt erfreut über dies zufällige Zuſammentreffen. Er kam von einer Rheinreiſe zurück, und fand in Frankfurt unſern Humboldt und den in preußiſche Dienſte getretenen geh. Legationsrath Klüber. Beide machten ihm ſehr intereſſante Mittheilungen, auf deren Natur die Bemerkung von Dohms Schwiegerſohn und Biographen [3]) ſchließen läßt, wenn er ſagt, ſie hätten nur aufs neue bethätigt, daß dem allergrößten Theil des jetzt lebenden Geſchlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe, hinſichtlich deſſen ſowohl, was geſchieht, als deſſen, was unterbleibt, nicht bekannt würden, indem gerade die am beſten unterrichteten Perſonen zu ſchriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Luſt, oder auch die ſonſt nöthige Vergünſtigung nicht hätten.

In der zweiten Hälfte Septembers ging Humboldt nach London ab. Er reiſte über Brüſſel, wo gerade die königliche

---

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw., VI. 207.

3) Ch. W. Dohm. Nach ſeinem Wollen u. Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 535.

Familie Hof hielt. Varnhagen, [4]) der zufällig auch eine Reise dahin gemacht hatte, traf abermals mit ihm zusammen, und hatte zugleich mit ihm eine Audienz beim Prinzen von Oranien. Der preußische Gesandte Fürst von Hatzfeld stellte sie Sr. königl. Hoheit vor.

---

Am 8. Oktober 1817 meldeten Londoner Zeitungen, der neue preußische Gesandte, Baron v. Humboldt, sei, in Begleitung seines Legationssekretärs, Frhrn. v. Bülow, über Harwich zu London eingetroffen. Den 10. Okt. hatte die feierliche Aufwartung beim Prinz Regenten in Carltonhouse — dem königlichen Palaste — Statt. Er fuhr in den Wagen des österreichischen Botschafters, Fürsten Paul Esterhazy, beim Prinzen auf, und wurde, unmittelbar nach dem neuen spanischen Gesandten, durch den Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Castlereagh, Sr. königl. Hoheit vorgestellt. In seiner Begleitung waren die Herren Jouffroy, Bülow und Graf Lusi. Humboldt erhielt noch am selbigen Tage eine Privataudienz, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Die eigentliche Antrittsaudienz hatte er erst am 5. Dezember. [1]) Denn kurz nach seiner Ankunft in London setzte der Tod der Prinzessin Charlotte, Erbin des Thrones und Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, den Hof, wie ganz England, in tiefste Trauer.

---

4) In seinen Denkwürdigkeiten (VI. 217—18) sagt er, er sei im höchsten Grade gespannt gewesen, wie Humboldt, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, sich hier benehmen würde. Dieser stand aber noch viel höher, als er sich gedacht hatte. Obwohl der Prinz ganz liebenswürdig war, fand Humboldt sich doch nicht zu dem geringsten Aufwand, nicht einmal zu einer etwas eleganten Phrase bewogen, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden. Der kundige Altmeister des Faches, fügt Varnhagen hinzu, kannte das Terrain. „Wo die Kosten schon anderweitig bezahlt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen“

1) Allg. Zeitung, 19. und 23. Okt. 18. Dez. 1817.

Dem Prinz Regenten war Humboldt eine sehr erwünschte Erscheinung. Er zeichnete ihn auf jede Art aus, und bewies ihm große Vertraulichkeit. „Am Sonnabend" — sagte der Londoner Courier vom 26. März (1818) — „wohnte der Prinz Regent einem glänzenden Mittagsmahl beim preußischen Gesandten, Freiherrn v. Humboldt, bei. Der Prinz erklärte seinen Willen, daß die alte englische Herzlichkeit bei der Tafel herrsche, und sang selbst zwei Lieder, als das Tischtuch weggenommen war."

In den Geschäften herrschte freilich noch der altgewordene Torysmus; auch das Auswärtige leitete noch Castlereagh. Aber schon trat die Gegenpartei mächtiger im Parlament hervor, und kündete sich die Veränderung an, die später Canning ans Ruder brachte. Ueberhaupt bot England — die Hochschule des öffentlichen Lebens — dem Manne, dem in der Verfassungsfrage seines eigenen Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle bestimmt war, ein sehr lehrreiches und gewichtiges Schauspiel dar. Und gewiß hat ihm dies den Aufenthalt werth gemacht, wenn ihm auch das materielle Treiben, so gut als das aristokratische, nicht immer sehr behagen mochte. Dafür spricht auch das Wort von J. E. Bollmann, dem unternehmenden Deutschen, der unsern Humboldt schon in Wien kennen gelernt hatte, und jetzt in London sich aufhielt. Er schrieb (28. Nov. 1817) an Varnhagen: „Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen gesehen, — er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel ganz anders, wie die deutschen — sie sind pittoresk und interessant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken." [2])

---

2) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw. und verm. Schriften, I. 128.

Fragen wir nach den eigenen Geschäften, die Humboldt auf diesem Posten betrieb, so sind uns wenigstens einige der wichtigeren zu bezeichnen vergönnt: I. Die Betreibung von Maßregeln gegen die Barbaresken. Von mehreren Seiten, namentlich von Hamburg aus, arbeitete man damals dahin, der Piraterie der nordafrikanischen Staaten ein Ende zu machen. Preußen verfocht lebhaft die Sache, ohne zur Zeit den Zweck ganz zu erreichen. [3]) — Humboldt schloß II. eine Uebereinkunft zur Ausrottung des Negerhandels. Er versprach, daß Preußen das Durchsuchungsrecht bei den Mächten des Continents thätigst unterstützen würde, wogegen England sich anheischig machte, Schritte gegen die Barbaresken zu thun, und den deutschen Schiffen den Eintritt in das Mittelmeer, aus dem sie bis dahin so gut wie ausgeschlossen waren, zu eröffnen. Leider hat der nachherige preußische Minister Bernstorff sich dem Durchsuchungsrecht — dem einzigen sichern Mittel zur Abschaffung des Negerhandels — lange engherzig widersetzt. [4]) — Endlich war Humboldt III. thätig beim Abschluß der preußischen Anleihe vom J. 1818. Im April d. J. kam der w. geh. Oberfinanzrath Rother — gegenwärtig Minister, auch unserm Humboldt bis in den Tod zärtlichster Freund! — nach London, um diese Anleihe mit S. v. Rothschild zu unterhandeln. Er brachte sie sofort zu Stande; Humboldt leistete aber bei den Formalitäten

---

3) Im Sept. 1818 las man in öffentlichen Blättern, Baron v. Humboldt, der preußische Gesandte am englischen Hof, habe wegen des Unfugs der Barbaresken ein Memoire in London übergeben, wovon Abschriften den Ministern der drei andern Höfe mitgetheilt worden seien. Darauf habe die englische Regierung erklärt, daß sie zwar aus Grundsätzen der Humanität dem Antrage des preußischen Hofes beitreten wolle, jedoch nur in dem Falle [?], wenn auch die andern europäischen Mächte dasselbe zu thun bereit wären. Vergl. Allg. Zeitung, 13. Sept. 1818.

4) Nach handschriftlichen Angaben.

dieſer Angelegenheit ſeine Dienſte. Londoner Blätter vom 30. Okt. berichten: den Tag vorher hätten der preußiſche Geſandte Frh. v. Humboldt, der Rath Bornemann, und Hr. Rothſchild vor einem Notarius der Bank von England die Sicherheits- und Hypothekeninſtrumente für das preußiſche Anlehn von 5 Millionen Pf. St. übergeben. [5])

---

Nicht lange nach ſeiner Ankunft in London war Humboldt entſchloſſen, den Poſten bald aufzugeben. Seine Gemahlin hatte ihm geſchrieben, daß ihre Geſundheit ſich verſchlimmere, und ihr den Aufenthalt in dem feuchten England ſchlechterdings nicht erlaube. Eine ſolche Familientrennung war aber Humboldt auf die Länge unerträglich. Er bat daher, ſchon im Frühjahr, daß man ihn des Poſtens entheben möchte.

Jetzt aber begann der Undank gegen ihn ſich auffallend zu entwickeln. Schon im Nov. vorigen Jahres hatte man ein eignes Miniſterium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingerichtet, und damit den Frh. v. Altenſtein betraut. Jetzt ging man damit um, einen längſt gehegten Plan auszuführen, und dem Miniſterium des Aeußern wieder einen eigenen Chef zu geben. Als ob aber Niemand im Staate vorhanden, der dieſes Poſtens würdig erſchienen wäre, zog man einen Ausländer herein, einen Mann von gewiß edlem Charakter, deſſen Perſönlichkeit überall anmuthete, der aber auch nicht entfernt die hervorſtechenden Fähigkeiten beſaß, die dieſe Wahl hätten erklären können. Alle Welt hatte vielmehr den Mann auf dieſer Stelle erwartet, der dem Vaterland in den ſchwierigſten Zeiten die anerkannteſten

---

5) Allg. Zeitung, 11. Nov. 1818.

Dienſte geleiſtet hatte. Der Kanzler hatte es dieſem ſelbſt verſprochen. Wir wiſſen zwar, was man in einigen Rückſichten gegen Humboldt geltend machte. Möglich war es, daß ein Geiſt von dieſer Ueberlegenheit einem Staate, der in Friedenszeiten manchmal wie auf Eiern gehen muß, manche Mißliebigkeit hätte zuziehen können. Die Diplomaten ſcheuten ihn. Rußland zumal würde ſchlimm dazu geſehen haben. Aber wußte denn der Staatskanzler dies 1815 nicht ſo gut, als 1818? Im April des letztgenannten Jahres trug man zum erſten Male dem Grafen Chriſtian v. Bernſtorff, bisher däniſchen Geſandten am preußiſchen Hofe, dieſes Amt an. Man hat ſogar behauptet, die Ernennung ſei durch des Kanzlers Furcht vor Humboldt's Rückkehr beſchleunigt worden. Sie aber lag gewiß längſt in der Politik des Fürſten. Wir wiſſen nur, daß man den Antrag ſchon im Mai mit größtem Nachdruck wiederholte, und daß im Auguſt die däniſche Hofzeitung Bernſtorff's Entlaſſung und deſſen Uebertritt in preußiſche Dienſte verkündete. Er erſchien aber als preußiſcher Miniſter erſt auf dem Congreß zu Aachen, wo auch nicht Humboldt, ſondern Bernſtorff den ſchwarzen Adlerorden erhielt — als hätte dieſer ſich ſchon das größte Verdienſt um den preußiſchen Staat erworben!

Dieſe Berufung machte große Senſation. Humboldt ſelbſt war gereizt, weniger durch den Vorgang an ſich, als über den Staatskanzler, der wirklich nicht redlich an ihm gehandelt hatte. Bezeichnend ſcheint uns auch eine Aeußerung, die der damalige niederländiſche Geſandte in Rom, J. G. v. Reinhold, in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 nach Deutſchland ſchrieb. [1]) „Die Frau v. Humboldt," ſagt

---

1) Mitgetheilt in den (Dorow'ſchen) Denkſchriften u. Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Th. V. Berlin 1841. S. 220.

er, „macht keinerlei Anstalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für sich. Die Verhältnisse ihres Mannes haben sie sehr verstimmt; auch leidet ihre Gesundheit. Ich möchte wissen, wie man in Preußen überhaupt die Einschiebung des Grafen v. Bernstorff ansieht.“ [2])

Es scheint, als wenn Humboldt, nachdem er Kunde

---

2) Um zu hören, wie man in Preußen den Vorgang aufnahm, wollen wir die Stimme eines Hardenbergianers und dann die des Frh. v. Stein anführen. Der mehrerwähnte Th. G. v. Hippel, in seinen „Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.“ (Bromberg, 1841, S. 151 — 2) äußert sich bei Ernennung des Grafen Bernstorff zum Minister des Auswärtigen also: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldt's durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt [?], die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem Andern erforscht werden. Humboldt's angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gerne von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend.“ Dann fährt er fort: „Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die Spitze von Geschäften zu stellen, die einer häufigen persönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gesandten, unterworfen sind, als einen Mann, der nur Geist war, nichts als Geist.“ — Auf dieses, unter solchen, die Humboldt nur mehr äußerlich oder aus den Geschäften kannten, weit verbreitete Urtheil lassen wir das des Frh. v. Stein folgen. Nachdem dieser auf das Gerücht, daß Humboldt sich zurückziehen wolle, schon in einem Briefe vom 17. Aug. 1818 angedeutet hatte: wie sich viele der bessern und tüchtigern Männer ganz von dem Staatskanzler abgewendet hätten, schrieb er den 16. Sept. an Herrn v. Gagern: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundre die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen. — Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.“ (v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Th. IV. Stuttg. u. Tübingen, 1833. S. 64).

von dieſer Miniſterialbeſetzung bekommen, nun geradezu reſignirt, und die Entlaſſung von ſeinem Poſten gefordert habe. Im Auguſt cirkulirte wenigſtens, gleichzeitig mit der Nachricht von Bernſtorff's Berufung, allenthalben das Gerücht, Humboldt habe ſeine Entlaſſung gefordert, und wolle ſich zurückziehen. Einige ſagten, von allen Geſchäften, Andere, um nur im Staatsrath thätig zu ſein. General v. Gneiſenau, hieß es, werde ihn in London erſetzen. [3]) Daran war vieles voreilig. Es bereitete ſich damals der große Monarchen- und Miniſtercongreß zu Aachen vor. Bis dahin ſcheint man Humboldt vertröſtet zu haben, dort werde auch er erſcheinen und da ſeine Angelegenheit erledigt werden.

---

Im September kam Alexander von Humboldt zu ſeinem Bruder nach London. Er kam von Paris, und ging (im Okt.) nach Aachen, wohin ihn der König gerufen hatte, der immer größere Freude in ſeinem Umgange fand. Den 13. Okt. traf er in Aachen ein. Alexander beabſichtigte damals, einen längſt entworfenen Reiſeplan, nach Tibet und in den malayiſchen Archipelagus, endlich zur Ausführung zu bringen. Der König ſetzte ihm, zu Aachen, einen jährlichen Zuſchuß von 12,000 Thlrn. für die Dauer dieſer Reiſe aus. In einigen Monaten ſollte ſie ins Werk geſetzt werden. Sie kam aber doch nicht zu Stande; Alexander ging den 26. Nov. nach Paris zurück, und lebte daſelbſt noch eine Reihe Jahre nur ſeinen Studien.

Mochte nun Wilhelm noch von Geſchäften in London zurückgehalten oder der Ruf, in Aachen zu erſcheinen, noch

---

3) Allg. Zeitung, 24. Aug. 3. Okt. 1818.

nicht an ihn ergangen ſein, er blieb noch mehrere Wochen in England zurück. Als er erſchien, waren nicht nur die Hauptgeſchäfte dieſes Congreſſes faſt ſchon beendet, die Aufhebung der franzöſiſchen Okkupation beſchloſſen ꝛc., ſondern auch eine Nebenfrage, die dort zur Entſcheidung gebracht wurde, die badiſche Erbfolge und Territorialangelegenheit, ſchon ſo gut wie zum Schluſſe geführt. [1]) In dieſer Sache war Humboldt früher in Frankfurt thätig geweſen, und ſollte es demnächſt wieder ſein. Es ſcheint, daß ſeine ſchleunige Ankunft damit in Verbindung ſtand. Den 5. November meldeten die Nachrichten aus Aachen, daß er mit Kourierpferden von London eingetroffen ſei. [2])

Die Erbfolge der Grafen von Hochberg konnte eigentlich ſchon im J. 1817 als entſchieden erachtet werden; und ſomit — da die günſtige Gelegenheit, Baden hinlänglichen Erſatz zu ſchaffen, für jetzt vorüber war — auch die Territorialangelegenheit. Der Kaiſer von Rußland gab wieder einmal den Ausſchlag. Doch fand das badiſche Haus und Volk auch an Preußen einen eifrigen Beſchützer. Preußen hatte das Benehmen des bayriſchen Cabinets vom J. 1814 noch nicht verſchmerzt; auch wünſchte es, in einer Zeit, wo es ſich ſelbſt in noch ſo geſpannter und gehemmter Lage ſah, nicht, dieſen Mittelſtaat ſo günſtig arrondirt zu ſehen; endlich wollte es, aus guten Gründen, die Staaten am Oberrhein nicht zum Vortheil dieſes Dritten verringert ſehen. Nur das ſchien ſonderbar, daß man das übrige Deutſchland,

---

1) Preußiſcher Seits wirkten jetzt Hardenberg u. Bernſtorff allein. Wir glauben, daß in vertraulichen Beſprechungen damals auch andere deutſche Angelegenheiten berührt wurden, in einer Weiſe, worüber das J. 1819 völlig aufklärte. Metternich u. Hardenberg waren ſchon vor dem Congreß in Coblenz und auf dem Johannisberg zuſammengetroffen! Schritt für Schritt ging das Wiener Cabinet auf ſein Ziel los.

2) Allg. Zeitung, 14. Nov. 1818.

den Bund, auch jetzt nicht fragte. Die Sache wurde in Aachen von den Großmächten entschieden, das Successionsrecht anerkannt; die formelle Erledigung der Territorialangelegenheit aber nach Frankfurt gewiesen, wo sich zum Abschluß dieser Sache, auf den Grund der Aachener Bestimmungen, so wie zur Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses die früher dort gewesene Commission und zwar in denselben Personen, die 1816 darin gearbeitet hatten, nochmals versammeln sollte.

Nach London kehrte Humboldt nicht wieder zurück; Frh. v. Bülow blieb dort, und versah mehrere Jahre die Geschäfte. Humboldt sollte zunächst nach Frankfurt gehen; im Uebrigen ward ihm nun doch die Aussicht auf ein Ministerium in Berlin eröffnet, oder wenigstens auf die Hälfte eines solchen, welche man dem alternden Herrn v. Schuckmann abzunehmen gedachte. Das Verhältniß mit Hardenberg war äußerlich hergestellt, besonders während der Anwesenheit des jüngeren Humboldt zu Aachen. Hardenberg machte die Zusage, weil er wohl einsah, daß der König ein solches Talent nicht wollte feiern lassen.

Hardenberg und Humboldt verweilten noch in Aachen, als die Fürsten und Minister schon abgereist waren. Anfang Dezember verließen auch sie den Congreßort; sie passirten am 4ten beide durch Coblenz, [3]) von wo der Kanzler direkt nach Berlin ging, der Andere nach Frankfurt.

Hier traf Humboldt einige Tage nachher ein; [4]) J. v. Anstett war schon dort; alsbald langten auch die beiden andern Glieder der Territorialcommission, Lord

---

3) Allg. Zeitung, 11. Dez. 1818.

4) Ebendas., 17. Dez.; Frh. v. Stein an Gagern, aus Frankfurt, 18. Dez.

Clancarty und Freiherr v. Weſſenberg, daſelbſt an. Von Bayerns Seite ward Herr von Pfeffel zu Unterhandlungen erwartet.

---

Fürſt Hardenberg zögerte wie gewöhnlich, und hätte den kräftigeren Genoſſen vielleicht nochmals von Berlin zu entfernen gewußt, wäre nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs ein Mann geweſen, der Humboldt's Ankunft wünſchte, in der Hoffnung, durch ihn ſeinen Einfluß gegen den des Fürſten von Wittgenſtein zu ſtärken, nämlich der freigeſinnte, edle Witzleben, [1]) zur Zeit Generaladjutant und vortragender Rath des Königs. Dieſer beſtärkte den Monarchen in dem Wunſche, W. v. Humboldt als verwaltendes Mitglied des Miniſteriums nach Berlin zu ziehen. Hardenberg weigerte ſich, wie man ſagt, und als er ſah, daß dem Uebel nicht mehr auszuweichen war, ſuchte er bei der Theilung des Miniſteriums des Innern Humboldt's Stellung ſo beengt als möglich zu machen.

Durch Cabinetsordre vom 11. Jan. 1819 wurde

---

1) „Eine wichtige Perſon im Leben dieſes Königs, von ausgezeichnetem natürlichen Talent, freier Denkart, zu ſentimental als Geſchäftsmann, zu vertrauend, nach mehr ſtrebend, als er umfaſſen konnte, überaus anmuthig in Gefühl u. Sitten, der aber leider! unvorſichtig, vielleicht mehr aus Muſikliebe, als aus Luſt zu gefallen, ſich tief in die Agendenſache verſtrickte, ſie erleichterte u. hier viel Unheil beförderte." So wird Witzleben von Unterrichteten geſchildert. Die Freundſchaft mit Humboldt dauerte ungeſchwächt fort, auch als dieſer aus den Geſchäften geſchieden war; Witzleben ſuchte noch ſpäter ſeinen Rath und blieb ihm mit größter Innigkeit bis ans Ende zugethan, ſo daß Alexander v. Humboldt beim Tode des Bruders zu der Aeußerung ſich veranlaßt fand: „ſein Bruder ſei Witzlebens treueſter politiſcher und auch gemüthlicher Freund und am tiefſten von dem Gefühl durchdrungen geweſen, daß die Natur in demſelben die edelſten Gaben des Geiſtes, der Charakterſtärke u. der zarteſten Sinnesart vereinigt habe!" Vergl. Dorow's Job v. Witzleben. Leipzig, 1842. S. 73.

Fürſt von Wittgenſtein des Polizeiminiſteriums entbunden, dieſes ganz aufgehoben und mit dem Miniſterium des Innern vereinigt. Von dieſem wurden dagegen folgende Gegenſtände getrennt: a) die ſtändiſchen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landſtänden; b) die ſtädtiſchen und übrigen Communal-Sachen; c) das Provinzial- und Communal-Schuldenweſen; d) die ſogenannten landſchaftlichen Creditſyſteme; e) die Militärſachen, inſofern ſie nicht als rein militäriſch vom Kriegsminiſter ausſchließlich beſorgt werden, alſo die Angelegenheiten der Armee-Ergänzung, der Landwehr-Formation, des Service-, Vorſpann-, Marſch- und Einquartirungsweſens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. „Dieſes, nebſt dem Departement des Fürſtenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Miniſterium erhält, anvertraut.“ — Fürſt v. Wittgenſtein ward durch dieſelbe Ordre zum Miniſter des königl. Hauſes ernannt. [2])

Die Nachricht, daß Humboldt nach Berlin kommen und in das Miniſterium treten werde, machte an dieſem Ort gewaltige Senſation. Beſonders das erregte Erwartungen, daß ihm die ſtändiſchen Angelegenheiten übertragen waren, obſchon damit eigentlich mehr die künftige Leitung dieſer Angelegenheiten, als deren Begründung bezeichnet ſein mochte. In jedem Fall aber war derjenige, dem die erſtere zufallen ſollte, auch am erſten berufen, die andere zu fördern. Die ganze Beſtimmung aber kann mit als Beleg dienen, daß ſich der Kanzler in dieſer Sache noch zum großen Theil im Einverſtändniß mit ihm wußte. Auch Stein war ganz zufrieden über dieſe Ernennung. Den 5. Aug. d. J. ſchrieb er

---

2) Allg. Preußiſche Staatszeitung 24. Jan. 1819.

von Schloß Cappenberg an Gagern: „Von Humboldt's Einwirkung auf die Geschäfte erwarte ich mir sehr vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hindernisse zu beseitigen.“ [3])

Eine wichtige Partie des neugebildeten Ministeriums waren besonders die bäuerlichen Verhältnisse, zumal in einer Zeit, wo man wegen des Verfassungswerkes ernstlich daran denken mußte, die längst erwartete ländliche Gemeindeordnung zu Stande zu bringen. Die öffentliche Meinung hielt Humboldt ganz für den Mann, der dem Lande diesen Dienst leisten könne. [4])

Die Trennung des Ministeriums des Innern in zwei Theile war übrigens kein glücklicher Gedanke. Wenn der Eine dieser Minister die Communalsachen, der Andere die Polizei unter sich hatte, so konnte es an Reibungen nicht fehlen. Es hieß auch, Humboldt habe noch Bedingungen zur Uebernahme desselben gestellt, weil er fürchtete, sowohl mit Hrn. v. Schuckmann, als mit dem Gewerbdepartement des Grafen v. Bülow in Collisionen zu gerathen. Diese

---

3) v. Gagern, Antheil, IV. 77.

4) Wie sehr dieser dem Gemeindewesen sein Augenmerk zugewendet, geht aus einem später noch zu erwähnenden, ohne Zweifel an Witzleben gerichteten Schreiben, dat. 29. Nov. 1821, hervor, worin er dem Empfänger des Briefes vorrückt, in einer wichtigen Erörterung über die Ministerien „des wichtigsten Geschäfts des Ministeriums des Innern kaum erwähnt zu haben.“ „Ich meine,“ sagt er, „die innern politischen Verhältnisse des Staats, die Rechte und Stellung der verschiedenen Classen seiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil sind diese Verhältnisse allerdings dergestalt gesetzlich bestimmt, daß ihre Erhaltung u. Behandlung der Justizbehörde anheim fällt, allein zum Theil sind sie anderer Natur: sie müssen nach allgemeinen und besonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbst der gesetzlich bestimmte Theil bedarf einer solchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiste handhaben, wenn sich auch gewiß keine erlaubt, die gesetzlichen Bestimmungen derselben umzuändern oder zu verletzen.“ Bei Dorow, Job von Witzleben. S. 16.

Schwierigkeiten wurden jedoch, soweit als thunlich, gehoben, und man sah der Ankunft Humboldt's zu Berlin entgegen, sobald die Frankfurter Territorialverhandlung beendigt sein würde. [5])

---

Zu Frankfurt war Humboldt in lebhaftem Briefwechsel mit Witzleben und Stein. Mit letzterm besonders hatte er damals viel Verkehr, und es läßt sich denken, daß die Verfassungsfrage Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war. Stein brachte einen Theil des Winters in Frankfurt zu; im Frühling besuchte ihn Humboldt in Nassau. Den 22. Mai meldete Stein an Gagern: „In diesem Augenblick ist Humboldt bei mir, der sie grüßen läßt." [1]) — Auch einer besondern Angelegenheit, die den noch immer thatkräftigen Mann damals beschäftigte, verfehlte Humboldt nicht, nach Kräften seine Theilnahme zuzusichern. Stein gründete damals (20. Jan. 1819) in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der wir die Herausgabe des großen Nationalwerkes, der Monumenta Germaniae, verdanken. Humboldt konnte durch seine Bekanntschaften im Ausland der Unternehmung wesentliche Dienste leisten, und war auch unter den Ersten, welche die Gesellschaft unter ihre Ehrenmitglieder aufnahm.

---

Die Geschäfte der Territorialcommission fesselten ihn bis in den Juli zu Frankfurt. Erst Ende Januar war der

---

5) Allg. Zeitung, 14. 15. 25. März 1819.

1) Briefe des Frh. v. Stein an den Frh. v. Gagern, S. 69. 75.

bayerische Gesandte v. Pfeffel eingetroffen. Bayern protestirte natürlich gegen den Inhalt des Aachener Protokolls. Es war aber zu spät. Den 8. Mai reiste der Gesandte ab, ohne etwas bewirkt zu haben. [1]) Darauf wurde Seiten der vier Mächte, zu Frankfurt 10. Julius, ein förmlicher Vertrag mit Baden abgeschlossen, [2]) und am 20. d. M. der von dieser Commission entworfene, berühmte Territorialreceß von diesem Tage unterzeichnet. Beide Aktenstücke unterzeichnete auch Humboldt. Der Frankfurter Territorialreceß vereinigte alle seit der Akte des Wiener Congresses in und außer Frankfurt getroffenen Territorialverträge in einem Gesammtinstrument, als eine Art Nachtrag der Congreßakte. [3])

Schon am 22. Julius reiste Humboldt nach Berlin ab. [4])

---

Ende Juli langte Humboldt zu Berlin an. [1]) Den 12. August ward ihm sein Ministerium von dem Fürsten

---

1) Allg. Zeitung, 1. Febr., 16. u. 30. Mai 1819.

2) Er hob, zu Gunsten Badens, die onereusen Clauseln des Frankfurter Vertrags vom 20. Nov. 1813 auf und garantirte den jetzigen Länderbestand des Großherzogthums. — Im 7. Artikel des Territorialrecesses wurde jeder weitere Anspruch Bayerns auf Schadloshaltung für nichtig erklärt, weil es das Angebotene nicht acceptirt habe. Das stand nun freilich mit den Wiener Conferenzprotokollen in Widerspruch!

3) Der Vertrag vom 10. Jul. u. der Territorialreceß stehen bei Martens, Nouv. Recueil, IV. 604 ꝛc. 634 ꝛc.

4) Allg. Zeitung, 27. Juli.

1) Allg. Zeitung, 6. Aug. 1819. — Noch in demselben Jahre traf auch die Familie, nach so langem Aufenthalt in Italien, wieder mit ihm zusammen. Humboldts wohnten damals im Eckhaus der Behren- u. Charlottenstraße, wo einst Prinz Louis Ferdinand gehaust hatte.

Staatskanzler feierlich übergeben. [2]) Durch eine Cabinetsordre vom 20. deſſelben Monats verordnete der König, daß die den Herren v. Humboldt und v. Schuckmann anvertrauten Miniſterien künftig Miniſterien des Innern heißen, und ſich als verſchiedene Departements durch die Namen der ſie leitenden Chefs unterſcheiden, mithin „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters Freiherrn v. Humboldt," und „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters v. Schuckmann," bezeichnet werden ſollten. [3])

Als Humboldt ſein Miniſterium antrat, ſah es ſchon düſter am politiſchen Horizonte aus. Die Reaktion nahm gewaltig zu; einzelne, zum Theil ſehr beklagenswerthe Ereigniſſe hatten den willkommenſten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfeſt, die Coblenzer Adreſſe, endlich die Ermordung Kotzebue's Schon die Coblenzer Adreſſe hatte den König mißtrauiſch gemacht; ſie ſcheint ihn namentlich bewogen zu haben, ſich mit der Verfaſſungsfrage nicht zu übereilen, ſondern das Heft zunächſt feſt und ungeſchwächt in der Hand zu behalten. Schon damals erklärte er (21. März 1818): nicht jede Zeit ſei die rechte, eine Veränderung in der Verfaſſung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte ſich auch das Recht vor, zu beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſolle. — In die ſchon ſchwüle Atmoſphäre trat nun auf einmal noch der Unglücksfall mit Kotzebue (23. März 1819), den Abſichten einer gewiſſen Partei nur zu erwünſcht. Oeſterreich ſchien nur auf eine ſolche Thatſache gewartet zu haben. Jetzt faßte man ernſtlicher die Univerſitäten ins Auge, auf die ſchon zur Zeit des

2) Ebendaſ., 26. Aug.
3) Ebendaſ., 7. Sept.

Aachener Congresses die bekannte Denkschrift von Stourdza so deutlich gewiesen hatte; dann fingen Verdächtigungen nach allen Seiten an, und es begann (Juli 1819) die Demagogenuntersuchung, das Reich des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, die Welcker, Reimer u. A. wurden wie Verschwörer behandelt. Endlich aber beabsichtigte man noch durchgreifendere, allgemeinere Maßregeln. Nach Carlsbad ward ein Congreß deutscher Minister berufen. Ende Julius gingen die Bevollmächtigten dahin ab, von preußischer Seite der Minister des Auswärtigen, Graf v. Bernstorff. Auch war über die Gegenstände dieses Congresses schon eine Vorberathung zu Töplitz zwischen Metternich, dem Könige von Preußen und dem Staatskanzler Hardenberg gepflogen worden. — So sah es aus, als Humboldt das Ministerium antrat. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals (7. Aug.) in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldt's Ankunft berührend, von dessen „neuestem Verhängniß" sprach. [4])

---

Die öffentliche Meinung aber knüpfte große Erwartungen an diesen Antritt. Humboldt galt als die Hauptstütze des Liberalismus in Preußen; immer mehr richteten sich die Hoffnungen der Fortschreitenden und Constitutionellen auf diesen begabten Fürsprecher, der noch jüngst (zu London) Gelegenheit gehabt hatte, neue Erfahrungen über parlamentarische Institutionen einzusammeln; der das Verhältniß Preußens zu Deutschland zu würdigen wußte, und einsah, daß diesem

---

4) Siehe K. E. Oelsner's Briefe an Stägemann. Herausg. von Dorow. Leipzig 1843. S. 96.

ohne eine preußiſche Volksvertretung die rechte Conſiſtenz fehle. [1])

Auch täuſchte er, ſo weit es in ſeiner Macht lag, dieſe Erwartungen nicht. Früh ſchon hatten die Freiheitsideen ſich in ihm feſtgewurzelt, er hatte ſogar die Idee individueller Freiheit mit einer Unbedingtheit erfaßt, die zu ſehr über die Bedürfniſſe der wirklichen Welt und insbeſondere unſerer Zeit und unſres Volkes hinwegſah. Wir ſahen ihn von der höchſt praktiſchen Tendenz ausgehen, der Wirkſamkeit des Staates Gränzen zu ſetzen; er that es aber in einer Ausdehnung, der die Menſchen ſelten oder nie gewachſen waren. Die Deutſchen nun gar waren weit entfernt, die Hülfe des Staats ſo weit entbehren zu können. Wir ſahen, wie er das richtige Grundprinzip, daß alles auf Entwicklung der Invidualkraft ankomme, daß nicht die Gattung, noch irgend eine größere oder kleinere Gemeinſchaft, und am wenigſten der Staat, ſondern das individuelle Leben, der Menſch und deſſen Ausbildung der höchſte und eigentliche Zweck aller Dinge ſei — wir ſahen, wie er dies Prinzip in einer Unbedingtheit und einer Vereinzelung erfaßte, [2]) von der längeres Nachdenken ihn wohl zurückbringen mußte. Das Prinzip aber gab er darum nicht auf, auch als ihn mannigfache Einſicht in das praktiſche Leben und große Begebenheiten zu einem engern Anſchluß an die Bedürfniſſe der Zeit und des Volkes bewogen hatten.

Dadurch aber zeigte er gerade ſeinen ſtaatsmänniſchen Beruf, daß er, ſobald er es mit der Wirklichkeit zu thun hatte, nicht blos die Richtung *ſeines* Geiſtes, die freilich in dem Gegebenen nicht ganz aufgehen konnte, ſondern eben

---

1) Siehe z. B. die Correſpondenz aus Erfurt vom 12. Febr. in der *Allg. Zeitung* vom 27. Febr.; die aus Leipzig vom 30. März, in der Beil. dieſer Zeitung vom 22. April 1819.

2) Siehe oben Th. I. S. 171—198.

ſo ſehr die dringenden Bedürfniſſe und entſchiedenen Wünſche der Mehrzahl oder der Gebildeteren ſeiner Zeit und ſeines Volkes um Rath fragte; daß er, durchdrungen von der Ahnung, in den vorherrſchenden Ideen einer Epoche etwas Göttlichem zu begegnen, dieſe Ideen aufſuchte, ſie mit dem eignen Sinnen und Denken in Verbindung ſetzte, und ſo auf perſönliche, aber dem Weltgeiſt befreundete Weiſe in das Allgemeine einzugreifen ſich bemühte.

Es war von jeher lebendigſte Ueberzeugung in ihm, daß nur durch freie Inſtitutionen ein Volk gehoben und geſtärkt werden könne. Er ſelbſt aber würde die Verwirklichung dieſer Freiheit vielleicht auf einem Wege erzielt haben, der ſeinen Lieblingsgedanken mehr entſprach, hätte nicht jener praktiſche Sinn ihn eines Andern belehrt. So hielt er denn die letzten Prinzipien in treuem Sinne, aber er ſchloß ſich inniger an das nähere Bedürfniß der Nation und die vorwaltende Richtung des Jahrhunderts an, die auf Verfaſſungsleben und auf Theilnahme der Bürger an den gemeinſamen Angelegenheiten des Staates zielt. Daß dies die vorwaltende Richtung der Zeit ſei, ſagte ihm der Einklang der jugendlichen und vorgerückteren Zeitgenoſſen; daß es Bedürfniß auch der großen Mehrzahl ſei, die beſonders damals im Allgemeinen noch wenig Luſt bezeigte, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, verkündeten ihm die glücklichen Reſultate, die jede Aufrüttelung des Volkes aus ſeinem jahrhundertelangen Stillleben in dem Charakter deſſelben hervorbrachte.

Endlich erkannte er, daß dieſer praktiſche Geſichtspunkt dem ideellen die Hand biete. Die deutſche Nation iſt von politiſcher Selbſtbefähigung ſo zurückgekommen, daß man ihr nicht anders mehr dazu helfen kann, als dadurch, daß man ſie gleichſam nöthigt, ſich wieder mit praktiſchen Intereſſen zu beſchäftigen. Das Allgemeine hat noch den meiſten Reiz:

es erweckt den praktiſchen Sinn am leichteſten, und Schritt vor Schritt bildet ſich die Kraft, im engern Kreiſe der leitenden Hand des Staates zu entrathen. — Und einer Stärkung des Gemeinſeins bedarf der Deutſche gleich dringend in nationaler Rückſicht, wenn er nicht Gefahr laufen ſoll, bei nächſter Gelegenheit wieder einmal von Wälſchen oder Koſacken mißhandelt zu werden. —

Schon zu Wien ſahen wir Humboldt die conſtitutionellen Beſtrebungen nach Kräften unterſtützen. Er faßte dabei ſein engeres Vaterland vornehmlich ins Auge, das in dieſem Punkte gleichſam die Mitte halten zu ſollen ſcheint zwiſchen dem zurückſtehenden öſterreichiſchen, und den in dieſer Hinſicht vorgerückten kleineren Staaten Deutſchlands. Er ſtellte ein Minimum ſtändiſcher Rechte auf, dem ſich Preußen unbedingt, Oeſterreich vielleicht bei Provinzialverfaſſung unterwerfen konnte. — Fortan wandte er dem preußiſchen Verfaſſungswerke ſein Augenmerk zu; mit verdoppeltem Eifer, ſeit ihn das Vertrauen des Monarchen in den Conſtitutionsausſchuß und in den Miniſterrath berufen hatte. Er war von der Nothwendigkeit der Reichsſtände für Preußen durchdrungen, und arbeitete jetzt, ſo viel er nur konnte, zur Verwirklichung deſſen, was ſeiner patriotiſchen Ueberzeugung ſowohl für die dauerhafte Befeſtigung der Monarchie und ihrer Stellung in Deutſchland, als für die Entwicklung des preußiſchen Volkes das Zweckmäßigſte ſchien. Und er konnte dies um ſo zuverſichtlicher, da die Akte des deutſchen Bundes und die Zuſage ſeines Königs noch dazu aufmunterten.

Aber auch hier zeigte er ſich als Staatsmann. Er forderte nicht plötzlich, was die Idee des Repräſentativſyſtems auch bei entſchieden monarchiſcher Form zu begehren ſcheint und was er früh ſchon, wie uns dünkt, begriffen hatte. [3])

---

3) Siehe oben Th. I. S. 201–2. 204–5.

Und dieſe Ideen, deren Verwirklichung er der Zukunft überließ, waren von dem abſtrakteren Liberalismus noch ſehr verſchieden. Ruhte doch ſeine ganze Anſchauung der Freiheit auf anderem Grunde! — Er hatte den Geiſt ergriffen, der die Welt durchweht; aber er glaubte nicht, dem Buchſtaben folgen zu müſſen, in dem er vorübergehend ſich ausdrückt, oder von andern Nationen uns überliefert wurde. [4])

Er forderte von einer preußiſchen Conſtitution nichts, was unter den gegebenen Umſtänden unmöglich war. Er wollte nur die Anfänge des conſtitutionellen Lebens gegründet, und — ſofern es durchzuſetzen — den Weg bezeichnet wiſſen, auf dem ſich einſt weitere Rechte daran knüpfen ließen. Er war im Weſentlichen mit berathenden Ständen zufriedengeſtellt; aber nur durch Reichsſtände ſah er den Zweck erfüllt. In jenem vielbeſprochenen Minimum von Rechten, die ſein Bundesplan von 1815 ſämmtlichen deutſchen Landſtänden verbürgen wollte, war zwar in zwei beſtimmten Fällen — bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der ſchon vorhandenen — den Ständen eine mitbeſchließende Stimme zuerkannt, [5]) es ſind dies aber Fälle, in denen die Regierung auch nur dem Rathe der Stände ſich nicht leicht entziehen dürfte. Dennoch war es ein Glied in der Kette, die noch manches aufnehmen kann;

---

4) Humboldt's Werke — und hier ſind ſeine Schriften aus ſeiner letzten Lebensperiode ſo vollgültig, als die Aeußerungen aus der Zeit ſeines politiſchen Wirkens — enthalten noch manchen Fingerzeig, der den deutſchen Charakter ſeiner politiſchen Richtung bewährt. „Feſſelloſe Freiheit," ſagt er, „frommt nie auf Erden" (IV. 379). Er fordert, daß man „Geſetzmäßigkeit mit der Freiheit verbinde, d. h. ihr durch Schranken das eigene Daſein ſichere." (Einl. zur Kawiſprache.) Endlich ſagte er ſo ſchön: „das Geſammtſtreben der Menſchheit bezweckt im letzten Reſultate nichts Anderes, als Geſetzmäßigkeit forſchend zu finden oder beſtimmend zu begründen."

5) Siehe oben S. 287.

und ein glücklicher Gedanke, weil es die schrittweise und gesunde Entwicklung des Verfassungswerkes gleichsam vorzeichnet.

Humboldt wollte keinen Sprung in den preußischen Verhältnissen gemacht wissen; aber einen entschiedenen Schritt, und keinen halben. Hier war von keiner Schwächung der Staatsgewalt die Rede; sie sollte nur ein Mittel an die Hand bekommen, die Wünsche des Volkes besser kennen zu lernen. Die Rechte, die dem Volke eingeräumt werden sollten, waren gering; dadurch aber, daß ein bestimmter Antheil am Allgemeinen eröffnet wurde, konnte der praktische Sinn gestärkt, der Nationalgeist gebildet, politische Selbstbefähigung begründet werden.

Nie war seine Meinung, daß man ein Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufführen könne [6]). Er hielt es auch für ein Glück, daß unsere frühere Geschichte so manches Vorbild gewährt, das man befragen, daß sich noch manche Elemente vorfinden, die man benutzen könne. [7])

---

6) S. oben Th. I. S. 163.

7) Besonders merkwürdig, in dieser Rücksicht sowohl, als für sein damaliges Streben überhaupt, ist ein Schreiben, das er, kurz vor seinem Ministerialantritt, an den Verfasser einer Schrift: „Ueber die Verfassung Westphalens," den Hofgerichtsadvokaten Sommer in Kirchhunden bei Arensberg im Herzogthum Westphalen richtete, und aus dem die Absicht hervorleuchtet, den Gegnern zu sagen, daß sie es nicht allein seien, die das Historische und noch Vorhandene zu würdigen wüßten. Der Brief lautet: Frankfurt a. M., den 31. März 1819: Ew. Wohlgeboren haben mir durch ihre Schrift ein sehr schätzbares Geschenk gemacht, und ich habe dieselbe mit verweilender Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse durchgelesen. Es wäre ungemein zu wünschen, daß alle Theile des preußischen Staats sich gleich gründlicher und gunstvoller Darstellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfassungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfassungen, wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung

Namentlich bei Bestimmung der Glieder, die zur Standschaft berufen sein sollen, so wie des Wahlgesetzes war die Rücksicht auf Gerechtsame, die sich bis auf die jüngste Zeit herab erhalten hatten, unerläßlich. Im Allgemeinen aber mußte man mehr das gegenwärtige Bedürfniß zu Rathe ziehen, als die Ueberlieferung, mehr von Grund aus neu bauen, als auf ältere Fundamente stützen. Von Humboldt aber ließ sich auch hier nur das Beste hoffen, und in keinem Falle war er gemeint, die Einführung der Verfassung von dieser Rücksichtnahme auf ehemalige Verhältnisse hinhalten zu lassen.

---

eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hierzu liefert Ew. Wohlgeboren Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung. Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung derselben wiederhole, bitte ich Sie, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Humboldt. — Kürzer faßte er sich mit der Antwort, die er in einem ähnlichen Falle an den bekannten Kriegsrath v. Cölln richtete: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich hierdurch ergebenst für die mir unterm 27. d. M. gefällig gemachte Mittheilung des 1. Hefts des historischen Archivs der preußischen Provinzialverfassungen. Es verdient allgemein beifällig aufgenommen zu werden, da es bis jetzt noch an einer Schrift gefehlt, in welcher die Entstehung der brandenburgischen Verfassung und Gesetzgebung, im Zusammenhange mit der äußern Gestaltung der Monarchie, in einer kurzen übersichtlichen Darstellung, historisch-pragmatisch entwickelt ist. Berlin, 30. Okt. 1819. Humboldt." — Diese Briefe bewahrt die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 14. Nov. 1819.

Es that auch sehr Noth, daß ein bewegender Geist sich des preußischen Verfassungswerkes annahm, wenn es nicht ganz in Stillstand gerathen sollte. An Materialien fehlte es nicht, allein der Kanzler zögerte, der Constitutionsausschuß hatte bis zum Juli 1819 so gut als nichts gethan. [1]) Indeß war das Verlangen nach einer preußischen Constitution immer dringender geworden, seit Baden (1817) damit vorgeschritten und selbst Bayern (1818) den Vorsprung gewonnen hatte. Auch Humboldt soll erklärt haben, Preußen dürfe, nach diesem Vorgange Bayerns, noch weniger zurückbleiben [2]) Doch gerade diese ständischen Verhandlungen in München mochten den Gegnern des constitutionellen Lebens lebhafte Besorgnisse einflößen; und das Wiener Cabinet bot gewiß alles auf, etwas Aehnliches in Berlin zu hintertreiben. Es ging sogar im Sommer 1819 das Gerücht, Fürst Hardenberg habe dem Könige die Grundzüge einer Verfassung vorgelegt; dieser aber habe vor ihrer Genehmigung weitere Vorarbeiten verlangt. Soviel ist gewiß, daß die zunehmende Reaktion mehr und mehr auch auf dieses Werk ihren Druck äußerte. Schon im J. 1818 wollte man oft zweifeln, ob die Regierung mit etwas anderm umgehe, als Provinzialstände einzurichten.

---

1) Oelsner schreibt, 23. Juli 1819, an Stägemann, ein Mitglied dieses Ausschusses: „Aus Ihrem Schreiben, vom 16. d., geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist.“ (A. a. O., S. 87.)

2) Man schrieb aus Berlin (16. Febr. 1819) in öffentlichen Blättern: „Die Freunde des Hrn. v. Humboldt versichern, die neuesten Vorgänge in Bayern hätten Se. Durchl. den Fürsten Staatskanzler veranlaßt, jenen Minister aufzufordern, seine Ansicht über das System, welches Preußen unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifen habe, zu erkennen zu geben, und Hr. v. Humboldt habe seine Meinung dahin geäußert, daß man keine Zeit verlieren dürfe, die Arbeiten zu dem künftigen Verfassungswerk einzuleiten.“ Vergl. Allg. Zeitung, 6. März 1819.

Humboldt aber warf ſich mit allem Eifer auf das Verfaſſungswerk. Er hat damit und durch den Auftritt, der ihn ſo ſchnell wieder vom Ruder entfernte, ſeine kurze Miniſteriallaufbahn verewigt. Ungleich ſo Vielen, die ihren Freimuth vergeſſen, ſobald ſie die Staffel erklommen haben, machte er auch jetzt ſeine Anſichten auf das nachdrücklichſte geltend.

Er verfaßte ausführliche Denkſchriften [3]) über Repräſentativverfaſſung für Preußen, und einen Entwurf zur Conſtitution ſelbſt, über den er vorher mit Stein correſpondirt haben ſoll. Beides, dieſe Denkſchriften, ſo wie ſpäter der Entwurf cirkulirten unter den Gliedern des Conſtitutionsausſchuſſes und auch ſonſt in höhern Kreiſen. Allgemein wurde der Scharfſinn bewundert, nur Wenige aber fanden ſich befriedigt, weil man entweder ſchon mehr wollte, als zunächſt in Preußen beabſichtigt wurde, oder auch den kleinen Anfängen eines preußiſchen Verfaſſungslebens abgeneigt war. Das Wort „Reichsſtände“ ſchreckte Viele, wie das Haupt der Meduſa.

---

3) Varnhagen v. Enſe führt in ſeiner Skizze über Humboldt (Denkw. und verm. Schriften, IV. 297—8) eine dieſer Denkſchriften als Zeugniß auf, wie Humboldt oft ſeinen Gegenſtand zu umſtricken, mit den feinſten Gedankenzügen und ſtärkſten Schlußfolgen zu umweben wußte, daß man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte. „Hauptſächlich in ſeinen diplomatiſchen Arbeiten fand ſich Anlaß zu dieſer künſtleriſchen Meiſterſchaft, den Gegnern nicht ſelten zur hülfloſen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfſinn und Freiheit, an feſter Gliederung und Durchführung, iſt beſonders eine Denkſchrift, worin er Verfaſſungsgrundſätze erörtert; er giebt die bündigſte, gefälligſte Umhüllung, man glaubt ſchon alles ſicher feſtzuhalten, aber zur Sache iſt nichts gethan, es iſt nur eine Aufgabe, eine geiſtige Uebung geweſen. Jedoch weder die Geſinnung, noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage ſtehen; in ſo weit als die Aufgaben an ihn gewieſen waren, hat er ſie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Nothwendigkeit großer Fortſchritte bei jeder Gelegenheit auf das Beſtimmteſte ausgeſprochen... Er hatte auch nach der Einleitung die Hauptſache wirklich ſchon bereitet.“

Es geschah auch wirklich ein Ruck in der Verfassungssache. Kurz nach Humboldt's Eintritt in's Ministerium ernannte der König eine aus wenigen Mitgliedern zusammengesetzte Commission, die einen vollständigen Verfassungsentwurf bearbeiten sollte. Dieser engere Ausschuß war aus der Mitte der früher bezeichneten Constitutionscommission genommen. Er stand unter dem Präsidium des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, und zählte fünf Mitglieder, nämlich die beiden Minister des Innern, v. Humboldt und v. Schuckmann, den wirklichen Geh.-Legationsrath Ancillon, den Geh.-Staatsrath und Präsidenten des Appellationshofes zu Köln, Daniels, und den Geh.-Legationsrath Eichhorn [4]). Auch hier waren wieder sehr entgegengesetzte Ansichten vertreten; man konnte fast eben so viel Separat-Vota und Entwürfe erwarten, als Mitglieder waren. — Diese Commission, hieß es, werde sofort zur Arbeit schreiten und solche alsdann dem weitern Ausschusse zur Prüfung vorlegen. Den 13. Oktober soll die erste Sitzung Statt gefunden haben [5]), worauf vielleicht durch Vorgänge, von denen wir bald reden, sofort eine Unterbrechung herbeigeführt wurde. — So viel wir wissen, legte der Staatskanzler selbst dieser Commission einen Entwurf zu einer reichsständischen Verfassung vor; worauf Humboldt seinen eigenen Entwurf [6]),

---

4) Vergl. Allg. Zeitung, 11. Sept. (Berlin, 4. Sept.) u. die Mittheilung eines sehr unterrichteten Correspondenten aus Berlin, vom 30. Sept., ebendas., 11. Okt. 1819, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewann, daß die Vossische Zeitung in Berlin, unterm 6. Nov., sie größtentheils abdruckte, und am Schluß beifügte: Diese Commission habe ihre Arbeiten bereits angefangen, und werde solche demnächst der Prüfung des größeren Ausschusses unterwerfen.

5) Allg. Zeitung, 24. Okt. 1819.

6) „Wir haben," sagt der schon genannte Correspondent der Allg. Zeitung vom 11. Okt., „Entwürfe zur Verfassung im Druck und schriftlich vor uns, zum Theil mit Einsicht geschrieben und Gutes enthaltend, und offenbar aus einer wohlmeinenden Ansicht herrührend."

als eine Art Contre-projet, eingab. [7]) Was unmittelbar nach Humboldt's Entfernung vorgegangen ist, liegt im Dunkel; das letzte Ergebniß werden wir später berühren.

Trotz aller Constitutionsausschüsse und Verfassungsentwürfe war die ganze Frage noch schwebend; ja von Tag zu Tag minderte sich die Hoffnung, daß wirklich Reichsstände eingeführt werden würden. Eine mächtige Partei wollte längst nur Provinzialstände; Hardenberg selbst beabsichtigte zwar die Einführung von Reichsständen, der König aber schien für gut zu finden, zuerst Provinzialstände zu versammeln, die überall den örtlichen Verhältnissen nachgebildet wären. Der Staatskanzler ging darauf ein, und versicherte Görres (12. Jan. 1818): Seien diese provinziellen Vertretungen erst in Gang gesetzt, so würden sie sich alsdann später leicht in einen Reichsrath vereinigen lassen.

Obwohl wir die oben bezeichneten Humboldt'schen Denkschriften, so wie den von ihm verfaßten Entwurf leider noch entbehren müssen, läßt sich doch Folgendes mit Bestimmtheit versichern. Einmal, daß er in Bezug auf die den Ständen einzuräumenden Rechte mit dem Staatskanzler einig war, und zunächst für sie nur eine berathende und begutachtende Stimme begehrte, die Punkte ausgenommen, wo er schon in Wien ein Verwilligungsrecht gefordert hatte. Doch würde er auch diese Forderung aufgeopfert haben, wenn nur wirkliche Reichsstände begründet würden. Dagegen läßt sich nachweisen, daß er, auch mit dem Staatskanzler, über die Art und Zeit der Einführung differirte. [8])

---

7) Es ist zuverlässig, daß es von Humboldt's Hand einen Entwurf zur Constitution gab. Später aber haben selbst viele seiner besten Freunde sich diesen nie verschaffen können. Es wird sogar behauptet, daß der Entwurf gar nicht mehr vorhanden sei [?.]

8) Er war überhaupt mit dem Zögerungssystem des Staatskanzlers höchst unzufrieden und machte bittre Vorwürfe. Was half

Auch ihm waren die Provinzialstände recht, aber nur, wenn sie entweder zugleich mit Reichsständen oder ganz kurze Zeit vor deren Errichtung eingeführt würden.

Als Zeugniß dafür führen wir ein Schreiben auf, [9]) das Humboldt den 29. Nov. 1821 verfaßt hat. Es ist ohne Zweifel an den General v. Witzleben gerichtet, und diente als Antwort auf ein Projekt, worüber dieser um ein Privatgutachten gebeten hatte. Es war nämlich damals, in Folge der österreichischen Einflüsse, das saubere Projekt aufgetaucht, neben den Sachministerien besondere Provinzialministerien zu errichten. Humboldt nun hielt die preußische Verwaltung zur Zeit für so mangelhaft, als es nur immer die Begünstiger dieses Projektes konnten, und berief sich deshalb auf seine zwiefache Erfahrung, seine ehemalige als Staatsbeamter, und seine jetzige als Privatmann. Aber das jetzt vorgeschlagene Mittel sah er für ganz ungeeignet an, sie zu verbessern, und es war ihm leicht, es zu beweisen. Er warf hiebei eine Menge treffender Winke hin, führte die Nothwendigkeit der Einheit in den Regierungsmaßregeln, zumal für den preußischen Staat, zu Herzen, [10]) und ergriff schließlich diesen Anlaß, um ein nachdrückliches Votum

---

es auch, eine Commission nach der andern zu ernennen, wenn man hinterher alle Mittel aufsuchte, den Zweck zu eludiren!

9) Mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben. Mittheilungen desselben und seiner Freunde zur Beurtheilung preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842. S. 13—34. Wir können diese köstliche Reliquie zugleich für einen Beleg der geistvollen und graziösen Art ansehen, womit Humboldt politische Fragen behandelte.

10) „Das Wesen des Staats besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerst Einheit in allen Maßregeln, die von dem obersten Regierungspunkt ausgehen. Außer seinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß seiner Mitglieder, ihre Kräfte, sofern sie dem Staat angehören, nicht durch Zersplitterung geschwächt, sondern durch

über die verwandte ständische Frage, nämlich über die Untauglichkeit bloßer Provinzialstände, abzugeben. Der Schluß dieses Schreibens lautete also:

Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen.

In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

---

Leitung in gerader Richtung geschont zu sehen, hat jeder Staat (der unsrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichste Lage gestellt ist) individuelle Maximen, auf denen sein individuelles Leben beruht." (S. 21).

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen; auch werden sie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; sie können sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maßregel verständigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen innern Widerstand wenigstens nur partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung, entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Gränzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit

isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringern von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Gränzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizungen findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialstände sein sollen, auf einem Punkt

festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll?

Ich sehe zu meiner Beschämung, daß ich viel weitläufiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleserliche Hand sehe, weiß ich kaum, wie ich es entschuldigen soll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzumuthen, die vielen Blätter zu lesen. Ich mochte indessen, was ich schrieb, keinem Privatschreiber anvertrauen, und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit und Freundschaft

der Ihrige

Wilhelm von Humboldt.

Auch nicht entfernt ist ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Humboldt diese Frage im Jahre 1821 anders angesehen habe, als zwei Jahre vorher. Die Meinungsverschiedenheit liegt offen zu Tage, und auch ohne anderweite Veranlassung würde ein Bruch zwischen den Parteien auf die Länge nicht wohl zu vermeiden gewesen sein.

---

Doch nicht durch die Verfassungsangelegenheit, oder durch Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage sollte die Katastrophe herbeigeführt werden, die den Ausgang des Jahres 1819 so denkwürdig für Preußens Geschichte macht. Die preußische Constitution lag noch zu fern; selbst der engere Constitutionsausschuß war sicher zu einem Schlußergebniß noch nicht gelangt, als plötzlich der Kampf auf ein anderes Terrain überging, und da, weil es sich um einen positiven Rückschritt handelte, eine viel heftigere Gestalt annahm. Den Anlaß hiezu gaben die Carlsbader Beschlüsse, die der Bund am 20. Sept. proklamirte. [1])

Der Inhalt dieser Beschlüsse ist uns zur Genüge bekannt. Man hat dafür gesorgt, daß sie nicht in Vergessenheit kommen können. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentische, sehr einschränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Universitäten, fesselte die Presse durch umfassende Censureinrichtungen und setzte in Mainz eine Centraluntersuchungscommission nieder. — Zugleich ward ein neuer Ministercongreß anberaumt, [2]) der sich im Spätjahr zu Wien versammelte, und dem wir die Schlußakte des deutschen Bundes danken — ein Werk, das die Bundesstaaten mehr consolidirte, jedoch nur im Interesse der Fürsten und des monarchischen Princips, wobei die Geschützten es gar nicht achteten, wie sehr auch sie gefesselt wurden.

Es war ein böser Geist, der die Politik zu beherrschen anfing; und das Traurigste war, nicht daß alle Regierungen übereinstimmten, sondern daß Männer, die vor wenig Jahren noch die Rechte der Völker verfochten, und zu den

---

1) Am 18. Okt. wurden sie in Preußen publicirt, und die neue Büchercensur eingeführt.

2) Im Nov. reiste Gr. Bernstorff ab; die Conferenzen begannen am 25. dieses Monats.

Beſten gehört hatten, — wie Gr. Münſter, Pleſſen und ſolche — ſich einſchüchtern und ſo ſehr umſtimmen ließen! Nicht daß die Regierungen gar nicht Grund gehabt hätten, Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen. Die beſte aber, die ſicherſte lag in dem feſten und ruhigen — nicht langſamen — Fortſchreiten im Gebiete bürgerlicher Einrichtungen, nicht aber in dieſem zuverſichtlichen Sichſelbſtüberheben über eine tüchtige und gemäßigte Nation. Immer mochte man gewiſſe Maßregeln gegen die unbärtigen Staatsverbeſſerer ergreifen, der periodiſchen Preſſe Gränzen ſetzen, ja ſelbſt gewiſſe Principien eines abſtrakten Liberalismus als unverträglich mit der Monarchie und namentlich deren bisheriger Entwicklung in unſerm Vaterlande zurückweiſen; aber unrecht war es, ſo viele Verheißungen oder Erklärungen umzudeuten, oder als nicht geſchehen zu betrachten, faſt alle Aeußerungen des Volkes unter Cenſur zu ſetzen, und, auf ein paar Jugendfrevel hin, gleichſam die Nation in Unterſuchung zu ziehen.

Allerdings wurde durch dieſe Beſchlüſſe und die nachfolgende Schlußakte Deutſchland inniger verknüpft, und die Centralgewalt geſtärkt. Es fragt ſich aber, ob man dies willkommen heißen konnte, wenn es nur im Intereſſe der Unfreiheit und der Reaktion geſchah, und ob diejenigen Staatsmänner nicht Recht hatten, die, da nun der Bund einmal eine ſo einſeitige und negative Richtung bekommen hatte, es jetzt für beſſer hielten, das Band in ſolcher Lockerheit zu erhalten. Bis heute wenigſtens hat der Erfolg nur gelehrt, daß mit dieſer Veränderung ſich ſämmtliche deutſche Staaten einer von Oeſterreich beherrſchten Geſammtrichtung unterthan gemacht haben, aus der ſie einſt Mühe haben werden, ſich loszuwinden, einer Politik, die eben ſo ſehr die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Regierungen, als die Fortſchritte der deutſchen Völker lähmt. Nur dies Eine mag uns tröſten, daß nach

dieſer Geſammtlähmung auch der Fortſchritt ein gemeinſamer wird ſein müſſen.

So hatte ſich denn Preußen von fremder Politik ins Schlepptau nehmen laſſen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beſeitigen. Wir wiſſen wohl, welche mächtige Partei Hardenberg und Bernſtorff umlagerte; wie Viele damals Thron und Vaterland am Abgrund glaubten; wiſſen auch, welche Rückſicht die preußiſche Regierung dem Wiener Cabinete ſchuldete. Rechtfertigt dies aber, daß ſie die Haltung aufgab, die ſie über den Parteien haben ſollte, und durfte ſie vergeſſen, daß eine ſtrenger conſervative Richtung in Oeſterreichs Verhältniſſen geboten iſt, wogegen Preußen ein bewegendes, und, wo das nicht ſein kann, wenigſtens vermittelndes Element darzuſtellen berufen iſt?

Es war ein Unglück, daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, ſondern für den Gang der Dinge, dem er ſeinen angeſehenen Namen lieh. Er wollte ſich nicht ſagen, daß er längſt nicht mehr das Heft in Händen habe; er glaubte vielleicht, weiteren Rückſchritten noch vorbeugen zu können. So ward er von einer Conceſſion zur andern getrieben, und eh' er ſich's verſah, war er den Männern, mit denen er 1814 und 1815 noch zuſammengeſtanden, vollkommen entfremdet. Schon mußte er ſich ſelbſt zum Werkzeug der Reaktion hergeben, und bald ſah er ſich gezwungen, die früheren Genoſſen aufzuopfern, um — ſich zu halten. Er war mit ſich ſelbſt unter äußeren Einflüſſen zerfallen.

---

Humboldt [1]) war ſchon länger gereizt, gereizt durch

---

1) Wir geben die Schilderung der Miniſterialkriſis von 1819 und des Sturzes der Oppoſition hier zum erſten Mal aus authentiſcherer Quelle. Es bleibt noch manches zu wünſchen; für die Thatſächlichkeit des Gegebenen aber glauben wir einſtehen zu können.

die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, statt, wie früher, sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Carlsbader Beschlüsse aber empörten ihn; er erklärte sie für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend," und scheute sich nicht, diese Opposition ins Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblick, wo sie die Bahn des Fortschritts entschieden zu verlassen schien.

Er verband sich mit dem Großkanzler v. Beyme und eröffnete, unter Hinzutreten des Kriegsministers v. Boyen, [2]) eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Carlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff aufs heftigste angriff.

Dieser Angriff zerfiel in zwei Akte. Im ersten griff er geradewegs das Materielle dieser Beschlüsse an, vornehmlich in Bezug auf die Demagogenfrage; [3]) und zog diesmal ziemlich das ganze Staatsministerium auf seine Seite. [4]) Darauf erfolgte von Sr. Maj. dem Könige ein ungnädiger Bescheid.

---

Bisher ruhte hier Alles auf noch dazu meist falschen Gerüchten. Männer sogar, die unserm Humboldt sehr nahe gestanden, erhielten über den Gang dieser Sache nie die gewünschte Kenntniß.

2) Sonderbar, daß Humboldt mit diesem Manne, mit dem er sich zu Wien im Duell geschlagen hatte, noch in so nahe Berührung kommen sollte!

3) Er erklärte laut: ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreite seine Rechte, wenn er verspreche, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen. Man solle, verlangte er, den Minister Bernstorff in Anklagestand versetzen, und die ganze Maßregel cassiren; zugleich aber festsetzen, daß hinfüro solche Projekte allemal erst ans Staatsministerium gebracht werden müßten.

4) Das Staatsministerium bestand damals, außer dem Staats-

Nun begann der zweite Akt. In diesem zwang der durch jenen ungnädigen Bescheid bewirkte Abfall des größeren Theils der Minister die verbundenen muthigeren und unabhängigeren Glieder, Humboldt, Beyme und Boyen, allein voran zu gehen. In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie begehrten und durchsetzten, erneuerten sie den frühern Angriff; versteckten ihn aber mehr hinter die Behandlung des Gegenstandes aus dem politischen Gesichtspunkt, indem sie die Carlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine Preußens Selbstständigkeit vernichtende Macht beilegend, und zu einer Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidation des Bundes führend darstellten, und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Carlsbader Beschlüssen antrugen.

Sind wir recht unterrichtet, so ereigneten sich diese Vorgänge sämmtlich während des Monats Oktober 1819. Die Folgen davon traten jedoch erst zum Schluß des Jahres hervor, ein deutliches Anzeichen, daß sie nicht sogleich entschieden waren, sondern Kampf kosteten. Ein zufälligerer Umstand scheint die Krisis geendigt, und den wohl unvermeidlichen Ausgang entschieden zu haben.

---

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Man fürchtete, daß der größere Theil

---

kanzler und dem Kronprinzen, welcher Sitz und Stimme darin hatte, aus den Staatsministern v. Kircheisen (Justizminister), Grafen v. Bülow, v. Schuckmann, Fürsten von Wittgenstein, v. Boyen, v. Beyme (Minister der Gesetzrevision und des rheinischen Justizwesens), v. Klewitz (Finanzminister), Frh. v. Altenstein, Grafen v. Lottum (Minister des k. Schatzes), Grafen v. Bernstorff, und W. v. Humboldt.

des Staatsministeriums von dieser Richtung fortgerissen werden würde, wenn man nicht schleunige Maßregeln ergriffe. Auch kamen jetzt noch andere Dinge zur Sprache, zum Theil als Folge jenes Angriffs, die die Verstimmungen und Befürchtungen vermehrten. Die coalisirten Minister lehnten sich gegen die ganze Stellung des Staatskanzlers auf, durch dessen Hand allein die Sachen an den König gingen. [1]) Wenn, erklärten sie ferner, der König die Minister — wie er wollte — verantwortlich mache in Rücksicht der Staatsverwaltung, so müsse ihr Verhältniß ein freieres werden, so dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen stehen. — Von der andern Seite ging man eben jetzt mit einer wichtigen Veränderung in der Organisation der Landwehr um. Der Kriegsminister v. Boyen widersetzte sich dieser, doch ohne Erfolg, [2]) und dies war es, was ihn und einen ihm befreundeten Militär zu dem Schritte bewog, der die Ministerkrisis beschleunigte.

Der Staatskanzler konnte das Schwierige seiner Lage nicht verkennen; Fürst von Wittgenstein ergriff den Augenblick, ihn zu bearbeiten, und Hardenberg verband sich nun mit dem, der ihm durch sein Gewicht beim Könige so oft im Wege gestanden, und gegen den er noch jüngst zuweilen gern mit Humboldt oder Witzleben gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, um einen Widerstand zu erregen.

Wittgenstein bewies dem Kanzler, daß die Opposition gesprengt werden müsse. Ein großer Theil des Adels war in Bewegung. Das Wiener und Petersburger Cabinet, denen

---

1) Im Cabinetsbefehl vom 3. Juni 1814, der das Ministerium einrichtete, war vorgeschrieben, „daß die Minister alle Berichte an den König dem Staatskanzler zusenden sollten."

2) Die Ordre vom 22. Dez. 1819 gab der Landwehr die Form, in der sie seitdem besteht. Sie trat in eine engere Verbindung mit dem stehenden Heere.

der Sturz der Opposition nur erwünscht sein konnte, mochten nicht als müßige Zuschauer dabei stehen. Humboldt namentlich war den Russen längst zuwider. Oesterreich war seiner Sache noch nicht gewiß; [3]) noch ein paar Schritte, wie diese Humboldt'schen gegen die Carlsbader Beschlüsse, und der große Wiener Reaktionsplan war vernichtet!

Endlich kam ein zufälliger Umstand, und erleichterte das Spiel der Gegenpartei. Der Kriegsminister v. Boyen forderte — aus Mißmuth und Aerger über die erwähnte Militärmaßregel — Mitte Dezembers seinen Abschied, den der König nach einigem Widerstreben gewährte. Seinem Beispiele folgte einer der ersten preußischen Militärs, der Generalmajor v. Grolmann, damals Direktor der ersten Abtheilung im Kriegsministerium. Der König bewilligte auch ihm den Abschied, ein paar Tage später (25. Dez.).

Die Leichtigkeit, womit man die Entfernung des Kriegsministers bewirkt hatte, gab den Widersachern Muth. Man sagte dem König, nichts sei erlangt, wenn der wichtigste, geistreichste von Allen im Ministerium bleibe. Der König soll, als man ihm die Maßregel vorschlug, gezaudert haben; er wollte von W. v. Humboldt nicht lassen [?]. Wittgenstein und der Kanzler drangen in den Monarchen, und gewannen. Acht Tage nach Boyen's Verabschiedung — mittelst Cabinetsordre vom 31. Dezember 1819 — erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihren Abschied. Man darf

3) Man lese nur den merkwürdigen Brief von Gentz vom Ende Oktobers 1819, worin er seinen Genossen Adam Müller bittet, etwas zu vorschnellen Wünschen Stillschweigen zu gebieten. Bei diesem Anlaß ruft er ihm zu: „Wir wissen, daß die preußische Regierung in sich selbst gespalten und zerfallen ist, aber die, welche an ihrer Spitze stehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oesterreich gemeinschaftlich betretenen Wege eine Treue und Festigkeit bewiesen, die wir dankbar anerkennen müssen." Schriften von Fr. v. Gentz, V. 75.

wohl ſagen, ſie wurden als gefährlich aus dem Miniſterium geſtoßen. Humboldt ſollte die Penſion eines Staatsminiſters von 6000 Thalern erhalten: er ſchlug ſie aus, und zog ſich ſofort in das Privatleben zurück.

Den 4. Jan. 1820 meldete die preußiſche Staatszeitung die in dieſer Ausdehnung wenigſtens unerwartete Miniſterialveränderung. Zuerſt wird die dem General von Boyen bewilligte Entlaſſung angezeigt; auch die des Gen. v. Grolmann. Dann hieß es: „Auch haben des Königs Majeſtät die Staatsminiſter v. Beyme und Frh. v. Humboldt von den Geſchäften des Staatsraths und des Staatsminiſteriums ſowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerſt, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anſpruch genommen werden kann, zu dispenſiren geruht.“ Die Geſetzreviſion wurde Beyme'n gelaſſen. Die Geſchäfte des Humboldt'ſchen Miniſteriums aber gingen, laut der Staatszeitung, an den Miniſter v. Schuckmann, das Departement Neufchatel wieder an den Staatskanzler zurück. — Auch fand man ſich, 8. Januar, veranlaßt, in der Staatszeitung zu erklären, daß „die Geſchäfte der von Sr. Majeſtät dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ſtändiſchen Verfaſſung ernannten Commiſſion, ungeachtet der Staatsminiſter Freiherr v. Humboldt aus derſelben ausgeſchieden ſei, ihren Fortgang hätten.“

---

Die Verbindung mit dem Hofe war zunächſt ganz abgebrochen. Der König war tief entrüſtet, Humboldt, den er einſt faſt jeden Abend bei ſich oder bei der Prinzeſſin Radziwill geſehen, in ſo heftiger Oppoſition gegen ſeinen Willen zu finden. — Des Staatskanzlers Erbitterung ſcheint ſich gemindert zu haben, als ſeine Abſicht erreicht war. Wenigſtens

ſchrieb Gentz, freilich ein Diplomatikus, 3. Febr. 1821 an Al. v. Humboldt, Hardenberg habe ſich auch über den Bruder ſtets ſehr freundlich geäußert, „malgré les différends qui les ont séparés.“ [1])

Im Volk aber machte die Nachricht von dieſer plötzlich erfolgten und in die vielfältigſten Gerüchte eingehüllten Miniſterialveränderung einen außerordentlichen Eindruck. Die meiſten glaubten, ſie ſei durch die Verfaſſungsfrage herbeigeführt worden, und gewiſſer Maßen hing freilich das Eine mit dem Andern zuſammen. Dieſe Theilnahme ging durch ganz Deutſchland. Selbſt in entfernteren Ländern beſchäftigte ſie die Gemüther. [2]) Die deutſche Preſſe freilich ſchwieg; in franzöſiſchen Journalen aber, z. B. der Renommée, ließ ſich der Groll, den man dieſſeits des Rheins empfand, doch hören. — In Preußen ſah man das Ausſcheiden dieſer vier ausgezeichneten, um König und Vaterland hochverdienten, im Volke hochgeachteten Männer, die den beſten Theil ihres Lebens dem öffentlichen Dienſte geopfert hatten, und nun mitten in ihrem Wirken unterbrochen wurden, ſtets mehr als einen Nationalverluſt an; [3]) und weitum fühlten die Kundigen, welch' unerſetzliche Lücke vornehmlich der Abgang eines Charakters und Talentes, wie Wilhelm Humboldt, in dem kaum entwickelten preußiſchen

---

1) Schriften von Fr. v. Gentz, V. 288.

2) So ſchrieb der engliſche Geſandte in Neapel, Sir William A'Court, ein rechter Tory, an den preußiſchen Generalkonſul S. Bartholdy nach Rom (3. Febr. 1820): „J was very glad to hear of prince Hardenberg's triumph. — The fall of Humboldt does not seem to be much relished by the Prussians here.“ (Fürſt Hardenbergs Sieg hat mich gefreut. Humboldt's Fall ſcheint den hier anweſenden Preußen nicht angenehm zu ſein.) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, Th. III. Berlin, 1839. S. 156.

3) Selbſt entſchiedene Anhänger Hardenberg's hielten es für einen ſolchen. Siehe z. B. des Präſidenten Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Geſchichte Friedrich Wilhelm's III. S. 153.

Staatsleben zurückgelassen habe. Große Anerkennung und die Wünsche seiner Mitbürger begleiteten ihn in die Zurückgezogenheit. Von Zeit zu Zeit lebte die Hoffnung wieder auf, ihn auf den politischen Schauplatz zurückkehren zu sehen. So namentlich beim Tode des Staatskanzlers und nach der Juliusrevolution. Dies hat sich aber an ihm nicht erfüllen sollen; [4]) auch würde es, falls er selbst Lust bezeigt hätte, die Gegenpartei wohl zu hintertreiben gewußt haben. — Ganz gut! Wenn nur das Vorbild, das er gegeben, in unserer Erinnerung haftet, und die Hoffnung sich erfüllt, den Saamen, den er in die Zukunft gestreut, auf dem dürren Boden unsrer Politik einst noch aufgehen zu sehen. —

Die Reaktion hatte einen vollständigen Sieg gewonnen Sie trat auch, nach dem Sturze der Opposition, ungescheut. hervor. Der Staatskanzler versicherte zwar noch immer seinen Willen, später auch Reichsstände ins Leben zu rufen, und bewog wirklich den König, in dem Gesetz über das Staatsschuldenwesen vom 17. Jan. 1820 die Bestimmung zu treffen, daß künftig keine neue Schuld ohne die Mitgarantie der Reichsstände contrahirt werden solle. Ihre Einrichtung aber setzte er nicht durch. Bei der Communalordnung soll der König ihm zum ersten Male mit Bestimmtheit entgegen getreten sein. Im Uebrigen folgte Hardenberg als treuer Knappe der Metternich'schen Politik auf den Congressen von Troppau, Laibach und Verona, und starb nach dem letztern (1822), mit dem traurigen Nachruf, sein eigenes Werk gehemmt, und dem Rückschritt großen Vorschub geleistet zu haben. Die Reichsstände traten nicht ins Leben. Ein Separatvotum,

---

4) Die beiden gleichzeitig ausgeschiedenen Militärs sind in volle Aktivität zurückgetreten, nachdem sie mit der neuen Landwehrordnung sich ausgesöhnt hatten: General v. Grolmann im J. 1825, v. Boyen im J. 1841 — wo er, obwohl bei hohen Jahren, aber ein rüstiger Greis, die Leitung des Kriegsministeriums von neuem übernommen hat.

das der König von dem Minister v. Voß verlangte — der schon vor Hardenberg's Tode in das Ministerium eintrat, und auch ohne den Rang eines Staatskanzlers das größte Vertrauen genoß — soll in der Verfassungsfrage noch zuletzt den Ausschlag gegeben haben. Alle Gedanken an Reichsstände wurden auf eine entferntere Zukunft vertagt; und (1823—24) nur Provinzialstände eingeführt. — Durch solche Vorgänge hatte Preußen sehr an Vertrauen in Deutschland verloren, namentlich bei den constitutionellen Staaten. Später, nach dem Sturm von 1830, suchte es das Verlorne auf anderem, auf materiellem Wege wieder zu gewinnen, und mancherlei Gefahren durch den Zollverein zu begegnen. Das hat auch Früchte getragen; aber es befriedigt nicht Diejenigen, die ein ungeschwächtes Vertrauen zu diesem Staate bewahren, hoffen stets, daß das Leben, das ihn in den Jahren 1807 bis 1819 durchwehte, und das so Großes bewirkt, nicht erstorben sei, sondern wieder frische Blüthen treiben müsse. —

---

Humboldt konnte mit dem Gefühl zurücktreten, daß er das Seinige gethan habe, ohne die Gränzen einer loyalen Opposition zu überschreiten. Er trat gern in das Privatleben zurück, da auf jenem Felde zunächst nichts Erfreuliches mehr für ihn zu wirken übrig blieb. Mancher wird sagen, er hätte nun den Kampf auf ein weiteres Terrain tragen, und nur kühner auftreten sollen. Dazu aber war in Preußen und ist in Deutschland noch kein Raum; auch Stein konnte ja seinen Unmuth nur in Briefen auslassen. — Humboldt hörte freilich nicht auf, an den Interessen des Vaterlandes, der Menschheit, der Freiheit das regste Interesse zu nehmen. Er sprach auch entschieden über heimathliche Fragen seine Ansicht aus, wenn er, wie z. B. von Witzleben, auf

vertraulichem Wege darum ersucht wurde. Eine Art Rehabilitation, die er im Jahr 1830 erlebte, führte ihn auch in den Staatsrath — aber nicht in das Staatsministerium — zurück; er nahm dort wieder Theil in pleno und in Ausschüssen, ohne eigentlich mehr zu erfüllen, als den Wunsch seines Fürsten.

Er trat gern von den Geschäften zurück; denn er hatte, vor seinem Ende, noch ein eigenes Feld zu bestellen, wo er Großes wirken konnte. Lange vielleicht hatte ihm im Geist schon das Tuskulum vorgeschwebt, in das er sich einst zurückziehen wolle.

Von persönlicher Erbitterung war keine Spur in ihm. Hat er vielleicht auch später Manches anders angesehen, als z. B. einst zu Wien; von irgend einer Meinungsveränderung aus gekränkter Stimmung kann doch bei ihm nicht die Rede sein. Er ging noch später mit Bernstorff um, wie mit Stein, und als wenn nichts vorgefallen wäre. Merkwürdig vor allem aber scheint uns die Art, wie er noch später den Fürsten Hardenberg beurtheilte, und dabei ein gewisses Bedauern ausdrückte, an dem verworrenen politischen Treiben seiner Zeit selbst diesen Antheil gehabt zu haben. Varnhagen von Ense nämlich, der bekannte Künstler in biographischen Darstellungen, hatte ihm mitgetheilt, daß er damit umgehe, das Leben des verstorbenen Staatskanzlers zu schreiben. Humboldt erklärte seine Freude, daß diese Arbeit in solche Hände falle, und äußerte sich in der Erwiederung an Varnhagen, 7. Mai 1830, also: „Meine Empfindungen für diesen Mann [Hardenberg] sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die

Entwicklung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieſelbe für Preußen herbeizuführen, als den ſeinigen. Ich habe dies in der Mitte dieſer Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden ſchien, für den Ausgang gezittert. Dagegen iſt es gewiß auch wahr, daß man für ſich ſelbſt vielleicht eher auf den Antheil an dieſem Drama verzichtet hätte, um in entſchiedenerer Größe und Feſtigkeit über den Begebenheiten zu ſtehen." [1])

Er legte überhaupt wenig Gewicht auf das, was er ſelbſt in dieſem Drama gewirkt hatte, und was ihm widerfahren war. Sein Bruder Alexander bat ihn mehrmals kurz vor dem Tode, etwas über die Geſchichte ſeiner Entlaſſung zu diktiren. Die Antwort war immer der Ausdruck der tiefſten Verachtung für ſo unwichtige Vorfälle; das ſeien vorübergehende Zuſtände, und er wenigſtens halte es nicht mehr der Mühe werth, ſich damit zu beſchäftigen.

---

1) Aus den Briefen von W. v. Humboldt an Varnhagen, die in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, B. III. Berlin, 1839. S. 4—12 mitgetheilt wurden.

# Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhalten.

1820 bis 1835.

Digitized by Google

Wir haben Humboldt bis ans Ende seiner eigentlich politischen Laufbahn begleitet und sind nun am letzten Stadium seines Lebens angelangt. Wir sahen, wie bereitwillig er von den Geschäften schied, als diese eine trübe Wendung nahmen und man seine Einsprache nicht ferner dulden wollte. Er trat in das Privatleben zurück. „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten." [1])

1) Worte Friedrichs v. Müller (a. a. O.).

Auf dem politiſchen Gebiete war damals nur wenig Erfolg zu hoffen; ein reiner Charakter lief weit mehr Gefahr, ſich zu beſchmutzen. Giebt es doch, in unſerer Zeit zumal, achtungswerthe Stimmen, die ſelbſt das vorangegangene politiſche Wirken Humboldt's und Aehnlicher nur für gering anſehen, weil es nicht mehr Erfolg hatte; die geradezu ſein ſtaatsmänniſches Talent in Zweifel ziehen, weil es nicht von jenem Glücke begleitet war, das Andere hatten, die von den Verhältniſſen des damaligen Deutſchlands überhaupt und ihrer Lage insbeſondere getragen und gehoben wurden. Aber es iſt uns gar nicht darum zu thun, eine Beurtheilung ſolcher Art, die nur nach dem Erfolg und noch dazu nach einem nur vorübergehenden Erfolg, mißt, hier zu widerlegen. Wir glauben nur, daß Humboldt's Rücktritt auch uns weniger bedauerlich erſcheinen kann, wenn das, was er noch in glücklicherer Zeit geleiſtet hatte, ſchon Zweifeln dieſer Art Raum laſſen konnte, ſeien dieſe an ſich auch ſo unhaltbar, wie ſie wollen. Hörte man doch ſchon in jenen bewegteren Jahren die Klage, daß keine Hoffnung ſei, daß Humboldt für ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten und beſonders für Vollendung ſeiner umfaſſenden Sprachforſchungen ſo bald hinreichende Muße finden werde, und wies man doch darauf hin, daß ein Geiſt, deſſen früheren Leiſtungen nur vielleicht mitunter die Leichtigkeit der Darſtellung und eine durchweg bündige und gefällige Entwicklung gefehlt hatten, bei fortgeſetzten tiefen Studien und nach ſolcher praktiſchen Thätigkeit dieſe Mängel ſo ſehr überwunden haben müſſe, daß man nur wünſchen könne, ihn wieder in der Reihe der Autoren und auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete thätig zu ſehen, wo ein ſolcher Geiſt viel Unvergänglicheres gründen werde, als in den traurigen politiſchen Verhältniſſen dieſer Zeit.

So widmete ſich denn Humboldt einem Felde, wo er etwas Reines zu thun fand, etwas Großes und Neues zu

gründen möglich war. Nicht, daß er das Interesse für das Vaterland oder die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit aufgegeben, oder einen Antheil daran gar nicht mehr bekundet hätte. Allein sein eigentliches Wirken war von nun an ganz der Wissenschaft, der Kunst gewidmet. Es war ihm damit zugleich vergönnt, ganz seinen innersten Bedürfnissen zu leben; frei von Formen und Ansprüchen, die die Politik geltend macht, auch das Gemüthliche seines Wesens unverhüllter an den Tag legen zu können und im innigeren Verkehr mit den Seinigen, in einem still befriedeten heiteren Dasein die Bahn seines Lebens zu beschließen.

Zunächst lenkte Humboldt auch die Forschung nicht durchaus auf Gegenstände, die dem praktischen Leben ganz entfernt waren. In einer Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers" lehrte er eine würdigere Auffassung der Weltgeschichte, und gab Grundzüge einer Geschichtsphilosophie, die uns noch mangelte. Dann aber versenkte er sich vornehmlich in das vergleichende Studium und in die Philosophie der Sprache. Die Ergebnisse seiner Forschung legt er allmählig in Sitzungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor. Ganze Welttheile mit ihren Sprachformen umfaßt er in diesen Studien; doch zuletzt fixirt er dieselben auf der Inselgruppe Polynesiens und auf Zusammenstellung seiner Forschungen über die letzten Gründe und die allgemeine Natur der Sprache, und hinterläßt uns in drei Quartbänden die Früchte solchen Nachdenkens. Dies Alles füllt jedoch den reichen Inhalt seiner spätern Lebensjahre noch nicht aus. Er wirkt daneben auch für die Kunst im weitesten Umfang, giebt letzte Urtheile über die Koryphäen unserer Litteratur, mit denen er so lange und so nah verbunden gewesen. Endlich besuchte ihn selbst, mehr denn je, der poetische Genius. In einer herrlichen Reihe von Sonetten legte er, „wie in einem poetischen

Tagebuche," die ernſten und heitern Stimmungen und die Gefühle ſeiner letzten Tage nieder.

Wir könnten dieſe Mußejahre auch in zwei Hälften trennen, von denen die eine bis zum Tod ſeiner Gattin reichen würde, die zweite den Reſt ſeines Lebens umfaßte. Die erſte Hälfte überließ er ſich dem Studium der Sprachen in größter Ausdehnung, ſo wie den geiſtigen und geſelligen Anregungen der Stadt. Er lebte, wenigſtens im Winter, zu Berlin, nur im Sommer meiſt in Tegel, ſeltener auf ſeinen Magdeburger Beſitzungen, in Burgörner, oder auf der neuerworbenen ſchleſiſchen Herrſchaft. Die letzten Jahre ſeines Lebens dagegen concentrirte er ſeine Thätigkeit auf die Hauptaufgaben ſeines Alters und zog ſich, auch darin den großen Alten ähnlich, faſt durchaus in die Einſamkeit des Landlebens, auf Schloß Tegel zurück, welches er ſich zu einem wahren Muſenſitze geſchmückt hatte.

* * *

## Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835.

Sehnſucht nach Familienleben hatte Humboldt bewogen, den Poſten in London aufzugeben. Schon im Spätjahr 1819 war die Familie in Berlin wieder mit ihm vereinigt. Jetzt aber, wo die Laſt der Staatsgeſchäfte ihm abgenommen war, konnte er des Zuſammenſeins genießen, wie es ſeit den Tagen in Rom ihm nicht mehr dauernd vergönnt worden. Er ſchloß ſich auch in dieſen ſpätern Jahren mit zunehmender Innigkeit an Gattin und Kinder an, ſo wie überhaupt das Gemüthliche in ihm mehr hervortrat und die Eiskruſte ſchmolz, hinter welcher er, in den Jahren der politiſchen Thätigkeit,

sein Ich oft verborgen hatte. Die Gattin hatte ihrerseits den Drang nach dem Süden ersättigt. Die Kinder waren heran-gewachsen. Theodor, der älteste, hatte geheirathet und sollte jetzt, wo die Waffen ruhten, die neuerworbene schlesische Herr-schaft bewirthschaften; der jüngere Sohn, Hermann, lernte, nachdem er herangewachsen, die Forstwissenschaft, übernahm jedoch später die Hälfte der Herrschaft Ottmachau und wid-mete sich mit lobenswerthem Eifer deren Cultur. Ein stiller, einfacher Mensch von angenehmen Sitten, der unverheirathet blieb. Auch Caroline, die älteste Tochter, heirathete nie. Sie hatte viel vom Wesen des Vaters und war seit dem Tode seines Lieblings Wilhelm unter den Kindern ihm am engsten verbunden. Es war eine sprachgelehrte, ernste und kluge Per-son, von Tiefe des Gemüths und vieler Eigenart des Charak-ters. Adelheid, die zweite Tochter, lebte mit dem Gemahl, Obrist von Hedemann, der Adjutant des Prinzen Wil-helm, Bruders des Königs, war, fortan in der Nähe der Eltern. Die jüngste Tochter, Gabriele, endlich war dem Freiherrn von Bülow verlobt, den wir in London verlassen haben.

Humboldt's bewohnten zu Berlin Anfangs das Eck-haus der Behren- und Charlottenstraße. Bald aber nahmen sie ihre Wohnung am Gensdarmenmarkt, französische Straße Nro. 42, wo sie den ganzen ersten Stock, eine Treppe hoch, inne hatten und, wie Niebuhr erwähnt, [1]) 1500 Thlr. jährlichen Miethzins zahlten. Das Haus gehörte, als Hum-boldts darin wohnten, dem geheimen Rathe Dr. Rust. Mehrere Jahre hatte zugleich der Direktor des Cultusde-partements, Nicolovius, der unserm Humboldt schon in Königsberg so nahe stand, das Glück, dessen Hausgenosse zu

---

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Th. III. S. 105.

sein und mit ihm und der von ihm innigst verehrten Familie in beständigem vertrauten und erheiternden Verkehr zu leben. [2]) In diesem Hause starb auch Frau v. Humboldt.

Hier versammelte Humboldt die interessanteste Gesellschaft. Was nur an einem Ort wie Berlin von Geist und Bedeutung vorhanden sein mochte, oder der Ruf dieser Stadt von außen zuführte, suchte und fand Zutritt in diesem Hause. Prinzen des königlichen Hauses, hohe und höchste Staatsbeamte, die ersten Namen der Wissenschaft, in einer Zeit, wo neben Humboldt noch ein Schleiermacher, Wolf und Hegel, später auch Alexander v. Humboldt dieser Stadt und Universität solches Ansehen verliehen, wo außerdem so viele seltene und aufstrebende Kräfte sich jenen Männern anreihten — sie Alle begegneten sich in den gastlichen Räumen dieses Hauses, wo dann die ausgesuchtesten Zierden der Frauenwelt, darunter so hervorragende Erscheinungen, wie Frau v. Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte v. Kalb, eine Gräfin Schlabrendorf [3]) u. s. w. die Höhe dieser Stadt spiegelten. Und selbst in dieser Fülle des Geistes strahlte noch die Anmuth der Frau des Hauses siegreich hervor, jenes gesellschaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeßlich war, jener Geist und jenes Wissen, die bei Frauen so selten mit solcher Lieblichkeit und so viel Ebenmaaß verbunden erschienen.

---

2) Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn, 1841. S. 319.

3) Sie war eine geborne Gräfin Kalckreuth und Nichte des Pariser Schlabrendorf, und ausgezeichnet durch Kraft und Schärfe des Geistes. Dorow hat sie uns neuerdings als eine wahre Zuchtruthe des vornehmen Berlins geschildert. (S. dessen Erlebtes a. d. Jahren 1790–1827. Th. III. Leipzig, 1845. S. 168–69). Sie schonte in der That Niemand. „Ach! die Versprechungen," rief sie einst, „im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Säfte aufschießt — sind harte Nüsse, selbst für die Zähne eines Humboldt nicht zu knacken, der doch sonst Alles aufzubeißen und zurecht zu stellen versteht."

Und nun Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der ersten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollionr Hieroglyphenforschungen durchsprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffrischte, ein anderes Mal Begegnisse und Anekdoten aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebot stand, mit denen man Geister festhält — imponirende Würde, Fülle der Beredsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiösen Sprachforschungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte.

Wie aber Humboldt durch seine Gegenwart das Leben dieser Hauptstadt bereicherte, so war es ihm natürlich auch vergönnt, an jenen geistigen, künstlerischen und geselligen Genüssen Theil zu nehmen, die unter den deutschen Städten Berlin jetzt so einzig darbot. So vieles Anregende, was dort sich vereinigt fand, war zum Theil durch seine eigene Mithülfe gegründet oder auf die Stufe, auf der er es jetzt fand, gehoben

worden. Was wirkte nur die Universität allein, die er gegründet hatte! Schon konnte er sich nun der Früchte freuen, wo er einst gesäet hatte.

---

Wir verfolgen nun einzeln die Hauptbegegnisse der spätern Jahre. Schon Ende Mais des Jahres 1820 ging seine Gattin über Dresden — wo sie ein paar Wochen verbrachte — nach Töplitz und von da auf ihr Gut Burgörner. [1]) Er selbst blieb noch länger in Berlin. Den 29. Juni hielt er in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag. Er las die wichtige Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Als diese Abhandlung in der Sitzung am 3. August zur Feier des Geburtstags des Königs auch öffentlich vorgetragen wurde, war er selbst schon abgereist; Prof. Buttmann las die Abhandlung an seiner Stelle. — Im December desselben Jahres wurde Humboldt von der Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. [2])

Das Jahr 1821 eröffnete sich für die Familie mit einem sehr angenehmen Ereigniß; der Bräutigam Gabrielens, Freiherr von Bülow, kehrte von London zurück, nachdem er zwei Jahre daselbst die Geschäfte des preußischen Hofes versehen hatte. Er trat nunmehr, als geheimer Legationsrath, in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und war hier besonders in den Handelsangelegenheiten thätig. Schon am 10. Januar hielt er seine Hochzeit mit Gabriele v. Humboldt. Auch ihm war es gewiß viel werth, nun, da er ein

---

1) Rahel's Briefe, III. 23.

2) Allg. Zeitung, 11. Jan. 1821. (Corresp. a. Berlin, vom Ende Decembers.)

ſo enges Band mit Humboldt und deſſen Hauſe geſchloſſen hatte, für eine Reihe Jahre in Berlin bleiben zu können.

Am 12. April las Humboldt in der Akademie der Wiſſenſchaften die Abhandlung „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers," wie er denn von jetzt an faſt jedes Jahr einen oder mehrere Vorträge vor dieſen wiſſenſchaftlichen Ephoren hielt. Auch veröffentlichte er noch in demſelben Jahre eine längſt vorbereitete Schrift, „die Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelſt der Vaskiſchen Sprache."

Doch ſollte ihn und die Seinigen in dieſem Jahre noch ein recht betrübendes Ereigniß treffen. Der wackere Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Obriſt v. Hedemann, hatte einen Bruder, der ſehr aus der Art geſchlagen war und ſchon in früher Jugend ſich durch großen Leichtſinn bemerklich machte. Seine Ueberſpanntheit war ohne Grenzen und bereitete einer trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer. Im Befreiungskrieg hatte er tapfer gedient und dann in Weſtpreußen, als Forſtinſpektor, eine Stellung gefunden, ohne jedoch den excentriſchen Sinn zu verlieren. In dieſem Zuſtande gerieth er auf den wahnwitzigen Gedanken, einen Aufſtand in Weſtpreußen zu erregen, um dem preußiſchen Staate zu einer Verfaſſung zu helfen und eine Umänderung des Regierungsperſonals zu erwirken. Nachdem er ſich zu dieſem Zweck mit einer Anzahl untergeordneter Menſchen verbunden hatte, ſchritt er zum Werk, nicht ahnend, daß er ſchon verrathen ſei. Die Regierung ließ die Sache zum Ausbruch kommen, bei welchem Hedemann und ſeine Genoſſen gefaßt und den Gerichten übergeben wurden. — Anfangs Julius erſcholl die Nachricht von dieſem Rebellionsverſuch und machte großes Aufſehen. Humboldt, der ſich eben in Ottmachau aufhielt, ſoll — der nahen Verwandtſchaft wegen — über dieſen Vorfall ſehr erregt geweſen

sein. [3]) Wie leicht konnte es einer gewissen Partei einfallen, diese Thatsache auch gegen ihn zu benutzen und mit seiner vorangegangenen Opposition in Beziehung zu bringen. Der König kannte freilich seine Leute zu gut, um etwaigen Zuflüsterungen dieser Art Gehör zu geben. Auch ließ er, gewiß um der Familie willen, jede mögliche Rücksicht gegen den Unglücklichen obwalten. Dieser wurde auf die Festung Graudenz in Verwahrung gebracht, nach wenigen Jahren jedoch begnadigt und, wie man berichtet, selbst wieder angestellt. — Auch hierbei soll der edle General v. Witzleben vermittelnd und wohlthätig, zur Zufriedenheit Aller, eingewirkt haben. [4])

Am 17. Jänner 1822 las Humboldt in der Akademie seine Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung." — Im Sommer begab er sich auf einige Zeit nach Burgörner, woselbst ihn der Freiherr v. Stein mit einem Besuch erfreute. [5])

---

Während der Jahre 1822 bis 1824 baute Humboldt das neue Schloß in Tegel. An die Stelle jenes alten Jagdschlößchens, worin er seine Kinderjahre verlebt hatte, trat ein prächtigeres Gebäude, damit es eine Stätte würde, wo ein kunstsinniger Geist den Rest seiner Tage würdig beschließen könnte. Das ererbte Besitzthum ward jetzt eine neue Schöpfung. Wir erwähnten schon (Th. I. S. 6 — 7), daß Humboldt,

---

3) Dorow, Erlebtes, Th. III. S. 290.

4) Dorow, a. a. O.

5) (v. Gagern:) Mein Antheil an der Politik, Th. IV. S. 121 — 123 (in den Briefen Stein's an Gagern vom 16. Aug. und 17. Sept., wo er, auf seinem Schlosse Cappenberg wieder eingetroffen, dieser Reise gedenkt.

um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu benutzen, eine sinnige Anordnung ersann, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Das Ganze erhielt einen antiken Charakter. Im Innern ward das Schloß mit den erlesensten Schätzen der Skulptur und Malerei, aus alter und neuer Zeit, geschmückt, die namentlich während des langen Aufenthalts in Rom erworben worden waren. „Hier (in Tegel)," schreibt Humboldt selbst den 21. Mai 1827 an Gentz, [1]) „habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Er machte auch sonst Tegel in jeder Weise zu einem schönen Landsitz, soweit es eine etwas anmuthigere Gegend der Mark nur gestattet. Die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, die schon der Vater angelegt hatte, erhoben sich jetzt zu einem reizenden Park, den Humboldt noch mit Monumenten schmückte, besonders durch das Grabdenkmal, das er seiner Gattin errichtete und unter dem auch seine irdischen Ueberreste ihre Ruhestätte gefunden haben.

So ist denn der Ort, dem dieser Genius noch sein Gepräge aufdrückte und wo er auch die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, durch Schloß und Park, durch classische Erinnerungen aller Art, endlich durch eine gewählte und sinnvoll angeordnete Kunstsammlung eine der interessantesten Umgebungen der preußischen Hauptstadt geworden. Schon zu

---

1) Zu meiner Sammlung der Schriften Friedrichs v. Gentz, Th. V. Mannheim, 1840, wo S. 290 – 301 sich vier Briefe unseres Humboldt an Gentz finden, auf die ich mich noch öfter beziehen werde. Es genügt, den Ort, wo diese Briefe stehen, einmal genannt zu haben. Sie wurden sämmtlich in den Jahren 1827 – 1828 geschrieben.

Lebzeiten des Verewigten ſtand jedem geiſtig Beſuchenden der Zutritt in Tegel gaſtlich offen, und wie hätte eine kunſtſinnige, drei Stunden nur entfernte, in ihren Umgebungen ſo arme Stadt, wie Berlin, einen ſolchen Genuß ſich entgehen laſſen ſollen!

---

In den erſten Tagen des Jahres 1823 ſah Humboldt ſeinen Bruder Alexander wieder. Dieſer war während des Congreſſes von Verona zum König von Preußen geſtoßen, und hatte denſelben auf einer Reiſe durch Italien begleitet. Jetzt kehrte er mit dieſem über Berlin, wo er einige Monate verweilen wollte, zurück, um ſpäter nach Paris, ſeinem damaligen Wohnort, heimzukehren.

Bei dieſer Gelegenheit ward auch zuerſt wieder eine Verbindung unſeres Humboldt mit dem Hofe angeknüpft.[1]) (Nur die mit dem Kronprinzen ſcheint nie unterbrochen worden zu ſein.) Auch beſuchte der König ſeitdem alljährlich einmal den verabſchiedeten Staatsmann in Tegel.

Humboldt's Werth ward überhaupt in den erſten Monaten des Jahres 1823 auf einmal wieder recht ins Gedächtniß gerufen, und im Publikum verlautete ſchon, dieſer Mann werde jetzt zum Leiter der ganzen Staatsgeſchäfte ernannt werden. Anfang Decembers 1822 war der Staatskanzler Fürſt Hardenberg in Genua geſtorben. Zum Nachfolger deſſelben war Hr. v. Voß, der damals das größte Vertrauen des Königs genoß und der wenige Monate vorher, als Staatsminiſter, in den aktiven Dienſt wieder eingetreten war, ſchon ſo gut wie beſtimmt. Voß ſtarb aber ſchon

---

1) Vergl. auch Allg. Zeitung, 7. Febr. 1823.

am 30. Jan. 1823, und der König war in großer Verlegenheit, wem er jetzt den wichtigen Posten eines ersten Ministers übergeben solle. Ein Mann, den der König noch im Sinn hatte, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf starb kaum drei Wochen nach Voß (17. Febr.) Die Verlegenheit wuchs. Aus dieser Zeit ist uns jüngst eine Unterredung mitgetheilt worden, die der König damals mit seinen vertrautesten Räthen gepflogen haben soll. Wir dürfen dieser Mittheilung nicht gerade wörtliche Autorität beilegen, denn sie kommt uns aus mündlicher Ueberlieferung zu und zunächst nicht aus dem zuverlässigsten Munde. [2]) Da aber an diese Unterredung sich Weiteres anknüpfte, was durch ein nachher zu erwähnendes Dokument bekräftigt wird, so wollen wir jenes Cabinetsgespräch hier als Einleitung vorausschicken.

Der König, obschon von einem Schnupfenfieber ergriffen, befahl dennoch, Vortrag zu halten. Nachdem er zuvor allein mit dem Fürsten v. Wittgenstein gesprochen, erschienen der General v. Witzleben und Cabinetsrath Albrecht. Der König sprach über den erfolgten Tod des Ministers v. Voß, und fuhr dann fort: Ich habe mich schon seit mehreren Wochen mit der Idee beschäftigt, wie der Platz des Ministers v. Voß, dessen Verlust leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, ersetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Personen wäre allerdings der Minister v. Humboldt der fähigste, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weise daran gedacht werden kann. Ich habe sämmtliche Minister beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetsten stehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber. —

2) Dorow, Erlebtes, III. 327—29. Der Berichterstatter sagt, das Gespräch sei Ende Januars 1824 vorgefallen. Das ist gleich offenbar falsch. Es kann nur im Februar 1823 Statt gefunden haben.

Albrecht: Wenn Ew. Majestät den Minister Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, so glaube ich, daß der Graf v. Lottum der fähigste und geeignetste ist. — Witzleben schwieg; Se. Majestät zu demselben: Und was meinen Sie? — Witzleben: Der Minister v. Humboldt ist nach meiner vollen Ueberzeugung der einzig völlig Brauchbare; wenn Ew. Majestät ihm aber nicht das volle Vertrauen schenken können, ohne welches er die Pflichten einer solchen Bestimmung nicht erfüllen kann, so würde ich wenigstens unterthänig anheimstellen, ihn zum Präsidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Ministerii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präsidium des Ministerii zu übertragen. — Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majestät. Beide Stellen können nicht getheilt werden. — Fürst Wittgenstein: Graf Lottum ist ein sehr besonnener Mann, der sehr viel Conciliatorisches hat. — Se. Majestät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich ist, durchzugreifen, das ist eine andere Frage und das ist das einzige Bedenken, welches ich habe. — Fürst Wittgenstein: Schwach ist er freilich etwas, Ew. Majestät. — Ich weiß aber keinen bessern, erwiederte der König. — Dieser soll hierauf alle Minister durchgegangen und von ihnen eine bewundernswürdige Charakteristik entworfen haben. Witzleben aber sprach nochmals zu Gunsten Humboldt's und besonders von der richtigen Ansicht, die dieser über die jetzige Lage der Dinge habe.

Schon aus dieser Unterredung geht hervor, daß es zu einem großen Theil Rücksicht auf das Ausland, und, wie wir nachher finden werden, Rücksicht gegen Rußland war, was Humboldt's Erhebung zum ersten Minister Preußens entgegentrat; ferner, daß es vornehmlich General Witzleben war, der diese Erhebung betrieb. Wir haben schon berichtet, daß Witzleben auch nach der Katastrophe von 1819 in

genauer Verbindung mit Humboldt blieb. [3]) Wir wissen auch, daß er bei wichtigeren Angelegenheiten gern dessen Rath einholte. Dies soll er — wie wenigstens Dorow behauptet — auch gethan haben, als — im Spätjahr 1821 — die Frage angeregt wurde, ob etwa durch Wiederherstellung der Provinzial-Minister eine größere Einfachheit des Geschäftsganges und überhaupt eine bessere Verwaltung erzielt werden dürfte? Diese Frage ward mehreren hohen Provinzial-Beamten, welche damals zur Berathung solcher Gegenstände in Berlin versammelt waren, zur Beantwortung vorgelegt. Unter diesen Männern nun sprach sich vorzüglich der Oberpräsident v. Vincke († 1844) — ein Kopf von großer Einsicht in höhere Staatsverhältnisse, der aber doch nicht selten stark auf die Seite der historischen Schule hinneigte und namentlich für provinzielle Institutionen zu große Vorliebe hegte — für die Wiederherstellung der Provinzial-Minister aus. Seine Gründe und Entwürfe über diesen Gegenstand entwickelte er in einer Denkschrift vom 13. November desselben Jahres. Er soll auch — wie abermals Dorow versichert — den General v. Witzleben, der in seiner Stellung als Generaladjutant und vortragender Rath des Königs für alle wichtigeren Staatsfragen lebhaft sich interessirte, Anfangs ganz auf seine Seite gezogen haben. Witzleben jedoch habe noch jenes Gutachten unseres Humboldt eingeholt, das uns in einem Schreiben — dat. Berlin, 29. Nov. 1821 — vorliegt, von dessen Inhalt wir schon früher Rechenschaft gegeben haben. [4]) Humboldt's Schreiben und eine Denkschrift des

---

3) Siehe oben S. 366.

4) Siehe oben S. 383–87. Wir wissen schon, daß Humboldt diese Gelegenheit ergriff, um über einen zweiten, mit obiger Frage aber in naher Berührung stehenden Gegenstand, nämlich über die damals schon in den Vordergrund getretene Idee, nicht Reichs-, sondern nur Provinzial-Stände einzuführen, unverholen seine Meinung auszusprechen. Dieses Schreiben hatte Dorow in einer Schrift

Präsidenten v. Hippel über denselben Gegenstand hätten W. auch völlig umgestimmt und zum lebhaftesten Gegner jenes Antrags gemacht, der auch wirklich und, wir hoffen, für immer durchfiel. [5])

Daß jenes Humboldt'sche Schreiben an Witzleben gerichtet gewesen, ist uns zwar mehr als zweifelhaft worden; gewiß aber ist, und es wurde dem Verfasser dieser Erinnerungen auch von andrer Seite versichert, daß Witzleben auch in spätern Jahren gern und oft Humboldt's Rath

---

über Witzleben mitgetheilt, so daß man fast zu der Annahme gedrängt wurde, es müsse an diesen gerichtet gewesen sein. In einer neueren Schrift desselben Dorow (Erlebtes, III. 296) wird das auch ganz bestimmt behauptet. Allein in eben diesem Werke theilt Dorow ein anderes Aktenstück mit, das uns zu starkem Zweifel an der Richtigkeit jener Aussage veranlaßt — nämlich die schon genannte Denkschrift des Herrn v. Vincke (Erlebtes, IV. 285—293). Die Ansichten und Entwürfe, welchen Humboldt's Brief entgegnet, stimmen so ganz mit den in dieser Denkschrift niedergelegten überein, daß wir entweder zu der nicht wohl zulässigen Annahme uns verstehen müssen, der General Witzleben habe ganz dieselben — so eigenthümlich Vincke'schen — Ideen wiederholt, oder der Vermuthung Raum zu geben haben, Humboldt's Schreiben sei gar nicht an Witzleben, sondern an Herrn v. Vincke gerichtet, und Vincke, der gewiß längst in einem, wenn auch nicht so vertraulichen Verhältniß zu Humboldt stand, habe diesem seinen Aufsatz mitgetheilt und ihn zur Aeußerung seiner Meinung aufgefordert. Nun, da dieser Zweifel aufgestiegen, will uns auch scheinen, daß der Ton des Briefes weit mehr für Vincke als Empfänger spricht, denn für Witzleben. Er ist etwas förmlich. Endlich äußert Humboldt, er habe seine Bedenken gegen die ihm mitgetheilte Denkschrift um so schärfer geprüft, da das Urtheil eines Mannes, der, wie der Verfasser, im Stande sei, die Mängel und Vorzüge der verschiedenen Verfassungssysteme aus der Erfahrung zu kennen, und der die hier vorkommenden Fragen seit langer Zeit zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht habe, von dem größesten Gewicht für ihn sei." Das paßt doch augenfällig eher auf den Oberpräsidenten von Vincke, als auf den Generaladjutanten des Königs.

Ich nehme um so weniger Anstand, meinen Zweifel an Dorow's Angabe, so bestimmt sie auch auftritt, zu äußern, da es mir überhaupt scheinen will, als wenn der Freund der neueren Geschichte diesem Herausgeber so vieler Aktenstücke allerdings sehr zu Dank verpflichtet sei, man aber dennoch dessen eignen Ansichten und Mittheilungen stets nur mit der größten Vorsicht folgen dürfe.

5) Dorow, Erlebtes, III. 295—96. IV. 275—85.

einholte. Es kann uns also nicht befremden, wenn er den Mann, dessen Geist er so zu würdigen wußte, selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt zu sehen wünschte und eine Gelegenheit, sich dahin zu erklären, mit aller Lebhaftigkeit ergriff.

Diese Gelegenheit aber ward ihm jetzt, nach dem Tode Hardenberg's und des Ministers v. Voß, wirklich geboten. Hatte doch der König selbst bei diesem Anlaß mit so großer Anerkennung von Humboldt gesprochen, daß man wohl wagen durfte, diesen Antrag zu wiederholen. Das that auch Witzleben, sobald der Anlaß gegeben war. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg hatte Entwürfe zur Verbesserung des preußischen Verwaltungs-Organismus hinterlassen, die der König sehr werth hielt und seinen vertrauten Rathgebern zur Aeußerung vorlegte, Witzleben gab darauf, unterm 3. März 1823, gleichfalls schriftlich, Bemerkungen über die nachgelassenen Vorschläge des Staatskanzlers und ergriff diesen Moment, um noch ein Mal für die Erhebung unseres Humboldt zu votiren. Da auch dieses wichtige Aktenstück jüngst veröffentlicht worden, [6]) so wird die uns berührende Stelle desselben hier schicklich einen Platz finden.

Gleich im Eingang dieser „Bemerkungen" führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Ministeriums sowohl, als des Staatsraths zu stellen. Zunächst spricht er von dem Beruf dieses Präsidenten und folgert aus diesem, daß es ein Mann sein müsse, „der, nächst einer vollständigen Geschäftskenntniß, Eigenschaften besitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Ministerio erwerben könnten." Hierauf fährt er also fort:

„Es ist traurig, sagen zu müssen, daß vorzüglich in Hinsicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Minister diesen Anforderungen entspricht. Da des Königs Majestät in seiner hohen Stellung

6) Bei Dorow, a. a. O., IV. 298—316.

mann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte."

Nachdem hierauf Witzleben, zum Aufsatz des Staatskanzler's übergehend, eine Reihe eigener Vorschläge und Bemerkungen über Dinge und Personen abgegeben — wobei er namentlich auch auf die Entfernung des Ministers v. Altenstein antrug — schloß er endlich mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

Gewiß ein wichtiges Dokument und gleich ehrenvoll für Humboldt, wie für Witzleben selbst. Wie lauter war diese Sprache! Wie fein wußte W. die sogenannten Gründe der Abneigung K. Alexanders zu berühren, wie geschickt die Aeußerung des preußischen Thronfolgers herbeizuziehen! Die Gerüchte über Humboldt's Sittlichkeit sind ihrer Zeit viel herumgetragen worden und man hört sie noch heute öfter. Witzleben gedenkt ihrer recht mit Absicht, und es ist interessant, wie er es thut. Wir werden an anderm Orte auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Darüber war den Kundigen gar kein Zweifel, daß Humboldt als ein Staatsmann erster Größe sich zeigen würde, wo ihm die Macht dazu gegeben wäre. Allein die damalige Zeit war einem solchen Leiter des preußischen Staates ganz entgegen; und schwerlich hätte er sich, wenn er es geworden wäre, in dieser Lage halten können. Die Widersacher ließen auch gewiß es an sofortigen Gegenvorstellungen nicht fehlen.

Vornehmlich soll — wie wenigstens Dorow berichtet [7]) — der Minister v. Altenstein gegen Humboldt agirt und mit den kleinsten Details die Nachtheile hervorgehoben haben, welche aus der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, namentlich als Präsident des Staatsraths, hervorgehen würden. Witzleben jedoch trat auch diesen Machinationen herzhaft entgegen, und kam immer auf seinen Lieblingsmann Humboldt zurück. Er erörterte die Wirksamkeit, die dem Präsidenten des Ministeriums sowohl als des Staatsraths zukomme, und zeigte, daß derselbe, zumal in der letztern Behörde, unmittelbar durchaus keinen größeren Einfluß haben werde, als das jüngste Mitglied derselben, da seine Stimme nicht mehr gelte als die der Uebrigen. „Wolle man sagen", erklärte General v. Witzleben, „daß der Präsident in angegebenen Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskussion und durch geschickte Unterbrechung derselben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffassen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der seinigen, so wie durch kluges Stellen der Fragen: so ist dies wesentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskussion für geschlossen erklärt, so hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu protestiren, so wie ebenmäßig jeder Beisitzer befugt ist, die Stellung der zur Abstimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuschlagen. Der Geist ist es, der entscheidet, und dieser wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: diesen wird Herr v. Altenstein aber doch nicht fürchten oder als Contrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des [Minister-] Präsidenten in Gegenwart des Kabinetspersonals gehalten werden, wie dies der König schon ausgesprochen haben soll, so ist nicht wohl einzusehen, wie — alles Obige auf den

7) A. a. O., III. 330—31.

Minister v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Persönlichkeit desselben hervorgehen kann."

Der König wich jedoch nicht von der schon gefaßten Ansicht. Zwar ward Graf Lottum nicht zum wirklichen Präsidenten des Ministeriums ernannt — denn diese Stelle blieb seitdem unbesetzt; er erhielt jedoch den Vortrag beim König über die Berathungen im Staatsministerium, also immerhin die Stellung eines ersten Ministers.

---

Humboldt war indeß und blieb somit den Forschungen erhalten, durch die er in den Reichen der Wissenschaft und des Gedankens sich ein unsterbliches Verdienst erwerben sollte. Wir werden die Früchte dieser intellektuellen Thätigkeit nachher im Zusammenhange vorüber führen und wollen, um Wiederholungen zu meiden, jetzt nicht einmal der einzelnen Vorträge, die er in der königlichen Akademie der Wissenschaften hielt, weiter gedenken. Hier haben wir zunächst nur die äußern Lebensumstände und Begegnisse seiner letzten Jahre und sein geistiges und gemüthliches Dasein im Allgemeinen zu verfolgen.

Noch im Spätjahr 1823 treffen wir ihn in Thüringen. Den 12. Nov. war er, wie Eckermann berichtet [1]) bei Göthe, dem der Besuch dieses alten Freundes immer die wohlthätigste Aufheiterung gewährte. Humboldt brachte diesmal die Briefe mit, die ihm Schiller in seiner spekulativen Periode geschrieben hatte; Göthe'n jedoch, dem dieser spekulative Trieb stets ferner gelegen, und der nicht immer erkennen wollte, wie nothwendig er mit Schiller's Wesen zusammenhing, scheint diese Mittheilung nicht durchweg behagt

1) Gespräch mit Göthe, I. (1836) 84.

zu haben; denn damals war es, wo er diese spekulative Epoche Schiller's eine unselige nannte. [2]) Hier hatte Humboldt Anlaß genug, zu widersprechen, und er ist solchen Ansichten nachher auch öffentlich, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel, entgegengetreten, ohne den Natur- und Künstlergenius Göthe's irgend dabei zu verletzen. — Den 14. Nov. war Humboldt vom Großherzog zu Hofe geladen, [3]) an dem er gewiß schon in früheren Jahren Gunst und Zutritt gefunden hatte. War er doch einer der Ersten, die Carl August mit einem Großkreuz seines neugestifteten weißen Falkenordens der Wachsamkeit beehrte!

Auf der Rückreise besuchte Humboldt auch den alten Jenaer Freund Ilgen in Schulpforta, [4]) wo dieser schon seit Jahren sein segensreiches Rektoramt führte, das eine wahre Pflanzschule tüchtiger Männer geworden. Mit ihm und seiner „muntern" Frau konnte unser Gast sich abermals recht in die schönen Tage an der Saale versetzen, anderer Interessen hier nicht zu gedenken, die diese Männer verbanden.

Er ging dann nach Berlin zurück. Den nächsten Sommer verbrachte er, so viel es scheint, ganz auf dem neuen Schlosse zu Tegel. Dort besuchte ihn Anfangs Junius Niebuhr, der damals auf einige Zeit vom Rhein nach Berlin gekommen. Er fuhr, wie er selbst nach Bonn an seine Gattin schreibt, mit Minister Grafen Bernstorff nach Tegel. — Niebuhr war auch einen Theil des nächsten Winters in Berlin, als Humboldt's wieder in der Stadt wohnten. So lesen wir in seinen Briefen, daß er im Jänner 1825 mehrere Male bei ihnen zu Mittag aß, und zwar ein Mal, um über die Champollion'schen Hieroglyphenarbeiten mit Humboldt, welchen diese, wie die

2) Ebendas., I. 88. Vergl. meine Erinnerungen an Humboldt, I. 317—18.
3) Eckermann's Gespräche, I. 86.
4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III. 375.

Bilderſprache und der Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache überhaupt, damals lebhaft beſchäftigten, zu reden. „Solche Geſpräche," meldete Niebuhr, „hat man hier ſehr ſelten." Auch die übrige Familie hielt er werth. Den Tochtermann (Bülow) zählt er zu den vorzüglichſten Männern, die Berlin beſitze, und ſelbſt eine kleine Enkelin, die ſchon die Freude des Hauſes war, rühmt er als ein beſonders niedliches Kind. [5])

Das Jahr 1824 ward auch durch zwei Todesfälle bezeichnet, die Humboldt nahe berührten. Am 8. Auguſt ſtarb F. A. Wolf zu Marſeille, der vergebens gehofft hatte, in einem mildern Clima ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen; kurz darnach, den 21. deſſelben Monats, der Graf v. Schlabrendorf zu Paris. — Wolf war, ſeit wir ihn 1817 in Berlin verlaſſen haben, nur immer grämlicher und unverträglicher geworden; er erfuhr aber auch manche bittere Kränkung. Humboldt jedoch hielt ihn ſtets in Ehren, obſchon er ihm keineswegs jede Sonderbarkeit und Uebertreibung durchgehen ließ. [6]) Er nahm auch bis zuletzt an ſeinen Studien und Arbeiten regen Theil. So wiſſen wir, daß Wolf'en in den vorletzten Jahren beſonders die Vorarbeiten zu einer griechiſchen Grammatik nach ſeinem eigenen Syſteme beſchäftigten, und daß er auch hier wieder ſich von unſerem Humboldt vielſeitig unterſtützt und angeregt ſah. [7]) Wie hoch Humboldt aber den Kern dieſes Mannes hielt, bewies vor allem die Anerkennung, die er dem Todten ſpendete. Er ſprach ſie beſonders in einem Briefe aus, den er, 5. Sept. 1833, an Varnhagen ſchrieb, indem er ihn mit Göthe in Vergleich ſtellte.

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, B. 3. (1839), S. 82. 83. 107. 110.

6) Siehe z. B. Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, Th. III. (1834), S. 286.

7) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 156.

„Durch Körte's Leben veranlaßt," das sind seine Worte, „habe ich mich viel mit Wolf in diesen Tagen beschäftigt. Zwischen ihm und Göthe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen. Daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und vielumfassenden Geist." [8])

Im nächsten Jahre (1825) öffnete sich für Humboldt ein neues, aber erwünschtes Feld der Thätigkeit. Schon seit einem Jahre war eine Anzahl Berliner Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammengetreten, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu geben, welche blos ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Dieser Gedanke erweiterte sich jedoch bald, sowohl in Bezug auf den Zweck, als auf die Theilnehmer der Gesellschaft, und schon im Jahr 1825 ging aus jenem ersten Plane der Verein der Kunstfreunde in dem preußischen Staate hervor. Zuerst bestimmte man zwar die Preise nur solchen Künstlern, die sich gerade Behufs ihrer Studien in Italien aufhielten; doch auch diese Einschränkung ließ man später fallen. Die Geschäfte führten ein Direktorium und ein Künstlerausschuß. An die Spitze des erstern wurde gleich im Beginn W. v. H.

---

8) Vergl. außerdem Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache, CCLVII.

geſtellt, der durch ſeine vielſeitige Kunſtbildung und durch die genaue Bekanntſchaft mit Rom und römiſchen Künſtlern hierzu ſehr geeignet war. Er ſelbſt mußte wohl auf dieſe Thätigkeit einen Werth legen. Denn die Kunſt, und auch die bildende Kunſt, betrachtete er letzlich immer auch als Mittel, als ein Mittel zur Ausbildung des ganzen Menſchen. Ja er erklärte, daß die Rückwirkung der Kunſt auf das Publikum ihm höher ſtehe, als die Kunſt ſelbſt, da dieſe, wenn man einen Augenblick vergeſſe, daß alles Geiſtige ſeinen Zweck nur in ſich trage, ihren Werth erſt durch ihren Einfluß auf den Menſchen und ſeine allgemeine Bildung erhalte. [9]) Er bewährte dieſe Geſinnung auch durch die That. Mit regem Eifer widmete er ſich den Angelegenheiten des Vereins. Von ihm rührt auch das Programm her, das dieſer unterm 23. Auguſt 1825 ergehen ließ, und regelmäßig ein oder ein paar Mal im Jahre legte H. über die neueſte Wirkſamkeit des Vereins den Mitgliedern deſſelben Bericht ab. Den erſten dieſer Berichte erſtattete er am 29. Januar 1826; den letzten am 23. März 1835, vierzehn Tage vor ſeinem Tode. Dieſe Berichte hatten einem großen Theile ihres Inhalts nach nothwendig blos lokale Beziehung; die Stellen jedoch, welche allgemeines Intereſſe bieten, hat man, nebſt dem Programm, das die erſte öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine enthielt, neuerdings auch in die Humboldt'ſchen Werke aufgenommen. [10]) Eine ſehr ſchätzenswerthe Beigabe. Sie giebt uns Bruchſtücke Humboldt'ſcher Anſichten über dieſes Kunſtgebiet [11]) und enthält manchen Wink zur neueren Kunſtgeſchichte Deutſchlands.

---

9) Geſ. Werke, III. 335.
10) B. III. S. 307—385.
11) Siehe auch oben II. 98—99.

Im Frühjahr 1826 ging H. nach Schlesien, um einige Zeit in Ottmachau zuzubringen. Er reiste über Breslau und machte dort neue Bekanntschaften. Unter anderm besuchte er den bekannten Philologen und Lexikographen Franz Passow, der in einem Briefe vom 30. April einem Freunde meldet, daß er vor einigen Tagen durch diesen Besuch sehr angenehm überrascht worden sei. [1]) Wir werden später noch erwähnen, wie H. sich für die lexikographischen Arbeiten dieses Mannes interessirte; er ehrte aber auch sicherlich dessen Gesinnungen; denn Passow gehörte zu den Professoren, die, den älteren Wachler an der Spitze, wacker gegen die damals auch in Breslau überhand nehmenden romantisch-pietistischen Rückschritte kämpften.

Im Sommer finden wir H. wieder in Tegel, während die Gemahlin im Gasteiner Bade war. „Minister v. Humboldt" schreibt Zelter den 28. Juli an Göthe, „grüßt Dich herzlichst. Er fragte gestern nach Deinem Wohlseyn und wir haben viel von Dir gesprochen. Er fing selbst von der Schiller'schen Briefsammlung an zu reden, die Du angekündigt hättest, und das Capitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch Er sich jener Zeit glückselig wußte. Er ist allein in Tegel, indem die Ministerin nach Gastein unterwegs ist und eine Tochter bei sich hat. Auch Er ist der Meinung, daß die Schiller'sche Briefsammlung ein willkommnes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung seiner bessern Werke anschaulich werde, und wie er sich an Dich heraufgebaut hat." [2])

Am Ende dieses Jahres besuchte er Göthe'n selbst.

---

1) Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, 1839. S. 305.

2) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, IV. 187—88.

Zuvor war er in Jena, wo er den alten Major von Knebel traf. „Der Minister Humboldt ist schon zweimal bei mir gewesen," schrieb Knebel am Thomastage (21. Dez.) dem Kanzler von Müller in Weimar. „Morgen geht er nach Weimar." [3]) Da aber blieb H. ins neue Jahr hinein. Göthe schreibt davon seinem Zelter, 9. Jan. 1827: „Ich kann vertrauen, daß es mir diese Tage sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger, als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerschönste auszufüllen."

Das Jahr 1826 wird für uns noch durch zwei Begebnisse denkwürdig, die H. Antheil und Interesse erregten, wenn auch in sehr verschiedenem Maße.

Das erste war der griechische Freiheitskampf, welcher die dumpfen zwanziger Jahre hindurch die Opposition gegen das System des Fürsten von Metternich wach erhielt. In Berlin zwar wurde längere Zeit ein öffentlicher Antheil an diesem Gegenstande niedergehalten, im April 1826 aber — kurze Zeit nach dem Tode Kaiser Alexander's — trat hierin ein Umschwung ein. Man durfte nun sogar thätig für die Griechen auftreten. Professor Hufeland und drei Geistliche Berlins, Strauß, Ritschl und Neander, erließen Anfangs Mai d. J. einen Aufruf zu Unterstützung der Griechen, auf den sich ein wahrer Enthusiasmus kund gab. Die eingegangenen Gaben wurden in den Berliner Zeitungen aufgeführt. Gleich Anfangs machte sich, nächst den Beiträgen der Prinzen August

3) K. L. v. Knebel's litterarischer Nachlaß u. Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen v. Ense u. Th. Mundt. 3. B. Leipzig, 1836. S. 92.

und Albrecht, der des Staatsministers von Humboldt bemerkbar, von welchem gemeldet wurde, daß er 50 Thaler beigesteuert hätte. [1])

Von ganz anderer Art war das zweite Ergebniß, dessen wir hier zu gedenken haben. Es war auch eine Aufrüttelung des Preußenthums, sie gehörte jedoch mehr dem geistigen Gebiet an und trug in Vielem die Farbe und Richtung der Zeit. Es wurden nämlich in demselben Jahre unter Hegel's Auspicien die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet, die dann im folgenden Jahre zu erscheinen anfingen. Zeugte diese Stiftung für die Bedeutung, die die Hegel'sche Philosophie damals schon gewonnen, so bewies sie zugleich das Streben nach einer immer ausgedehnteren Herrschaft. Zwar lud man eine Reihe berühmter Zeitgenossen, die dieser Richtung ganz fern standen, gleichfalls zur Theilnahme an diesem Unternehmen ein, darunter Göthe und W. v. Humboldt. Im Grunde aber wurden solche Namen mehr als Schmuck verbraucht. Humboldt entging das nicht; aber er nahm, gerade um solche Einseitigkeit zu verhindern, die Einladung an. Auch lieferte er später einige Beiträge zu diesen Jahrbüchern.

Der Weg, den die deutsche Philosophie seit Schelling eingeschlagen hatte, war nicht der, auf welchem unser Humboldt wandeln konnte. Er hielt, wie sein Freund Schiller, so lang er lebte, fest an dem Fundament des kritischen Systems. Wie sehr Beide erkannten, daß die Philosophie in ihrer Auffassung der Gegenstände, in Gliederung und Bewältigung der einzelnen Gebiete des Denkens, endlich auch in der Form selbst zu tieferer Objektivität geführt werden müsse, als sie in der Richtung des 18ten Jahrhunderts lag, wie sehr sie dies einsahen und selbst zur Verwirklichung dessen arbeiteten, so wenig konnten sie doch den unkritischen Dogmatismus, der nach Kant auftrat,

---

1) Allg. Zeitung, 16. Mai 1826.

für das Ziel unſeres Denkens halten, wenn dieſes auch an Vertiefung und wiſſenſchaftlicher Gliederung vielfach gewinnen mochte. So urtheilte einſt Schiller über Fichte, über Schelling; ſo würde er, hätte er länger gelebt, auch über die in Vielem nachhaltigere und jedenfalls umfaſſendere Philoſophie Hegel's geurtheilt haben. Humboldt ließ ſogar gegen dieſen noch mehr Abneigung ſpüren, als gegen ſeine Vorgänger, vielleicht deshalb, weil ſein Syſtem mit der Unbedingtheit auftrat, die, unter dem Vorgeben, alle früheren Denkſtufen in ſich zu haben, jeden andern Weg ausſchließt. Und konnte H. wohl die Philoſophie ſeiner Zeit für ſo fertig gelten laſſen, er, der ſo viel Lücken ſah, die ſich nur in unendlich innigerem und fortdauerndem Verkehr mit dem Poſitiven, mit den einzelnen Disciplinen der Wiſſenſchaft, allmählig ausfüllen laſſen?

Noch ungünſtiger faſt dachte H. über die Außenſeite und formelle Erſcheinung der Hegel'ſchen Philoſophie, und das hob er zunächſt hervor, als er ein gelegentliches Urtheil über ſie abgab, das uns erhalten iſt. „In das, was Sie von den Jahrbüchern ſagen," ſchrieb er den 1. März 1828 an Gentz, „ſtimme ich vollkommen überein. Es ſind einige ſehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'ſchen, einige gründlich wiſſenſchaftliche, wie die Boppiſche, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geſchmack nicht abgewinnen. Hegel iſt gewiß ein ſehr tiefer und ſeltener Kopf, allein daß eine Philoſophie dieſer Art wahrhaft Wurzel ſchlagen ſollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigſtens habe mich, ſo viel ich es bis jetzt verſucht, auf keine Weiſe damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags ſchaden. Dieſe iſt nicht anregend und, wie die Kantiſche und Fichtiſche, koloſſal und erhaben, wie die Finſterniß des Grabes, ſondern entſteht aus ſichtbarer Unbehülflichkeit. Es iſt, als wäre die Sprache bei dem Verfaſſer nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, iſt er nichts weniger, als leicht

und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantasie liegen. Dennoch möchte ich über die Philosophie nicht absprechen. Das Publikum scheint sich mir in Absicht Hegel's in zwei Classen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen schroffen Eckstein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philosophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlassen wollen, er macht Schule und macht sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher sind daraus entstanden. Ich bin sogar darum mit Fleiß in die Gesellschaft getreten, um anzudeuten, daß man sie nicht so nehmen solle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und stehe äußerlich sehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für seine Fähigkeit und sein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Man sieht, Humboldt wollte über den relativen Werth dieser Philosophie nicht aburtheilen; er konnte auch den Jahrbüchern, namentlich in ihrer ersten Epoche, das Verdienst der Anregung nicht absprechen, so wenig die Grundrichtung ihm gefiel. Und auch diese achtete er wenigstens; hier war nicht zu spotten, wie etwa über Steffens' naturphilosophisches Christenthum. Humboldt war auch nicht etwa gereizt darüber, daß Hegel gleich im Beginn der Jahrbücher mit einer Kritik über eine von ihm kürzlich gelieferte Arbeit auftrat, worin dem Gegenstand gar nicht der Werth eingeräumt wurde, den er ihm zuerkannte.

Ueber diese Kritik [2]) müssen wir hier etwas Näheres sagen. Humboldt hatte 1825 und 1826 in der Akademie der Wissenschaften zwei Vorträge über eine berühmte philosophische Dichtung der Indier, nämlich über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Epos Maha-Bharata

2) Sie stand in den Jahrbüchern für wiss. Kritik von 1827, Januar, No. 7–8 und Oktober, No. 181–87, und findet sich jetzt in Hegel's Werken.

gehalten, die im Jahr 1826 auch gedruckt erschien. Ein Exemplar davon sendete Humboldt selbst an Hegel. Dieser, der von Bewunderung indischer Weisheit weit entfernt war, ergriff die getreue Humboldtische Darstellung als Gelegenheit, um den Gegenstand nach seiner Ansicht zu beleuchten. Indem er jedoch den sittlichen und religiösen Gehalt des Gedichts erörterte, war er, wie auch Rosenkranz einräumt, [3]) nicht ganz frei von dem vorgefaßten polemischen Gedanken, zu zeigen, „daß die ältere Litteratur des Orients keineswegs ein so absoluter Inbegriff göttlicher Weisheit sei, als wofür man sie oft ausgegeben," sodann, daß der indische Orient recht eigentlich pantheistisch sei. Dies war zum Theil wahr, und Humboldt würde dem kaum widersprochen haben, wenn man nur den bedeutenden Gehalt dieser mystisch-pantheistischen Philosophie nach Gebühr gewürdigt hätte. Das war aber bei Hegel nicht der Fall; er mußte vielmehr dessen Aufsatz indirekt gegen sich gerichtet ansehen, so sehr der Werth jener Abhandlung insbesondere und seine Gelehrsamkeit, sein Geschmack im Allgemeinen gerühmt wurden — zuletzt also Dinge, die entweder nicht zur Sache gehörten, oder über die Hegel'n nicht einmal vorzugsweise ein Urtheil zustand. Recht aber hatte dieser, wenn er, wenigstens indirekt, Humboldt tadelt, daß er eine solche Mischung von Religion und Philosophie, wie sie in dieser Dichtung herrscht, ein vollständiges philosophisches System nannte. Auch verdenken wir es unserm Philosophen nicht, wenn er vor der, in dieser Abhandlung entwickelten, indischen Yoga-, d. h. Vertiefungslehre, die Humboldt so gut auszulegen wußte, ein gewisses Grauen empfand. Diese Lehre führt folgerichtig von allem Weltantheil ab. Humboldt aber ließ sie auch nur für den Moment gelten, wo er nicht handeln sollte, sondern ganz der Weltüberschauung sich hingeben durfte. Dann

3) Siehe dessen Leben Hegel's. Berlin, 1844. S. 397–98.

fühlte er in sich selbst eine Verwandtschaft mit jenen indischen Weisen; denn auch er konnte sich zeitenweise fast der Erinnerung an eine Gegenwart entschlagen, der er kurz darauf wieder den lebhaftesten Antheil widmet, der er so viele Jahre seine ganze Kraft gewidmet hatte. Er konnte, noch lebend, von dieser Wirklichkeit beinahe abscheiden, wie jene Indier von ihrer Zeit. Darum wirkte jene Dichtung so gewaltig auf ihn; „denn," schreibt er selbst an einen Freund (Gentz), „ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede ist, so unähnlich nicht." Jenes Gedicht war nach seiner Ansicht das Tiefste und Erhabenste, das die Welt aufzuweisen habe. „Ich las es," schreibt er in dem bezeichneten Briefe an Gentz, „zum ersten Mal in Schlesien auf dem Lande, und mein beständiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geschick, daß es mich hatte leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es ist mir ein Beispiel gewesen, wie, wenn man alles für ganz abgeschlossen hält und nun meint, man könne ohne Gefahr, etwas zu versäumen, abgehen, sich doch noch eine Erscheinung darstellen kann, die man um alles nicht hatte ungekannt zurücklassen mögen."

Mit Hegel's Urtheil über den Gegenstand war er natürlich nicht einverstanden. Es schien ihm sogar, als wenn in der Bezeichnung „der höchstverehrte Verfasser," die Hegel in dieser Kritik so oft wiederholt, eine kleine Ironie läge, während dieser es doch aufrichtigst und ernstlichst gemeint. Varnhagen sagt mir, daß er Schuld an diesem Ausdruck gewesen sei. Hegel fragte ihn, wie auteur illustre im Deutschen zu sagen sei. Varnhagen schlug obige Bezeichnung vor, die Jener sogleich annahm. — Das freundliche Verhältniß jedoch, in welchem Humboldt zu diesem ausgezeichneten Denker stand, wurde nicht im mindesten gestört. Der Biograph des Letzteren erwähnt sogar, daß Humboldt in einem Dankbillet sich sehr schmeichelhaft für Hegel über diese Arbeit geäußert

habe.[4]) Das konnte auch mit Humboldt's sonstiger Ansicht recht wohl bestehen. Ohne Zweifel hatte Hegel ihm seinen Aufsatz sogleich übersendet. Geziemte es nicht, besonders in diesem Falle, dem Empfänger, nicht sowohl, was er gerade an dieser Arbeit mißbilligte, als vielmehr das, was er überhaupt an Hegel und dessen Arbeiten schätzte, hervorzuheben? Seine volle Herzensmeinung aber über den vorliegenden Artikel ist uns in dem mehrerwähnten Schreiben an Gentz bewahrt. „Die lange Recension über mich," fährt er in jener Aeußerung über Hegel fort, „kann ich am wenigsten billigen. Sie mischt Philosophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philosophischen Geschichte geben? Die ganze Recension ist aber auch gegen mich, wenn gleich versteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philosoph sei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen sie parteiisch macht."

„Ich kann," fuhr hierauf Humboldt gegen Gentz fort, „ich kann von mir in allen Rücksichten sagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Absicht, nur mir selbst, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, insofern ich es belehrend finde, oder insofern ich darin, oft selbst zu meiner Belustigung, den Gang der Welt und der Menschen sehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am besten wissen, auf etwas ganz Anders gestellt, und sie ruht auf unerschütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier [in Berlin] die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen seltnen Segen meines innern Geschickes betrachten, in dem, wonach ich strebe, nicht herumgetappt zu haben, sondern Einer Richtung gefolgt zu sein."

---

4) Rosenkranz, a. a. O. S. 397—98.

Auf was H. seine Sache gestellt hatte, ist uns wohl bekannt; wir kommen auch noch darauf zurück. Daß er jenem indischen Gedicht so viel Theilnahme zuwandte und es selbst, halb in Uebersetzung, halb in Auszug bearbeitete, hing allerdings mit der innersten Richtung seines Wesens zusammen. In das Indische im Allgemeinen aber ward er durch den Gang seiner Studien selbst geführt. „Ich habe mir," schrieb er schon den 21. Mai 1827 an Gentz, „in dem Sprachstudium einen eigenen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indische geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verschafft, der im Griechischen schon immer einen großen Reiz für mich hatte." Was ihn so sehr an die Bhagavad-Gita fesselte, war nicht nur die eigenthümliche Schilderung indischer Contemplation, die darin gegeben ist, sondern eben so die poetische Form. Wir sahen, wie H. von jeher ein besondres Interesse an philosophischen Dichtungen nahm, wie dieses Interesse ihn so gewaltig zu Schiller hinzog. Eben diese Neigung tritt denn auch am Schlusse dieser Abhandlung über die Bhagavad-Gita deutlich hervor. Der Verfasser spricht von der ältesten Philosophie, die immer als Dichtung auftrete; von jener glücklichen Scheidung der Poesie und Prosa, die Plato und die Griechen zu Stande brachten; endlich von spätern Lehrdichtern, z. B. Lukretius. Zuletzt bricht er wieder eine Lanze für seinen Schiller; dieser beweise, daß es in unsrer Zeit wahrhaft philosophische Gedichte geben könne, wobei man nur an dessen Gedicht: „die Künstler" denken dürfe. [5])

Ganz andere Motive allerdings, als die sind, welche H. erfüllten, wirkten mit, als das Studium des Indischen zuerst unter uns begründet wurde; auch ist nicht zu leugnen, daß

5) Siehe Ges. Werke, Th. I. S. 96—109.

von mancher Seite der Philosophie und Dichtung dieses Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob gespendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeschwor, um den crudesten Autoritätsglauben und Christkatholizismus zu stützen. Jene Vergötterung und diese Nebenabsicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber besser gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Interesse, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforscher in diese damals neuentdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer schärfer zu unterscheiden. Duo si faciunt idem, non est idem. Aber Hegel wollte sich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'schen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt so gepriesenen Gegenstand in die Speichen seiner Alles zerreibenden Dialektik.

---

Schon im Eingang des zweiten Buches dieser Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'schen Wesens vorangedeutet, wohl versichert, daß alles, was wir nachher von dessen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn sie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In diesen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur seines Geistes am offensten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blöderen Auge klar, auf was er eigentlich seine Sache gestellt hatte; wie es im tiefsten Grunde zunächst nicht das Einwirken auf die Welt, also nicht das Handeln, sondern ein überwiegend idealischer Trieb war, was ihn beseelte. Er war seinem Kern nach eine erforschende Natur; das Endziel dieses Forschens waren die Ideen; selbst die

---

1) Siehe oben I. 49—53.

umfassendste Intellektualität war diesem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterschied er sich nachdrücklich von jenen indischen Weisen, daß er sich nicht, wie sie, in das bloße Anschauen der Gottheit, sondern, als ächter Sohn des geschichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktischere, in die Erforschung der geistig sinnlichen Natur des Menschen, in die Gesetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeschichte vertiefte. Dann lebte er aber, sobald er nicht handeln sollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und besonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltansicht zusammen, die früh in ihm sich befestigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchste Princip aller Dinge sei, und daß der Tribut selbst, den der Einzelne der Gesammtheit zu bringen verpflichtet ist, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten sei. Der Allgemeinheit hatte H. seinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, sofern seine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt sich selbst; auch sein wissenschaftliches Thun diente gleich sehr seiner Selbstbefriedigung und war, von dieser Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel, sich dieses Zweckes in seiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt sich Humboldt's Wesen und seine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon spricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; dasselbe tritt noch in andern höchst merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es sehr wohl," schreibt er den

21. Mai 1827 aus Tegel an diesen. „Außer dem Leben in meiner Familie und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geschäften lebe ich allein in Studien und wissenschaftlichem Treiben.“ Die Annehmlichkeit sogar des bloßen Lernens sei ja auch Gentz sonst eine nicht fremde Empfindung gewesen. Er aber habe sich jetzt in dem Sprachstudium einen Weg gebahnt, den er eifrig verfolgen müsse, wenn er das Ziel, nach dem er da strebe, erreichen wolle. Den 13. Julius desselben Jahrs spricht er sich, indem er Gentz zu einem Zusammenkommen in Salzburg einladet, ferner gegen diesen Freund aus: „Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde unendlich gern, so lange es die Umstände erlaubten, zusammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erst da an, wo man sich gar nichts Eigentliches zu sagen hat, und wir würden jetzt gewissermaßen wieder so sein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, sondern nur Ideen, Gefühle und Menschen besprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchst Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell ist, noch wird, ist der wahre Stoff, über den man die Meinung ändert, sich spaltet und streitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Allein auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie stammte immer in

nicht aus Ueberdruß; was mich ſonſt erfreute in aller Art, reizt mich ebenſo lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen iſt, hinausreiſt. Auch iſt das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beſchloſſen ſein will, und wer klug iſt, geht alſo gern, wenn er am glücklichſten iſt. Und glücklich bin ich ſehr, ſo innerlich und äußerlich geſchloſſen, daß ich keinen Wunſch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wiſſenſchaftlich beſchäftige ich mich jetzt ſehr. Doch geht auch das nur nebenher und iſt nicht das eigentliche Ziel."

Wundern wir uns nun noch, wenn Humboldt über das, was ihm am Ende ſeiner politiſchen Laufbahn wiederfahren war, auch nicht ein Wort verlieren mochte?

---

So bewundernswerth er uns in dieſen Aeußerungen erſcheint, kann es uns dennoch einigermaßen befremden, daß er gegen einen Mann wie Gentz nicht etwas mehr damit zurückhielt. Allerdings hatte er in der Zeit, wo ihm zu handeln oblag — vom Wiener Congreſſe zumal bis zu den Carlsbader Beſchlüſſen — den Gegenſatz ſeiner Richtung zu der dieſes Jugendfreundes hinreichend bewieſen, und er durfte wohl, nachdem er ſeinen Theil durchgekämpft, auch gegen ihn den höhern Standpunkt, von dem er den Lauf der Dinge betrachtete, durchblicken laſſen. Von dieſem Standpunkt erſcheint allerdings der Kampf gegen die Bewegung ſo berechtigt, als der für ſie; es kommt dann blos auf die Lauterkeit der Ueberzeug-

an, mit der man seine Partei ergreift, und auf die Waffen, mit denen man für sie kämpft. Sahen wir doch, [1]) wie Humboldt Männern, wie Gentz, wie Fr. Schlegel, auch wenn er sie bekämpfte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; wie er des eigenen Wegs gewiß, sich gar nicht scheute, von solchen Gegnern auch zu lernen und noch aus ihren Irrthümern Belehrung zu schöpfen. An seinem Freiheitssinne zweifelte man doch nicht! Widmete er nicht zu derselben Zeit, wo er so versöhnend an Gentz schrieb, den Griechen, die dieser als Rebellen verfolgte, offene und thätige Theilnahme? Dessenungeachtet aber wünschten wir, H. hätte in einem Briefe an Gentz solche Ausdrücke vermieden, wie die: er könne sich nicht denken, daß sie Beide in dem, was man eigentlich Ansichten nennen könne, verschieden wären. Er schränkte zwar diese Aeußerung sogleich ein; allein sie blieb gefährlich, weil sie die politische Differenz zu sehr herabsetzte und dazu dienen konnte, einen Conservativen von Gentz's Schlag noch mehr in seiner Denkart zu verhärten; auch erscheint sie im Licht von Humboldt's Leben fast sophistisch. Gentz durfte sich allerdings dieses Beweises von Achtung freuen, die Humboldt ihm noch an den Tag legte; dieser aber hätte sich von wohlwollenden Empfindungen und Erinnerungen der Jugend doch nicht so weit fortreißen lassen sollen. Wie ihm aber in seinen spätern Jahren alles wieder näher trat, was ihm einst theuer gewesen war, so selbst Gentz. Wie würde er sonst wieder einen so vertraulichen Briefwechsel mit ihm gepflogen haben? Er dachte sich den Freund noch, wie er gewesen war, als sie einst in Berlin halbe Nächte hindurch sich in philosophischen Gesprächen ergingen. Die Entfernung begünstigte eine Täuschung, die längeres Zusammenleben vielleicht bald vernichtet hätte.

---

1) Siehe Th. I. S. 124–25. Th. II. S. 218–19. 221–22.

Im Herbſt 1826 kam Alexander von Humboldt nach Berlin. Er ward vom König, der ihn als wiſſenſchaftlichen Rathgeber um ſich haben wollte, bewogen, ſich im nächſten Jahre ganz nach ſeiner Vaterſtadt zu überſiedeln — ein Entſchluß, zu dem er ſich recht eigentlich von der Abſicht beſtimmen ließ, endlich einmal mit dem zu leben, von dem er immer getrennt geweſen war, mit ſeinem Bruder. Zunächſt ging er jedoch (Mitte Decembers) nach Paris, ſeinem bisherigen Aufenthaltsort, zurück.

Im folgenden Jahre ward aber auch ein Theil der Familie von Berlin entfernt. Der Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Freiherr von Bülow, erhielt im Februar 1827 den Geſandtſchaftspoſten in London, den er früher nur als Geſchäftsträger verſehen hatte, und auf dem er namentlich in den dreißiger Jahren bei den dort abgehaltenen Conferenzen ſich jenen angeſehenen diplomatiſchen Namen erwarb, der ihn bis an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens führte. — Bülow's Gemahlin und Kinder blieben zunächſt in Berlin zurück. Er ſelbſt ging, kurz nach ſeiner Ernennung, auf den Poſten ab, und zwar über Paris, von wo ihn Alexander von Humboldt, der im Begriff war, in das Vaterland zurückzukehren, nach London begleitete. Beide Männer wurden von Canning, der noch am Leben war, mit Wohlwollen überhäuft. Alexander aber ging alsbald über Hamburg nach Berlin. „Alexander iſt nun auch hier" ſchreibt W. v. Humboldt am 21. Mai 1827 an Gentz, „und hat ganz eigentlich ſeinen Wohnſitz hier genommen. Er iſt thätiger und lebendiger als je, und wir reden oft von Ihnen." Der Bruder blieb auch von nun an zu Berlin, verweilte jedoch oft mit dem König in Potsdam und kehrte noch jährlich wenigſtens einige Zeit in die franzöſiſche Hauptſtadt, die ihm nun einmal zur zweiten Heimath geworden war, zurück.

Auch ſonſt hatte ſich Berlin damals mancher Anregung

zu erfreuen, wenn sie auch mehr vorübergehend war. Anfangs 1827 verweilte der Freiherr von Stein einige Zeit da, um seine alten Freunde einmal wieder zu sehen; im Mai aber kam A. W. von Schlegel, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von der Hauptstadt, zu längerm Besuche dahin. Schlegel hatte sich noch früher und ausschließlicher, als H., in die Sprache und Litteratur der Indier vertieft. Auf Humboldt's Anregung [1]) hatte er (1818) eine Professur an der neu begründeten Rheinuniversität zu Bonn erhalten; auch blieben beide Männer, bei so verwandten Studien, fortwährend in Verkehr. Während des damaligen Aufenthalts zu Berlin hielt Schlegel vor einem größern Publikum Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Auch diese Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes mußte für Humboldt ein lebhaftes Interesse haben; doch wurde dieser schon im Julius durch eine Badreise von Berlin abgerufen.

---

Schon seit Jahren befand Frau von Humboldt sich in leidendem Zustand. Der vorjährige Aufenthalt in Gastein aber war ihr vortrefflich bekommen; der darauf folgende Winter verging glücklich. Sie beschloß daher, wieder in dieses Bad zu gehen. Humboldt, der jede Trennung von ihr jetzt schmerzlicher empfand, begleitete sie; auch Caroline, die älteste Tochter, ging mit. Er gedachte, auch selbst zu baden, nicht gegen ein bestimmtes Uebel, denn er war eigentlich gesund, aber er glaubte, sich doch dadurch zu stärken.

Am 13. Julius, auf der Hinreise nach Gastein schrieb

---

1) Wie wenigstens Zelter Göthe'n andeutet; vergl. ihren Briefwechsel, II. 438.

er, von Zeitz aus, nochmals an Gentz, den er in Gastein zu treffen gewünscht hatte, um ihn mindestens zu einer Zusammenkunft in Salzburg zu bestimmen. Gentz jedoch, der jetzt alle Jahre nach Gastein ging, konnte gerade diesmal seiner Geschäfte wegen vor September nicht von Wien abkommen. Sie sahen sich nicht.

Humboldt's Reise ging über Baireuth nach München. Hier verweilten sie einige Tage. Ende Julius langten sie in Gastein an, von wo sie zwischen dem 21sten und 24sten August ihre Rückreise antraten, um noch mit den andern Kindern, wahrscheinlich auf einem der Güter, zusammenzutreffen.

Frau v. Humboldt that das Bad auch diesmal außerordentlich wohl. Er selbst auch fühlte sich gestärkt. Ueberhaupt hatte ihm Gastein unendlich gefallen und ganz eigen an sich gefesselt. „Ich habe nicht leicht," schrieb er den 31. Oktober, „eine anziehendere Berggegend gesehen und eine reizendere Stille genossen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen."

---

Als Humboldt dieses schrieb, war er wieder zu Tegel eingetroffen. Alsbald aber ging er in die Stadt, in der diesmal noch ein besondrer Genuß seiner wartete. Sein Bruder Alexander legte, was er schon in Paris einmal, aber in französischer Sprache vorgetragen hatte, jetzt seiner Vaterstadt vor: die Ergebnisse nämlich seiner Forschungen über physische Erdkunde, indem er einen Cyclus von Vorlesungen darüber eröffnete. Er begann diese Vorträge in einem der Säle des Universitätsgebäudes am 3. November 1827 und schloß, mit der 61sten Vorlesung, am 26. April des nächsten Jahres. In freier Rede, mit aller Kraft des Geistes und

aller Wärme des Herzens, führte der beredte Lehrer das Weltall in einer wunderbaren Bilderreihe vorüber. Diese Vorträge erregten so großes Aufsehen und zogen so viele Zuhörer herbei, daß der Vortragende gezwungen war, fast gleichzeitig einen zweiten Cursus über denselben Gegenstand in der großen Halle der Singakademie zu beginnen, eine Wiederholung des erstern, nur eingerichtet für eine größere und gemischtere Versammlung. Da erschienen der König, die königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, und zwar ununterbrochen. [1]) Wilhelm Humboldt war natürlich unter den Zuhörern; vielleicht aber zog er die strengern Vorträge im Universitätsgebäude vor. Den 1. März 1828 äußert er sich gegen den Wiener Freund, für den fast jede geistige Größe der Zeit etwas Dämonisches hatte, also: „Alexander ist wirklich eine puissance und hat durch seine Vorlesungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Die Furcht würden sie aber leicht verlieren. Er ist mehr wie je der Alte, und es ist, wie es war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben."

Bekanntlich gab Alexander v. H. damals nur einen Vorgeschmack dessen, was er jüngst erst in seinem Cosmos, als unvergänglichen Schlußstein langen Wirkens, auch der Welt vorzulegen begonnen hat. [2])

---

Im Frühjahr 1828 machte W. v. H. seine letzte größere Reise. Frau v. Bülow, seine jüngste Tochter, war in Berlin

---

1) Varnhagen von Ense, in seinem Hans von Held. Leipzig 1845. S. 244—45 — so vieler Zeitungsberichte aus jenen Tagen nicht zu gedenken.

2) Siehe dessen Cosmos. Entwurf einer physischen Erdbeschreibung. 1. B. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. IX.—XII.

geblieben, sollte aber nun ihrem Gatten nach London nachfolgen. Humboldt beschloß, mit der Frau und der ältesten Tochter die jüngste an ihren Bestimmungsort zu begleiten und zugleich einen Besuch in Paris zu machen.

Den 30. Mai reisten sie von Berlin ab. Sie gingen sogleich nach Paris, wo sie mehrere Wochen verweilten, um jedoch nach der Rückkehr von London nochmals daselbst einzusprechen.

Paris bot damals einen besonders schönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Cousin's, Villemain's Vorlesungen, die Epoche eines großen geistigen Aufschwungs, der gleich mächtig zum Sturz der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politisch bessern Zeit, als zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der französischen Nation beitrug. Ueberhaupt war das geistige Treiben dort damals überaus aufstrebend und erfrischend.

Auch nicht blos für allgemeinere Interessen, sondern nicht weniger für ganz spezielle war ein immer größerer Reichthum dort zu finden. Zu Paris hatte das allgemeine und vergleichende Sprachstudium zur Zeit eine Art Centralpunkt gefunden, hier stand es in der höchsten Blüthe. Silvestre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforschung in Frankreich, auch unserm H. von früher her bekannt, wirkte hier inmitten einer neuen sprachgelehrtern Generation, unter die der große deutsche Sprachforscher nicht als ein unbekannter Name trat. Schon in der Sitzung vom 19. August 1825 hatte ihn die Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, zugleich mit dem Philologen Creuzer in Heidelberg, mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem auswärtigen Mitgliede (associé étranger) ernannt. [1]) Doch viele der jüngern Gelehrten und

---

1) Vergl. Allg. Zeitung, 27. Aug. 1825 (Art. Frankreich.)

Sprachforſcher Frankreichs lernte er gewiß jetzt erſt perſönlich kennen, z. B. Champollion, den Erforſcher der Hieroglyphen, Jacquet, den Kenner aſiatiſcher Sprachen. Beſonders aber hatten Abel Rémuſat, St. Martin, Bournouf, und ſein in Paris lebender Landsmann Julius Klaproth ihn durch ihre wohlwollende Aufnahme zu Danke verpflichtet. „Ich mag," ſchrieb er nach der Rückkehr in die Heimath, den 13. Dez. deſſelben Jahres, dem Letztgenannten, „ich mag dieſe Herren nur nicht mit Briefen beläſtigen und warte nur eine paſſende Gelegenheit ab. Ich werde mich ewig der intereſſanten Wochen in Paris in dieſem Frühjahr erinnern." [2]) Humboldt blieb auch mit faſt allen dieſen Männern in wiſſenſchaftlicher Correſpondenz und ergriff noch an Ort und Stelle die Gelegenheit, für ein ſo freundliches und ehrendes Entgegenkommen eine Art Gaſtgeſchenk zurückzugeben. Er trug, während ſeines Aufenthalts in Paris, im Inſtitut, deſſen Mitglied er war, eine neue ſprachgelehrte Abhandlung vor. [3])

Zu London traf Humboldt ſeinen Schwiegerſohn, Frhr. v. Bülow, auf dem Poſten, den er ſelbſt einſt inne gehabt; er konnte auch ſonſt manchen Staatsmann, manchen Gelehrten entweder erſt kennen lernen oder wieder begrüßen. Der große Canning war ſchon todt. Dagegen fand H. ſeinen frühern Collegen, den öſterreichiſchen Botſchafter Fürſten Paul Eſterhazy, welchen wiederzuſehen, wie er wenigſtens an Gentz ſchrieb, ihn im recht eigentlichſten Verſtande freute; dann den als Miniſter für die hannöveriſchen Angelegenheiten noch immer in London lebenden Grafen von Münſter. König Georg IV., der ſchon als Prinz-Regent Humboldt ſeine Gunſt

---

2) Dieſes Schreiben an Klaproth wurde im 3. Heft von Dorow's Facſimilies mitgetheilt.

3) Ueber die Verwandtſchaft des griechiſchen Plusquamperfektums, der reduplicirenden Aoriſte und der Attiſchen Perfekta mit einer Sanskritiſchen Tempusbildung.

zugewendet hatte, empfing ihn jetzt mit der größten Auszeichnung. Er verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldt's Bild jetzt hängt neben denen der Monarchen, der ersten Staatsmänner und Feldherrn der Befreiungszeit, neben Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher!

Den 19. Julius verließ Humboldt mit den Seinen — der Gemahlin und ältesten Tochter — die brittische Hauptstadt. Sie begaben sich wieder nach Paris und eilten, nach einem nochmaligen Aufenthalt daselbst, über Straßburg nach Gastein, wo sie vom 15. August bis 15. September die Badkur wiederholten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort mit Gentz, dem sie ihren Aufenthalt für diese Zeit angekündigt hatten, diesmal wirklich zusammentrafen.

Den Rest des Herbstes brachte H. noch in Tegel zu.

---

Nachdem das Bad von Gastein auf das Befinden der Frau v. Humboldt längere Zeit so glücklich gewirkt hatte, daß ihr Gemahl noch am 1. März dieses Jahres mit einer Art Triumph an Gentz schreiben durfte, er könne sich aus dem Reiseplan, von dem er ihn unterrichte, abnehmen, wie gut es mit der Gesundheit der Frau stehe, brach jetzt, nach der Rückkehr von der Reise, das Uebel plötzlich stärker hervor und nahm bald die schlimmste Wendung. Schon Ende Novembers und Anfang Decembers lag sie sterbenskrank in Berlin; [1]) im Januar hieß es abermals, sie sei am Sterben, [2]) doch fristete

---

1) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, V. 133.
2) Rahel's Briefe, III. 320 (16. Jänner 1829).

ſich das Leben bis in den März. Noch am 24ſten dieſes Monats ſchrieb Rahel in einem Brief: „Frau von Humboldt war am Sonntag [am 22ſten] ſchon ſterbend; ſchlug die Augen auf, ſagte zum Mann: „Es iſt ein Menſch fertig!“ ſelbſt den Tod erwartend. Vergebens; ſie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies. Schönes Wort. Gott ſei bei ihr. Sie ſoll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott ſprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu ſagen.“ Nun aber ging es mit Frau von Humboldt ſchnell zu Ende; ſie ſtarb am 26. März 1829.

Der Verluſt dieſer Frau mußte weit empfunden werden. „Die ſeltenen Vorzüge ihres Geiſtes und Charakters,“ ſagte eine öffentliche Mittheilung aus Berlin [3]) nach ihrem Tode, „machten die Verewigte zum Gegenſtande allgemeiner Theilnahme und Verehrung.“ Auch war ſie durch ihre Reiſen mit Allem in Verbindung gekommen, was das Zeitalter in Wiſſenſchaft und Kunſt Großes aufzuweiſen hatte, und wie in Rom, in Wien und Paris, war auch in Berlin ihr Haus der Mittelpunkt der geiſtreichſten und angenehmſten Geſellſchaft geweſen.

Am tiefſten aber empfand ihren Verluſt die Familie, vor allem der Gemahl. Seine Liebe zu ihr hatte ſchon in den letzten Jahren an Innigkeit noch zugenommen, jetzt aber erreichte ſie den Höhepunkt. Es war, als wenn er ſich ihrer neu verſichert hätte, nachdem ſie ihm in eine höhere Welt vorangeſchritten. Das Bild ihres Weſens verließ ihn nicht mehr; es ſchlang ſich in alle ſeine Ideen, es folgte ihm in ſeine Träume, es veredelte jede Stunde, die er ſtrengen Forſchungen entriß. Endlich mußte die Hoffnung auf perſönliche Fortdauer, die immer in ihm gelebt, in dieſem Drang, mit ſeiner Gattin wieder vereinigt zu werden, unendlich an Zuverſicht und Stärke gewinnen.

---

3) Allg. Zeitung, 19. April 1829.

Was ihn nach ihrem Tode zuerst beschäftigte, war ein Grabmonument, das er ihr auf seinem Landsitz Tegel, unter Mitwirkung des großen Bildhauers Rauch, zu errichten beschlossen hatte. Dies Denkmal erhob sich an einer Stelle des Parkes, die die Abgeschiedene vorzüglich geliebt und zu ihrer Ruhestätte selbst ausgewählt hatte. Einstweilen wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe in Tegel beigesetzt, bis das Grabmal vollendet war. [4]) Wie oft schritt dann, unter Schauern der Ewigkeit, unser verlassener Freund den Cypressengang durch, der nach dem Denkmal führt, das diese Reste barg, von dessen Gipfel aber eine schöne Statue von Thorwaldsen, die Spes, die der Künstler eigens für Frau v. Humboldt in Marmor ausgearbeitet, [5]) tröstend und beseligend herabblickte!

Bald konnte er von Tegel sich kaum mehr trennen. Er zog sich aus dem Gewühl der Stadt in diese Einsamkeit zurück, um ganz seinen Erinnerungen und seinen Studien zu leben.

---

Daß der Tod der Gemahlin auch in seinen Studien einen Abschnitt machte und welchen, wollen wir später berichten. Zunächst war es ein Glück für ihn, daß sich mancherlei Zerstreuungen und Beschäftigungen darboten, die seine Mußestunden ausfüllten und erquickten; was um so nothwendiger war, da, wenige Wochen nach jenem Todesfalle, (im April) auch sein Bruder, Alexander, für längere Zeit von Berlin schied, der jetzt seine letzte große Reise, die nach dem Ural, antrat und erst am Schlusse des Jahres zurückkehrte.

---

4) Allg. Zeitung, a. a. O.

5) Im Jahr 1817; vergl. Friederike Brun, Römisches Leben, II. 327–28.

Zu den zerstreuenden Beschäftigungen, die unserm H. jetzt zu Theil wurden, gehört besonders der Antheil, der ihm bei der großartigen Einrichtung des neuen Museums übertragen wurde. Der König rief ihn im Mai (1829) an die Spitze einer Commission, die den Auftrag zur innern Einrichtung dieser neuen Schöpfung erhielt — eine Wahl, die man von allen Seiten mit Zustimmung und Antheil begrüßte. In Berlin freute man sich besonders auch, daß der hochverehrte Staatsmann durch Annahme dieser schönen und gewiß fruchtbringenden Wirksamkeit den dortigen Lebenskreisen näher vereint bleiben würde, als dazu nach dem herben Verlust, den er kürzlich erlitten, der Anschein vorhanden war. [1])

Die niedergesetzte Commission bestand aus den ersten Künstlern und namhaftesten Kunstforschern Berlins: aus Schinkel, dem Erbauer des Museums, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Maler Wach, dem Hofrath Hirt und dem nachherigen Direktor der Gemäldegallerie, Dr. Waagen. Mit den meisten dieser Männer war H. längst verbunden; auch wirkte er, an der Spitze des Kunstvereins, mit ihnen vereinigt. Besonders freundschaftlich stand er zu Rauch und Schinkel. Nächst den Mitgliedern der Commission widmete auch der kunstliebende Kronprinz der Museumseinrichtung großen Antheil. Es verstand sich, daß H. bei Leitung dieser Sache sich mehr als geschäftskundiges, denn als sachverständiges Mitglied benahm, wobei ihm Raum genug blieb, eigene Ansichten und Erfahrungen, die er erworben, zum Vortheil der Berathung mitzutheilen. Sein Antheil aber ging vornehmlich dahin, die Berathung zu leiten, widersprechende Ansichten auszugleichen, endlich die Beschlüsse herbeizuführen, nach beendigtem Geschäft aber dem Könige geziemenden Bericht über die getroffene Einrichtung und die Motive derselben vorzulegen.

---

1) Allg. Zeitung, 29. Mai (Corresp. a. Berlin, vom 20. Mai).

Besonders gab die Anordnung der Gemäldegallerie zu interessanten Erörterungen Stoff. Die Berliner Sammlung hatte sich zwar noch kürzlich durch manche Ankäufe, namentlich durch die Solly'sche Gallerie, bereichert, doch gehörte sie noch keineswegs zu den bedeutendsten ihrer Art. Man mußte daher um so eifriger bedacht sein, ihren Werth durch eine zweckmäßige Aufstellung zu erhöhen. Man wählte eine geschichtliche Aufstellung, und führte sie mit ganzer Strenge durch, damit nicht nur „die äußerliche Geschichte in der Fortbildung des Technischen, sondern der wesentliche Fortgang der innern Geschichte in ihrem Unterschiede der Schulen, der Gegenstände und deren Auffassung und Behandlungsweise" erkennbar seien. Und in der That ist es besonders diese sinnvolle Anordnung, was die Gemäldesammlung des Berliner Museums auszeichnet.

Als die Commission sowohl über die Wahl der Gemälde, als über deren Anordnung vorläufig übereingekommen war, zog man, dem Wunsche des Kronprinzen gemäß, noch einen angesehenen auswärtigen Kunstkenner, den Freiherrn v. Rumohr, zu Rathe. Dieser, wie er selbst berichtet, [2]) war eben (im J. 1829), von einer Reise in Italien, nach Holstein auf seine Güter zurückgekehrt, als ihn ein Schreiben Humboldt's benachrichtigte, daß die Commission sich auf Anregung des Kronprinzen mit ihm in Verbindung zu setzen wünsche, und ihn zu Begutachtung ihrer Sitzungsprotokolle auffordere. Hr. v. Rumohr unterzog sich diesem Auftrag, und seinem Gutachten und Plane ist man mit sehr leichter Abänderung zuletzt gefolgt.

Am 3. August 1830 ward das Museum, eine neue Zierde Berlins, eröffnet, und am 21sten desselben Monats stattete Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung

---

2) Rumohr, Drei Reisen in Italien, Leipzig, 1832. S. 277–78. 290.

Bericht ab. Der König war davon außerordentlich befriedigt. Auch das Museum ehrte das Andenken der Begründer. In seiner Vorhalle stehen zwei Marmorbüsten: die Schinkel's, des Erbauers, und die W. v. Humboldt's, dem die erste Organisation der Anstalt übertragen war. Die Büste des Letztern ist vom Bildhauer Tieck gearbeitet, nach einer andern, die einst Thorwaldsen in Rom gefertigt hatte.

Bekanntlich ist die Anordnung der Gemälde des Museums, noch zu Lebzeiten W. v. H.'s, der Gegenstand eines berüchtigten Streites geworden. Ein Mann, der sich schon überlebt hatte, seines Namens wegen aber selbst in die Commission gezogen wurde, aus dieser jedoch noch vor Beendigung des Geschäfts ausgeschieden war, Hofrath Hirt, trat ein paar Jahre nachher öffentlich gegen die getroffene Einrichtung und namentlich Rumohr's Vorschläge auf; der Angriff wurde jedoch durch den Direktor der Gemäldesammlung, Dr. Waagen, in einer besondern Schrift (1832) nach Gebühr zurückgewiesen.

---

Zur Stärkung des körperlichen Befindens ging Humboldt in den Jahren 1829 und 1830 wieder nach Gastein. Für Gemüth und Geist aber suchte er noch andere Labungen. Mehr noch, als bisher, lebte er jetzt auch der Vergangenheit. Und wie der schwärmerische Zug, die Sentimentalität, die seiner Jugend eigen gewesen, nun im Alter auffallend wieder zu ihm zurückkehrten, so hing er auch mit verdoppelter Innigkeit an dem, was ihm in frühen Jahren beglückt hatte — an Rom, an den Jenaer Tagen, besonders aber an dem Andenken Schiller's. Längst hatte er wohl die Absicht, das schöne Denkmal ihres Umgangs, seinen Briefwechsel mit diesem dereinst der Welt zu übergeben; durfte doch schon Körner, der

Herausgeber der Schiller'schen Werke, in dem schon 1812 diesen beigefügten Lebensabriß des Dichters mehrere Stellen aus jenem Briefwechsel mittheilen. Nun, nachdem Göthe seine Correspondenz mit dem Freunde veröffentlicht, stand H. nicht an, dasselbe zu thun. Er bereitete Anfang des Jahres 1830 die Herausgabe des Briefwechsels und schrieb im Mai, zu Tegel, die herrliche Vorerinnerung dazu. Die Sammlung erschien, kurz darnach, im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart.

Unmittelbar daran knüpfte sich eine ähnliche Beschäftigung — die auf den noch lebenden Dichterfürsten Göthe und auf Rom Bezug hatte. Göthe hatte im vorangegangenen Jahre den letzten Theil seiner italienischen Reise veröffentlicht, worin besonders die Schilderung seines zweiten römischen Aufenthalts mächtig hervorleuchtete. Mußte nun eine Mittheilung der Art H. jederzeit aufs tiefste berühren, so besonders jetzt und in seiner damaligen Stimmung. Hiezu kam, daß ein Mann, der jetzt öfter mit ihm verkehrte, und der als besonders eifriger Verehrer Göthe's bekannt ist, Varnhagen von Ense nämlich, den guten Gedanken hatte, H. zur Besprechung des neuen Werkes in den Berliner Jahrbüchern aufzufordern. Schon im März hatte Varnhagen deshalb nach Tegel geschrieben. Humboldt fand den Antrag sehr dankenswerth und schrieb am 21sten desselben Monats von da zurück: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedaure, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich

will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Doch ließ er diese schöne Veranlassung nicht vorübergehen, sondern sagte den Aufsatz bald bestimmt zu; doch konnte er denselben erst am 20. August von Tegel abgehen lassen. Er leitete ihn mit folgenden Worten an Varnhagen ein: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß Sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Das Buch war nicht vergeben, und an Aenderungen dachte man nicht. Man war froh, einen solchen Schatz heben zu dürfen. Schon im September erschien dieser Aufsatz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Der Verfasser hatte nicht nur die schönste Gelegenheit gefunden, seiner eignen Erinnerung an Rom tiefe, sehnsuchtsvolle Worte zu leihen, sondern zugleich die Selbstvollendung unseres großen Dichters zu Rom, im Mittelpunkte neuerer Kunst, zu veranschaulichen — was um so dankenswerther war, weil Viele entweder nur die Jugendwerke des Dichters schätzen, oder darüber verwundert stehen, daß Göthe während seiner italienischen Reise nicht ein neues größeres

Werk concipirte, sondern nur die schon entworfenen umbildete und vollendete.

Mit diesem Aufsatz mußte dem noch lebenden Dichter eine große Freude bereitet sein. Varnhagen hatte es auch nicht erwarten können, ihn von der an Humboldt ergangenen Aufforderung zu benachrichtigen. Darauf antwortete Göthe (25. April): „Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten." [1]) Als Humboldt's Aufsatz erschienen war, schrieb auch Zelter darüber an Göthe (26. Sept.) und zwar so, als verstehe sich das ganz von selbst, daß man Göthe'n rühme und preise. „Nun ist seit 8 Tagen," schrieb er, „auch die diesjährige Kunstausstellung offen. Vor einigen Tagen kommt der Minister von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wohl meine Anzeige des 29sten Bandes von Göthe's neuer Ausgabe (über Rom) gelesen, womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?" Glücklicher Weise konnte ich eben Rede stehen, um das erwartete Lob auszusprechen. Diese Kritik hat auch insofern Werth, da sie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nach einander italienische Kunst und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speise einnehmen können." Göthe antwortete ihm aber gleich darauf also (29. Okt. 1830): „Mich freut, daß Du Herrn v. Humboldt wegen seiner Aeußerungen über meinen

---

1) Der Brief findet sich in der Reihe von Briefen Göthe's an Varnhagen, welche in Th. Mundt's litterarischen Zodiacus, Okt. 1835, S. 260–80, mitgetheilt worden.

römiſchen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares geſagt haſt; mir haben ſie zu Erinnerung und Nachdenken viele Gelegenheit gegeben. Es iſt merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er ſich in die dortigen Zuſtände verſenkt hat, und mich daſelbſt betrachtet. Ihm von innen heraus entgegen zu gehen, fand ich alle Urſache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich ſelbſt zurückgeführt worden." [2])

So ſprach Göthe, und mit vollem Recht; denn dieſer Aufſatz gehört zu dem Beſten, was über ſeinen Dichtercharakter und den Bildungsgang deſſelben geſchrieben worden iſt.

---

Während H. in ſolcher Weiſe an Kunſt und der Litteratur Theil nahm, im Stillen aber mehr noch in ſeine Sprachforſchungen verſenkt war, brach in Paris eine Revolution aus, die der vorurtheilslos Betrachtende längſt hatte kommen ſehen können. Mit einem Schlage ward der Zuſtand Frankreichs geändert. Ganz Europa ſchien eine neue Epoche antreten zu wollen, und wirklich wurde faſt in allen Frankreich benachbarten Ländern entweder ein neuer Zuſtand herbeigeführt oder doch ein namhafter Fortſchritt errungen. Deutſchland verdankt dieſem Anſtoß einen regern Sinn für politiſches Leben und — den Zollverein. Freilich ſtand aber auch der Feind im Weſten viel bedrohlicher da; im Oſten war die polniſche Wunde aufgebrochen; Deutſchland, und Preußen insbeſondere, befanden ſich in ſehr kritiſcher Lage.

Der Bruder unſeres Humboldt, der jetzt immer höher im Vertrauen des Königs ſtieg, und, bei ſeiner langen Verbin-

---

2) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, VI. 25. 40—41.

dung mit der französischen Hauptstadt, sich sehr natürlich zum Vermittler zweier Nationen darbot, ging schon im September 1830, zur Begrüßung der neuen Dynastie, und im Februar des nächsten Jahres abermals mit einer wichtigen Sendung nach Paris. Doch auch an Wilhelm sollte diese Zeit nicht spurlos vorübergehen. Nicht nur, daß er gewiß den Gang der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick verfolgte; er erlebte auch eine Art politischer Rehabilitation. Sei es, daß man einen Mann, zu dessen Talent man in einer so kritischen Zeit vielleicht noch seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werden konnte, dem Staate wieder nähern wollte, oder daß man höchsten Ortes nicht mehr den frühern Widerwillen hegte, der König ergriff die Gelegenheit, um H. eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, die er längst verdient hatte. Er verlieh ihm den höchsten Orden des Staats, den schwarzen Adler-Orden, und rief ihn, wenn auch nicht in das Staatsministerium, doch in den Staatsrath zurück. Die Sache ging also: H. war Anfang August von einer Reise ins Herzogthum Sachsen heimgekehrt, [1]) und hatte am 21sten desselben Monats dem Könige seinen Bericht über die getroffene Einrichtung des Museums übermacht. Darauf erließ der König an ihn nachfolgende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß

1) Allg. Zeitung, 9. Aug. 1830.

Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt. Berlin, den 15. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm." [2])

Alexander v. H., der vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese allerhöchste Gunstbezeugung gewesen war, äußerte darüber am Tage seiner Abreise nach Paris (26. Sept.) schriftlich: [3]) „Mein Bruder hat eine Art Restauration gemacht; ich hoffe, sie soll dauerhaft sein."

Diese Wiedereinführung in den Staatsrath war allerdings nur eine Art Restauration zu nennen. H. trat nicht, als aktiver Minister, in das Staatsministerium zurück. Auch der Pension wurde nicht gedacht. — Doch schon diese theilweise Wiedereinsetzung erregte große Freude im Publikum; [4]) freilich mehr der Erwartungen wegen, die sich daran knüpften. Denn man hoffte gleich, der Eintritt in den Staatsrath werde nur der Vorläufer sein und H. wirklich wieder in Aktivität gesetzt werden. [5]) Ja es verbreitete sich schon das Gerücht, er sei mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes beauftragt worden. [6]) Von all dem aber ging nichts in Erfüllung; es hätte dies eine Systemsveränderung vorausgesetzt, an die der alte König nicht dachte, wie sehr auch die kritischen äußern Verhältnisse an frühere Versprechungen erinnern konnten. Endlich kann man nicht glauben, daß H. in den Jahren, in

---

2) Allg. Zeitung, 13. Okt. 1830.
3) In einem ungedruckten Briefe an Gentz, dem er zur Belustigung auch ein Gedicht seines Bruders beilegt.
4) Vergl. Allg. Zeitung, 5. Okt. 1830.
5) Ebendas., 4. Okt. 1830.
6) Ebendas., 13. Dez. 1830.

welchen er jetzt stand, die schon gewählte Aufgabe verlassen und die Last eines Ministeriums von neuem übernommen haben würde, wenn nicht die Bedrängniß des Vaterlandes solches Opfer gebieterisch von ihm heischte.

Dagegen konnte er, was den Wiedereintritt in den Staatsrath anlangte, dem Wunsche des Monarchen gar wohl entsprechen. Er wurde dadurch nicht verantwortlich für die Verwaltung selbst, noch war er genöthigt, seine wissenschaftliche Thätigkeit aufzugeben. Er übernahm damit nur eine geringe Beschwerde. Der damalige Gang der innern Geschäfte Preußens war überhaupt ein sehr ruhiger; alles war in bestimmte Bahnen und Gränzen gewiesen, an denen man höchsten Ortes nichts gerüttelt wissen wollte. Im Staatsrath kam insbesondre wenig Bedeutendes vor; es fehlte hier selbst der Anlaß zu solcher Theilnahme, die Aufsehen hätte machen können.

Nichts desto weniger nahm H. jetzt an den Sitzungen wieder fleißig und regelmäßig Theil. [7]) Er wurde sogar alsbald auch in eine besondere Abtheilung desselben, nämlich in die für die auswärtigen Angelegenheiten berufen. Diese Sektion bestand zur Zeit [8]) nur aus drei Personen, aus dem General der Infanterie Frhr. v. d. Knesebeck, dem geheimen Staatsminister W. v. Humboldt, und dem im J. 1832 an Bernstorff's Stelle im Departement des Auswärtigen getretenen Minister Ancillon. Man könnte jedoch fragen, zu welchem Zweck überhaupt diese staatsräthliche Sektion da war? Ancillon fühlte so wenig, als sein Vorgänger, Lust, einen seiner Schritte zur Begutachtung dieses Comités zu bringen, um so mehr, da er hinreichend unterrichtet sein

---

7) Man berichtet hie und da unrichtig, H. habe sich auch aus dem Staatsrath bald wieder zurückgezogen. Es schien nur so, weil diese Behörde damals wenig oder nichts zu thun hatte.

8) Siehe das Handbuch f. d. preuß. Hof u. Staat f. d. J. 1834. S. 41.

konnte, wie weit entfernt ein Humboldt war, die „Ehre," an Dingen, wie den geheimen Wiener Conferenzbeschlüssen von 1834, mitgewirkt zu haben, mit ihm theilen zu wollen.

---

Wir wissen, daß H. nach dem Tode seiner Gattin Tegel zum Wohnsitz erkohren, das er bald auch im Winter nicht mehr verließ. In den letzten Jahren kam er nur selten nach Berlin, selten besuchte er selbst die Sitzungen der Akademie. Einen Theil der Familie hatte er bei sich, zuvörderst die unverheirathete älteste Tochter, Caroline, die nun seine Hauptstütze war; aber auch der zweiten Tochter, Adelheid, und deren Gemahl, dem General v. Hedemann, war es vergönnt, diese letzten sechs Jahre um ihn zu sein. Daneben fehlte es gar nicht an Zuspruch aus der Hauptstadt. Prinzen, Staatsmänner, Gelehrte wandelten gern zu dem Geiste, der jetzt in Tegel hauf'te. Manche Zeit jedoch war dieser so in seine Studien versenkt, daß er Niemanden sah, als den engsten Kreis der Seinen, und selbst hohe Personen nicht angenommen werden konnten.

Auch das körperliche Befinden mahnte ihn, seine letzten Aufgaben streng im Auge zu behalten. Seit dem Tode der Gattin zeigten auch seine physischen Kräfte eine Abnahme, die bei unauslöschlicher Wehmuth und in angestrengter Geistesthätigkeit sichtbar zunahm. Wer ihn später in Berlin sah oder öffentlich reden hörte, konnte sich nur schwer ein Bild dieses einst so rüstigen Mannes machen; als wenn die Masse der Ideen, die es in sich trug, nun zu schwer wurde, senkte sein Haupt sich immer tiefer auf die Brust hinab; selbst der Zunge versagte die vielgeübte Beweglichkeit. Um sich zu stärken, besuchte er noch in den Jahren 1831, 1832 und 1833

das Seebad Norderney; das Bad that auch seine Wirkung; es war ihm innerlich ganz wohl. Schien es doch, als wolle das Geschick sein Leben so lange fristen, bis dessen Aufgabe vollendet wäre.

Wir werden die Studien und Arbeiten, denen diese letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise gewidmet waren, nachher näher berühren. Es galt ihm jetzt vor allem, sein großes Werk über den Sprachbau und über die Kawisprache zu vollenden und die Summe von Ideen, die sein Eigenthum geworden, völlig in Ordnung zu bringen.

Die wichtigsten dieser Ideen legte er in dem großen Sprachwerk nieder; aber er hatte auch ein Gefäß gefunden, um die Empfindungen, die sein Gemüth bewegten, festzuhalten. Das Bedürfniß, Ideen und Gefühle, die ihn lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, hatte er früh schon gefühlt; „es nahm aber auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl eines großen Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen minder trüben, als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, deren Existenz weder seinem Bruder noch irgend einem andern Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde." Er hatte jeden Abend, mehrere Jahre, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, seinem Sekretair Ferdinand Schulz (jetzt als geheimer Sekretair bei der Verwaltung der Staatsschulden in Berlin angestellt) in die Feder diktirt. Jetzt ist auch schon ein Theil dieser Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Einem jeden Bande der gesammelten Schriften des Verewigten hat sein Bruder Alexander, dem wir obigen Bericht verdanken, [1]) eine Auswahl aus diesem Cyclus

1) Siehe dessen Vorrede zu W..v. H.'s. ges. Schr. B. I. S. V.

ergreifender Sonette beigegeben, so daß uns jetzt fast ein paar hundert derselben vorliegen, was freilich nur ein kleiner Theil dieses poetischen Nachlasses ist, der auf zwölf hundert solcher Sonette sich belaufen soll. „Vielleicht geschieht es," sagt der Verfasser selbst in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieser kunstlosen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorschwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rette — so daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre."

Wer Humboldt bis an die Gruft geleiten will, muß diese Gedichte aufsuchen. Da sehen wir ihn, den Heroen des Alterthums ähnelnd, mit unerschütterter Ergebenheit die Brust dem Schicksal bieten und dem Tod entgegen gehen. Muth allein, sagte er, zieht die Hülfe von oben, den Hauch der Gottheit, nieder. Gleichmüthig sieht er die dunkelbraunen Haare bleichen, und wenn zuletzt selbst die Sprache verstummt, taucht zwar einen Moment die Sehnsucht nach dem süßen Menschenlaute auf, bald aber weiß er sich glücklich, daß er in der Stille eine innre Welt sich auferbaut aus dem, was sonst den Lippen er vertraute. Das niedere Gewühl der Welt berührt ihn nicht mehr; seine Welt ist der Gedanke. „Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet, wer seine Grenzen auszudehnen sucht, und nur zu leben glaubt, wenn das gelingt, der in zwei Welten sicher herrschend schaltet." Als ein solcher Herrscher erscheint er hier, sinnend über die Räthsel des Lebens, die Gesetze des Daseins, die Bestimmung des Menschen und unsre Zukunft, den glücklich preisend, der noch hier im Leben des Denkens unbegränzte Fläche beschiffen und, fern der Welt und ihren Tandgeschäften, den Blick fest an den Nordstern heften kann. Doch nicht die Müdigkeit am Weltgeschäft hebt uns allein schon über das Nichtige und Verwirrende in ihr empor; nur ein ernster Wille führt in die hellere Region.

Er ſelbſt erſcheint wie ſchon der Welt entrückt, und Geiſterrede ſcheint uns anzuwehen. Er macht ſich mehr und mehr mit dem Gedanken des Todes vertraut, die Zweifel aber nicht umgehend, die das Menſchenherz dabei befallen. Mit jedem Athemzuge aber wächst ihm die Zuverſicht auf ewige Dauer, und Hoffnung lächelt ihm Beſeligung hernieder. Weiß er doch, daß er leben, daß er mit der, die ihm vorangegangen, wieder vereinigt ſein werde! Selbſt die Erinnerung an das Vergangene iſt er bereit zurückzulaſſen, wenn nur die Liebe bleibt, und nur dieſe Sehnſucht beſchwichtigt wird.

Nur ſo lang er auf der Erde weilt, mag er die zwei tröſtenden Göttinnen, die ihn begleiten, nicht von ſich ſcheiden ſehen — die Erinnerung und hoffende Sehnſucht. Erinnerung führt ihm alles Schöne, das er genoſſen, die Tage ſeiner Jugend, die Freunde, das heiß beſungene Rom, Albano und die Gebirge Caſtiliens zurück. Es iſt dies aber nicht eine Erinnerung, die ihm die Gegenwart entleidet; ſie erquickt ihn nur als geiſtiger Beſitz. Jetzt feſſelt ihn ja der Ort, die ſtillen Mauern, die er mit Liebe ſich erbaut. „Wie könnt' ich," ſagt er, „von der theuern Stelle weichen, wo ich mir ew'ge Heimath ſüß gegründet? Wie täglich nicht die nie Vergeſſne grüßen?" Iſt ihm doch auch das Vaterland, das dürftig große, nun doppelt theuer. Alle Schönheiten des Südens erbleichen vor dem Reiz der heimathlichen Welt, da, in Liebe zu ihr, der Geiſt doppelte Funken ſprüht. Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe; ſie hängt an dem, was einmal ſie geliebt, und liebt es fort in ſeiner nackten Blöße. Sah er nicht eben da, wo die vaterländiſche Erde am meiſten mit ihren Reizen kargt, ein Volk auf ſichern Bahnen des Geiſtes fortſchreiten; nicht wiegte da ein wohllebiges Daſein die Bewohner, ſondern in raſtloſer Thätigkeit, mit dem Schwert und mit dem Wiſſen gewappnet, arbeitete auf dem Boden, den der Seher hatte bereiten helfen, langſam und

ſchwer darniedergehalten, ſich der neue Hort unſerer Nationalität und Zukunft empor.

Endlich aber zog eine Erinnerung den einſam Glücklichen von allem Schönen, das er genoſſen, weg und führt ihn mächtig in die Arme der andern Begleiterin, der Hoffnung. Die theure Abgeſchiedene iſts, die vor Allen in dieſen Liedern gefeiert wird; die Sehnſucht nach ihr, der Drang, wieder mit ihr vereinigt zu werden, läßt keinen zweiten Wunſch aufkommen. Selbſt das Geleit der Genien, die ſeine Jugend, ſein Leben ſonſt erhöhten, bittet er ſich nur bis zum Grabe aus. Dann ſoll ihn ganz die Liebe halten, die hier ſchon von der Welt ihn erſt recht abgezogen, von der alles, was ſelbſt im Dichterkranze ſtrahlt, ſein Licht borge. In dieſen Gedichten iſt ſie der Anfang und das Ende. Seine Träume beglückt die Geliebte mit ihrem Wiedererſcheinen; in der Wiedervereinigung mit ihr ruht all ſein Hoffen.

Davon reden wir nicht, wie ſich in dieſen Dichtungen Neigungen und Studien des edlen Greiſes durchſchlingen, wie ſelbſt der griechiſche Mythos darin zum Symbol des Allerneueſten und Individuellſten wird, wie endlich in den mannigfaltigſten Beziehungen ein unendlicher Stoff des Deutens und Sinnens geboten iſt; nur über die Form noch ein Wort. Wunderſam ſchmiegt der innigen Empfindung, die hier mit einer ſeltnen Tiefe der Reflexion gepaart iſt, ſich das künſtliche Gefäß des Sonettes an, das, bei unſern Dichtern wenigſtens, nur da recht am Platze iſt, wo die Glut des Innern mächtig genug lodert, um auch das ſprödeſte Metall, den Gedanken, zu ſchmelzen, und ein innrer Trieb dazu reizt. Bei Wenigen war dies ſo der Fall, wie bei Humboldt.

In der That, auch die poetiſche Litteratur unſerer Nation hat durch dieſe Gedichte eine Bereicherung erhalten. Nicht ein großer Dichter ſpricht darin, aber ein um ſo größerer Geiſt, ein Mann, dem auch früher nicht die Begabung abging

wo die Macht der Begeisterung und die Stärke der Empfindung ihn antrieb, etwas wahrhaft Poetisches zu schaffen, dessen poetische Zunge aber jetzt erst, an der Schwelle der Ewigkeit, ganz gelöst wurde. Wir verkennen darum nicht, daß diese Dichtungen, wie sie in mehr oder minder glücklicher Stunde zur Erquickung ihres Schöpfers auftauchten, nicht gleichen Werth, noch gleiche Vollendung bekommen haben. Dessenungeachtet aber wünschen wir, daß die Auswahl der Sonette noch nicht geschlossen sei. In einem Kranze, den wir flechten, hat auch das geringere oder minder vollkommene Blatt seinen Werth, wenn es den Wechsel unterhält und durch sein Dunkel den Glanz der andern erhöht.

---

Zwei Verbindungen, die diese letzten Lebensjahre schmückten, müssen wir noch besonders hervorheben — die mit seinem Bruder Alexander und die mit Göthe.

Den Bruder hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten sich die zu sagen, die so lange getrennt gewesen waren, und — aus Gründen, die man leicht erräth — nicht einmal schriftlich ihr Herz ausschütten konnten. Die Briefe, die sie einander schrieben, waren selten und öde, wie eine Landschaft ohne Wasser und ohne Grünes. Denn, wie es zu gehen pflegt, sie theilten sich am Ende selbst das nicht mit, was sie ganz ungescheut hätten sagen dürfen. — Mit welcher Freude mußte also Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngern und Rüstigeren, neben sich seine Bahn fortschreiten sehen! Wir wissen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinanderführenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie selbst in ganz entgegengesetzten

Forſchungen die Verwandtſchaft der Naturen und die Seite, an der ſie ſich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine ſich in die Geſetze des geiſtigen und geſchichtlichen Lebens oder in Ueberreſte verſchwundener Völker und Sprachen vertiefte und in ſeiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt ſchien, der Andere indeß ſich die phyſiſche Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menſchengeiſtes, bei den Menſchenſtämmen, bei der Verſchiedenheit der Sprachen wieder zuſammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmoniſche Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich ſelbſt die Art und Schönheit ihrer Darſtellungsweiſe die ſichere Gemeinſamkeit des Urſprungs und den feſten Zuſammenhang ihrer Weſen bekunden. Auch ſchienen ſie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man dieſe Brüder mit dem Namen: „deutſche Dioskuren“ beehrte. Was man auch zu ſolchen Benennungen ſagen mag, ſo bleibt doch anerkannt, daß Beide in unſerer Wiſſenſchaft und in unſerm Leben als Vorbilder leuchten, und ein Hort ſind derer, die ihren Fußſtapfen folgen.

Den Bruder noch ſo rüſtig zu ſehen, mußte für W. v. H. ein um ſo größeres Glück ſein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe ſeines litterariſchen Nachlaſſes von dieſem beſorgt und überwacht ſein werde.

---

Daß Humboldt's Verbindung mit Göthe nie abriß, haben wir ſchon im Obigen geſehen. Auch ſtanden ſie fortwährend in Briefwechſel [1]) und hörten nicht auf, einan-

---

1) Leider wird dieſer noch immer zurückgehalten. Ein vereinzeltes Wort aus einem Briefe an Humboldt (v. 22. Okt. 1826),

der durch thätiges Intereſſe und durch Theilnahme zu fördern. [2])

Hat es, vor allem in unſerer Zeit, ſchon etwas unendlich Wohlthuendes, das Zuſammenhalten zwei ſo bedeutender Menſchen durch faſt ein halbes Jahrhundert zu betrachten, ſo muß es uns doppelt ergreifen, wenn wir ſehen, wie dieſelben bis zur Stunde des Todes mit den großen Gedanken, die ihr Leben bewegten, ſich erfreuten und ermuthigten. Zum Glück liegt der Schluß ihres Briefwechſels ſchon in einigen Bruchſtücken vor, die wir hier folgen laſſen.

Den 1. December 1831 ſchrieb Göthe an W. v. Humboldt:

„ . . . Im Allgemeinen kann ich wohl ſagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unſere Unterſuchungen bis ins Allereinzelſte fortzuſetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit den Venen ganz am Ende der Fingerſpitzen zuſammentreffen. Im Beſondern aber kann ich wohl ſagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, deſſen etymologiſche Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtſchaft und Fremdheit hingeführt werden.

„Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich ſeine Anſicht, die geologiſchen Gegenſtände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralſyſteme ganz unmöglich wird, ſo habe ich mit wahrem Antheil und Bewunderung geſehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zuſammenhängt und mit der

---

worin Göthe den Zweck ſeiner Helena (im 2ten Th. des Fauſt) darlegt, leſen wir jetzt bei Riemer, in den Mittheilungen über Göthe, II. 571.

2) So findet ſich auch in Göthe's Zeitſchrift: „Kunſt- und Alterthum" vom J. 1820, (B. II. H. 3. S. 191—92.) eine Zugabe unter der Aufſchrift: Umgekehrte Ableitung, die: v. H. unterzeichnet iſt und ohne Zweifel von Humboldt herrührt. Sie giebt die richtigere Ableitung des franzöſiſchen Wortes: verjus, auf eine, welche Göthe im vorangegangenen Heft verſucht hatte.

ungeheuern Menge seiner Kenntnisse in Eins greift, wo es dann durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

„Darf ich mich im alten Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird; ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine gute Tochter Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und in diesem Sinn erzählen sollte.

„Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig, und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung wohl auch überraschen." . . .

G.

Wilhelm von Humboldt aber antwortete an Göthe:

„Tegel, am 6. Jan. 1832.

„Es hat mich unendlich gefreut, aus ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und gelungensten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt, oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung

und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist.

„Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt." . . .

Der Ihre

Humboldt. [3])

Göthe's Antwort, am Morgen desselben Tages, an welchem er Nachmittags tödtlich erkrankte (17. März 1832), geschrieben, ist im Schlußheft von Kunst und Alterthum B. VI, H. 2. (1832) S. 622—25, abgedruckt worden.

Sie lautete also:

„Nach einer langen unwillkührlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

„Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst giebt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

---

3) Diese Bruchstücke des Göthe-Humboldt'schen Briefwechsels wurden erst jüngst mitgetheilt von Fr. v. Müller, im Anhang zu der mehrerwähnten Anzeige von Humboldt's ges. Werken. (Neue Jen. Lit.-Zeitung, 1843. Nro. 1—2.)

„Hier treten nun die mannigfaltigſten Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten, wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß, das ich ſo gerne brauche.

„Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.

„Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht, immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer iſt, wie Sie wohl wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unſere Abendgeſpräche führen oft auf die Gränzen dieſes Faches.

„Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeſchloſſenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniſſe des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar, den 17. März 1832.

Treu angehörig
J. W. Göthe.

Vier Tage darauf ſtarb der Dichter, am 22. März 1832. Humboldt's Erwiederung traf gerade im Moment der feier-

lichen Bestattung Göthe's (26. März) zu Weimar ein; [4]) der Inhalt dieses Briefes aber ist noch nicht bekannt worden.

---

Nun aber ergriff Humboldt die erst dargebotene Gelegenheit, seine Ansicht über Göthe — die auch das mißlungenste Alterserzeugniß nicht zu erschüttern vermocht hätte, [1]) — noch einmal öffentlich darzulegen. Noch bevor Schelling in der Akademie zu München dem großen Genius einen würdigen Nachruf sprach, hielt Humboldt zu Berlin die Todtenrede [2]) auf den Genossen. Als er nämlich am 1. Mai 1832 den Jahresbericht im Kunstvereine ablegte, hatte er unter andern Beweisen wohlwollenden Antheils, deren der Verein sich in letzter Zeit sich zu rühmen gehabt, auch eines zu gedenken, an den sich, wie er sagt, bei sämmtlichen Anwesenden eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen werde. Es war ein von Göthe noch unterm 4. Jänner d. J. an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief, in welchem er für eine Sendung, die Letzterer ihm im Namen des Vereins hatte zugehen lassen, seinen Dank ausgesprochen und sich vorbehalten hatte, nachträglich noch ein Wort über die Wahl der Gegenstände, die er den jüngern Künstlern empfohlen wissen

---

4) Fr. v. Müller, a. a. O.

1) Humboldt erlebte noch das Erscheinen des zweiten Faust (1833). Es mußte ihm jedenfalls hohes Interesse erregen, zu sehen, wie der Dichter sich die Entwicklung des Stoffes gedacht hatte, wie sich darin seine Weltanschauung und selbst in Schöpfungen einer greisenhaften Phantasie noch ein unverwüstlicher Künstlergeist zeigte. Das Werk selbst freilich war mißlungen!

2) Diese Todtenrede, als ein wichtiges Zeugniß für Göthe, wurde schon im Schlußheft von „Kunst und Alterthum" (B. VI. H. 3. S. 609—616) mitgetheilt; jetzt ist sie auch unter den Berichten aus den Verhandlungen des preußischen Kunstvereins in Humboldt's ges. Werken, Th. III. S. 356—58 zu lesen.

wollte, zugehen zu lassen. Diesen Brief las Humboldt vor; dann fuhr er also fort:

Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weite, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin

war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrnen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens

ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

---

Dies war zugleich das letzte Mal, daß Humboldt selbst mit größerer Bedeutung öffentlich hervortrat. Er kam zwar, bis kurz vor sein Ende, noch jezuweilen in die Stadt, auch des Kunstvereins wegen. Im Uebrigen aber brachte er das Jahr 1834 ganz in Tegel zu; sein Streben war durchaus auf Vollendung des großen Sprachwerks gerichtet.

Wer ihn in dieser Einsamkeit aufsuchte, fand ihn stets hingebender und gefühlvoller. Wir wissen zwar, daß ein schwärmerisch-idealer Zug ihn nie verlassen; doch wußte er ihn kräftig durch seinen praktischen Sinn, durch den Verstand zu zügeln. Nie hatte er der tiefen und zarten Gefühle ermangelt; in der großen Mitte seiner Laufbahn aber hielt er, aus vielen Gründen, Haus mit seiner inneren Wärme; nur die, denen er innerlichst zugehörte, oder die ihm ebenbürtig dünkten, fanden ihn jederzeit hingebend; Anderen, oft längst Bekannten, erschien er kalt und gemüthlos. Er verhüllte sich mit Absicht und behandelte, im Gefühl der Ueberlegenheit, selbst Menschen, die etwas Besseres verdient hätten, nur als Gegenstand seiner Unterhaltung, so daß eine große Zahl der Zeitgenossen nichts in ihm sehen wollte als einen ungeheuern Verstand, den durchdringendsten Blick und ein riesenhaftes Wissen. Anders jedoch erschien er nach seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, vorzüglich aber in diesen letzten Jahren. Jetzt gab er sein Wesen offen und ohne Rückhalt hin; selbst jene Sentimentalität,

die seinen frühesten Jahren eigen gewesen war, kehrte zurück, zwar in geklärterer Form, gehoben von der Mannhaftigkeit des im Weltlauf durchgebildeten Charakters, von der Tiefe des Gedankens und der Anschauung einer reichern Phantasie, sonst aber in einer Stärke, wie nur die Jugend sie haben kann. Was er Niemanden mittheilen konnte, vertraute er wenigstens den stillen Reimen, die er hinterließ. Doch auch im Umgang, im gewöhnlichen Dasein trat das innigste Gefühl unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten. So beglückte ihn der Genius seiner Jugend, als er beschäftigt war, die letzten Aufgaben seines Denkerlebens zu lösen.

Doch unendlich mehr, als jenen, die ihn nur in einzelnen Momenten sahen, mußte das Wesen des Mannes sich denen offenbaren, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und sein Thun stets zu beobachten. Diesen nächsten Umgebungen erschien er in dieser Einsamkeit so großartig, daß, nach ihrer Ansicht, selbst die Größe seines politischen und wissenschaftlichen Lebens dagegen zurücktreten würde, wenn es gelänge, eine irgend umfassende Darstellung dieses Daseins zu geben. In völlig unabhängiger Zurückgezogenheit, unter den tiefsten Studien, in ungetrübter Heiterkeit, den reinsten menschlichen Empfindungen immer offen, gab er das Bild eines Mannes, der von der zärtlichsten und sorgsamsten Liebe, von den höchsten Gedanken bewegt, mit dieser Welt nur durch ein geistiges Band noch verknüpft schien.

Da wir eine ausgeführtere Darstellung dieses Zustandes vielleicht für immer entbehren müssen, so darf es uns um so mehr freuen, daß uns in dem poetischen Tagebuche, das H. uns hinterlassen, doch ein Theil desselben abgespiegelt und erhalten ist, und zwar ein großer und wichtiger Theil. Oder bedarf es etwa, um die Haltung dieses Mannes im Angesichte des Todes kennen zu lernen, anderer Belege, als

die in jenen Sonetten enthaltenen; und spricht nicht ein einziges schon zur Genüge dafür? Eines derselben beschließe diesen Abschnitt. Es findet sich im vierten Band der gesammelten Werke, S. 395 und führt die Aufschrift: „Des Lebens Ausgang." Er spricht:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen.
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben;
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

* * *

## Humboldt's litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu seinem Tode.

Ehe wir die letzten Lebenstage unseres Humboldt vorführen und ihn zur Gruft geleiten, schicken wir einen Ueberblick seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Mußejahre voran. Wir verknüpfen damit eine kurze Charakteristik dessen, was er, namentlich in dem hinterlassenen Hauptwerk, als Sprachforscher und Sprachphilosoph geleistet hat. Endlich

geben wir zur Ergänzung eine Schilderung des geistigen Verkehrs, in dem H. in diesen Jahren lebte, der Correspondenz und so vielfacher Theilnahme an Anderer Wirken, so wie eine Uebersicht der Ehrenbezeugungen, die ihm für so mannigfache Verdienste bis ans Ende seiner Tage noch zu Theil wurden.

### A. Litterarische Thätigkeit.

Wir haben hier nur die Früchte dieser Thätigkeit, so weit sie dem Publikum übergeben wurden, im Auge. Der größere Theil davon ist im Vorangehenden schon betrachtet worden; doch führe ich auch die schon besprochenen Arbeiten in diesem Ueberblicke mit auf. Hierher gehören folgende:

1) Die Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. Er las dieselbe am 12. April 1821 in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in deren Abhandlungen aus den Jahren 1820 — 21, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe sie im J. 1822 im Druck erschien (Berlin, 1822. 4. S. 305—22. Jetzt eröffnet sie die Reihe seiner Werke, Th. I. S. 1—35).

Dieser kurze, und doch so gediegene Aufsatz verdiente es in der That, an die Spitze der Humboldtischen Werke gestellt zu werden; nicht blos seiner Bedeutung wegen, sondern schon deshalb, weil er so sichtbar den Uebergang aus der öffentlichen Laufbahn in die wissenschaftliche Thätigkeit, die Verbindung des Staatsmannes und des Denkers charakterisirt. Gewisse Grundideen zu einer Philosophie der Geschichte waren schon sehr früh in dem Verf. aufgetaucht. Als er aber selbst thätig in die handelnde Welt eingriff, fand er Veranlassung genug, das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschicks, vor allem aber die großen und bewegenden Ideen aufzufassen und zu verfolgen, und es mußten sich in seinem Geiste die Elemente einer tiefer gehenden Philosophie der Geschichte mit Leichtigkeit entwickeln. Zwar schien es ihm, auch bei wiedergewonnener Muße, noch nicht angemessen,

ſie ſogleich und ohne das Geleit verwandter Ergebniſſe darzulegen; er wollte ſie vielmehr recht ausreifen laſſen. Doch fühlte er ſich, gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsleben, bewogen, einen mit dieſen Wahrnehmungen in innigem Zuſammenhange ſtehenden Gegenſtand der Unterſuchung zu unterwerfen, wobei er nothwendig einen Theil jenes Beſitzes in Anwendung bringen mußte. Er ſtellte ſich die Frage: was iſt die Aufgabe des Geſchichtſchreibers? faßte aber auch hier nur den Haupttheil der Frage ins Auge. Dieſen hob er aber auch ſogleich auf eine Höhe der Betrachtung, die bisher nicht erſtiegen worden war.

Indem er, wenn auch nur andeutend und ſkizzenweiſe, jedoch deutlich genug die verſchiedenen Gattungen und Seiten der hiſtoriſchen Kunſt, Chronik, Memoire, die äußerliche, die pſychologiſche und pragmatiſche Behandlung der Geſchichte charakteriſirte, fand er Gelegenheit, auf die auch in der Menſchenwelt herrſchenden tieferen Geſetze hinzuweiſen und eine in der Theorie der Geſchichtſchreibung beinahe gänzlich, meiſt aber auch in der Praxis offen gebliebene Lücke fühlbar zu machen. Durch alle vorher angedeuteten Behandlungen wird das Auftreten neuer gewaltiger Richtungen in der Geſchichte ſo wenig erklärt, als die Kraft, mit der die Menſchheit in größern und kleinern Kreiſen dieſe Richtungen durchzuſetzen arbeitet. Von dem Satze ausgehend, daß das Geſchehene nur zum Theil in der Sinnenwelt ſichtbar ſei, das Uebrige aber hinzuempfunden, geſchloſſen, errathen werden müſſe und daß die volle Wahrheit des Geſchehenen auf dem Hinzukommen jener unſichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatſachen beruhe, dringt H. in die geheimſten Tiefen des menſchlichen Auffaſſungs- und Produktionsvermögens, belauſcht die innere Werkſtätte des Dichters und des Künſtlers, entwirft die Gränzlinie ihrer Gebiete, zeigt, wie ſie ſich berühren, und wie ſelbſt die ſchlichteſte Naturbeſchreibung erſt noch eines aus der

Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen innern Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen, noch beschreiben läßt; so gelangt er zuletzt zu der höchsten Forderung, die an den Geschichtschreiber gestellt werden muß: „alle Fäden irdischen Wirkens und zugleich alle Gepräge überirdischer Ideen zu umfassen," um daraus das Geschehene zwar in reiner Objektivität, aber in seinem innern nothwendigen Zusammenhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen. [1])

Er lehrt also: der Geschichtschreiber müsse vor allen Dingen das Eintreten jener neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Ideen wahrzunehmen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Ideen und ihrer Verwirklichung nachgehe, zu bewältigen wissen. Zugleich aber mahnt er daran, wie vorsichtig der Geschichtschreiber hiebei zu Werke zu gehen habe; wie er sich hüten müsse, „der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern." „Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht," sagt er, „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Um-

1) In diesem Passus der Darlegung des in Rede stehenden Aufsatzes folgte ich der mehrerwähnten Beurtheilung der Humboldt'schen Werke von Fr. v. Müller, und zwar wörtlich. Denn wozu soll man das anders zu sagen sich abmühen, was schon in der besten Weise gesagt wurde?

fang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit." — „Wie man es aber immer anfangen möge," sagt er an einer andern Stelle, „so kann doch das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte außer denselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als gewiß der Irrthum bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich."

Somit war die ganze Frage nach ihrer innersten Tiefe auf das Gebiet einer Geschichtsphilosophie gerückt, die wir noch nicht hatten, deren Begründung aber, von Herder's Zeiten her, den tiefer schauenden Geistern als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Nachdenkens erschien. Es handelt sich darum, nicht nur die Bedeutung jener leitenden Ideen und das Walten der Vorsehung in ihnen, sondern gegenüber jener nur mittelbar oder auch unmittelbar wirkenden Hand der Vorsehung zugleich die Macht und Bedeutung der individuellen Menschenkraft und ihrer Selbstthätigkeit aufzufassen. Mit diesen Betrachtungen war Humboldt bis an das Ende seiner Tage beschäftigt; er war auch ganz dazu geschaffen, ihre Entwicklung zu zeitigen. Wir sahen, wie er sie in der Correspondenz mit Göthe berührt, und werden noch darauf hinweisen, in welcher Weise er die gewonnenen Ergebnisse in sein Schlußwerk zur Philosophie der Sprache verwob.

Schon das, war er in dieser Abhandlung — gewiß eine der tiefgedachtesten und ideenreichsten, die aus seiner Feder geflossen — niedergelegt, blieb nicht ohne Wirkung und mußte es wohl auch in einer Zeit, wo man eines Theils ernstlich beschäftigt war, die Philosophie der Geschichte zu begründen, andern Theils unserer Historiographie durch Theorie der Geschichtschreibung zu Hülfe zu kommen suchte. So ist schon die Thatsache interessant, daß Hegel

im Winter $18^{22}/_{23}$ zum ersten Mal Philosophie der Geschichte vortrug. [2]) Später zwar, aber noch entschiedener, zeigte sich der Einfluß dieses Aufsatzes auf die Theorie der Geschichtschreibung. Ganz eng an Humboldt schloß sich Gervinus in seinen Grundzügen der Historik (1837). Gervinus führte Manches weiter aus und bestimmte Einiges schärfer, doch wußte er zugleich auf das Verdienst des Vorgängers und den Werth dieses Aufsatzes hinzuweisen. [3])

2) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata. H. trug diese Abhandlung der Akademie in zwei Abtheilungen vor, die erste am 30. Junius 1825, wiederholt in der öffentlichen Sitzung vom 3. Julius desselben Jahres, die andere am 15. Juni 1826, gleichfalls wiederholt in der öffentlichen, am Leibnitztage dieses Jahres gehaltenen Sitzung. Gedruckt erschien sie schon 1826, einzeln, Berlin, bei Dümmler (gr. 4.), dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den J. 1825, Berlin 1828, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe, S. 1—64. Endlich steht sie in H.'s gesammelten Werken, I. 26—109. Von dem Inhalt und den Schicksalen dieses Aufsatzes ist schon früher (S. 433—438) berichtet worden. Humboldt gab noch einen Nachtrag zu der Abhandlung, den wir, seines Inhalts wegen, unter den sprachwissenschaftlichen Werken aufführen werden.

3) Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Vorerinnerung zu dem Briefwechsel

---

2) Der Herausgeber dieser Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, E. Gans, nennt auch, in der Vorrede zu dem Werk (S. IX.), W. v. Humboldt unter denen, die dieses Feld beiläufig cultivirten, und beruft sich deshalb auf diese, „stilistisch eben so meisterhafte, als dem Inhalte nach tiefe" akademische Abhandlung: „über die Aufgabe des Geschichtschreibers."

3) Siehe G. G. Gervinus, Grundzüge der Historik. Leipzig, 1837. S. 10 u. 66.

zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er schrieb dieselbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt sie das schönste Denkmal, das dem Genius des Dichters gesetzt worden sei, und er hat Recht, insofern sie das erste tiefer gehende Urtheil war, das dem einseitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantischen Schule diesen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufsatze dürfte außerdem das Verdienst zukommen, einen Mann wie Hoffmeister zu einem umfassenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir schon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 454—55) versucht, den Inhalt dieser Vorerinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29sten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Diese Beurtheilung erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieses Jahrgangs) und findet sich jetzt in H.'s ges. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieser Aufsatz wurde von uns (s. oben Th. II. S. 455—58) schon hinreichend besprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das seinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unseres größten Dichters bleiben wird. —

## B. Linguistische Thätigkeit.

Während die litterarische Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutscher und fremder Litteratur widmete, so weit als er ihn öffentlich bekundete, in diesen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, sehen wir ihn auf sprachwissenschaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfassendsten Forschungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der so tief in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, sich nun so weit davon entfernen konnte, und sich nicht vielmehr zu praktischeren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerksam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird sich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derselbe in dem politischen Streben, auch wo es den Anschein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm stets überwog, wie sie auch mitten im höchsten Strudel der Geschäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung suchte. Daß er in seinen Studien die praktischen Gebiete deshalb keineswegs hintangesetzt, bewies sein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er sonst bei so verwickelten und durchaus positiven Gegenständen, als ihm, und vorzugsweise ihm, bei den Friedensschlüssen und während der Tage des Wiener Congresses zu behandeln oblagen, wie bei so schwierigen Verhandlungen, wie später im preußischen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfassung, sich ebenso durch Einsicht hervorthun können, als durch Geist und beredten Vortrag seiner Meinung! Wir wissen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Untersuchungen politischen Inhalts niederschrieb, über die Gränzen namentlich, die nach seiner Ansicht der Wirksamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, gezogen werden sollten. [1]) Allein die eigentliche Richtung seines Forscherſinnes ging nicht dahin. Sie grub sich tiefere Wege: nicht daß er jene abstrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, eine neues System

1) Siehe oben Th. I. S. 171–207.

der Philoſophie aufzuſtellen oder ein vorhandenes vom Grund aus zu verſtehen. Der Natur ſeines Geiſtes gemäß, dem ein völlig abſtraktes, in ſich ſelbſt zurückkehrendes Denken ſo fern lag, als fortwährendes Grübeln über den Urgrund der Dinge, und die Richtung wie die Gränze ſeiner ſpekulativen Begabung wohl erkennend, ſammelte H. ſeine Kraft auf dem Gebiete, das zwiſchen dieſer Abſtraktion und jenen praktiſchen Theilen in der Mitte liegt und das in der Zeit, in welcher ſein Geiſt ſich entſchied, unſere Denker und unſere Dichter vorzugsweiſe beſchäftigte — auf dem Gebiet, wo das Zuſammenwirken des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, der Natur und der Geiſterwelt, alſo gerade die Natur des Menſchen, ſich am tiefſten offenbaret. Dieſes Gebiet umfaßt Anthropologie, Philoſophie der Sprache und Aeſthetik. Auch die Anthropologie berührte Humboldt, doch mehr an der äſthetiſchen Seite.[2]) Ihre allſeitige Begründung überließ er Männern, die von der Naturwiſſenſchaft ausgingen, z. B. Burdach. Mit deſto regerem Eifer griff er dafür in die Gebiete, die ſeinem Intereſſe und allgemeinen Forſchungstriebe zunächſt lagen, und in denen er etwas Nachhaltiges und Neues gründen konnte — in Philoſophie der Kunſt und Philoſophie der Sprache.

Denn auf dieſen Gebieten erging ſich nicht ſeine Denkkraft allein, ſondern ſein Forſchungstrieb überhaupt. Inſtinkt und Naturanlage machten H. zum Sprachforſcher im weiteſten Sinne. Konnte doch auch jener urſprüngliche Trieb, die Abſicht: Weſen und Entwicklung des Sprachbaues zu ergründen, erſt in den umfaſſendſten Studien und Vergleichungen der vorhandenen Sprachſchätze zur Erfüllung kommen! Aber ſelbſt die trockene Sprachforſchung reizte H., da in ſeiner Hand auch das Unſcheinbare dazu diente, Wichtiges aufzufinden oder zu begründen. — Aber eben dieſes Streben, nicht

2) Siehe oben Th. I. S. 382–388.

blos in die Tiefe, sondern auch in die Breite der Wissenschaft, und zwar linguistischer Studien, mag an einem solchen Manne Vielen unerklärlich dünken; uns ist es dies gar nicht. Manche werden daraus den Schluß ziehen, daß Humboldt nur zum Forscher geboren gewesen sei, nicht zum Staatsmann; sie werden schon in der Wahl dieser Studien eine zu beschauliche Natur erkennen, als daß solche ihm im praktischen Wirken nicht störend hätte in den Weg treten sollen; und zuletzt den Grund der gegen ihre Wünsche gering ausgefallenen Ergebnisse seines Wirkens als Statsmann in einem mit jenem beschaulichen Forschersinn zusammenhängenden Mangel an praktischem Geschick und an Staatsklugheit in ihm suchen. Von dem Vorhandensein des Einen läßt sich aber zunächst gar kein gerechtfertigter Schluß auf den Mangel des Andern ziehen; man müßte denn erst nachweisen, daß ein Dritter an seinem Platze mehr ausgerichtet haben würde, als H., was bei der Beschaffenheit damaliger Verhältnisse, und namentlich der preußischen Zustände, so leicht nicht nachzuweisen ist. Es hieße ferner der menschlichen Natur, der Natur eines ausgezeichneten Mannes enge Gränzen ziehen und manche an sich räthselhafte Erscheinung noch unerklärlicher machen, wollte man annehmen, daß in einem Manne, in dem ohnehin sich auffallende und merkwürdige Gegensätze genug darstellten, staatsmännische Geschicklichkeit nicht neben jenem Forschergeist und jener Beschaulichkeit habe bestehen können. Kommt es denn endlich nicht in allem menschlichen Thun besonders darauf an, wie eine Sache gethan wird? War denn H. ein Sprachforscher gewöhnlichen Schlages? Ist es nicht vielmehr als ein Glück zu betrachten, daß unter andern genialen Männern auch einer von so umfassendem Geist und Geschick an die Sprachwissenschaft kam, da es galt, diese für immer aus jenem Pedantismus empor zu heben, in welchem sie von eng-

brüstigen Philologen gehalten würde? Oder war es etwa ein Schaden für unsere Politik, daß sich unter unsere Staatsmänner Einer mischte, der noch für andere und fernliegendere Gegenstände Sinn trug, als blos für Staatsfragen, und eben deshalb auch im politischen Wirken eine Kraft der Intelligenz und eine Hingebung an Ideen bewährte, die man bei unseren hofmännischen oder aktenbestaubten Staatsleuten so wenig trifft; daß einmal Einer da war, dessen geistige Befähigung weit über das Gegebene sah, der aber nicht blos grollte über diese Beschränktheit, nicht blos einen Anstoß gab, sie zu durchbrechen, sondern Geisteskraft, Ausdauer und Zähigkeit genug besaß, um stät an der Umbildung der Dinge zu arbeiten, der, wenn auch das Glück ihn wenig begünstigte, eine Ahnung dessen gab, was bei günstigeren Verhältnissen ein hoher Sinn in Deutschland vermöchte.

Endlich war aber doch auch jetzt der Forschungsgeist dieses Mannes nicht blos auf Litteratur und auf Sprache gebannt, so sehr es den Anschein haben mochte. Er wandte seine Gedanken zugleich auf ein Gebiet, das zwar auch nicht unmittelbar in die politischen Verhältnisse oder die Bedürfnisse der Nation eingreift, dennoch aber von hoher praktischer Bedeutung ist, da es den Grund legt zu jeder ächten Staatsweisheit und gesunden Anschauungen in allen Theilen der praktischen Philosophie und, indem es die Vergangenheit begreifen lehrt, den Weg in die Zukunft uns erleichtert. Schon in den frühesten Jahren sahen wir Humboldt's Betrachtung auf Grundgesetze des geschichtlichen Lebens gerichtet, und stets verfolgte er diese Richtung. Aus diesem Boden — über den er bei seinem Antheil an großen Weltbegebenheiten immer mehr Herrschaft gewann — erwuchs allmählig eine philosophische Auffassung und Darlegung des Geschehenden. Statt aber die Elemente dieser Philosophie selbstständig zu entwickeln, versenkte sie Humboldt in die überhaupt und

besonders bei ihm innig damit verwebte Philosophie der Sprache. Das große Sprachwerk, das er uns hinterlassen, enthält neben den Untersuchungen über die Sprache, ihr Wesen und ihre Entstehung, zugleich Grundzüge einer Philosophie der Geschichte, deren Ausbau nur zu wünschen wäre. Denn erst die selbstständige Entwicklung des in jenem Werke enthaltenen geschichts-philosophischen Elementes würde uns den vollen Werth und die Bedeutung desselben, besonders für die Gebiete der praktischen Philosophie, aufhellen; dann erst würde die Wirkung recht zu spüren sein, welche die Philosophie der Geschichte, von solchen Geistern aufgefaßt, in unsrer Staatswissenschaft und unsrer Geschichtschreibung hervorrufen könnte, sie, die schon unter minder praktischen, also auch weniger berufenen Händen, z. B. Hegels, so bedeutend erschienen ist. In der That, die tiefere Entwicklung der Geschichts-Philosophie ist ein solches Bedürfniß unsrer Zeit und unsrer Wissenschaft, daß Niemand wagen sollte, einen Genius, der auch hier mitwirkend eingriff, einer unpraktischen Geistesrichtung zu zeihen.

Hier ist ferner die Frage zu beantworten: ob denn die Sprachforschung, wie H. sie geübt, wirklich so von aller Praxis abliegt, wie es den allgemeinen Anschein hat? Ich glaube nicht. Wir haben erst erwähnt, wie Humboldt, unmittelbar nach dem Austritt aus seiner politischen Laufbahn, die Theorie der Geschichtschreibung erörterte und dabei an die Grundzüge eines für die Lösung aller praktischen Fragen hochwichtigen Gebietes der philosophischen Wissenschaft — an die Philosophie der Geschichte streifte, und wie diese Richtung nicht weniger, als die Erforschung des Sprachlichen in seinem innersten Wesen lag. Auch schließen diese Forschungen sich keineswegs einander aus. Das vergleichende Studium und die Philosophie der Sprache war vielmehr ein noch unbenützter, aber überaus fruchtbarer Weg, zu einer tiefen und

gesunden Auffassung der Philosophie der Geschichte zu gelangen, eben der Wissenschaft, von der man mit richtigem Instinkt die Durchsicht und Ergänzung aller Theile der praktischen Philosophie und der damit zusammenhängenden Fachwissenschaften erwartet. Wenn also H. im Geleit dieser Sprachforschungen und auf deren Grunde allein zu den für die Fortbildung der Philosophie der Geschichte wichtigen Ergebnissen gelangen sollte, welche er in dem nachgelassenen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ niedergelegt, dann hätten wir das Geschick zu preisen, das ihn zum Sprachforscher machte.

Nur die niedere Sprachforschung liegt weit von der Geschichte, von den praktischen Interessen ab; je höher aber sie sich aufschwingt, desto deutlicher offenbaret sie den Zusammenhang, in dem die Sprache des Menschen zu dessen ganzer Geschichte und Entwicklung steht. Der Sprachphilosoph aber wird nothwendig auch Geschichtsphilosoph werden.

Ueberhaupt liegt es im Charakter einer geistig vorgerückten Zeit, ebenso alle einzelnen Gebiete des Wissens an der Hand der Philosophie tiefer zu entwickeln, als die Philosophie wieder von einzelnen dieser Gebiete aus zu höherer Vollkommenheit zu führen. So hat die deutsche Philosophie, nach der großen und allgemeinen Richtung, die sie durch Kant empfing, den ersten großen Umschwung durch die Naturforschung bekommen, dergestalt, daß der Gründer dieser neuen Richtung die Gestalt, die er der Philosophie gab, auch im Allgemeinen Naturphilosophie nennen durfte. Nach ihr ist die Geschichte der bewegende Faktor worden, wenn sie sich auch zuerst als Philosophie des Geistes der Natur gegenüber stellte. Das nämlich, was der Schöpfer des neuesten unsrer philosophischen Systeme eigentlich erstrebte, wird vielleicht nur dadurch an's Ziel geführt werden, wenn eine tiefere

Begründung der Geschichtsphilosophie und von ihr aus die Durchsicht des ganzen philosophischen Gebiets vorangegan- ist. Damit aber hängt die Gründung einer neuen Disciplin, der Philosophie der Sprache, so innig zusammen, daß wir den Schöpfer derselben als einen Hauptbeförderer dieser Bewegung betrachten könnten, wenn er auch selbst nicht schon eine genügendere Geschichtsphilosophie so beträchtlich angebahnt hätte. Wenn man nun auch zur Zeit auf dem ohnedies in einem gewissen Stillstand begriffenen Gebiet deutscher Spekulation jene Folge noch nicht eingetreten sehen kann, so ist damit nicht bewiesen, daß sie nicht wirklich und zwar bald eintreten wird. Auch giebt es der denkenden Köpfe nicht wenige, die, ersättigt und unbefriedigt von dem gegenwärtigen Stand der philosophischen Forschung, einen Umschwung dieser Art wünschen und erwarten. —

---

Sollen wir aber der Wendung des Geistes auf die Sprache diese Bedeutung zuschreiben, so setzen wir voraus, daß die Sprachforschung an sich etwas ganz anders geworden sei; wir setzen namentlich voraus, daß der Forscher auf diesem Gebiet sich nicht nur in jener speziell philosophischen Richtung, die er dem Fache zu geben weiß, sondern in der Art und Weise überhaupt, wie er diese Forschungen betreibt, als ein Geist von höherem Charakter und allgemeiner Tendenz bewähre. Diesen Aufschwung aber hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unsere Sprachforschung wirklich genommen, und wollte man einen einzelnen Mann als Repräsentanten desselben annehmen, so würde man schwerlich einen andern finden, den man mit gleichem Rechte als solchen aufstellen könnte, wie Humboldt. Er hat nicht nur historisch, seit dem Beginn dieses Aufschwungs, an dieser

Arbeit innig Theil genommen, sondern sie auch, so weit es unsrer Zeit vergönnt wurde, in Höhe und Ausdehnung zugleich, am weitesten gefördert; abgesehen davon, daß er, als Begründer unserer Sprachphilosophie, zwar wackere Nachfolger, bisher jedoch keinen eigentlichen Nebenbuhler, Keinen, der ihn in Schatten gestellt hätte, gefunden. Will man also selbst nur die Höhe und Bedeutung, welche die Sprachforschung im engern Sinn unter den Deutschen erreichte, durch ein einzelnes Individuum bezeichnen, wen anders als H. können wir nennen; in wem erschienen sie, wie in diesem Manne, die Forderungen, die wir hier machen können, befriedigt? Welcher von unsern sonst so ausgezeichneten Sprachforschern hat das Gebiet, erstens mit solchem Geist, zweitens so mit dem in allen Wissenschaften und in dieser besonders fruchtbaren Drang nach Einheit [1]), nach Ueberblick des vorhandenen Stoffes, endlich mit solchem philosophischen Tiefblick behandelt.

Zunächst will ich nur den zweiten Vorzug ins Auge fassen. Wer hat nicht von dem ungeheuren Umfang der Sprachstudien unseres Humboldt gehört? Durfte doch Alexander von Humboldt, im Vorwort zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders, von diesem sagen, „er sei tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von einem Geiste erfaßt worden sei." Und darf es uns wundern, daß gerade dieser Geist zu so ausgedehnter Sprachforschung geführt wurde — er, der von Natur mit einer seltenen Anlage zu Erlernung

---

1) „M. G. de Humboldt, que ses recherches ont conduit à considérer la tendance vers l'unité comme la méthode d'ethnographie le plus éminemment philosophique, ne pouvait négliger d'examiner" etc. etc., sagte, auf dieselbe Bemerkung hindeutend, im Jahre 1832 E. Jaquet, ein großer Sprachforscher Frankreichs, von unserm Humboldt (Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832, p. 482).

der Sprachen ausgerüstet war und dabei jenen Drang nach Einheit des Wissens hegte, der uns auf keinem Punkte der Kenntniß willkührlich ruhen läßt, sondern immer wieder über die noch so ausgedehnten Gränzen hinaustreibt. Und mußte der, der das Wesen der Sprache ergründen wollte, nicht auch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen begriffen haben?

Humboldt's Entwicklung in diesem Punkte kann man gar leicht mit dem Gang der neuen Sprachforschung überhaupt in Parallele bringen. Auch er ging vom Studium der classischen Sprachen aus. Gerade während seiner Jugendjahre begann dieses Studium sich zu heben. Wir sahen, welch großen Antheil er, an der Seite F. A. Wolf's, an Begründung unserer Alterthumswissenschaft nahm. [1]) Als dieser Boden gewonnen war, konnte man auch der Mannigfaltigkeit der Spracherscheinungen leichter sich bemächtigen. Die Hauptsprachen der Neuzeit hatte H. in früher Jugend gelernt; die meisten derselben eignete er sich nachher an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. Nachdem er die europäischen Sprachen fast sämmtlich sich unterworfen und selbst schon aus solchen Sprachtrümmern, wie dem Baskischen, ein eigenes Studium gemacht hatte, folgte er den vorschreitenden Forschungen der Engländer, Franzosen und Spanier auch über die Gränzen des Festlands hinaus. Schon am Anfang des Jahrhunderts war Paris eine Hauptstätte moderner Sprachforschung geworden; hier griff man zuerst die Forschungen der Engländer auf, welche mit ihrem asiatischen Reiche auch die Kernsprache des indo-germanischen Völkercyclus eroberten. Die französischen Gelehrten jedoch gingen mehr von den Küsten des Mittelalters aus, von den semitischen Sprachen auf's Persische u. s. w.; auch wandten

[1]) Th. I. S. 143–5. 208–255.

sie vom romanischen Süden aus sich leicht auf Süd- und Mittelamerika. Mit diesen Pariser Gelehrten stieß Humboldt früh zusammen [3]); mehr noch leitete die große Reise des Bruders seinen Blick auf die Sprachen der neuen Welt hinüber. Nächst den alten Sprachen und dem Baskischen wurden die amerikanischen bald sein Hauptaugenmerk. Wir haben früher erzählt, wie Alexander ihm von seiner Reise die reichsten Materialien zu diesem Zwecke zuführte — Grammatiken und Wörterbücher einer großen Reihe amerikanischer Sprachen. [4]) Alsbald aber trat jene Zeit ein, die H. von diesen Studien fast gänzlich abrief. Kaum, daß er beiläufig ein Paar Nachbildungen griechischer Dichtkunst vollenden, daß er einen Theil seiner vaskischen Studien zu Papier bringen konnte. Erst, nachdem er ausgeschieden aus dem Staatsleben, ward ihm die Muße, jenes weite Gebiet, die Ursprachen Amerikas, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen. Dahin ging jetzt auch seine Absicht; doch vom Anfang dieser Mußejahre schon traten — wir dürfen nicht sagen, andere Interessen; denn in diesem einen ging der Geist unseres H. ohnehin nicht auf — sondern andere Forschungen, und zwar ebenfalls sprachliche und gleich positive Forschungen, wenigstens der Ausarbeitung jener Entwürfe störend in den Weg, so daß er zuletzt die Durchführung des Plans einem Dritten übermachte.

Die erste Ablenkung gab das Sanskrit. Man weiß, daß diese Sprache plötzlich eine Bedeutung erhielt, welche man zur Zeit, als die Arbeiten eines Jones und Wilson hervortraten, kaum ahnen konnte. Bald faßten deutsche Gelehrte auch diese unbekannte Welt ins Auge. Mit einem geistreichen Buch gab Friedrich Schlegel (1808) erst

---

3) Siehe oben Th. II. S. 20.
4) Siehe oben Th. II. S. 127.

Fingerzeige, dann griffen gründliche Forscher die Sache an — ein Bopp und A. W. Schlegel. Schon während des zweimaligen Aufenthalts zu Paris, in den Jahren 1814 und 1815, mochte sich unserm Humboldt die Wichtigkeit dieses Studiums, für welches dort schon reichliche Materialien zu Gebot standen, aufgedrängt haben; [5]) einige Jahre später ward auch er dafür gewonnen. Als A. W. Schlegel im J. 1828 einen Rückblick auf die Einführung des Sanskritstudiums in Deutschland warf, konnte er nicht umhin, Humboldt's Theilnahme besonders hervorzuheben. „Es ist noch ziemlich gut damit gelungen," sagte er; „gründliche Gelehrte sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium des Sanskrit hat an Herrn Wilhelm v. Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden." [6]) Es war aber nicht die Gönnerschaft eines vornehmen Mannes, der Andere arbeiten läßt; H. legte selbst Hand ans Werk, sobald er inne ward, „daß ohne möglich gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste auszurichten sei." [7]) Freilich war dies Studium damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Einen Lehrer hatte er nicht; auch fand in Deutschland sich damals kaum Gelegenheit, Handschriften zu benutzen; der Lernende mußte sich an die bis dahin gedruckten Ausgaben halten, deren Text keineswegs überall so gereinigt war, um in den Bau der Sprache mit einiger

---

5) Ich habe früher (II. 20.) die Zeit, in der Humboldt ein näheres Augenmerk auf das Sanskrit zu werfen anfangen mochte, etwas zu früh angesetzt.

6) A. W. v. Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen. Bonn. 1828. S. 69.

7) Worte Humboldt's in einem Briefe an A. W. Schlegel, mitgetheilt von Schlegel in der Indischen Bibliothek, 1. B. 2. Heft. Bonn, 1843. S. 433.

Sicherheit einzudringen. [8]) Dennoch schritt H. so rüstig vorwärts, daß er schon am 25. Junius 1821, von Ottmachau aus, seinen ehemaligen römischen Hausgenossen Riemer zu diesen Studium auffordern durfte. „Oft fällt mir der Wunsch ein," schrieb er ihm, „daß Sie mit diesen [griechisch-etymologischen] Arbeiten und Studien das Sanskrit verbinden möchten. Ich treibe es seit Anfang dieses Jahres, und habe, soviel es allein, ohne Lehrer, möglich ist, einige Fortschritte darin gemacht. Es dringt sich doch bei jedem Schritt die Ueberzeugung auf, daß diese Sprache die Wurzel des Griechischen, Lateinischen und Deutschen ist. Noch kann ich mich nicht rühmen, so weit darin zu sein, um beurtheilen zu können, ob die Kenntniß des Sanskrit in der etymologischen Ansicht des Griechischen wesentlich etwas abändern kann. Aber die Vergleichung des etymologischen Baues beider Sprachen muß nothwendig sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren. — Bopp und Schlegel sind nicht die einzigen, von denen sich etwas dieser Art erwarten läßt. Bopp beschränkt sich eben für jetzt ganz auf den grammatischen Theil." [9]) H. aber fesselte nicht blos die Sprachform, sondern auch der Gehalt und Tiefsinn, der in ihr niedergelegt war. Namentlich fesselte ihn die Bhagavad-Gita, die schöne Episode der großen epischen Dichtung Maha-Bharata, [10]) die er zum Theil übertrug und in einer speciellen Schrift erläuterte. Aber auch in Kenntniß der Sprache schritt er dergestalt fort, daß er schon im J. 1823 Schlegel's indische Bibliothek mit einer Abhandlung über einen der schwierigsten Punkte der Sanskrit-Grammatik bereichern konnte.

---

8) A. W. v. Schlegel, ebendas. S. 435.

9) Mitgetheilt im Anhang der Briefe von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 145.

10) Siehe oben S. 435.

Aber auch hier sollte H. seine Gränze noch nicht gefunden haben. Das Sanskrit führte ihn vielmehr in eine neue, weite Region des Forschens ein — in die Sprachen der Inselgruppe Polyneſiens. Humboldt erkannte, daß Polyneſien oder die malayiſchen Inſeln das einzig denkbare Mittelglied zwiſchen der alten (europäiſch-aſiatiſchen) und der neuen (amerikaniſchen) Welt ſeien; daß von hier aus allein die wichtige Frage über das Daſein urſprünglicher Verbindungen beider Feſtlande erledigt werden und welch' großen Dienſt hier die vergleichende Sprachforſchung leiſten könne. [11]) So wurde er zum Studium ſämmtlicher über die malayiſchen Inſeln verbreiteten Sprachen geführt.

Anfangs widmete er mehrere Jahre beiden Sprachcyklen, dem amerikaniſchen und dem malayiſchen, zugleich, bis endlich der letzte völlig den Sieg davon trug. Bis zu dieſem Zeitpunkt war ſein Vorſatz, zunächſt über die Sprachen Amerika's eine Reihe Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da trat Anfangs 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buſchmann (aus Magdeburg), ein wohlausgerüſteter Philolog, der ſich ebenfalls der Erforſchung der Urſprachen Amerika's gewidmet hatte und kurz vorher nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika von da zurückgekehrt war, in nähere Verbindung mit ihm. Dies ſteigerte Anfangs ſeinen Eifer für den bisherigen Plan. Unterſtützt von dem Fleiße des jungen Mannes, beſchäftigte ſich H. von da bis zum J. 1831 rüſtig mit der merikaniſchen und ottomitiſchen Sprache, ſo daß man dem baldigen Erſcheinen der Ergebniſſe dieſer Forſchung entgegenſehen konnte. Allein ſeit dem Tod ſeiner in demſelben J. 1829 verſtorbenen Gemahlin fühlte

---

11) „Il a compris que la Polynésie était la seule transition possible entre les deux continens et cette idée l'a aussitôt appelé à l'étude de toutes les langues polynésiennes." Jacquet, a. a. O.

H. sich doch täglich mehr an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, wie an das Maß und die Gränzen menschlicher Kraft gemahnt. Wehmuthsvoll gab er den alten, so weit ausgedehnten Plan auf und überließ die Durchführung der amerikanischen Forschungen seinem jugendlichen Mitarbeiter. [12] Er selbst concentrirte sofort seine ganze Kraft auf die malayischen Studien. Zunächst beschäftigte ihn die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, das sogleich im Drucke erscheinen sollte. Aber auch dieser Entschluß wurde später aufgegeben, da er erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, verfaßt von Froberville, sich in London befinde. Endlich begann er die Untersuchung von der ihn nichts mehr abbrachte — die Ergründung der Kawi-Sprache auf der Insel Java. Diesem Gegenstand und der sprachphilosophischen Einleitung, mit der er sein Werk über denselben zu schmücken sich versetzte, und die die Ergebnisse seines Denkens und Forschens über die Sprache zusammenfassen sollte — diesen Gegenständen widmete er allein die letzten, in der Einsamkeit zu Tegel verlebten Jahre. In diesem Werke, das er vollständig hinterließ und das bald nach seinem Tode erschien, gab er, neben der umfassenden Grundlage der Philosophie der Sprache, ein Musterstück vergleichender Sprachforschung und vollendeter Ergründung einer einzelnen Sprache.

Indem wir hier den Hauptgang der Humboldt'schen Sprachforschungen dargelegt, haben wir doch noch lange nicht die ganze Ausdehnung derselben umschrieben. Auch die osteuropäischen Sprachen entgingen seinem Forschertrieb nicht. Wie weit er die slavischen verfolgt, wüßte ich nicht zu sagen;

---

12) Von ihm, Dr. Buschmann, ist ein umfassendes Werk über die Ursprachen Amerika's, gestützt auf jene Humboldt'schen Vorarbeiten und Materialien, noch immer zu erwarten.

gewiß ist, daß er schon 1811 des Litthauischen nicht unkundig war. [13]) Die neuen Champollion'chen Entdeckungen über die ägyptischen Hieroglyphen reizten auch seinen Untersuchungsgeist; ihm bot hier die Bilderſprache der alten Mexikaner interessante Vergleichungen dar. Die asiatischen Sprachen verfolgte er bis an die Enden des Welttheils. Neben dem Sanskrit trieb er (1828) das Tamulische und Telugusche, zwei ganz ursprüngliche Sprachen von durchaus eigenem Bau, die er, durch den bekannten Sprachforscher Carey verführt, für Sippen des Sanskrit gehalten hatte, bis er sie selbst studiert. Früher schon lieferte H. einen Nachtrag zur javanischen Grammatik des P. Rodriguez, und im J. 1827 schrieb er das wichtige Sendschreiben an Abel-Rémusat über die Natur der grammatischen Formen im Allgemeinen und den Geist der chinesischen Sprache insbesondere. Erinnern wir uns daran, daß bis auf diese Zeit wohl Niemand die Reihe der Ursprachen Amerika's, in ihren sämmtlichen Zweigen, Abarten und Dialekten, so sich zu eigen gemacht hatte, wie Humboldt, so müssen wir staunen über den Umfang dieses Wissens und können uns nicht mehr wundern, wenn ein Mann von dieser Anlage zu Sprachgelehrtheit, geleitet dabei von den höchsten philosophischen Absichten, es vorzog, hier etwas Großes und Selbstständiges zu hinterlassen, als seinen Genius an Interessen

---

13) Später, in den Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens (1821) findet sich eine auch für uns hier interessante Bemerkung. Er spricht über Vater's Schrift über die Sprache der alten Preußen und sagt dabei: „Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, daß auch der Zusammenhang der slavischen Sprachen mit dem Griechischen und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nämlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein blos später entstandenes Gemenge von Slavischem und Deutschem." (Ges. W. II. 78).

zu vergeuden, die dieſe Kraft des Geiſtes nicht fordern, und in denen zu ſeiner Zeit und auf deutſchem Boden etwas Dauerhaftes und Großes wohl noch nicht geleiſtet werden konnte.

---

Indem ich nun einen Ueberblick von Humboldt's linguiſtiſchen Schriften, vom J. 1820 ab bis zu ſeinem Tode und mit Einſchluß ſeines nachgelaſſenen Hauptwerkes, folgen laſſe, füge ich nur die nothwendigſten litterariſchen Notizen und Urtheile bei, einige allgemeine Bemerkungen über H. als Sprachforſcher und Sprachdenker auf den nächſten Abſchnitt verſparend. Es folgen aber die im Druck erſchienenen Arbeiten der Zeit nach ungefähr ſo:

1. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache. Von Wilh. v. Humboldt. Berlin, 1821. gr. 4.

Wiederholt in den geſ. Werken, II. 1—214. Ein Werk, das eben ſo dem hiſtoriſchen, als dem linguiſtiſchen Gebiete zugehört. Wir wiſſen, wie früh H. anfing, Sprache und Land der Basken zu durchforſchen; es war ſein Plan, über dieſe Nation und Sprache eine umfaſſende Arbeit zu geben, deren Inhalt er ſchon im J. 1812 dem Publikum verkündete. (Siehe oben II. 54—6 222—4.) Doch dieſer umfaſſende Plan kam nicht zur Ausführung; in der Erwartung, daß in Spanien ſelbſt noch ein wichtigeres Werk über die Sprache der Basken erſcheinen würde, beſchränkte ſich Humboldt, nach den ſchon gegebenen Proben, auf eine Unterſuchung, in welcher das Baskiſche ihm nur als Schlüſſel dient. Die Frage über die Urbewohner der ſpaniſchen Halbinſel auf etymologiſchem Weg, namentlich aus den Ortsnamen erörternd, kam er zu dem Ergebniß, daß die alten, über die ganze Halbinſel verbreiteten, aber nur in einigen Gegenden derſelben unvermiſcht auftretenden Iberer Basken, die übrigen Bewohner aber Celten waren. Auch über die Gränzen Spaniens hinaus forſchte er nach den Sitzen der Iberer. Doch hielt er damit die ganze Unterſuchung nicht für abgeſchloſſen. Hiezu müßte, nach ſeiner Anſicht, eine

genaue Vergleichung des Baskischen, als Sprache, mit den übrigen westeuropäischen Sprachen noch vorhergehen, ein Unternehmen sehr schwieriger Natur, das ganz andere Vorarbeiten fordere. Schon durch H.'s Arbeit aber war sehr viel geschehen, diesen Gegenstand ins Klare zu bringen; der Verfasser hebt nur, in seiner bescheidenen Art, mehr das hervor, was noch zu thun übrig blieb. Von Andern [1]) ist es mit Recht hervorgehoben worden, was ein umsichtiger und verständiger Sprachforscher mit solchen an Ort und Stelle erhobenen Untersuchungen und nach urkundlichem Material für die schwierigsten Punkte der Ethnographie und alten Geschichte Europa's und Westasiens überhaupt leisten könnte.

## 2. Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgelesen in der Akademie am 29. Jun. 1820 und, in Abwesenheit des Verfassers, wiederholt v. Prof. Buttmann in der feierlichen Sitzung vom 3. August desselben Jahres. Gedruckt in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem J. 1820—21. Berlin, 1822. 4. S. 239—59, und jetzt in Humboldt's ges. W. III. 241—68.

## 3. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

H. trug diese Abhandlung zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, am 24. Jan. 1822, in der Akademie vor, nachdem er sie schon am 17. desselben Monats im engern Kreise der Akademiker gelesen hatte. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen (der hist.-phil. Klasse) der Akademie aus den Jahren 1822—23. Berlin, 1825. S. 401—430, und wiederholt in den ges. W., III. 269—306.

Diese und die vorhergehende Abhandlung waren die Vorläufer der Humboldt'schen Sprachphilosophie; auch gründeten sie seinen Ruf in dieser Richtung. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß einer der ersten Forscher über deutsche Sprache, K. F. Becker, sein

---

1) Unter Andern von A. Wagner in seiner Bearbeitung von Alex. Murray's Werk: „Zum europäischen Sprachenbau." Leipzig, 1825. I. 41.

einleitendes Werk zur deutschen Grammatik, den „Organismus der Sprache“ (1827) an die in diesen Abhandlungen aufgestellten Ideen anlehnte und sich auch in der dem Buche vorangehenden Dedikation als dankbaren Verehrer unseres H. bekannte. Diese beiden Abhandlungen, verbunden mit der nachher zu nennenden über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, so wie mit dem Sendschreiben an Abel-Rémusat, bilden die natürliche Ergänzung des großen, erst nach H.'s Tode erschienenen Werks über den menschlichen Sprachbau, das sich auch oftmals auf jene frühern Ausführungen bezieht.

### 4. Ueber die in der Sanskritsprache durch zwei Suffixa gebildeten Verbalformen.

Mitgetheilt in der Indischen Bibliothek, einer Zeitschrift von A. W. Schlegel. B. I. H. 4. Bonn. 1823. S. 433—467 und B. II. H. 1. Ebend. 1824. S. 71—134. — Eine Vorerinnerung, welche der Herausgeber, A. W. Schlegel, der Abhandlung voranschickte (I. B. 4. H. S. 433—5), enthält die anerkennendsten Worte über H., den Sprachforscher, und diesen Aufsatz insbesondere. „Es wäre unverzeihlich,“ sagt er in Bezug auf letztern, „den Gang einer solchen Untersuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, schon durch die befolgte wissenschaftliche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da seine eigene Ansicht hätte; und ich werde nicht versuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. I. S. 124. 125.) gegen eine, aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu vertheidigen.“ Doch fügte er mit Genehmigung des Verfassers einige Anmerkungen bei, die sich jedoch lediglich auf die Richtigkeit der Lesarten in den von H. gegebenen Beispielen bezogen, in deren Betreff sich letzterer nicht im Besitz so vieler Hülfsmittel befand, als Schlegel, welcher kürzlich erst nach einer eigens zu diesen Zwecken unternommenen Reise von London heimgekehrt war. — Diese Humboldt'sche Abhandlung ist übrigens keineswegs nur für Sanskrit-Grammatik von Bedeutung; sie enthält vielmehr über gewisse Verbalformen im Allgemeinen, namentlich über die Lehre vom Infinitiv, sehr wichtige Erörterungen.

### 5. Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngern.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften im März 1824 und gedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit

des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) Berlin, 1836. S. 463–469.

6. Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. Bildersprache.

Auch diese Abhandlung trug er in der Akademie vor, am 20. Mai 1824 Sie wurde dann, in Abwesenheit des Verfassers, in der feierlichen Sitzung am Leibnitztage (3. Julius) desselben Jahres öffentlich wiederholt. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen der Akademie aus dem J. 1824 und zwar in denen der historisch-philologischen Klasse, Berlin, 1826. S. 161–88, und dann in dem obenerwähnten Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) S. 415–63.

7. Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen.

In den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften a. d. J. 1825. Berlin, 1826. 4. S. 145–68 und nunmehr in den ges. W. IV. 302–333. In einer Bemerkung berichtet H.: er habe sich, da die Untersuchung dieser Denkmale ihn über mehrere Punkte zweifelhaft gelassen, mit einer Anzahl Fragen an Herrn Champollion den Jüngern gewandt, der sie auch mit der Freigebigkeit eines seiner Sache sichern Forschers in einem ausführlichen, von Livorno aus datirten Schreiben beantwortete. Diese Mittheilung habe er pflichtlich bei diesem Aufsatz benutzt. Er selbst mache keinen Anspruch darauf, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigene Entdeckungen zu erweitern, sondern er habe sich nur zum Geschäft gemacht, was von Andern, namentlich Champollion, darin geschehen sei, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit zu verbinden. Er lege daher gern hier das Bekenntniß ab, daß ihm der von Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheine, und daß er dessen Erklärungen bis auf wenige Ausnahmen für wahr und fest begründet erachte. Auch sei er in der obigen Untersuchung diesen Erklärungen gefolgt.

8. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im

Pariſer aſiatiſchen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminiſter v. Humboldt.

Mitgetheilt von A. W. v. Schlegel in der indiſchen Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826. S. 218—58 und H. 3. Ebendaſ. 1826. S. 328—72; nun auch in H.'s geſ. W. I. 110—84. Indem H. ſeinen Landsmann und deſſen Verdienſt in Ueberiragung der Bhagavad-Gita gegen die ſcharfe und nicht ſelten ungerechte Beurtheilung von Langlois im aſiatiſchen Journal in Schutz nahm, fand er eine erwünſchte Gelegenheit, ſelbſt noch einmal auf Geiſt und Form jenes indiſchen Werks zurückzukommen, dem er ſchon eine eigene Schrift gewidmet hatte. [2]) Dieſer Brief an A. W. v. Schlegel bildet daher zugleich eine Art Zugabe zu jener Schrift. Der Empfänger, höchſt erfreut durch die ihm gewordene Erlaubniß, ihn öffentlich zu gebrauchen, ſtattete die Mittheilung noch mit einer Vorerinnerung und werthvollen Zwiſchenbemerkungen aus, die ſich jetzt auch in H.'s Werken wieder finden. Beſonders intereſſant iſt es, hier zwei Kenner wie Schlegel und Humboldt über Grundprincipien der Ueberſetzungskunſt zu vernehmen (Geſ. W. I. 136—145), um ſo intereſſanter, wenn der Eine mit der größten Anerkennung des Andern merkwürdige Bekenntniſſe über ſeine eigenen Leiſtungen verbindet, wie Schlegel bei dieſem Anlaß.

**9. Supplément à la Grammaire japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire du P. Oyanguren, et traduites par M. Landresse; précédées d'une Notice comparative des grammaires japonaises des P. P. Rodriguez et Oyanguren, par M. le baron G. de Humboldt. A Paris, 1826. 8.**

Dieſe Brochüre ward auf Koſten der Pariſer aſiatiſchen Geſellſchaft veröffentlicht, nachdem das Jahr zuvor die Elemente der japaniſchen Grammatik des P. Rodriguez, ebenfalls von Landreſſe aus dem Portugieſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt, erſchienen waren. Zu

---

2) Siehe oben S. 433—38 u. 483.

dem Nachtrag, den derselbe Franzose in obiger Schrift liefert, gab H. diesen vergleichenden Ueberblick über beide japanischen Sprachlehren, die des Rodriguez und des Oyanguren.

**10. Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt, Membre de l'Académie royale des Sciences de Berlin, associé étranger de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, etc. etc. A Paris, 1827. 8.**

In einem Vorbericht erklärt der Herausgeber, Abel-Rémusat, daß dieser Brief seine Entstehung einem Ideenaustausch zwischen Humboldt und einem Pariser Professor, unter dem er selbst zu verstehen ist, verdanke. Einige Abhandlungen, welche H. in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen und nachher französischen Gelehrten mitgetheilt hatte, veranlaßten Rémusat, auf das Chinesische, das in jenen Untersuchungen fast unberücksichtigt gelassen war, als auf eine in ihrer Art einzige Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. Zu diesem Behuf mit dem Sanskrit, dem Griechischen, dem Deutschen und den andern Idiomen verglichen, denen Humboldt eine gerechte Vorliebe widme, würde das Chinesische, sagte Rémusat, Spezialitäten darbieten, die man wohl nicht länger hintansetzen dürfe. Damit forderte er H. auf, sich das Chinesische anzueignen und selbst diese Vergleichung vorzunehmen. „Für ihn, der ganz andere Schwierigkeiten zu übersteigen gewohnt war, konnte dieses Studium nur ein Kinderspiel sein und bald hatte er sich hinlängliche Fertigkeit darin erworben, um selbst Licht dahin verbreiten zu können." In einem ausführlichen Briefe an Rémusat, dessen chinesische Grammatik ihm zur Grundlage dient, legte H. seine inmittelst gewonnenen Ergebnisse über den Geist der chinesischen Sprache und ihr Verhältniß zu andern Sprachen nieder, ohne jedoch diese Ansichten zur öffentlichen Bekanntmachung selbst zu bestimmen. Rémusat aber glaubte sich mit Recht ein Verdienst zu erwerben, wenn er das Ergebniß so tief durchdachter Forschungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen seine eigene Ansicht über diesen oder jenen Punkt aussprechen würde. Humboldt's Schreiben, datirt Berlin, 7. März 1826, nimmt 93 gedruckte Seiten ein und gehört in der That, wie ich schon hervorhob, zu den wichtigsten sprachphilosophischen und vergleichenden Arbeiten des Verfassers. Auch er-

schienen die darin ausgeführten Sätze sogleich von solchem Belang, daß selbst ein Jakob Grimm, der sonst gewiß nicht gewöhnt war, philosophischen Erklärungen zu folgen, sich veranlaßt sah, hier eine Ausnahme zu machen. Da, wo er in seiner deutschen Grammatik das Genus zu erläutern und auf die ursprünglich kühne Zutheilung des Geschlechts, so wie auf deren gleichmäßige Wiederkehr in allen edlern Sprachen zu reden kam, fügte er hinzu: „ein geistreicher Schriftsteller habe den Grund dieser Erscheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt," und berief sich auf obiges zu Paris gedrucktes Schreiben (p. 12. 13). „Es ist von ihm," setzt er hinzu, „anerkannt und bestätigt worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrschen, die verständige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die sinnliche, zu einer anschaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte." [3]) Es war dies aber nur ein einziger, allerdings hervorragender Satz dieses reichen Sendschreibens, in welchem die grammatischen Kategorien tiefer, als je vorher, entwickelt waren.

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, daß der große französische Sprachforscher Silvester de Sacy sich veranlaßt fand, kurz darnach (1828) eine eigne Broschüre über dieses Humboldt'sche Sendschreiben erscheinen zu lassen: Notice sur la lettre de M. G. de Humboldt à M. Abel-Rémusat sur les formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise. A Paris. Broch in 4.°

Abel Rémusat und Wilhelm Humboldt standen übrigens fortdauernd in Briefwechsel, namentlich über einzelne Punkte des Chinesischen. Unter andern richtete späterhin der französische Gelehrte über einige in diesem Betreff erhobene Zweifel seines Correspondenten ein ausführlicheres Sendschreiben an diesen, welches auf Humboldt's Wunsch, mit wenigen Weglassungen, im Nouveau Journal Asiatique, T. XI. à Paris, 1833 p. 273—282 mitgetheilt wurde (Extrait d'une lettre de M. Abel-Rémusat adressée à M. le baron G. de Humboldt).

11. Mémoire de M. G. de Humboldt sur la manière dont on doit séparer les mots sans-

3) J. Grimm's deutsche Grammatik. 3. Th. Göttingen, 1831. S. 345.

crits que les Indiens ont coutume d'écrire de suite et sans distinction.

Mitgetheilt im Journal Asiatique, T. XI. Paris, 1827. p. 169—171.

Humboldt machte darin den Vorschlag, das Sanskrit durch Trennung der Wörter ebenso, wie das Griechische, Lateinische und unsere heutigen Sprachen zu schreiben. Der Vorschlag fand auch gleich Anklang. Namentlich Bopp, in der lateinischen Ausgabe seiner Sanskrit-Grammmatik, erklärte sich für ihn und unterstützte ihn mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen. Doch erhoben sich auch Widersacher dagegen, so daß H., wie wir sehen werden, Veranlassung fand, die Frage nochmals zu erörtern.

12. Ueber den Dualis. Eine Vorlesung. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1828. gr. 4.

Abermals ein in der Berliner Akademie gehaltener Vortrag, der hier zuerst einzeln erschien, dann aber in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Akademie aus d. J. 1827 wiederholt wurde.

13. Beurtheilung von Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch, Dr. der Philosophie und Mitglied der asiat. Gesellschaft zu Paris. Berlin, 1828. 4.

Veröffentlicht in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, April 1829. No. 73—76, mit dem Zusatz: „Zweiter Artikel." Den ersten über diese Schrift hatte in demselben Monat der bekannte Dichter und Sprachkenner Friedrich Rückert geliefert. Hatte der erste sich die Aufgabe gesetzt, die auch von Humboldt werthgeschätzte Ausgabe und Bearbeitung jener indischen Dichtung an sich zu würdigen, so faßte der zweite einen einzelnen Gegenstand auf, den der Herausgeber in der Vorrede behandelt hatte. Dursch erklärte sich darin gegen H.'s oben berührten Vorschlag, die Sanskrit-Worte, wie die aller andern gebildeten Sprachen, getrennt zu schreiben. Darauf entgegnete Humboldt in diesem Aufsatze. Nachdem er an die Wichtigkeit, die die Sanskritsprache auch für die klassische Philologie bekommen, erinnert und damit bemerklich gemacht, daß die Frage, um die es sich handle, gar nicht so geringfügig sei, faßt er die Gründe für und wider noch einmal kurz zusammen. Er

selbst aber bleibt fest auf der früher ausgesprochenen Ansicht. Es sei ja die Bestimmung der Schrift, den Gedanken dem Verstand durch das Auge mitzutheilen; daher auch die Trennung der Worte in allen Sprachen. Die Sanskrit-Sprache aber enthalte nichts, was uns nöthige, von einem so wichtigen und allgemeinen Grundsatz abzugehen.

14. Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften den 17. Dez. 1829. Berlin, 1830. gr. 4.

Dann in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der k. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1829. Berlin, 1832. S. 1—26.

15. Lettre à Mr. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie asiatique.

Seinem wesentlichsten Theil nach mitgetheilt im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481—508; dann, vollständig und mit Zusätzen vermehrt, abgedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (besondrer Abdruck. Berlin, 1836), S. 492—511.

Das Schreiben ist von Tegel, d. 10. Dez. 1831, datirt. Es wurde durch einige Bemerkungen veranlaßt, die ein ausgezeichneter französischer Sprachforscher, Jacquet, neuerdings über die Alphabete der Philippinen im asiatischen Journal veröffentlicht hatte. Humboldt nun ergänzt und berichtigt dieselben aus dem reichen Vorrath seines Wissens und seiner Sammlungen; mit seiner Erlaubniß machte Jacquet die Zuschrift in demselben Journal bekannt. (Am Schluß des 11. Bandes des Nouveau Journal Asiatique (p. 574) theilte er zur Ergänzung noch eine Stelle aus einem später empfangenen Briefe unseres Humboldt mit).

Der französische Forscher begleitete die Mittheilung mit einem Vorbericht, (a. a. O. p. 481—84.) auf den wir schon einigemal hingewiesen. Es war eine öffentliche Huldigung, die das aufblühende Geschlecht französischer Sprachforscher darin dem großen deutschen Genossen darbrachte, womit aber auch die Absicht verbunden war, den Franzosen einen Ueberblick der linguistischen Leistungen des Mannes [4]) und seiner gegenwärtigen

4) Er nimmt hiebei namentlich auf die Forschungen Rücksicht, die, weil sie der Verfasser in Briefen an Pariser Gelehrte niedergelegt,

Studien- und Beſtrebungen zu verſchaffen. Intereſſant iſt es auch, Jacquet bei dieſem Anlaß über Humboldt's franzöſiſche Diction urtheilen zu hören. Es will was heißen, wenn der Franzoſe ſagt: „On remarquera l'heureuse précision et l'élégance toujours soutenue du style dans une discussion qui semble à peine pouvoir le comporter; mais ces qualités n'étonneront aucune des personnes qui savent jusqu' à quel point M. G. de Humboldt réussit à soumettre la langue française à la direction de ses idées.“

16. Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Von Wilhelm v. Humboldt. Drei Bände. Berlin. Gedruckt in der kön. Akademie der Wiſſenſchaften. 1836, 1838 und 1839. gr. 4. (Zugleich der Abhandlungen der kön. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832, zweiter bis vierter Theil). Die Einleitung zu dieſem Werke, welche den größeren Theil des erſten Bandes ausfüllt (S. I.—CCCCXXX.) erſchien, in Verbindung mit einigen am Schluß des großen Werkes angehängten Abhandlungen, auch einzeln, unter dem Titel: Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Berlin, in Commiſſion bei Fr. Dümmler. 1836. gr. 4.

Da, wo ich den Gang der Sprachſtudien unſeres H. angedeutet, iſt auch des Zeitpunktes gedacht worden, wo er den Blick auf die Inſelgruppe Polyneſiens wendete, und des Geſichtpunktes, der ihn zu gründlichem Studium der über dieſe Inſeln verbreiteten Sprachen

---

auch dem franzöſiſchen Publikum zugänglich geworden waren, und weist auf das Schreiben an Abel-Rémuſat und das gegenwärtig veröffentlichte hin. Zwiſchen beiden aber wird eines dritten gedacht, von dem ich ſonſt keine Kunde erlangt habe, obſchon es ohne Zweifel auch im Druck erſchienen iſt: „C'est aussi dans une ettre“, ſagt Jacquet, „qu'il a déterminé les considérations qui doivent diriger dans la recherche des affinités philologiques.

beweg; es wurde ferner berichtet, wie dieses Studium am Ende älliere überwog, und daß H. ihm und der Zusammenstellung der gewonnenen sprachphilosophischen Ergebnisse die letzten Jahre seines Lebens allein widmete. Schon im J. 1827 hatte er den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Osterinsel verbreiteten malayischen Sprachen und deren Zusammenhang zu verbreiten. Zu Anfang des folgenden Jahres trug er den ersten, aber nicht zum Druck bestimmten, Entwurf dieser Arbeit in der Akademie vor. (Ueber die Sprache der Südsee-Insulaner. Abhandlung, gelesen von W. v. Humboldt zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Jan. 1828.) Drei Jahre später berichtet die Geschichte der Akademie, Humboldt habe, ebenfalls am Jahrestage des großen Königs, eine Abhandlung „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" vorgetragen; also den Entwurf der später in diesem umfassenden Werk niedergelegten Forschung. Da H. beim Studium der malayischen Sprachen besonders den indischen Einfluß auf Polynesien im Auge hatte, so mußte er die Untersuchung namentlich bei der Epoche aufnehmen, wo dieser Einfluß am tiefsten und eingreifendsten wirkte. „Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß." [5]) Die Kawi-Sprache ward so der Mittelpunkt weit ausgedehnter Forschung über die noch lebenden Sprachen aller malayischen Inseln — vornehmlich der Philippinen, der Insel Java, Sumatra's, Malacca's und Madagascar's. H. war aber dabei genöthigt, immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung zu sehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverbindung zu betrachten und seine Entwicklung bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo er seinen Charakter in der tagalischen Sprache in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaubte. [6])

Schon die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel oder Schwierigkeit, sie zu erlangen, legte dem Forscher hier die größten Schwierigkeiten in Weg. Doch wurde Humboldt noch immer eine Unterstützung zu Theil, wie sie ein anderer Continentalbewohner so leicht nicht erlangen wird. Vor allen interessirte sich die asiatische Gesellschaft von Großbritannien

---

5) Ueber die Kawi-Sprache, I. p. XVI.
6) Ebendas., p. XVI.

auf's lebhafteste für das Unternehmen [7]) Ueber die Gelehrten des Auslands, die es durch Mittheilungen thatkräftig unterstützten, hat Alexander v. Humboldt im Vorwort zum nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders einen sehr dankenswerthen Ueberblick gegeben. Den ersten Rang unter denen, die solche Unterstützungen darboten, verdient John Crawfurd, der Verfasser einer History of the Indian Archipelago und der Embassy to the Court of Ava, welcher aus dem großen Schatze seiner Sammlung von Schriften in malayischen Sprachen die wichtigsten Hülfsmittel für das Javanische, wie auch eine Abschrift des Heldengedichts Brata Juddha, aus dem Humboldt das System der Kawi-Sprache darstellte, zu freiestem Gebrauche überließ — Mittheilungen, ohne die es unmöglich gewesen wäre, sich des Javanischen und des Kawi in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Außerdem unterstützten ihn für das Javanische Baron van der Capellen, ehemaliger General-Gouverneur von holländisch Indien, Graf von Minto, von welchem H. einen Abguß der großen, durch Raffles berühmt gewordenen javanischen Inschrift erhielt, der sprachkundige Roorda von Eysinga und Gericke zu Batavia; für das Malayische der belehrende Briefwechsel mit Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem Pariser Gelehrten E. Jacquet; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee-Inseln Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris und der als Dichter wohl bekannte Adalbert von Chamisso. Chamisso sah es nach Humboldt's Tode auch für seinen Beruf an, eine Lücke, die dieser offen gelassen, nach Kräften zu ergänzen, indem er die Sprachforschung, die jener von Indien aus über Java bis auf die Inseln der Südsee ausgedehnt hatte, an dem letzten Glied dieser Kette aufnahm, und in hohem Alter mit verjüngtem Eifer sich auf die Sprache der Sandwich-Inseln, welche er selbst früher besucht hatte, und namentlich auf das Hawaiische warf, über welches er 1837 eine eigene Schrift der Berliner Akademie vortrug und in demselben Jahre

---

7) „Les secours ne pouvaient manquer au savant philologue: des faits nombreux ont été apportés à sa critique, et la Société asiatique de la Grande-Bretagne s'est empressée de mettre à sa disposition tous les documens que lui fournissent des rapports presque officiels avec les stations maritimes anglaises dans les différentes parties de la Polynésie.“ Jacquet, a. a. O.

noch veröffentlichte. [8]) — Mit diesen Namen jedoch ist die Reihe der Männer, deren Theilnahme H. förderte, lange nicht erschöpft. Wir müßten, sagt der obengenannte Vorredner, fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen durchlaufen, die H. auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn wir die einzelnen Personen nennen sollten, die ihm sowohl in den allgemeinen Untersuchungen über Sprache, als bei Gründung jener großen linguistischen Sammlung nützlich waren, ohne welche die Ausarbeitung dieses Werkes nicht möglich gewesen wäre. Wir werden der geistreichen und sprachgelehrten Männer, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterarischem Verkehre stand, und denen er so viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmählig darboten, zur Prüfung vorlegte, ohnedies an anderem Orte noch gedenken. Hier nennen wir nur Einen noch, der durch Bande lang bewährter Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit H. verbunden war und in allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache insbesondere betrifft, sein vertrautester Rathgeber blieb — nämlich Bopp, den noch lebenden Meister allgemeiner und vergleichender Sprachkunde, der als Professor zu Berlin in seiner unmittelbaren Nähe wirkte. Bopp widmete natürlich diesem Hauptwerk des Genossen die kräftigste Theilnahme; auch empfing er von H. jeden vollendeten Bogen des ersten Buches, mit Aufforderung zu strenger Kritik.

Im J. 1832 war H. soweit in seiner Arbeit vorgeschritten, daß er schon an die Herausgabe derselben denken konnte. „Mon ouvrage sur la langue Kawi m'occupe toujours," schrieb er an Jacquet; „j'ai tâcherai d'y rendre comte sommairement de la structure grammaticale de toutes les langues de la race malaye qui nous sont connues; mais il ne pourra paraître qu'au commencement de l'année prochaine." [9]) So früh jedoch, als Humboldt damals glaubte, konnte das Werk nicht erscheinen. Länger als zwei Jahre, und während das erste Buch schon gedruckt wurde, widmete er dem Ganzen noch den angestrengtesten Fleiß; es trafen noch immer Bereicherungen und

---

8) Vergl. A. v. Chamisso's Werke, 2. Aufl. (5. u. 6. Bd. Leipzig 1842: Leben und Briefwechsel von A. v. Chamisso, her. v. J. E. Hitzig), B. VI. S. 275. 304.

9) Mitgetheilt von Jacquet im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 574.

Nachträge ein, die zum Theil nur an späteren Orten einverleibt werden konnten; selbst der Einleitung, die schon ganz fertig dalag, waren noch manche Zusätze vorbehalten, die in belebten Gesprächen kurz vor seinem Tode angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden. Denn klaren Geistes, trotz zunehmender Körperschwäche, war er thätig bis in die letzten Wochen seines Daseins; Geist und Gemüth nur wenig Stunden gönnend, um in andern Regionen auszuruhen, und oft Tage lang für niemand zugängig, als dem engsten Kreise des Hauses, blieb er in der Stille seines Tegeler Aufenthalts auf jene Inselwelt gebannt, bis der Tod ihn abrief.

Zum Glück war, als er starb, das Werk so weit gediehen, daß es in einer in sich abgeschlossenen Gestalt ans Licht treten konnte, wenn es auch gewiß in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und größere Vollendung erfahren haben würde. Schon bei seinen Lebzeiten hatte die königliche Akademie der Wissenschaften die Herausgabe des Werks unternommen, in der Absicht, mit diesem kostbaren Anhang den Jahrgang 1832 ihrer Abhandlungen zu zieren. Doch nur der Druck des ganzen ersten Buches ist vom Verfasser selbst besorgt worden; die Fürsorge für den Rest ließ er der Akademie, der er so rege Theilnahme gewidmet, als ein theures Vermächtniß zurück. Die genaueste Durchsicht der Handschrift und sorgfältigste Ueberwachung des Druckes, somit die Herausgabe des Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt, wurde, der Bestimmung des Verewigten gemäß, dem Fleiße und der wissenschaftlichen Bildung des jungen Gelehrten übertragen, den wir schon früher in nächster Berührung mit Humboldt gefunden haben, des Dr. Buschmann (Custos bei der königl. Bibliothek), der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hatte und durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet war, diese Hülfe darzubieten.

Unter solcher Fürsorge, und eingeleitet durch ein schönes Vorwort Alexanders von Humboldt, erschien das Werk in drei mächtigen Quartbänden, der erste im J. 1836, der zweite 1838, der dritte 1839. Zugleich wurde 1836 die philosophische Einleitung, welche gut die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ihres allgemeineren, auch für ein größeres Publikum geeigneten Inhaltes wegen, besonders ausgegeben.

Das Werk besteht nun aus drei Büchern und jener Einleitung. Das erste Buch handelt über die Verbindungen zwischen Indien und

Java und enthält eine große Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner und über den Einfluß indischer Bildung auf diese, namentlich in Bezug auf den Buddhismus. Das zweite stellt den grammatischen Bau der Kawi-Sprache, aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Heldengedichts Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südsee-Sprachen dar. Im dritten Buche wird der grammatische Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen, schließlich auch der der Sprachen der Austral-Neger. Angehängt sind am Schlusse des Ganzen noch einzelne sprachliche Abhandlungen Humboldt's von früherem Datum, auf welche dieser in obigen Untersuchungen sich öfters bezog. Wir haben ihrer schon an früherer Stelle gedacht. Die 430 Seiten lange Einleitung endlich betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts: hier hat der Verfasser die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt und die höchsten Resultate dieser Forschungen entwickelt.

Auf diesem Werke nun ruht vornehmlich der Ruhm Humboldt's als Sprachforscher. Wenn er in den Untersuchungen über das Kawi gleichsam ein Musterbild spezieller und vergleichender Sprachkunde aufstellt, giebt er in der Einleitung die Grundzüge einer tiefer gefaßten Philosophie der Sprache. Läßt er schon auf jenem Einzelgebiete seinen Forschergeist nach Art und Umfang glänzend leuchten, so erscheint dieser in der Einleitung in seiner höchsten Gestalt: es ist der volle Abdruck seines intellektuellen Genius. Wie wir endlich die Eigenschaften, welche das Werk über die Kawi-Sprache auszeichnen, da am besten zusammenfassen können, wo wir über H. als Sprachforscher im Allgemeinen sprechen, so werden wir dem übersichtlichen Abschnitt über den Sprachphilosophen diese einleitende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ganz eigentlich zu Grund legen müssen und werden sie dort auch, nach Gehalt und Form, am besten charakterisiren.

Nicht minder bedeutend ist dieses Werk in seinen Fortwirkungen. Abgesehen von dem bildenden Einfluß, den eine so musterhafte Forschung, wie die Humboldt'sche über die Kawi-Sprache, auf sprachliche und geschichtliche Forschungen überhaupt ausüben muß, wollen wir nur

ganz besonderer Fortwirkungen hier gedenken. An dieses Kawi-Werk haben zwei namhafte deutsche Forscher weitere Untersuchungen angelehnt. Franz Bopp führte in einem eigenen Werk über malayische Sprachen den Kreis dieser Untersuchungen weiter, geradezu erklärend, daß er sich an Humboldt schließe. [10]) Dann hat Meinicke, einer unsrer ersten Geographen und mit Humboldt schon bei dessen Lebzeiten in Berührung, [11]) auf dem von dem großen Sprachforscher urbar gemachten Boden ein höchst bedeutendes geo- und ethnographisches Werk über den Südsee-Archipelagus aufgebaut. Größer aber noch ist der Einfluß, den die Einleitung des Kawi-Werkes auf alles, was Sprachkunde heißt, jetzt schon ausübt und gewiß mehr und mehr ausüben wird. In und auf dieser Einleitung ruht alles, was der Deutsche mit Stolz seine Sprachphilosophie nennen kann und auf ihm wird ohne Zweifel ruhen, was wir noch künftig in diesem Gebiete, wie auch in Philosophie der Geschichte leisten dürften.

Am Schluß dieses Abschnitts haben wir noch einige Arbeiten Humboldt's zu nennen, die nicht gedruckt worden sind. Mit Uebergehung derjenigen, die schon beiläufig genannt wurden und die nur Entwürfe später ausgearbeiteter Schriften (siehe oben S. 510) waren, weiß ich noch folgende namhaft zu machen:

1. Die Abhandlung: Ob und wie äußert sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Funktion, vermöge welcher es Verbum ist?

Diese Frage versuchte Humboldt in Absicht der uns grammatisch bekannten amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Klassensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten. Er gedenkt derselben noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII.

2. Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektum, der redupliciren den

10) Vergl. auch Bopp's Selbstanzeige seines Werkes in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, März 1842, in welchem Journal derselbe Gelehrte früher auch eine gewichtvolle Würdigung des nachgelassenen großen Humboldt'schen Werks gegeben hatte, auf die wir hier beiläufig hinweisen.

11) Siehe oben S. 511.

Aoriſte und der attiſchen Perfekta mit einer ſanskritiſchen Tempusbildung.

Dieſe Abhandlung las H. im J. 1828, während ſeines Aufenthalts zu Paris, im franzöſiſchen Inſtitut vor, das auch ihn unter ſeine Mitglieder zählte. Er erwähnt derſelben ebenfalls in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXIX.*

3. Ueber die verſchiedenen Formen des Präteritums der Cauſalverba im Sanskrit.

Ausführliche Abhandlung, die faſt zu derſelben Zeit, wie die vorige, bearbeitet worden ſein mag. H. ging darin alle Wurzeln dieſer Sprache nach Anleitung der zu ſolchen Arbeiten vortrefflichen Forſterſchen Grammatik, durch und ſuchte die verſchiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen. Die Arbeit blieb ungedruckt, weil es ihm ſchien, daß eine ſo ſpezielle Ausführung ſehr ſelten vorkommender Formen nur ſehr wenige Leſer intereſſiren könnte. Doch gab er in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXXII—IV.*, einen Auszug daraus.

4. Ueber die Verſchiedenheit der Sprachen und Völker.

Dieſer noch ungedruckten Arbeit gedenkt Alexander v. Humboldt im erſten Theile ſeines Cosmos oder Entwurfs einer phyſiſchen Weltbeſchreibung (Stuttg. und Tüb. 1845), woſelbſt er auch eine Stelle daraus mittheilt (S. 381–382). Alle Verehrer des Verewigten werden wünſchen, daß die ganze Arbeit in der Fortſetzung der Ausgabe von W. v. H.'s geſammelten Werken recht bald mitgetheilt werden möge.

---

Haben wir im Obigen einen Ueberblick der einzelnen Arbeiten unſeres Humboldt im Gebiete der Sprachkunde erhalten, ſo wäre für uns noch übrig, ſo viel zur Charakteriſtik des Forſchers und Denkers, der in dieſen Schriften ſich darſtellt, im Allgemeinen zu ſagen, als unſeres Berufes ſein kann. Denn Vermeſſenheit wäre es, wollte ich auch nur verſuchen, mehr als den äußeren Umriß der hier von dem Verewigten durchlaufenen Bahn zu zeichnen und ihm in das

unermeſſene Reich der Sprache zu folgen. Es würde dies auch die Gränzen einer Arbeit überſteigen, die ſich — und ich glaube, mit Fug und Recht — zum Zweck geſetzt hatte, Humboldt, unbeſchadet ſeiner Größe in dieſer Einen Richtung, in einem allgemeineren und vielfältigeren Sinne aufzufaſſen. Möge nun ein Mann vom Fach uns mit einer ſpeciellen Schilderung des Sprachforſchers beſchenken und dadurch dieſen erſten und allgemeinen Verſuch auf erfreuliche Weiſe ergänzen.

Humboldt's Leben fiel in die Zeit, wo die Sprachforſchung im höhern Sinne erſt begann, ſich aber auch raſch zu der Höhe entwickelte, auf der wir ſie gegenwärtig finden. Der Antheil, den er an dieſem Aufſchwung nehmen ſollte, war gleich hervorragend, der Richtung wie der Art nach, und zwar in ſolchem Grade, daß unter ſeinen deutſchen Landsleuten hier nur ein Name von gleicher Bedeutung zu nennen iſt, der Name Jacob Grimm's.

Sprechen wir von der Richtung, durch welche Humboldt ſolche Bedeutung in der neueren Sprachforſchung gewann, ſo müſſen wir ſie doppelt ins Auge faſſen: nach ihrem Umfang, und nach dem höchſten Ziele, das ſie erſtrebte. Bekanntlich nahm die neuere Sprachforſchung nicht blos einen Weg, um ſich auf dieſe wiſſenſchaftliche Höhe zu heben, ſondern ſie ſchlug faſt gleichzeitig ſehr verſchiedene Richtungen ein. H. aber nahm an den meiſten dieſer Richtungen Theil; in einer dieſer Richtungen dann ſuchte die Sprachforſchung den höchſten Punkt ihrer Aufgabe zu erreichen, und gerade dieſe war es, die vorzugsweiſe Humboldt angab. Es laſſen ſich nämlich im Allgemeinen vier Hauptrichtungen unterſcheiden, welche die Sprachforſchung genommen, ſeit ſie über die Gränzen der blos claſſiſchen Philologie und einer gleich beſchränkten Kunde des vaterländiſchen Idioms hinaustrat. Sie entwickelte ſich, und

zwar rasch nach einander, als vergleichende, historische, philosophische und rationelle.

Die vergleichende Sprachforschung nahm ihren wahren Anfang erst, als das Sanskrit den Gesichtskreis erweiterte. Franz Bopp ist es, den wir als den Repräsentanten derselben ansehen können. Nächst ihm sind vorzüglich A. W. v. Schlegel und Humboldt zu nennen. Der Letztere namentlich hat Großes und in mancher Beziehung vorzüglich Musterhaftes auch in dieser Richtung geleistet. Von dem Umfange seiner Sprachenkenntniß ist früher berichtet worden; wir sahen auch, mit welchem Eifer er das Sanskrit erfaßte, sobald er dessen Wichtigkeit erkannt hatte.[1]) So ward er auf diesem Gebiet einer der größten Forscher und um so mehr ein Vorbild, als er mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn wahre Methodik und edle Form verband. Darum steht auch sein Werk über die Kawi-Sprache als mustergültig da.

Kaum hatte nach den Kriegsjahren die vergleichende Sprachkunde diesen Aufschwung genommen, als auch die zweite Richtung, die historisch-nationale, sich erhob: im J. 1819 erschien der erste Theil der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und damit der Anfang eines Werkes, wie keine Nation sich eines ähnlichen rühmen kann. Hielt sich die Forschung hier auch auf einem begränzteren Gebiete, so stellte sie sich dennoch dem Höchsten zur Seite, was die Sprachforschung erstreben kann, denn sie erfüllte diese engere Aufgabe vollständig und dient einem großen patriotischen Zweck. Grimm wurde der Vater der deutschen

---

1) Er sah das Sanskrit bald als unentbehrliches Hülfsmittel auch für den Philologen im engern Sinne an und empfahl ihm dieses Studium dringend, wenn er auch es in die Schule nicht aufgenommen wissen wollte. (Siehe Humboldt's Rec. von Dursch's Ghatakarparam. Berlin. Jahrb. April 1828).

Grammatik, ohne sich um Philosophie der Sprache viel zu kümmern. Wie er als solcher den Antipoden zu Humboldt's Bestrebungen darstellt, der fast den Erdkreis umfassen und die Natur der Sprache ergründen wollte, dabei aber die Eigenthümlichkeit des ihm so theuren vaterländischen Idioms, seine Mundarten, und seine Geschichte nur selten berührt, [2]) so stehen sie beide als die höchsten Gipfel bisheriger Sprachforschung und zwar nicht unter ihren Landsleuten allein da; denn „zwei Sprachforscher, wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aufzuzeigen." Auch begegnete jeder von ihnen dem Andern mit der Scheu des Mächtigen, der sich im eigenen Reiche sicher weiß, ohne nach dem des Andern zu fragen; betritt er es aber einmal, auch nicht vergißt, dem Beherrscher in den Ausdrücken wahrhafter Verehrung zu huldigen. [3])

Die philosophische Richtung folgte aber der historischen auch auf dem Fuße nach. In den ersten zwanzig Jahren schon trat Humboldt mit einzelnen in dieses Gebiet einschlagenden akademischen Abhandlungen auf, [4]) denen im J. 1836 das größere Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues folgte, durch das die Philosophie der Sprache ihr tieferes Fundament erhielt. Nach dem höchsten Ziele also, das die Sprachforschung sich setzen kann, wurde Humboldt der Führer; hier liegt sein eigenthümliches Verdienst als Sprachforscher, worauf wir nachher zurückkommen.

---

2) Siehe z. B. in Schlegel's indischer Bibliothek, B. II. H. 2. S. 74—75 und im Werk über die Kawi-Sprache, I. 51.

3) Siehe oben S. 506 dieser Erinnerungen. Humboldt rühmt dagegen in der Einleitung zur Kawi-Sprache (S. CCCVXXI) „die glücklich sinnvolle Sprache, die Grimm eigen sei."

4) Siehe im vorigen Abschnitt Nr. 2. 3. 6. 10.

Neben diesen gibt es noch eine vierte Richtung, in der die Sprachforschung sich erhob. Sie steht mit einigen vorher erwähnten in engerer Verbindung; wir können sie sogar, je nachdem sie mit der einen oder andern näher verknüpft ist, mit verschiedenen Namen bezeichnen. Nimmt sie von der vergleichenden Sprachforschung ihren Ausgang, nennen wir sie allgemeine Sprachkunde; geht sie aber von der gründlicheren Erforschung einer oder weniger Sprachen aus, heißt man sie rationelle Sprachforschung. In beiden Fällen dient sie zur Entwicklung der allgemeinen Grammatik. Auf dem letzteren Wege brach sie als classische Philologie jeder andern Sprachforschung die Bahn. Dem Boden, den die alten, namentlich lateinischen Grammatiker zuerst urbar gemacht und ältere Philologen, wie Franciskus Sanktius (Minerva seu de causis linguae latinae commentarius. Amstelodami, 1587), mehr geebnet hatten, erstanden Forscher von der Tüchtigkeit eines Gottfried Hermann, eines Ph. Buttmann, zu einer Zeit, wo die andern Richtungen der Sprachforschung sich kaum zu entwickeln begonnen hatten. Als aber dies geschah, begann auch gleich die Entwicklung der deutschen Grammatik, nicht blos mittelst historischer Forschung, sondern auch durch rationelle. Wir nennen hier nur einige Begründer der neuen vaterländischen Grammatik, vor allen den scharfsinnigen C. F. Becker, dessen Sprachlehre sofort an die allgemeinen Ideen unseres Humboldt knüpfte, ferner den mit jenem eng verbundenen Forscher unserer Syntax, S. H. A. Herling, dann den neuerdings mit größerer Selbstständigkeit vorgeschrittenen M. W. Götzinger. Glückte es diesen Männern noch nicht, ein allgemein befriedigendes System unsrer Grammatik aufzustellen, so liegt der Grund davon theils in der noch nicht beendeten Gährung, in welche die Sprachforschung überhaupt gerathen, theils und namentlich in dem Schwanken, in

welchem die allgemeine Sprachkunde und Grammatik ſich zur Zeit noch befindet. Denn auf dem von Bopp, Grimm und Humboldt gelegten Grund ſind zwar tüchtige Bearbeiter der allgemeinen Sprachlehre aufgetreten, Männer, wie Wocher, Rapp u. ſ. w.; allein ſtatt dadurch eine Niederſetzung zu erreichen, hat die Schwankung auf dieſem Gebiete eher zugenommen, ſei es, daß man in ſonſt ſehr ergiebigen Arbeiten der Hypotheſe noch zu viel Raum ließ, oder daß, wie neuerdings behauptet wurde, es überhaupt noch an dem Medium gebricht, welches den Uebergang von philoſophiſchen Anſichten zur allgemeinen Grammatik fruchtbar vermittle. Doch wird auch dieſes Bindungsglied mehr und mehr vortreten, nachdem für philoſophiſche, wie für poſitive und vergleichende Sprachforſchung ein ſolcher Grund gelegt worden.

Schon jetzt aber iſt im Gebiet der Sprache ein unermeßliches Reich erobert von europäiſcher und vorzüglich deutſcher Gelehrſamkeit; an dieſer Eroberung aber hat Humboldt mächtigen Antheil genommen. Manche ſehen ihn geradezu für den Begründer auch der vergleichenden Sprachforſchung an, und gewiß half er ſie begründen und iſt in Methodik und Form auch hier das claſſiſche Vorbild; nicht wenig wirkte er dabei für die allgemeine und rationelle Sprachkunde; einzig und allein aber ſteht er als Schöpfer der Philoſophie der Sprache da. So ragt ſeine Richtung unter denen der andern Sprachforſcher hervor; gleich ſehr aber zeichnet ſich die Art ſeiner Forſchung aus, der man anſieht, daß hier ein höherer Geiſt ſich mit dem Fachgelehrten einte. Vielleicht noch nie war in einem Kopfe eine ſolche Fülle des gelehrteſten Detailwiſſens mit ſolchem philoſophiſchen Tief- und Scharfſinn vereinigt. „Wilhelm von Humboldt," ſagt Böckh in der zu deſſen Ehren in der Akademie gehaltenen Rede, „war unter ſeinen Zeitgenoſſen der-

jenige, welcher die meiſten Sprachen grammatiſch ſtudirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er ſo, als wäre ſie der einzige Gegenſtand ſeiner Forſchungen geweſen, widmete jeder die Aufmerkſamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur ſich herabſenkt. Er war zugleich der, welcher den Zuſammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geiſtige Bildung der Menſchheit am ſinnigſten und lichtvollſten beſtimmte. Das hinterlaſſene [damals noch nicht erſchienene] Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen, der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geiſt die zerſtreuten Quellen des Wiſſens zuſammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Anſichten ſchöpfen, und den verſchiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Geſetzen der Intelligenz beherrſchend unterwerfen kann."

Es ſtechen jedoch an dieſem allgemeinen Charakter Humboldt's als Sprachforſcher einzelne Eigenſchaften ganz beſonders hervor. Ich will nur einige davon namhaft machen, ſolche, die auch der des Faches Unkundigere nicht verkennt. Zu bewundern iſt an H. als Sprachforſcher

1. die Gründlichkeit, die mit ſo viel Geiſt ſich paart und die auch bei ſo großer Mannigfaltigkeit des Wiſſens Stand hält. Humboldt hielt es nicht unter ſeiner Würde, auch das Geringſte mit ſtrengſter Sorgfalt zu behandeln. Was iſt auch in der Wiſſenſchaft, das man Kleinigkeit nennen könnte? „Nur durch den Geſichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen." [5])

5) Humboldt's eigene Worte; ſiehe oben I. 217.

2. Die Größe des Blickes und der Behandlung, die über allem waltet, was er zu Tage fördert, die das Kleine erhebt und selbst das scheinbar Niedrige adelt. Was H. je berührt, erhielt einen neuen Werth und bewies, wie richtig Schillers Ausspruch gewesen, „daß es ein gewöhnliches Vorurtheil sei, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet."

3. Das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die Einfachheit und Lauterkeit, die ihm eigen ist und seine Darstellung der unseres Lessing so ähnlich macht, als es bei der Verschiedenheit der Gegenstände, die sie behandeln, und ihres schriftstellerischen Charakters nur denkbar ist; denn Humboldt's Sinn ist ein rein intellektueller, während Lessings Art immer noch dem Polemischen sich nähert und an den Dramatiker mahnt, darum aber auch um so viel hinreißender und belebter ist. — Mit dieser Wahrheits, liebe hängt bei Humboldt noch ein andrer Vorzug zusammen-

4. die Eigenschaft, die er an dem Engländer Mars, den rühmte, [6]) selbst aber in hohem Grade besaß: die nämlich jede Behauptung auf die behutsamste Weise zu begränzen. Darin ist er in seinen Forschungen wahrhaft bewundernswürdig. Dasselbe meinte auch Hegel, als er Humboldt's besonnene Zurückhaltung bei Darstellung fremder Ansichten und Philosopheme rühmte, und wie er festhalte an dem strikten Sinne des Andern und nichts andres und nicht mehr gebe, als der Urheber wollte. So verfuhr H. in jeder Art von Forschung. Mit dem Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, verknüpfte sich der Wahrheit suchende Sinn und prüfte ebenso sorgfältig die eignen Behauptungen, wie Meinungen Anderer. Ohne

---

6) Ueber die Kawi-Sprache, I, 45.

irgend eine Voraussetzung fängt er eine Untersuchung an, verfolgt sie mit einer Kälte und Uneingenommenheit, die uns glauben läßt, der Ausgang sei ihm gleichgültig, und wenn er endlich ein Ergebniß mittheilt, das jeder Andere für unumstößlich halten würde, erhebt er selbst noch Zweifel und begränzt die vorsichtigste Behauptung. Es liegt ihm gar nicht an der Entscheidung, sondern nur daran, zu wissen, wie weit eine Sache entschieden ist, oder wo sie anfängt, dunkel und zweifelhaft zu werden.

5. Die lichtvolle Durchschauung des Gegenstandes und formelle Vollendung, welche H.'s Darstellung das Gepräge des Schönen aufdrückt. Wie weit er es darin gebracht, werden wir nachher aus Anlaß der philosophischen Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache noch hervorheben. Zu der formellen Vollendung gehörte nothwendig

6. die methodische Strenge, die in H.'s Arbeiten herrscht. An jeder Sache reizte ihn das Methodische zugleich und er ging ihm mit Vorliebe nach. Ein Phänomen, wie die Sprachen der Völker, bot hiezu vorzügliche Gelegenheit, und er wußte sie zu fassen. So schreibt er einmal — den 13. Dez. 1828 — kurz nach seiner Rückkehr aus Paris an den dort lebenden deutschen Linguisten Julius Klaproth: „Ich bin seit meiner Rückkunft ein wenig auch wissenschaftlich beschäftigt. Ich verfolge den Weg, an einer Reihe Grammatiken die Methodik zu zeigen, wie diese in den Sprachen zu Stande gekommen ist. Es giebt, im grammatischen Begriffe, allgemeine Methoden, von denen aber nicht gerade nur Eine jede Sprache bildet. In mehreren Sprachen sind mehrere gemischt, und dies ist es, so wie das Verhältniß der Mischung, worauf man sehen muß." [7]) Denselben Sinn

---

7) Der Brief befindet sich in Dorow's Facsimiles, H. III. —

für Methodik zeigen seine eigenen Darstellungen, die dadurch wahrhaft musterhaft geworden. Er spricht sich auch über die Principien, die er befolgt, bei so vielen Gelegenheiten aus, daß man aus solchen Stellen leicht ein Lehrbuch wissenschaftlicher Methodik und Dialektik zusammenstellen könnte.

8. Die Bescheidenheit, mit der er von seiner Fähigkeit und seinen Leistungen spricht, und die Bereitwilligkeit, fremdes Wirken anzuerkennen und zu rühmen. Wie ergreift es, wenn ein Mann, wie H., seine Schrift über die Urbewohner Spaniens und deren Ermittlung durch die vaskische Sprache, an den ehemaligen Lehrer seiner Kinder, an Riemer, sendet und diesen, besonders in Betreff des etymologischen Theils der Untersuchung, um sein Urtheil bittet und dabei hinzufügt: „Es kommen auch einige in das Gebiet des Griechischen und Lateinischen einschlagende Etymologien vor. Ich bin aber mit diesen sparsam gewesen, und habe auch das Wenige, was ich gesagt habe, nicht ohne Besorgniß gesagt. Es gehört, um darin sicher zu gehen, ein großes Uebersehen aller vorhandenen Formen dazu, und ich fühle täglich, wie schwer es ist, wenn man hat den größten Theil seines Lebens anderen Geschäften widmen müssen, nicht jeden Augenblick auf sehr schlimme Lücken zu stoßen. Ich muß daher sowohl diesen Theil, als das Ganze Ihrer Nachsicht dringend empfehlen.“ [8]) Man würde versucht, an der Aufrichtigkeit solcher Sprache zu zweifeln, wenn nicht H.'s Wesen von dieser

---

Besonders wichtig für die Darlegung der Principien, von deren, H.'s Ansicht zufolge, der Sprachforscher geleitet werden soll, ist dessen früher schon aufgeführte Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachenentwicklung.“ (1820).

8) In dem Briefe vom 25. Juni 1821. Mitgetheilt in den Briefen von und an Göthe, her. von Riemer. Leipzig, 1846. S. 243–45.

Bescheidenheit ganz erfüllt und es nicht bekannt wäre, daß je ausgedehnter das Wissen eines Menschen, desto größer auch die Kenntniß der Lücken ist, die bei aller Gelehrsamkeit ihm bleiben.

Noch seltener jedoch ist mit solcher Bescheidenheit auch die willige Anerkennung des von Andern Geleisteten verbunden. Bei H. treffen wir sie stets; er ist keine jener Naturen, die sich überheben, sobald sie in den Arbeiten eines Genossen Fehler und Lücken entdecken, die eine Lust empfinden, sich an Anderer Schwächen zu reiben. Wo er kann, rühmt er das Verdienst und lieber schweigt er, wo er nicht loben kann. Mit welcher Bereitwilligkeit erkennt er an, was Vorgänger, was Gleichstrebende und Jüngere geleistet! Wie weit entfernt ist er davon, die Verdienste seiner Vorgänger, eines Schlözer [9]), Adelung [10]), Vater [11]), eines Friedrich Schlegel [12]) herabzusetzen; wie gern erkennt er das Große an mitstrebenden Genossen, an Wolf [13]) und Böckh [14]), an A. W. Schlegel [15]) und Bopp [16]) an Grimm [17]) und Niebuhr [18]), um nicht tiefer Stehende, wie Klaproth [19]) ꝛc. zu nennen; welch freudigen

---

9) Ges. W., II. 146.

10) Im Mithridates, fortges. von Vater. 4 Th. Berlin 1817. S. 279. H. rühmt Adelungs Tüchtigkeit auch aus Anlaß des Vaterschen; er selbst „habe nur das Glück, aus bessern Quellen zu schöpfen."

11) Ges. W., II. 78.

12) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 164.

13) Siehe oben II. 426—7.

14) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 229.

15) Siehe oben I. 439. Vergl. außerdem Ges. W. I. 34—35. Ueber die Kawi-Sprache, I. 42.

16) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 152, wo er Bopp's Sanskrit-Grammatik schlechtweg ein classisches Werk nennt. Vergl. auch ebendas. S. 163.

17) Siehe oben II. 51*.

18) Ges. W. II. 126.

19) Einleitung z. Kawi-Sprache, S. 401. 412. 427-8. Ueber

Antheil widmet er endlich den Leistungen einer auf seinen Vorgang mit emporgestiegenen Generation! Man lese die Stellen, wo er über Friedrich Windischmann [20]), Pott [21]), Ewald [22]), Lepsius [23]), Bernhardy [24]), Diefenbach [25]), Buschmann [26]) spricht. Mit gleicher Dankbarkeit gedenkt er ausgezeichneter Forscher des Auslands, der Arbeiten eines Hervas [27]), eines Abel-Rémusat [28]), Champollion [29]), Burnouf [30]), Millin [31]), eines Colebrooke [32]), Haughton [33]), Marsden [34]) u. s. w.

Wirklich großen und wahrhaft verehrten Männern wird es aber auch am leichtesten, Andere gelten zu lassen, doppelt einem Humboldt. Er war, als er noch lebte, schon der Gegenstand einer so unbestrittenen Verehrung, wie sie wenigen Gelehrten zu Theil wird. Stand er doch schon damals gleichsam als Schutzpatron aller höhern Forschung da! Braucht es dafür Zeugniß, wo die Urtheile solcher Häupter der Wissenschaft, wie Wolf, wie A. W. Schlegel [35]), wie

---

die Kawi-Sprache, I. 290. Siehe außerdem die anerkennenden Worte über Klaproth's asiatisch-ethnographische Forschungen, in dem Briefe an denselben bei Dorow (Facsimiles, H. III.)

20) Ueber die Kawi-Sprache, I. 89.

21) Einleitung z. Kawi, S. 93.

22) Ebendas. S. 105.

23) Ebendas. S. 161. 325—26. 351.

24) Ebendas. S. 245.

25) Ebendas. S. 304.

26) Ebendas. S. 176.

27) Ebendas. S. 281.

28) Ebendas. S. 340, 391. Ueber die Kawi-Sprache, I. 90. 273.

29) Ges. W., IV. 202—3. 321.

30) Einleitung z. Kawi, S. 377. Ges. W. I. 67.

31) Ges. W., III. 304.

32) Ebendas. I. 27. 184.

33) Einleitung z. Kawi, S. 273.

34) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.

35) Indische Bibl. B. I. H. 4. (1823) S. 433—5. B. II. H. 2. (1826) S. 218—19.

Grimm und Bopp uns vorliegen. Schon im Jahre 1827 bezeichnete C. F. Becker H. als einen unſrer ſcharfſinnigſten Sprachforſcher [36]) und widmete ihm ein für die Ausbildung der deutſchen Grammatik Epoche machendes Werk. Dieſe Verehrung war auch ächt; denn ſie erloſch mit ſeinem Tode nicht. Welch herrliche Todtenrede hielt ihm Böckh in der Akademie der Wiſſenſchaften [37])! Und gilt ſein Name nicht in der jetzt ſo hoch geſtiegenen Sprachforſchung der Deutſchen überall wie der eines Fürſten der Wiſſenſchaft [38])? Nicht geringere Huldigungen haben ihm die erſten Männer des Auslands dargebracht; ſelbſt unter den auf ihre Leiſtungen oft ſo eiteln Franzoſen erhob im J. 1832 ſchon ein Sprachforſcher wie Jacquet ſeine Stimme und erklärte laut: [39]) „Aucun savant ne réunit à un degré plus éminent la richesse de matériaux, l'étendue d'érudition, la force de critique et la supériorité d'esprit qui peuvent seules donner à des recherches de cette nature la continuité et la direction qui les font parvenir à des résultats philosophiques d'une utilité générale.“

Der Fall, daß Jemand wegwerfend über Humboldt's linguiſtiſche Arbeiten urtheilte, ſteht ſo vereinzelt da, daß wir ſchon um deswillen ſeiner gedenken müſſen. Ein ſolches Urtheil fällte nämlich Prof. J. N. Madvig, ein Däne,

---

36) Organismus der Sprache als Einleitung zur deutſchen Grammatik. (Auch: Deutſche Sprachlehre, B. I.) Frankfurt a. M. 1827. S. 133. 301.

37) Siehe ſchon oben II. 521.

38) Man greife nach einem Werk jüngerer Sprachforſchung, nach welchem man wolle, etwa nach M. Wocher's trefflicher allg. Phonologie (Stuttgart und Tübingen, 1841) und man wird Humboldt immer als höchſtes Vorbild betrachtet finden. Vergl. z. B. Wocher, S. 99. 104. 352. 388.

39) A. a. O., im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481.

in einem schon 1835 in der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gelesenen und im folgenden Jahre dem 5. Theil der historischen und philosophischen Abhandlungen dieser Gesellschaft einverleibten Vortrage. Er spricht darin wegwerfend über die Arbeiten deutscher Gelehrten zur Philosophie der Sprache und zur philosophischen Grammatik im Allgemeinen, aber auch über Humboldt insbesondre, mit jener absprechenden Art, in welcher dieser Gelehrte auch sonst sich hervorgethan. Auch ein andrer Däne, Frederik Lange, drückte in einer 1836 veröffentlichten Monographie, Abneigung gegen unsre philosophischen Grammatiker, gegen Humboldt sowohl, als gegen Becker u. A. aus und erklärte, die Grammatik erwarte zu ihrer Emancipation noch immer „sospitatorem suum atque artificem“ [40]). Es sollte uns nicht wundern, wenn die Dänen zuletzt selbst in der Wissenschaft ihren deutschen Stammverwandten es zuvorthun zu können glaubten! Humboldt für seine Person war gewiß weit entfernt zu wähnen, die Wissenschaft werde auf einem so schwierigen Gebiet nach ihm nicht noch viel zu ergänzen und zu berichtigen wissen, und er würde der erste gewesen sein, der der Behauptung, die neuerdings in Deutschland selbst aufgestellt wurde [41]): daß es nämlich noch an dem vermittelnden Glied zwischen den Untersuchungen über das Wesen der Sprache und den Sätzen der philosophischen Grammatik fehle, Recht hätte widerfahren lassen. Denn

---

40) Vergl. Conrad Michelsen, historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, nebst einer Einleitung über das allgemeine Wesen der Sprache. Hamburg, 1837. S. 92, 93, 96, 97—101. Ich selbst habe jene dänischen Schriften nicht in Händen gehabt.

41) Namentlich in der Schrift: Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet von H. Diefel. Königsberg, 1845. S. 12. 13—14. Der Verf. legt jedoch dabei die größte Verehrung für das, was H. wirklich geleistet, zu Tage.

etwas anderes iſt es, das Weſen der Sprache zu ergründen, ein anderes, das Syſtem der allgemeinen Grammatik aufzuſtellen, und wie viel H. auch für letztere, zumal in der Lehre von den grammatiſchen Kategorien, vorgearbeitet haben mag, ſein Beruf ging dahin nicht, ſondern beſtimmte ihn, der Gründer der Philoſophie der Sprache, d. h. der Kenntniß ihres Weſens und ihres Zuſammenhangs mit der innerſten Natur des Menſchengeiſtes, zu werden. —

Es lag in H.'s Eigenthümlichkeit der Trieb, Alles, was er ergriff, mit cosmopolitiſchem Sinn zu erfaſſen, zugleich aber in das Element des Gedankens emporzuheben. Recht den Boden bekundend, dem er erſtammte, und von dem er nur in der Politik zu Gunſten unſrer Nationalentwicklung abging, hielt er, als Forſcher, den cosmopolitiſchen Sinn, den das vorige Jahrhundert dem jetzigen vermachte, feſt und andern Richtungen gegenüber aufrecht, auch in dem Gebiet der Sprache. Wie ſein großer Freund Schiller, faßte er in dem, was er ergründete, nicht ſowohl das Ueberſinnliche, auch nicht das Nächſte und Nationale, ſondern das allgemein Menſchliche auf. Ebenſo in der Sprache. Es gefiel ihm nicht, ſich, wie Grimm, nur in die Tiefe des vaterländiſchen Idioms zu tauchen, ſondern er ſetzte ſeinem Wiſſensdrang erſt an den Enden der alten und der neuen Welt Gränzen, und widmete ſelbſt den Sprachen amerikaniſcher Wilden und der Barbaren Neuſeelands die gleiche Aufmerkſamkeit, wie dem herrlichen Sprachorganismus der Hellenen; im Beſitz aber dieſer Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, folgte er dem Trieb, der Natur dieſer Erſcheinungen auf den Grund zu gehen und das Weſen der Sprache zu erforſchen. Damit griff er zugleich in eine Frage ein, die das vorige Jahrhundert ſchon bewegte und für die er ſich ſchon in früher Jugend lebhaft intereſſirte — in die Frage über die Art des Zuſammenhanges der Geiſter- und

Körperwelt oder der geiſtigen und ſinnlichen Natur des Menſchen. Denn bald entdeckte ſich ihm, daß in der Sprache des Menſchen eine Einheit dieſer Faktoren gegeben ſei, und zwar in ſo ideeller und ſo faßbarer Form zugleich, daß es möglich ſein müſſe, hier ſicherer und tiefer in den Zuſammenhang beider Welten, alſo in die Natur des Menſchen einzudringen, als ſonſt wo. Von dieſem Moment an erhielt die Sprachforſchung, für die die Natur ihn ſchon ſo ausgerüſtet hatte, den höchſten Reiz für ihn. Wir wiſſen, wie ſchon in den neunziger Jahren es ſein Augenmerk war, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzuſuchen, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern [42]), bis er endlich in die dunklen Verhältniſſe der Natur der Sprache überhaupt fortſchritt. Da konnte ihm denn nicht entgehen, daß hier der Grund erſt zu erobern ſei, auf dem ſich bauen laſſe. Denn faſt nichts war hier vorgearbeitet, was brauchbar erſchienen wäre. Wann hätten die Sprachforſcher früherer Zeit den ſpeculativen Sinn gehabt, der hier nöthig iſt, oder wann war die ältere Philoſophie, ſelbſt wenn ſie dieſes Gebiet berührte, im Stand, es nur annähernd zu ergründen? In den Jugendtagen H.'s faßten Männer, wie Hamann, wie Herder, ſchon ganz die Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſie warfen auch manchen Geiſtesblitz auf ſein Gebiet; auf den unſichern Pfaden ihrer Forſchung, die faſt nur Ahnung und Divination blieb, war doch nicht viel auszurichten. Bald machte zwar die rationelle Grammatik ſchon bedeutende Fortſchritte; es ſtanden Männer auf, die wirklich auf die Philoſophie der Sprache hinſteuerten, z. B. Silveſtre de Sacy, Vater

42) Siehe oben I. 253.

u. A.; doch wurde damit nur der Boden geebnet, auf dem eine wahrhaft philosophische Forschung fußen konnte. In diesem Betreff fühlte sich H. besonders seinem Landsmann A. Fr. Bernhardi (geb. 1768, † 1820) zu Dank verpflichtet, und er verfehlte nicht, dessen Leistung bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit auch öffentlich zu preisen. [43]) Doch im Wesentlichen konnte er auch dadurch nicht gefördert sein; das mußte er selbst thun. Mehrere Jahrzehende verfolgte er das weite Reich der Sprache und nur allmälig schritt er dazu, die ihm gewordenen allgemeinen Ergebnisse zu sammeln. Unausgesetzt prüfte, klärte und berichtigte er [44]) die gewonnenen, zum Theil in einzelnen Abhandlungen [45]) schon mitgetheilten Ideen, bis es ihm gelang, sie in der Einleitung zum Kawi-Werk so umfassend, als ihm nur möglich, zu entwickeln. Diese Einleitung ist auf dem Gebiet der Sprachkunde ein Epoche machendes Werk. „Was Hamann" — so äußert ein Neuerer, [46]) dessen Ansicht in solchen Dingen wenig von Schulweisheit getrübt ist —

---

43) Er that dies bei Anlaß des Aufsatzes, der in den J. 1823 und 24 in A. W. v. Schlegel's indischer Bibliothek gedruckt erschien, durch folgende Note (B. II. H. 1. S. 83): „Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem und in sehr verschiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geschienen, daß dieser, den Wissenschaften zu früh entrissene Mann in seinen verschiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten [Berlin, 1805] das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht blos Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann."

44) Vergl. auch Diefel a. a. O. S. 15—16, 75—76.

45) Namentlich in den Abhandlungen: „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (1820), „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung" (1822) und „Lettre à Abel-Rémusat." (1827), die früher schon angeführt worden. —

46) K. Rosenkranz, in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie." Leipzig, 1840. S. 411.

„was Hamann als spekulativer Visionair ahnte; was Herder mit nur etymologischer Spielerei der Vernunftkritik entgegenstellte; was ein Ungenannter vom Kriticismus aus mit Bezug auf Silvestre de Sacy andeutete [47]); was Reinhold in seiner Synonymik und seiner letzten Entwicklung des Erkenntnißvermögens dunkel vorschwebte: Humboldt hat es in seinem unsterblichen Werk über die Kawisprache oder vielmehr in der Einleitung dazu, welche eine Philosophie der Sprache enthält, Berlin 1836 — geleistet.

Es thut mir leid, daß der Umfang meiner Arbeit es verbietet, hier eine genaue Darlegung des in diesem Werke eingeschlagenen Ganges einzuflechten. Um so dringender ist die Aufforderung, die ich an die Verehrer Wilhelm v. Humboldt's richte, selbst den Eingang zu suchen und der Schätze, die er dort niedergelegt, sich zu bemächtigen. Nie ist Jemand gründlicher in das Wesen der Sprache eingedrungen, als H.; nie hat Jemand mit solchem Tiefsinn jene Probleme berührt, welche die Grundanschauung der Sprache und ihrer Gesetze feststellen, die Fragen nach dem innern Organismus der Sprache, nach ihrem Verhältniß zu dem Gedanken, nach ihrer Entstehung und Entwicklung bei Völkern und bei Einzelnen, nach ihrem Zusammenhang mit der Produktivität eines Volkes, mit der Litteratur, endlich nach ihrem Werden, Reifen und Sinken, nach allen ihren mit der Lebens- und Schöpferkraft eines Volkes correspondirenden Schicksalen, mit einem Worte, nach dem Verhältniß der Sprachentwicklung zur Entwicklung der Totalität des menschlichen Geistes. Nachdem H. die wichtige, oben von uns schon erwähnte Entdeckung des zwiefachen Elements gemacht hatte, das den

---

47) Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805.

ſprachlichen Erſcheinungen durchweg zu Grunde liegt, des logiſchen und des ſinnlichen Elements — war es ihm möglich, dieſer Doppelſeitigkeit in ihrem innerſten Grund, in der Natur der menſchlichen Einbildungskraft, nachzugehen und bis in die auffallendſten Erſcheinungen einzelner Sprachen zu verfolgen. Von dieſem Standpunkte erörtert er nun zuerſt die Form der Sprachen, das Lautſyſtem und die innere Sprachform, dann die Verbindung beider, kommt hierauf auf die genauere Darlegung des Sprachverfahrens, auf Wortverwandtſchaft und Wortform, auf Iſolirung der Wörter, Flexion und Agglutination, auf die Worteinheit und die Bezeichnungsmittel derſelben, auf das Einverleibungsſyſtem der Sprachen, die Gliederung des Satzes, und auf die Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatiſchen Forderungen; ferner zergliedert er den Hauptunterſchied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips, erörtert den Charakter der Sprachen, Poeſie und Proſa, die Kraft der Sprachen, ſich glücklich aus einander zu entwickeln wobei ihm die Töchterſprachen des Lateiniſchen als Beleg dienen; endlich unterſcheidet er die Sprachen von geſetzmäßiger Form — namentlich die indo-germaniſchen, das Griechiſche und Sanskrit voran — von ſolchen, welche von der rein geſetzmäßigen Form abgehen; beſpricht die Beſchaffenheit und den Urſprung des minder vollkommenen Sprachbaues und giebt Beiſpiele deſſelben an den ſemitiſchen Sprachen, am Delaware, an der chineſiſchen und barmaniſchen Sprache. So führt uns dieſes Werk wie durch ein Pandämonium des Geiſtes, der Sprache, der Geſchichte, aus dem faſt alle Wiſſenſchaften, die mit der Natur oder den Fähigkeiten des Menſchen zu thun haben, Nahrung holen können. Das Werk berührt faſt alle Theile der Philoſophie, namentlich die Anthropologie, die Philoſophie der Geſchichte, die Aeſthetik. Der Aeſthetiker zumal findet hier reiche Ausbeute:

von den gewichtigsten Auseinandersetzungen über Poesie und Prosa, Styl und Beredsamkeit bis zu einzelnen Bemerkungen, z. B. über Göthe's Werther, welche Fülle von Gehalt und Urtheil entwickelt sich da vor unserm Geiste [48])! Wie viel Herrliches findet der Philolog im engern Sinne, über den Genius des Alterthums, über die griechische und römische Sprache, deren Entwicklung und Untergang, über einzelne Vorbilder in ihrer Dichtung und Prosa. Dem Sprachforscher im weitern Sinne endlich liefert diese Einleitung — abgesehen von ihrem philosophischen Theil und den Bereicherungen der rationellen Sprachkunde und allgemeinen Grammatik — die gewichtvollsten Darlegungen über ganze Classen von Sprachen und über einzelne Sprachen insbesondre, doppelt wichtig, weil zugleich auf Sprachen Rücksicht genommen ist, die, wie die malayischen, schon weit vom Sanskrit abstehn, oder, wie die amerikanischen, einer ganz andern Sprachsphäre angehören.

Uns interessirt hier vorzüglich noch die Bedeutung welche dieses Werk für die Philosophie der Geschichte anspricht. Wir haben die Verwandtschaft, in der die Philosophie der Sprache mit der der Geschichte steht, früher berührt und dabei bemerkt, daß in letzterer die Ideenwelt, in der H. sich bewegte, ihren Mittelpunkt hat, ferne wie wichtig dieser Theil der Philosophie für die künftige Entwicklung nicht allein der Geschichtschreibung, sondern auch der praktischen Philosophie und aller mit ihr zusammenhängenden Disciplinen werden müsse. Schon in der Abhandlung „über den

---

48) So hat schon Rötscher, in seinem Werke: „Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt" (Berlin, 1841) den Abschnitt: „die Bildung des Tones" und die Lehre von der Aussprache, von der Artikulation, vom Accent" u. s. w. auf die in Humboldt's Einleitung enthaltenen Sätze gestü (Vergl. daselbst S. 120. 121. 123. 133. 135. 135. 137 und 172.)

Beruf des Geschichtschreibers" (1821) hatte H. diesen Gegenstand gestreift, seitdem aber die dahin gehenden Ideen an der Hand ausgedehnter Sprachforschungen so reifen lassen, daß er die Resultate seines Nachdenkens schon brieflich gegen Göthe (6. Januar 1832) vorlegen konnte. [49]) Ausführlicher entwickelte er sie in einigen dieses sprachphilosophische Werk einleitenden Capiteln. Nachdem er zuerst eine allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges vorausgeschickt, schildert er die Einwirkung außerordentlicher Geisteskraft, scheidet die einzelnen Stufen der Vermenschlichung — Civilisation, Cultur, Bildung, endlich erörtert er das Zusammenwirken der Individuen und Nationen. Dieser letzte Abschnitt ist uns besonders wichtig; denn er bietet die reifsten Früchte einer Weltbetrachtung, welche festhält an dem Rechte des Individuums ohne die Ueberschwenglichkeit jugendlicher Theorie. [50]) Den Kern dieses Capitels suche ich in den Worten, die ihrer Bedeutung wegen hier folgen:

„Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In andrer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daß das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daß die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blos, und oft unerwartet mitten in seinem

---

49) Siehe oben II. 470—471.

50) Siehe oben I. 161—200.

bedeutendſten Wirken, von allem Antheil an jenen Schickſalen ausſcheidet, ſondern auch darum, ſeinem inneren Bewußtſein, ſeinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende ſeiner Laufbahn zu ſtehen glaubt. Er ſieht alſo dieſe als von dem Gange jener Schickſale abgeſondert an, und es entſteht in ihm, auch ſchon im Leben, ein Gegenſatz der Selbſtbildung und derjenigen Weltgeſtaltung, mit der jeder in ſeinem Kreiſe in die Wirklichkeit eingreift. Daß dieſer Gegenſatz weder der Entwicklung des Geſchlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menſchlichen Natur. Die Selbſtbildung kann nur an der Weltgeſtaltung fortgehen, und über ſein Leben hinaus knüpfen den Menſchen Bedürfniſſe des Herzens und Bilder der Phantaſie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Ausſicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schickſale, die er verläßt." [51])

Dies iſt eine Seite der H.'ſchen Geſchichtsanſchauung. Würde die andere, die in dem Briefe an Göthe auch angedeutet war und die das Gegeneinanderwirken der menſchlichen Kräfte und der Verſehung in einem Plan und Freiheit ähnlich verknüpfenden Sinne darſtellt, ebenſo gründlich ausgeführt, dann hätten wir die Grundprincipien einer auf alle Zweige der praktiſchen Philoſophie und alle Gebiete des Lebens gewiß wohlthätig wirkenden Geſchichtsphiloſophie. Zur Durchführung einer ſolchen hat H. wenigſtens den Anſtoß gegeben.

Ich habe obige Stelle aus der Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache auch deshalb ausgezogen, um dem Leſer auch von der formellen Schönheit, die daſſelbe auszeichnet, einen Begriff zu geben. Wir haben ſchon an H.'s früheſten Arbeiten auch das formelle Verdienſt gewürdigt und namentlich die äſthetiſchen Verſuche deſſelben (über Göthe's Hermann und Dorothea) auch in dieſem Betracht hervorge-

---

51) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 40—41.

hoben. [52]) Viel glänzender jedoch hat H. sich als Stylist in seinen spätern Abhandlungen und namentlich in dieser herrlichen Einleitung zum Kawi erwiesen. Er trug den Lohn davon, so lange mit dem spröden Geist unserer Sprache gerungen und in so vielen rein wissenschaftlichen Arbeiten doch das vaterländische Idiom vorgezogen zu haben. Wohl wußte er, daß dies für eine gewisse Zeit der Verbreitung seiner Forschungen nachtheilig sein könne, aber er forderte ja von jedem Autor, daß er in seiner Muttersprache, oder in der des Landes schreibe, in dem er lebt, und er vertraute dabei dem Werth und der Zukunft der unsrigen. [53]) Nur wenn er direkt mit Ausländern, z. B. Franzosen, verkehrte, bediente er sich ihres Idioms. Auf diesem Wege ist es ihm denn gelungen, einer unsrer vollendetsten Prosaisten zu werden. Ich rede nicht von gewöhnlicher Correktheit. Hätte denn ein Mann, der über den Einfluß der grammatischen Formen auf die Ideenentwicklung geschrieben und dargethan hatte, daß die sprachlichen Gesetze dem Denken selbst nützen, die Strenge dieser Gesetze und die formale Genauigkeit, die sie von jeder Darstellung fordern, jemals für unnütze oder geistbeengende Fesseln halten können? Ich rede also nur von der Klarheit und Schönheit der Darstellung, von der Verständlichkeit und dem Wohlklang des Vortrags auch in den schwierigsten Untersuchungen. „Durchdrungen von dem Geiste des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner Darstellungskunst, ist die Prosa Wilhelm v. Humboldt's vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diktion bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet; die Schreibart dieses

52) Siehe oben I. 460.

53) Ges. W. II. 4.

tiefſinnigen Forſchers iſt eben ſo würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnſte in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken.“ [54])

Nach Inhalt und Form alſo hat H. in ſeinen ſprachlichen Unterſuchungen das wiſſenſchaftlich Bedeutendſte geliefert, das wir ihm verdanken. In ein bisher dunkles Gebiet des Wiſſens hat er Licht getragen und da große Schwierigkeiten mit ſeltenem Scharfſinn überwunden. Auf dem Gebiete, das wir verlaſſen, kann Niemand ihn umgehen; die Sprachforſchung der Neuern ruht auf den Namen Grimm, Bopp, Humboldt. Keiner aber von ſeinen Mitgenoſſen hat es ſo, wie er, verſtanden, den Buchſtaben mit dem Geiſt zu vermählen und Erſcheinungen der Sprache in die Sphäre der Ideen zu heben.

So groß aber H. uns auf dieſem Gebiete erſcheint, dürfen wir doch nie vergeſſen, daß dieſer Geiſt doch darin, wenigſtens in dem poſitiven Theile der Sprachſtudien, nie aufging, ſondern bei all dieſer anſcheinenden Hingebung an das Spezielle, im Grund doch ein viel Höheres und Allgemeineres im Auge hatte. Mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerm Trieb, beendete er die einmal begonnene Unterſuchung über die Kawi-Sprache, und er konnte, da er ſich täglich im Inſelmeer des fernen Oſtens gefangen ſah, ſelbſt nicht umhin, ſeine Verwunderung über den Gegenſatz ſeines Thuns und Wollens auszudrücken. [55])

„Der Zufall richtet blind die erſten Schritte,
Dann findet ſich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang ſich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? ſoll ſchamvoll er zurücke?
So wird der Menſch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerſtrebt ihm war geblieben.“

---

54) Th. Mundt, die Kunſt der deutſchen Proſa. Berlin 1837. S. 397.
55) Geſ. W., II. 387.

C. Litterarischer Verkehr und Briefwechsel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden.

Von den wichtigsten Verhältnissen, in denen H. während der letzten Jahre seines Lebens stand, haben wir im Früheren berichtet, so von dem Verhältniß zu Alexander, seinem Bruder, zu Göthe, zu Wolf. — Auch der hochstehenden oder politischen Persönlichkeiten, denen H. nahe kam oder deren Umgang er genoß, ist in obigen Umrissen schon gedacht worden, oder wir können ihrer hier, im Eingang, nur flüchtig noch gedenken. Der König besuchte ihn später wenigstens jährlich einmal in Tegel. Die Verbindung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV) war nie unterbrochen worden; bei einem so gelehrten und kunstsinnigen Fürstensohn konnte ein solcher Mann sein Interesse nicht verlieren, wenn er auch im Einzelnen, im Politischen und Religiösen, andere Bahnen wandelte. Von den Prinzen des Hauses blieb auch Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) unserem H. bis ans Ende zugethan. Wir wissen ferner, wie Carl August von Weimar und sein Haus ihn von langher zu den ihrigen rechneten, welche Gunst König Georg IV. von England dem ehemaligen Gesandten an seinem Hofe wahrte. Wir finden ihn ferner fortdauernd mit den ersten Staatsmännern, sowohl seines Vaterlandes, als des Auslands in Berührung. Er correspondirte mit dem Freiherrn von Stein, verkehrte, mehr oder minder innig, mit dem Generaladjutanten v. Witzleben, mit seinem ehemaligen Gegner, dem Grafen Bernstorf, mit dem Minister Rother, mit v. Stägemann und Nicolovius, mit Motz und Maaßen. Besonders freundlich stand er auch zu den österreichischen Staatsmännern.

Gentz [1]) galt ihm mehr als Jugendfreund, mit ihm führte er einen traulichen Briefwechsel; aber auch den Diplomaten des Kaiserstaats, einem Esterhazy, Apponyi u. A. mochte er gern einmal wieder begegnen.

Die geistig und litterarisch bedeutenden Personen, mit denen H. in diesen Jahren Umgang oder Briefwechsel pflog, hier vorzuführen, ist unmöglich. Die meisten kennen wir auch schon oder haben sie in dem biographischen Abschnitt dieses Zeitraums erst genannt, diejenigen zumal, die den akademischen oder künstlerischen Kreis der preußischen Hauptstadt zierten. Nur Weniges ist daher im Allgemeinen noch nachzutragen. Dr. Koreff, früher in Wien Arzt in Humboldt's Hause, lebte im Anfang dieser Epoche noch zu Berlin, vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem höchsten Vertrauen beschenkt. Als diese Rolle ausgespielt war, verließ er Berlin, ging auf Reisen und siedelte sich später dauernd in Paris an. So lang er in Berlin war, sah man ihn oft im Humboldt'schen Hause. Diesem nicht minder nahe bekannt war und blieb Frau v. Varnhagen, die Berlin jetzt nicht mehr verließ. Zeitenweise war sie aber unserem Humboldt, auch dessen Gattin, sehr entfremdet, und sie stichelt deshalb, leicht erregt wie sie war, in einigen Briefen auf Personen, die Minister worden und die sie nicht mehr sehe. [2]) Desto wohlthuender ist die Wärme, mit der H. sich ihrer erinnerte, als sie abgeschieden war, und Varnhagen ihm die schöne Sammlung ihrer damals

---

1) Vier Briefe von Humboldt an Gentz (1827–28) stehen in der von mir herausgegebenen Sammlung: Schriften von Friedrich v. Gentz. Th. V. Mannheim 1840. S. 290–301.

2) Vergl. die angeführte Sammlung Schriften v. Gentz, Th. IV. (1840). S. 357. Rahel's Briefe, IV. 156 und diese Erinnerungen, II. 51–53.

nur für Freunde gedruckten Briefe übersendet hatte. [3]) — Ihr Gemahl Varnhagen von Ense stand mit H., namentlich in dessen letzten Lebensjahren, in regem Verkehr. Er suchte ihn öfters in Tegel auf; sie wechselten auch Briefe zwischen Stadt und Land, in denen H. große Anerkennung für Varnhagens Talent, aber auch einige Förmlichkeit an den Tag legt. Varnhagen seinerseits regte ihn, wie schon erzählt worden, zu Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt an; er sendete dem verehrten Manne, der, neben Göthe und F. A. Wolf, immer sein Leitstern gewesen, seine neuesten Arbeiten zu, und widmete ihm — da die beiden andern Koryphäen schon nicht mehr zu den Lebenden gehörten — eine Sammlung seiner kritischen Aufsätze unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (1833). Als H. ihm den Dank dafür ausdrückte, konnte er den Wunsch nicht bergen, der mit Geschichte und Litteratur der neuern Zeit so wohlvertraute Verfasser möchte den Gehalt dieses Buches weiter verfolgen und ein ausführliches Bild des Geistes der letzten dreißig Jahre etwa und der frühern zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluß anfing herrschend zu werden, entwerfen. „Höchst merkwürdig," fügte er hinzu, „ist dieser Unterschied gewiß, und er knüpft sich sichtbar an die politischen Begebenheiten an. Niemand aber wäre so geeignet, ihn richtig aufzufassen, aus

---

3) Humboldt schrieb darauf von Tegel, 5. Sept. 1833, an Varnhagen: „Wie soll ich Ihnen für den Briefwechsel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter [Caroline], die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand ist, liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so, wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist."

seinen wahren Quellen herzuleiten und in seinen feinsten Verzweigungen zu verfolgen, als Sie." [4]) — Von Zeit zu Zeit kehrte wohl auch der unermüdet regsame Buchhändler Baron v. Cotta zum Besuch in Berlin ein. „Cotta war in diesen Tagen hier," schreibt H. 13. Dez. 1828 an Klaproth nach Paris, „und hat viel mit uns über den Mithridates gesprochen." — Dagegen war ein alter Freund des Hauses, Gustav v. Brinckmann, diesen Kreisen für immer entrissen. Er lebte, seit der Katastrophe des Hauses Wasa, ein stilles Dasein in Stockholm und konnte nur in Briefen die Erinnerung an eine ihm werthe Zeit zurückrufen. Auch mit Humboldt correspondirte er dann und wann. „Wir sind," schreibt er schon 13. Sept. 1818 an Gentz, „diesen Winter in einen sehr gelehrten Briefwechsel über die griechische Metrik und die Juden gerathen." [5]) — Von dem Briefwechsel, den, auf Verlangen des preußischen Kronprinzen, H. mit dem kunstverständigen C. F. v. Rumohr eröffnete, ist schon die Rede gewesen: er betraf die Einrichtung des Berliner Museums. [6])

Jetzt treten wir zu dem Kreise der Linguisten und Alterthumsforscher, welche in diesen späteren Jahren mit H. in lebendigem Verkehre standen. Manche dieser Beziehungen sind in den vorigen Abschnitten schon erwähnt. In allen Welttheilen hatte er Correspondenten; [7]) in den meisten Gegenden Europa's hatte er persönlich Verbindungen angeknüpft. Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm so-

---

4) Sechs Briefe unseres Humboldt an Varnhagen, geschrieben in den Jahren 1830—1833, finden sich in Dorow's Denkschriften zur Charakteristik der Welt und Litteratur, 3. B. Berlin, 1839. S. 4—12. Wir haben mehrere der köstlichsten Perlen daraus schon früher mitgetheilt.

5) Schriften von Fr. v. Gentz, Th. IV. S. 356.

6) Siehe oben II. 453.

7) Vergl. auch oben 511.

wohl bei seinen allgemeinen Untersuchungen, als bei Gründung seiner linguistischen Sammlung behülflich zu sein. Mit einer großen Zahl der geistreichsten und sprachgelehrtesten Männer stand er durch Briefe in litterarischem Verkehr; ihnen sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie allmählig in ihm auftauchten, zur Prüfung vorgelegt worden. A. v. Humboldt führt, in seiner Vorrede zum Kawi-Werk, eine Reihe solcher Männer auf; er nennt A. W. v. Schlegel, Gottfried Hermann, Gesenius, Thiersch, Lassen, P. v. Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Rosen in London, Neumann in München, G. L. Kosegarten, den ägyptischen Reisenden G. Parthey, Friedrich Schulz, der im Orient den Tod fand, Julius Klaproth, die französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Champollion, Abel-Rémusat und Burnouf, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem. Auch der Pariser Gelehrte E. Jacquet dürfte in dieser Reihe nicht zu vergessen sein. [8])

Zwei Männer, die ihn nicht wenig in seinen Sprachstudien förderten, hatte H. glücklicher Weise in seiner Nähe: Franz Bopp und August Böckh. Von der Stellung, die der Erstere als Freund und Rathgeber H.'s einnahm,

---

8) Von dieser weitläufigen Correspondenz ist bis jetzt nichts ans Licht gekommen, als 1. ein einzelner Brief H.'s an Klaproth, (Berlin, 13. Dez. 1828) im 3. Heft von Dorow's Facsimiles; 2. ein Sendschreiben an Abel-Rémusat, 3. ein anderes an E. Jacquet; von diesen beiden wurde oben berichtet. Welche Schätze liegen daher noch verborgen, im In- und Ausland! Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein deutscher Gelehrter zu Paris — ein Mann etwa, wie Julius v. Mohl — sich ein Verdienst erwerben würde, wenn er über die Verbindung Humboldt's mit den französischen Gelehrten Genaueres berichten und aus den Briefen des Verewigten, die ihm gewiß an die Hand gegeben würden, das Geeignete mittheilen wollte. Möchte dieser Wunsch dem ausgezeichneten Landsmann, an den er gerichtet ist, doch nicht verborgen bleiben!

und dem Vertrauen, das dieser ihm schenkte, ist genug gesagt worden; wie sehr H. aber auch den Forschungen des Letztern über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluß hellenischer Stammverschiedenheit sich dankbar verpflichtet fühlte, hat er selbst in der Einleitung zum Kawi-Werk (S. 229) bekannt. — Sehr wesentliche Dienste leistete ferner der als Sprach- und Geschichtsforscher wohlbekannte Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der aus den ihm anvertrauten Schätzen mit zuvorkommender Güte darbot, was der Ausarbeitung eines großen Sprachwerks förderlich sein konnte. Wie H. es der Anstalt, die ihm so nützlich war, vergolten, haben wir später zu berichten. — Prof. Meyen und A. v. Chamisso — beide in Berlin — reichten aus ihren Sammlungen dar, was ihn dienen konnte. An dem schon oft erwähnten Dr. Eduard Buschmann endlich fand er den Gehülfen im engern Sinne, den er bedurfte.

Von solchen, mit denen H. seiner linguistischen Arbeiten wegen correspondirte, und die für einzelne Forschungen ihm behülflich waren, nenne ich nur: Roórda von Eysinga und Gericke zu Batavia, Sir Alexander Johnstohn, William Marsden, den Missionar Freeman auf Madagascar, Lesson in Paris, Dir. Meinicke zu Prenzlow, John Crawfurd, den Spanier Erro, den Etatsrath Schlözer zu Dorpat, die Herren Alaman und Castorena in Mexiko.

Einen eignen Kreis von Verbindungen bilden die Forscher des griechischen und römischen Alterthums, die Philologen im engern Sinne, für deren Arbeiten H. ein reges Interesse behielt. Die Namen Wolf, Hermann, Niebuhr, Böckh, Thiersch, Ilgen sind oft oder erst oben genannt worden. Wie viel Andere aber wären noch hinzuzusetzen, die näher oder entfernter seine Theilnahme anregten. Hier correspondirte er mit dem jungen N. Bach über die

Fragmente der griechiſchen Lyrik, [9]) dort mit Prof. C. E. Ch. Schneider in Breslau über die von dieſem beabſichtigte Ausgabe des Platon, während ihm ſelbſt Immanuel Bekker zu Berlin mit Nachweiſungen aus Platon's Werken zur Hand ging. [10]) Beſondern Antheil widmete er auch den lexikographiſchen Arbeiten eines Riemer und Franz Paſſow; er theilte den Verfaſſern ſeine Rathſchläge mit; Riemern forderte er zum Studium des Sanskrit auf, [11]) und als er Paſſow im J. 1826 in Breslau beſuchte, ſetzte er ihm ſehr zu, ſein griechiſches Wörterbuch in die etymologiſche Form umzuwerfen, [12]) ein Rath, der für den nächſten Abdruck ſchon zu ſpät kam, aber auch ſpäter nicht angenommen wurde.

Damit haben wir jedoch ſchon ein anderes Thema berührt, die liebevolle und hingebende Theilnahme, die H. bis an ſein Ende dem Wirken Einzelner, wie den wiſſenſchaftlichen Unternehmungen ganzer Geſellſchaften zuwendete. Wie eifrig nahm er an der Thätigkeit der Berliner Akademie Theil; wie viel Herrliches legte er in deren Abhandlungen nieder! Dem **Institut français**, das ihn zum Mitgliede erwählt hatte, dankte er durch einen Vortrag, den er bei ſeiner Anweſenheit zu Paris im J. 1828 in dieſem Inſtitute hielt. Sobald die Pariſer aſiatiſche Geſellſchaft, die im J.

---

9) Siehe Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1829. März. S. 313. — Der wackere Bach, dem ſpäter in Fulda ſeine Glaubensgenoſſen ſo viel zu ſchaffen machten, war bis 1828 Oberlehrer am Gymnaſium zu Oppeln, wurde aber in dieſem Jahre in gleicher Stellung nach Breslau befördert.

10) Siehe A. W. v. Schlegel's indiſche Bibliothek. B. II. H. 2. (1924). S. 77.

11) Zwei Briefe H's an Riemer, der erſte vom 12. April 1806 aus Rom, der zweite vom 25. Juni 1821 aus Ottmachau — finden ſich in den jüngſt erſchienenen Briefen von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig, 1846. S. 239 - 245.

12) Siehe oben II. 429.

1822 zusammentrat, ihn zu ihrem Mitgliede berufen, nahm er an deren Wirken lebhaft Antheil und er beehrte das von derselben unternommene **Journal Asiatique**, wie das **Nouveau Journal Asiatique** (seit 1828) mit eigenen Beiträgen. — Auch in der Heimath förderte er jeden höheren Zweck. Um einseitigen Richtungen schon durch seinen Beitritt entgegen zu arbeiten, nahm er im J. 1826 die Einladung an, die Hegel, Varnhagen und Gans in Berlin an ihn richteten, als die neue Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik von ihnen begründet wurde, [13]) und er lieferte später auch zu den Jahrbüchern, die sie herausgab, einige gewichtvolle Beiträge.

Nicht minder lebhaft nahm er an den Bestrebungen Einzelner Theil und griff thätig ein, so oft er konnte. Wir wollen hier nicht noch einmal der Theilnahme gedenken, die er den Schöpfungen eines Göthe, den Arbeiten eines Wolf und A. W. Schlegel widmete. Letztern selbst empfahl er einst dringend zur Anstellung in Bonn; [14]) auch förderte er später dessen indische Bibliothek durch Mitwirkung. An H. durfte sich jeder wenden, der einer wissenschaftlichen Hülfleistung bedurfte. Mit Freuden unterstützte er den wackern Adrian Balbi, als dieser seinen „Atlas ethnographique“ (1826) herausgab. Um dem Professor Schneider in Breslau den Zugang zu einer noch nicht benutzten Handschrift des Plato, die zu Raudnitz in Böhmen in der Bibliothek des Fürsten von Lobkowitz sich befand, zu erwirken, schrieb er eigens an Gentz nach Wien (31. Okt. 1827 und 1. März 1828) und forderte ihn auf, sich deshalb zu verwenden. Der Fürst kann ihm wohl die Handschrift

---

13) Siehe oben II. 431—33.

14) Vergl. auch Briefw. zwischen Göthe und Zelter, II. 438.

nach Breslau senden lassen, sagte er; habe ich selbst doch neulich sogar aus Spanien Bücher, die, ihrer Seltenheit wegen, Handschriften vollkommen gleichstehen, geliehen bekommen! Ein Mann wie H., verwendet sich in solchen Fällen auch nie ganz vergeblich. Wie vielen Andern mag er genützt haben, denen er, wie dem Sohne Zelter's, [15]) Empfehlungen auf Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. mitgab. Der so Empfohlne konnte gehen, wohin er wollte; er war guter Aufnahme gewiß. Auch sah H. bei solchen Leistungen gar nicht auf Stellung oder Berühmtheit, er faßte nur den Mann ins Auge. Der Jüngste, Unbekannteste durfte sich an ihn wenden, sobald er ein höheres Streben zu bewähren wußte.

Von seinem Sinn und Interesse für alles Geistige und Schöne, für das Neue wie das Alte, legte H. auch jetzt die unzweideutigsten Beweise ab. Wir haben gesehen, welche Aufmerksamkeit er der Erscheinung Hegel's widmete. Ueber das Neuere vergaß er aber das Alte nicht. Als einst die Rede darauf kam, Preußens Weisen und Lehrern ebenso, wie seinen Helden, in Berlin ein Denkmal zu setzen, äußerte er mündlich den Gedanken, daß dann mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müsse. [16]) So sehr er ferner an den großen Erinnerungen der Göthe-Schiller'schen Zeit hielt, konnte er doch an den Fortschritten der neuesten Litteratur nicht theilnahmslos bleiben. Wie freudig ergriff er das Buch Rahel; auch gehörte er, wie uns gesagt wird, mit Göthe, zu denen, die von den Briefen eines Verstorbenen sogleich mächtig gefaßt wurden. So entging auch das ihm fernstehende Talent seiner Schätzung nicht.

---

15) Ebendas. V 192.

16) Mitgetheilt von Varnhagen v. Ense in dessen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften," V. 502–3.

Daß solch einem Manne gegen das Ende seines Lebens Anerkennungen in Menge zu Theil wurden, ist begreiflich. Humboldt galt als einer der ersten Männer unsrer Zeit, als ein Häuptling deutscher Wissenschaft, als einer der seltenen Geister, die eine große Litteraturepoche uns hinterlassen hatten. In Berlin selbst zählte er zu den ersten Koryphäen; um den Staat und die Wissenschaft zugleich hatte sich Niemand Verdienste erworben, wie er. Er war aber auch dort Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Staatsmänner und Gelehrte beeiferten sich, sie ihm darzubringen. Männer, wie C. F. Becker, wie Varnhagen widmeten ihm Werke, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit und Verehrung: Becker den ersten Band seiner deutschen Sprachlehre oder Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik (Frankfurt, 1827), Varnhagen von Ense seine Sammlung kritischer Aufsätze „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (Hamburg, 1833). Der Verein der Kunstfreunde des preußischen Staats rief H. an seine Spitze (1825), nachdem die Berliner Akademie der Künste ihn schon 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Nicht minder wurde er von den gelehrten Gesellschaften des In- und Auslands anerkannt. [17]) Die königliche Akademie der Wissenschaften zu München ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zum auswärtigen Mitgliede. Im J. 1825. wurde er von der Akademie oder dem französischen Institut zu Paris zum auswärtigen Mitgliede erkoren, und kurz darauf nahm ihn die Pariser asiatische Gesellschaft ebenfalls unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Die letztere, welche einen Silvestre de Sacy, später Abel-Rémusat als Präsidenten an

17) Siehe schon oben II. 128. 198.

ihrer Spitze hatte, pflegte alle Jahre ein Drittheil der Mitglieder ihres leitenden Conseils zu erneuen; schon im J. 1828 finden wir H. als ein Glied dieses Comité aufgeführt, und er ward seitdem regelmäßig nach seinem Ausscheiden wieder ernannt. — Eine andere Ehrenbezeugung wurde ihm in der Heimath zu Theil. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession überreichte ihm die Berliner Universität honoris causa das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Auch von Seiten der Regierungen wurde seinen Verdiensten wiederholte Anerkennung zu Theil. Zu den Dekorationen, die er schon früher empfangen, [18]) erhielt er, noch vor 1819, das Großkreuz des Ordens vom niederländischen Löwen, wie des vom Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar neugestifteten Falkenordens zur Wachsamkeit. Endlich erwähnten wir, daß er 1828 von Georg IV. das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens und 1830 den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adler-Orden, erhielt, so daß bei seinem Ende, außer dem schwarzen Adler-Orden und dem eisernen Kreuze erster Classe, neun Großkreuze seine Brust bedeckten.

* * *

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todtesfalls. Verlassenschaft. Epilog.

Im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sollte Deutschland plötzlich eine Reihe der größten Geister, die es bis dahin besessen, vom Schauplatz abtreten sehen — darunter auch W. v. Humboldt. Doch sah er selbst viele der Genossen, einen Niebuhr und Stein (1831), einen Göthe, einen

---

18) Siehe oben II. 321.

Gentz (1832), einen Hegel und Schleiermacher im Tod vorausgehen; endlich folgte er im Jahre 1835.

Wir haben, im Umrisse seines Lebens, ihn zuletzt zu Tegel verlassen, wo er in tiefster Einsamkeit sein Sprachwerk vollendete und wie ein Weiser des Alterthums das Ende herannahen sah. [1]) Sein Geist blieb hell und klar, während die physche Kraft zusehends nachließ. Schon mehrere Jahre schrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand. Doch erst im Winter von 1834 auf 1835 fing die Schwäche an, bedenklich zuzunehmen. Sein heiteres Gemüth aber war so ruhig und heiter, wie jemals. Noch am 5. Februar des Jahres 1835 schrieb er an Nicolovius nach Berlin: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein stillglückliches Leben." [2])

Versammelt um ihn waren seine Töchter: Caroline, die älteste, die Generalin v. Hedemann mit ihrem Gemahl, der schon einige Jahre in der Nähe seines Schwiegervaters zubrachte, endlich Frau von Bülow, die mit ihren Kindern zum Besuch eingetroffen war. Humboldt's Bruder war in Berlin und jeden Augenblick bei der Hand. So von einem Kreise Liebender umringt und unausgesetzt bemüht, die letzte Hand an sein Kawi-Werk zu legen, genoß er noch die vollen Züge des Daseins.

Doch plotzlich trat die Katastrophe ein, die sein Ende herbeiführte. Da es mir geglückt ist, durch die Güte Alexanders von Humboldt eine ausführliche und umständliche Notiz über die letzten Lebenstage des Bruders und einen

---

1) Siehe oben II. 476–8.

2) Nach Dr. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841. S. 318–19.

ärztlichen Bericht über den Verlauf der Krankheit zu erhalten, so will ich, statt einen kalten Auszug daraus zu geben, diese Zeugnisse, wenn sie auch nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben wurden, lieber selbst reden lassen. Ich gebe zuerst den ärztlichen Bericht, dann die Nachrichten aus den Papieren Alexander's. Zu dem ersten bemerke ich nur, daß zwei der ersten Aerzte Berlins, der talentvolle Professor Dieffenbach, für den W. v. H. eine große Achtung hatte, und der geh. Rath Rust gleichzeitig Hausärzte der Familie waren. Rust war zu Anfang der Krankheit Humboldt's selbst an Gicht leidend und konnte erst am 7. April Tegel besuchen.

## Aerztlicher Bericht.

Die letzten Lebensjahre des großen Mannes erfüllten alle seine Verehrer mit banger Sorge über die allmählich zunehmende Körperschwäche. Bei ungestörter Geisteskraft, ließ sich ein stärkeres Gebücktsein des ganzen Rumpfes, ein etwas veränderter Gang mit leiserem Auftreten und kürzeren Schritten nicht verkennen. Eine gewisse Unsicherheit in den obern Gliedmaßen, welches in immer stärker werdendes Zittern überging und von leichten Schwingungen des Kopfes begleitet war, stellte sich dann allmählig ein und drückte deutlich die gestörte Herrschaft des kleinen Gehirns und Rückenmarks über die willkührlichen Muskeln aus. Alle körperlichen Funktionen, Appetit und Verdauung waren gut, und die wenigen Stunden Schlaf, welche sich der Seelige nur zu gönnen pflegte, erquickend.

Auf gewohnte Weise regelmäßig fortlebend, empfand die zarte Constitution sehr bald die Folgen einer Erkältung an der Grabstätte seiner verstorbenen Gemahlin, und der Schrecken über den Ausbruch des Scharlachfiebers in Tegel [3]) und die Furcht, auch die theuren

---

3) „Dieser Ausbruch des Scharlachfiebers beunruhigte meinen Bruder auch wegen der Anwesenheit der liebenswürdigen Kinder der Frau von Bülow. Auch mußte sein Sekretär Ferdinand Schulz, den das Scharlachfieber ergriff und der sein ganzes Vertrauen genoß, von ihm getrennt werden. Durch diesen erhielten wir nach Wilhelm's Tode die erste Nachricht von den Sonetten." Anmerkung Alexander's von Humboldt.

Enkel davon ergriffen zu sehen, warfen ihn auf das Krankenlager. Es stellte sich jetzt eine vermehrte Zunahme der erwähnten nervösen Erscheinungen, sehr starkes Zittern der Arme und Schwanken des Kopfes, verbunden mit allgemeiner fieberhafter Aufregung, ein. Das Gesicht war geröthet, die Augen glänzend und vorgetrieben, der Puls voll und sehr beschleunigt; dazu gesellte sich jetzt noch ein heftiger Schmerz im Hinterhaupt. Schlaf und Wachen wechselten meistens in kurzen Zwischenräumen mit einander, und der Schlummer war oft durch phantasiereiche Träume gestört. Beim Erwachen schwanden die Phantasien schnell wieder, und an ihre Stelle trat klares Bewußtsein, und mit gewohnter liebevoller Theilnahme wandte er sich zu seinen theuren Lieben.

Schon bald nach dem Eintritt jener fieberhaften Erscheinungen und dem zunehmenden Schmerz im Hinterhaupt wurde eine dem Kräftezustande des Patienten entsprechende gelinde antiphlogistische Behandlung eingeschlagen, eine kleine Blutentziehung vorgenommen, der Unterleib entleert, kalte Umschläge über den Kopf gemacht und ein Senfteig in den Nacken gelegt. Es trat darnach vorübergehende Besserung ein; bald aber war der Zustand, wie vor, derselbe, und besonders die Heftigkeit der Bewegung der Arme erschreckend.

Mehrmals stellten sich Anfälle augenblicklicher Abwesenheit mit den Erscheinungen eines beginnenden apoplektischen Anfalls ein, welche indessen bald vorübergingen. Immer quälender wurde indessen der Schmerz am Hinterhaupte und nur der wiederholten allgemeinen Blutentziehung, dem Ansetzen von Blutegeln, so wie dem Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser im lauen Bade wich derselbe etwas. Allmählig sanken indessen die Kräfte immer mehr, und die phantasiereichen Träume beherrschten den Kranken immer stärker; erweckt aus denselben war das Bewußtsein indessen klar. Länger vermochte der Körper nicht zu widerstehen, und das letzte Erlöschen des Lebens dieses großen Mannes war dem Erlöschen einer Fackel ähnlich.

## Aus den Papieren Alexanders v. Humboldt.

Die allgemeine Nervenschwäche, die gebückte Haltung des Körpers und besonders das Zittern am ganzen Körper hatte schon während des Winters von 1834—35 sehr zugenommen, ohne daß dadurch das Befinden eigentlich gestört worden wäre. Erst seit Mitte Februars, besonders seit einer Erkältung, die H. sich auf einem Gang zum Monument, bei schlechtem Wetter, am 23. Februar, dem Geburtstag

seiner verstorbenen Gattin, zugezogen, stellten sich öfters katarrhalische Zustände ein, sowohl Schnupfen als Heiserkeit und Husten. Dies wiederholte sich besonders Mitte März, ohne daß er deshalb seine gewöhnliche Lebensweise irgend änderte. Am 27. März trat zum erstenmal ein Zustand ein, der einer Ohnmacht glich, aber auf den gewöhnlichen Gebrauch der kalten Begießungen — einer Art Sturzbäder — die er täglich brauchte, schnell vorüberging. Der Zufall wiederholte sich am zweitfolgenden Tage, kurz nachdem der Bruder ihn verlassen, der einige Stunden bei ihm zugebracht hatte. Zum dritten Male kam aber der Zufall stärker wieder, am 30. März, wo dem Kranken spät Abends durch Dieffenbach zur Ader gelassen wurde. Darauf erfolgte zwar gleich Besserung, aber nur auf wenige Stunden, und schon am 31. Morgens mußten Blutegel an die Stirne gesetzt werden. Der Kranke war aber immer bei vollem Bewußtsein, [4]) sprach mit größter Bestimmtheit und voller Ruhe von seinem nahen Tode und diktirte ein Codizill zu seinem Testamente. Er sprach besonders mit Hedemann viel über den Zustand des Menschen nach dem Tode und bezeichnete ihm und dem Bruder genau die Stelle, wo er begraben sein wolle. Am ersten April schien indessen große Besserung eingetreten zu sein; die Seinigen faßten wieder Hoffnung, die aber Tags darauf plötzlich sehr sank; denn in der Nacht nahm das Fieber wieder zu und mit ihm die quälende nervöse Unruhe, und zum erstenmal stellten sich Phantasien ein. [5]) Gegen Abend wurde er ruhiger und verfiel in leisen Schlaf. Bei seinem Erwachen versammelte er seine anwesenden Kinder, den Bruder und den Schwiegersohn um sein Lager; es war der Moment, wo er Abschied von ihnen nahm, jedem auf das liebevollste etwas besonders Bezugvolles sagend und ihren Schmerz beschwichtigend durch die ungetrübte Klarheit seines Geistes und die Heiterkeit seines Wesens. „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur so," sagte er wiederholt. „Ich habe viel

---

4) Er sagte oft seinem Bruder, „er wünsche das Bewußtsein bis zum Ende zu bewahren, um den Uebergang in einen andern Zustand mit Klarheit beobachten und fassen zu können."

5) Wir hörten ihn oft mit großer Deutlichkeit viele hundert griechische Verse aus der Iliade und den Chören der Tragiker hersagen. Wenn Alexander v. H. zutrat und abrieth, sich nicht so zu ermüden, so antwortete er: „Ich phantasire nicht, ich prüfe nur meinen Zustand; ich versuche, ob mein Gedächtniß noch dasselbe ist." (Welche Geistesstärke und Geistesruhe!)

Glückliches und Freudiges erlebt." Er ließ sich, wie schon öfters im Lauf dieses Tags, die Zeichnung seiner Gattin geben [6]) und sagte: „Wenn man sich gleich wieder sieht, so ist sie gewiß die Erste, die ich finde, und ich will sie von Euch grüßen." Während die Seinigen noch sein Lager umstanden, kam Dieffenbach und beruhigte sie wieder; er fand den Zustand um vieles besser als am Morgen und versicherte, daß kein Grund vorhanden sei, den Tod für so nahe zu halten. Der Kranke schien auch selbst wie erfreut über diese Worte und diesen Schein des Besserbefindens, er wiederholte aber in den folgenden Tagen öfters zum Bruder, zu Hedemann und seinem Sohne Hermann, „daß es doch zu Ende ginge;" gegen die Töchter aber vermied er jede weitere Aeußerung darüber. So blieb für diese jener Tag der des Abschieds, obgleich ihm noch einige Lebenstage folgten. — Es war so schön, wie er mit dem vollkommensten Bewußtsein des nahenden Todes und der völligsten ruhigsten Erwartung desselben doch — man könnte sagen — mit Freude nach jedem Mittel griff, das ihm das Leben erhalten konnte, wie er immer so unbeschreiblich freundlich bei allem Leide blieb, so dankbar für Alles, was man nur irgend für seine Pflege thun konnte. — Die Nacht vom 2. zum 3. war erträglich und der Tag verging recht gut. Gegen Abend trat wieder Verschlimmerung ein, und von da an blieb die Krankheit im Steigen; sie nahm einen entzündlichen Charakter an. Das Fieber ward heftiger und es kam ein quälender Husten dazu. Die Aderlässe, zwar immer nur in kleiner Quantität, wurden öfters wiederholt; ihnen folgte auch einige Erleichterung. Die nervöse Unruhe wuchs und war bei der allgemeinen großen Schwäche höchst peinlich. Das Fieber war oft von Phantasien begleitet, die aber meist heiter waren, und aus denen er immer wieder zu klarem Bewußtsein zurückkehrte, oder doch zu einer Art halbwachen Zustand, worin es ihm besonders eigen war, Stellen aus Gedichten von Schiller, Göthe und Andern, oder griechische Hexameter vor sich herzusagen. In den ersten Tagen der Krankheit hatte er sich öfters auch vorlesen lassen, besonders von Alexander die Monologe aus der Jungfrau und „Thekla eine Geisterstimme." Vom 6. April an wurde der ganze Zustand mehr ein betäubter, sein Wesen bekam etwas Fremdes, und er kannte die Seinen nicht immer. Besonders war dies am 7, nach einer sehr schlimmen Nacht, der

---

6) Eine sehr ähnliche, von Wach.

Fall. An diesem Tage besuchte ihn Rust, der bis dahin durch Krankheit daran verhindert worden war, und verordnete ein Sturzbad, welches Abends und am 8. Morgens wiederholt werden mußte. Das letzte Mal that es sehr gut und gleich darauf sagte er zu den Seinigen: „Mir ist hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann.“ Es trat Transpiration ein, die die Aerzte schon gewünscht hatten, und ein erquickender Schlaf, aus welchem er ganz bewußt erwachte, so daß er durch die älteste Tochter, die gerade allein bei ihm war, die beiden andern Töchter, Adelheid und Gabriele, rufen ließ. „Rufe sie,“ sagte er, „damit wir uns sehen.“ Er ließ sich dann von ihnen die Zeichnung ihrer Mutter geben, betrachtete sie lange und sagte mehr zu ihr, als zu den Kindern: „Nun adieu — hängt sie wieder weg.“ Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte; denn er verfiel wieder in Schlaf. Während dessen wenigstens anscheinender Dauer traten, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, allmählig Symptome ein, die den nahen Tod erwarten ließen. Er öffnete nicht die Augen während des Auflegens eiskalter Umschläge auf den Kopf, die Gesichtszüge veränderten sich, der Puls setzte aus, der Athem wurde röchelnd, stockte, kam noch wieder — während einer Viertelstunde ungefähr war der Anblick dem eines ausgehenden Lichtes gleich — und um 6 Uhr hauchte er sanft die große Seele aus, als eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer sandte.

So hatte Humboldt mit der großartigsten Ruhe, Fröhlichkeit, geistiger Klarheit und Beobachtungslust den Tod wie eine Erscheinung erwartet, auf die man lange neugierig gewesen ist und die man ganz fassen möchte. Er starb am 8. April 1835 gegen 6 Uhr Abends.

Der Kronprinz und auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hatten ihn in Tegel besucht und die Trauer des Hauses mit tiefem Ausdruck der Gefühle getheilt.

Der tief gedrückte Bruder, Alexander v. H., schrieb, noch während des Todeskampfes; folgende Zeilen an Varnhagen: [7])

---

7) Mitgetheilt in Dorow's Facsimiles, H. 2. Berlin, 1837.

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.

Ht.

Und gleich nach dem Tode des Bruders, am 10. April, schrieb er seinem Freund Arago nach Paris: [8])

„J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant .... Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse; il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothèque pubique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intel-

8) Die nachstehenden Zeilen wurden gleich darnach in französischen Journalen abgedruckt.

ligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé. I'espère que j'aurai enfin le bonheur de vous embrasser cette année . . .

Tegel, près de Berlin.

Die Nachricht von Humboldt's Ende machte in Berlin großen Eindruck. Die allgemeine preußische Staatszeitung, das offizielle Organ der Regierung, kündigte den Todesfall mit folgenden Worten an:

Berlin, 9. April. Gestern Abend um 6 Uhr verschied auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin nach einem kurzen und schmerzlosen (?) Krankenlager im 68. Jahre seines Lebens der königliche geheime Staats-Minister Freiherr Karl Wilhelm v. Humboldt. Was der hochgefeierte Mann dem Staate war, und zwar vorzugsweise in einem Zeitraum, wo gediegene und erprobte Staatsmänner seines Ranges Gelegenheit hatten, sich in ihrem höchsten Glanze zu zeigen, das bekundet vor allem seine erfolgreiche Wirksamkeit in den Jahren 1813—1815. Aber nicht blos der Staat, auch die Wissenschaft hat den Verlust des Dahingeschiedenen tief zu beklagen. Ihr, und vorzüglich dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Sprachforschung, welche letztere von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war, widmete er in voller Geisteskraft und mit unermüdlicher Thätigkeit bis an sein Ende die Muße, die sein Ausscheiden aus dem Staatsdienste im Jahre 1819 ihm gewährte, und sein schönes Lustschloß in Tegel war stets der Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten, so wie der Vereinigungspunkt von antiken und modernen Kunstgegenständen aller Art. Die Heiterkeit, Ruhe und Klarheit seines Geistes, welche unausgesetzt seine Begleiterinnen durch das Leben waren, haben ihn bis zu den letzten Augenblicken desselben nicht verlassen. Er entschlief sanft im Kreise der Seinigen, voll freudiger Hoffnung des Wiedersehens der ihm vorangegangenen Lieben."

Es war ein warmer Frühlingstag des täuschenden Vorfrühlings 1835, da man in Berlin eine ungewöhnliche große Menge Wagen zum Oranienburger Thore fahren sah. Leidtragende saßen darin, die einige Stunden von der Stadt als Ehrenzeugen der still feierlichen Beisetzung des Dahingegangenen beiwohnen wollten. Langsam, durch dunkle, traurige Kiefern, näherte man sich dem Schlosse Tegel,

dessen Umgebungen der Verewigte auch im Tod nicht verlassen wollte. Seiner Anordnung gemäß, wurde er auf dem Boden, den er zu einem Park umgeschaffen, an der Stätte begraben, wo er seiner vorangegangenen Gattin ein Grabmonument errichtet hatte, welches nun auch seine irdischen Ueberreste bedecken und einst die Glieder der Familie wieder vereinigen sollte.

Am Palmsonntag, den 12. April 1835, Morgens zwischen 11 und 12 Uhr fand die Beerdigung Statt. Se. königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehrere hohe Militärs und Staats-Beamten, so wie eine große Menge von Gelehrten und Künstlern hatten sich zu dieser Feier in dem Schlosse eingefunden, von wo der Zug sich gegen 11 Uhr nach jenem Monument im Schloßgarten in Bewegung setzte. Dem mit 4 Pferden bespannten schwarz umflorten Leichenwagen folgten der Bruder, die Kinder und Kindeskinder des Verstorbenen; ihnen reiheten sich die übrigen Anwesenden an, und den Beschluß des ganzen Zuges machte die Dorfgemeinde, die, durch den Hintritt ihres Gutsherrn tief bekümmert, ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihn wenigstens noch dadurch bekunden wollte, daß sie ihn unter Anstimmung eines geistlichen Liedes bis zu seiner letzten Ruhestätte geleitete. Hier angelangt, wurde der Sarg auf ein Gerüst gestellt, worauf der Consistorialrath **Dr. Hoßbach** dem Verstorbenen eine Gedächtnißrede hielt, in welcher er, mit ungetheilter Verehrung und ohne Rücksicht auf Dogmen, die Verdienste des Verstorbenen um Staat und Wissenschaft, so wie seine geselligen und menschlichen Vorzüge in einfachen, aber ergreifenden Worten hervorhob. [9]) Der

9) Diese Rede ist gedruckt worden, mit der Aufschrift: Worte am Grabe Wilhelms v. Humboldt den 12. April 1835 gesprochen von Hoßbach. (Der Ertrag ist der Schleiermacherischen Stiftung bestimmt.) Berlin, bei Dümmler, 1835.

Sarg wurde sodann langsam in die Gruft gesenkt, wo der Dahingeschiedene, seinem Wunsche gemäß, nicht in einem ausgemauerten Gewölbe, sondern in freier Erde ruht. Die Theilnahme der Anwesenden sprach sich weniger in Worten, als in dem alle übermeisternden Gefühle der Wehmuth aus. Denn Jeder fühlte, was dieser Mann der Welt, dem Vaterlande gewesen. [10])

Jetzt, da wir den Verstorbenen zur Gruft begleitet haben, wird es am Platze sein, auch der Familie zu gedenken, aus deren Mitte er geschieden, oder die in der Ferne ihm nachweinte. Daran knüpfen wir einige Nachrichten über die Verlassenschaft des Verewigten, die Verfügungen, die er getroffen, und die Art, wie sie vollzogen werden.

W. v. Humboldt hinterließ, außer seinem nur 2 Jahre jüngern Bruder, der nie verheirathet war, zwei Söhne und drei Töchter, die er mit seiner schon am 26. März. 1829 verstorbenen Gattin, Caroline von Dacheröden (verm. 29. Junius 1791) gezeugt hatte:

1. Caroline, geb. zu Erfurt den 16. Mai 1792. Sie heirathete nicht und starb, wenige Jahre nach dem Vater, am 19. Jan. 1837 zu Berlin.

2. Theodor, der den Namen Humboldt-Dacheröden angenommen, geb. 19. Jan. 1797 zu Jena, Lieutenant außer Dienst, verheirathet mit Mathilde v. Heinecken, aus welcher Ehe zwei Kinder leben: a. Wilhelm, geb. 1823, der Stammhalter der Familie, ein Hoffnungen erweckender Jüngling, der erst kürzlich in Heidelberg studirte, und b. Mathilde. — Der Vater, Theodor, lebt auf Schloß Ottmachau bei Neiße.

3. Adelheid, geb. 17. Mai 1800 zu Paris, verheirathet an August v. Hedemann, k. preußischen Generallieutenant und Divisionskommandanten, der Zeit Gouverneur von Erfurt.

4. Gabriele, geb. den 28. Mai 1802 zu Berlin, verehlicht im J 1821 an den nachmaligen k. preußischen Staatsminister der

---

10) Vergl. auch die allg. preuß. Staatszeitung vom 14. April und das Stuttg. Morgenblatt v. 13. Mai 1835.

auswärtigen Angelegenheiten Heinrich v. Bülow, der am 6. Febr. 1846 zu Tegel mit Tod abging. Aus ihrer Ehe leben ein Sohn und vier Töchter.

5. Hermann, geb. den 24. April 1809 zu Rom. Lebt unverheirathet, auf dem ihm zugefallenen Antheil von Ottmachau.

Humboldt hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen und ein ausführliches Testament. Man schätzte den Nachlaß über 600.000 Rth. Dieses Vermögen bestand zum größern Theile in den Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils durch seine Gattin bekommen oder vom Staate geschenkt erhalten hatte. Auch die Güter theilte das Testament so, daß der Erbtheil der Söhne von dem der Töchter ganz getrennt blieb. Die Söhne erhielten die dem Vater vom Staate zugetheilte Herrschaft Ottmachau in Schlesien: Theodor Ottmachau-Ritterwitz, mit dem ehemals fürstbischöflichen Schlosse Ottmachau, außerdem ein Rittergut in Auleben in der goldenen Aue; Hermann den Theil der Herrschaft Ottmachau auf dem rechten Neißeufer oder Ottmachau-Friedrichseck. — Schloß und Gut Burgörner im Mansfeldischen und Schloß Tegel, das väterliche Erbgut mit seinen Schätzen — auch die Papiere blieben dort! — erbte die älteste Tochter Caroline, mit der Bestimmung, daß dieser Erbtheil zunächst immer von einer Schwester auf die nächstfolgende übergehe. Gegenwärtig ist die Generalin v. Hedemann Besitzerin von Burgörner und Schloß Tegel; sie wird, weil sie kinderlos, einst von der dritten Tochter und deren Kinder beerbt werden. Humboldt hat dabei die Bestimmung getroffen, daß Tegel so lange in seinem jetzigen Zustand bleibt und nicht verkauft oder getheilt werden darf, als noch ein Glied der Familie lebt, das mit den Aeltern dort wohnte.

Ein wichtiges Legat verfügte zu Gunsten der öffentlichen Bibliothek zu Berlin. Ihr vermachte er seine sämmtlichen, die Sprachwissenschaften betreffenden Manuskripte, darunter kostbare Handschriften und einen Schatz von Materialien, auch seine sämmtlichen unvollendeten Arbeiten in diesem Gebiet, alles mit der Bestimmung, daß es jedem Fachgelehrten frei zugängig sei. Dann fiel an diese Bibliothek auch seine große Sammlung linguistischer, zum Theil äußerst seltner Bücher, die von ihm in einem eignen Verzeichniß aufgeführt wurden. Wie wichtig dieses Legat für die königliche Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene, längst schon darauf bedacht, jenen Theil seiner Sammlung diesem Institute zu vermachen, auf alles, was demselben im Fache der ausländischen Sprachen

abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß durch dieses Geschenk die bereits sehr ansehnliche glossologische Sammlung dieser Bibliothek in seiner Weise vervollständigt wurde [11])

Von H.'s litterarischem Nachlaß haben wir zum Theil schon berichtet. Wir wissen, daß das große Werk über die Kawi-Sprache, unter Obhut des Bruders, der es für seine Pflicht ansieht, diesen Nachlaß zu überwachen, von der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben worden und in den J. 1836—1839 erschienen ist. — Aehnlich, wie hier die Sprachen der asiatischen Inselwelt, hatte der Verewigte, eine lange Reihe von Jahren, die amerikanischen Sprachen bearbeitet. Ein großer Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet, [12]) und ein Gelehrter, mit dem H. die Absicht hatte, eine Folge von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, Dr. E. Buschmann, hat die Aufgabe übernommen, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäß, wird ein mexikanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen. [13])

Ein andres Unternehmen hat schon vor mehreren Jahren begonnen, die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt. Von dieser Sammlung erschienen, bei Reimer in Berlin, unter der Leitung Alexander's v. H. und Mithülfe des Dr. Carl Brandes, bis jetzt vier Theile (die beiden ersten 1841, die letzten 1843), begleitet von einem schönen Vorwort des Bruders. Außer schon bekannten und zerstreuten Schriften finden wir hier folgende neue, aus dem Nachlaß des Verewigten entnommene Stücke: 1. zwölf übersetzte Pindarische Oden (II. 264—355), 2. ein Gedicht: In der Sierra Morena (I. 379—83), 3. ein anderes: An Alexander v. Humboldt (I. 361—78), 4. Reiseskizzen in Biscaya (III. 213—240), endlich 5. eine schöne Auswahl aus der großen Zahl nachgelassener Sonette, bis jetzt 165 solcher Gedichte (I. 384—408. II. 356—96. III. 384—425. IV. 334—90). Wir haben diese

---

11) Siehe die Mittheilung im Hamb Corresp. 1836 Nr. 153.

12) In der Sammlung der königl. Bibliothek befindlich.

13) Nach A v. Humboldt, in der Vorrede zum Kawi-Werk. Th. I. S. XII—XIII.

Mittheilungen früher schon gewürdigt. [14]) Es finden sich jedoch in dieser Sammlung Humboldt's Werke noch lange nicht vollständig; wir erfahren auch nicht, was künftig aufgenommen werden wird.

Ein großer Schatz ist aber noch zu heben, wenn auch nur theilweis. Wie wenig ward bis heute von H's herrlichen Briefen der Welt aufgeschlossen! [15]) In und außer Deutschland liegen diese Schätze zerstreut. Vieles wird zu Grund gehen, anderes dürfte der Welt absichtlich entzogen bleiben, manches ist für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Hoffen wir aber, daß noch ein guter Theil dieses Schatzes früh oder spät zur Freude seiner Verehrer ans Licht komme!

Humboldt's Scheiden machte die größte Sensation, in wissenschaftlichen und politischen Kreisen, in Deutschland, in Europa. Man fühlte, welche Lücke hier entstanden sei, und wie schwer es sein dürfte, auch nur, was wir an ihm besessen, in der Erinnerung fest zu halten. Sind uns doch selbst von seiner äußern Erscheinung nur wenige Abbildungen geblieben: eine Büste von Thorwaldsen und eine nach dieser von Fr. Tieck (in der Vorhalle des Berliner Museums), das Bild auf dem Wiener Congreß-Gemälde von Isabey, das Porträt von Thomas Lawrence in der Waterloo-Gallerie zu Windsor und eine Zeichnung von Krüger. H. selbst hielt sich für zu häßlich, als daß es ihm leicht gewesen wäre, ein Bild von sich nehmen zu lassen. Desto tieferen Reiz übte sein inneres Wesen, sein Gemüth,

---

14) Dagegen habe ich folgende früher schon gedruckte, mir aber unbekannt gebliebene Stücke der Sammlung noch nicht erwähnt:

1 Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. (Aus Joh. Fr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände, Th. 8 S. 186—256. Berlin, 1787. 8), jetzt in den Ges. W III. 103—41. Es sind übersetzte Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates und Platon's Buch der Gesetze, mit einem Vorwort, welches zum schlagenden Beweis dient, erstens von der frühen Entwicklung H.'s, zweitens von dem Zusammenhang seiner frühesten Richtungen mit den Bestrebungen Mendelsohn's und seines Kreises.

2. An die Sonne. Am 2. Julius. Paris, 1820. 4. (ein Gedicht), jetzt in den Ges. W., I 359—60.

15) Wird doch sogar der Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch zurückgehalten!

sein Geist, sein Charakter. Es blieb ein gerechtes Verlangen, davon so viel als nur möglich festgehalten zu sehen. An den Bruder, an die Genossen und Freunde in der Nähe des Verewigten erging die erste Aufforderung, es zu befriedigen. Alexander von Humboldt genügte ihr durch die sorgfältige Ueberwachung des brüderlichen Nachlasses und die Herausgabe der gesammelten Werke. Zuerst aber erhob August Böckh sich in der Berliner Akademie der Wissenschaften (am 9. Juli 1835) und gab eine treffende Charakteristik des unvergeßlichen Genossen. [16]) „Litteratur und Wissenschaft, begann er, haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.“ Da drängt es sich nun recht auf, wie sehr wir der Erinnerung an diese Männer bedürfen, an ihre Gestalt, ihr Werden und Wachsen. Sofort gab Böckh ein geistreiches Bild dieses einen Dahingeschiedenen, verband damit die Ankündigung des aus dem Nachlaß desselben zu erwartenden großen Sprachwerks und las eine Probe aus diesem zum Vorschmack.

Nach ihm trat, im J. 1838, Varnhagen von Ense

---

16) Sie findet sich gedruckt im litterarischen Zodiakus, her v. Th. Mundt, im Sept. 1835. S. 165—70, unter der Aufschrift: „Etwas über Wilhelm von Humboldt.“ Wir haben uns mehrmals auf diese werthvolle Schilderung bezogen.

mit einer höchst geistvollen Schilderung unseres Humboldt hervor, zwar nur einer Skizze, aber einer solchen, wie sie von diesem talentvollen Schilderer bei günstigem Anlaß nur zu erwarten ist. Namentlich verdanken wir ihm, daß uns doch nun auch von dem äußern Charakterbilde des Mannes und dessen auffallendsten Erscheinungen ein klarerer Umriß erhalten.

Ungeachtet dieser und anderer Vorarbeiten wollte doch Niemand auch nur den Versuch wagen, ein umfassenderes Lebensbild des Verewigten zu entwerfen. Ich unternahm dies, jedoch im vorans erklärend, in wie weit ich solches Wagstück auf meine Schultern nehme. Die Lücken, die unsere Darstellung läßt, hatte ich keine Ursache zu bemänteln. Ich habe sogar einzelne Züge mit Absicht liegen lassen, Züge die das äußere Lebensbild vervollständigt hätten, aber nicht zuverläßig genug schienen oder nach haltbaren Mittheilungen nur begieriger machen. Wenn Varnhagen sich zur besondern Aufgabe setzen konnte, H.'s Erscheinen im täglichen Leben aufzufassen, so schien dies mir nicht der Beruf eines Biographen zu sein, der hier nur fremden Auffassungen folgen konnte: ich suchte daher vor allem den Genius des Mannes heraufzubeschwören, seine innerste Richtung und sein höchstes Streben und von da die Totalität desselben zu erfassen. Auch so tritt sein Bild klar hervor. Wir sahen wahre Größe, freilich solche, die, wie alles Menschliche, auch Fehler und Schwächen hat. Eigenheiten, die ihr schadeten, blieben nicht unerwähnt; sie konnten uns aber die Herrlichkeit der Erscheinung nicht verkümmern. Mancher Vorwurf, den man dem Lebenden gemacht, verdiente kaum Beachtung, z. B.

---

17) In seinen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften, B. IV. Mannheim, 1838. S. 276–322. Angehängt sind sechs Briefe von Humboldt an F. A. Wolf.

der des Geizes und ähnliche. Halbarer vielleicht und wichtiger können sittliche Vorwürfe scheinen, die man ihm machte, und die sogar, wie wir sahen, von politischen Widersachern gegen ihn geltend gemacht wurden. Man warf ihm sinnliche Schwächen vor. Wir wollen solche Vorwürfe, wie viel Uebertriebenes sie enthalten mögen, gelten lassen, wollen annehmen, daß er in frühern Jahren der Verdorbenheit der Zeit und des damaligen Berlin seinen Tribut gebracht, und ihm dies auch nicht zur Ehre rechnen. Wir würden gern diese und ähnliche Menschlichkeiten wage mehr hervorgehoben haben, zur Freude derer, die an der Sonne am liebsten die Flecken sehen. Doch ist etwas Zuverlässiges darüber nicht überliefert worden; wage Beschuldigungen aber der gewöhnlichen Reinheit und Frömmigkeit hier zu wiederholen, wird man uns nicht zumuthen. Auch würde, selbst wenn wir solche und mehr einzuräumen genöthigt wären, damit das Urtheil über diesen Mann nicht umgestoßen werden. Denn dies ist eben das Ausgezeichnete an ihm, daß sein eigentliches, sein inneres, wie sein öffentliches Leben von solchen Schwächen gar nicht berührt ward, daß man bei solcher Größe und solchem Adel des Wesens diese Fehler, wenn man sie noch so sehr kannte, vergaß.

So scheiden wir von diesem Standbilde deutscher Intelligenz, von einem Genossen des Herrlichsten, was Litteratur und neuere Geschichte des Vaterlandes aufzuweisen haben; wir scheiden mit dankbarem und freudigem Gefühl von ihm, der seinen Landsleuten in so vielem Betracht ein ermuthigendes und erhebendes Vorbild gab. In der That, wenn irgend einer von unsern Vordermännern, so kann Humboldt als ein Bürge der Tiefe und der Entfaltung des deutschen Geistes zugleich, als Gewährsmann einer reichern Zukunft unseres Volkes betrachtet werden. Er steht da wie der Repräsentant des Ueberganges, in dem die deutsche Na-

tion ſich vom Geiſt zum Leben, von der Idee zur Praxis befindet; er war einer der Erſten und Begabteſten, die dieſen Schritt thaten; er that ihn, ohne der Tiefe, ohne des idealen Sinnes, ohne der geiſtigen Freiheit ſich zu entſchlagen, treu darin der Errungenſchaft unſeres ideellen Zeitalters. So an dem Gewonnenen haltend, ſchritt er muthig in das Neue und vertraute feſt auf die Sache der Menſchheit und des Vaterlandes. —

AUG 2 - 1916

Digitized by Google

3436-5

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03010 2134

Digitized by Google